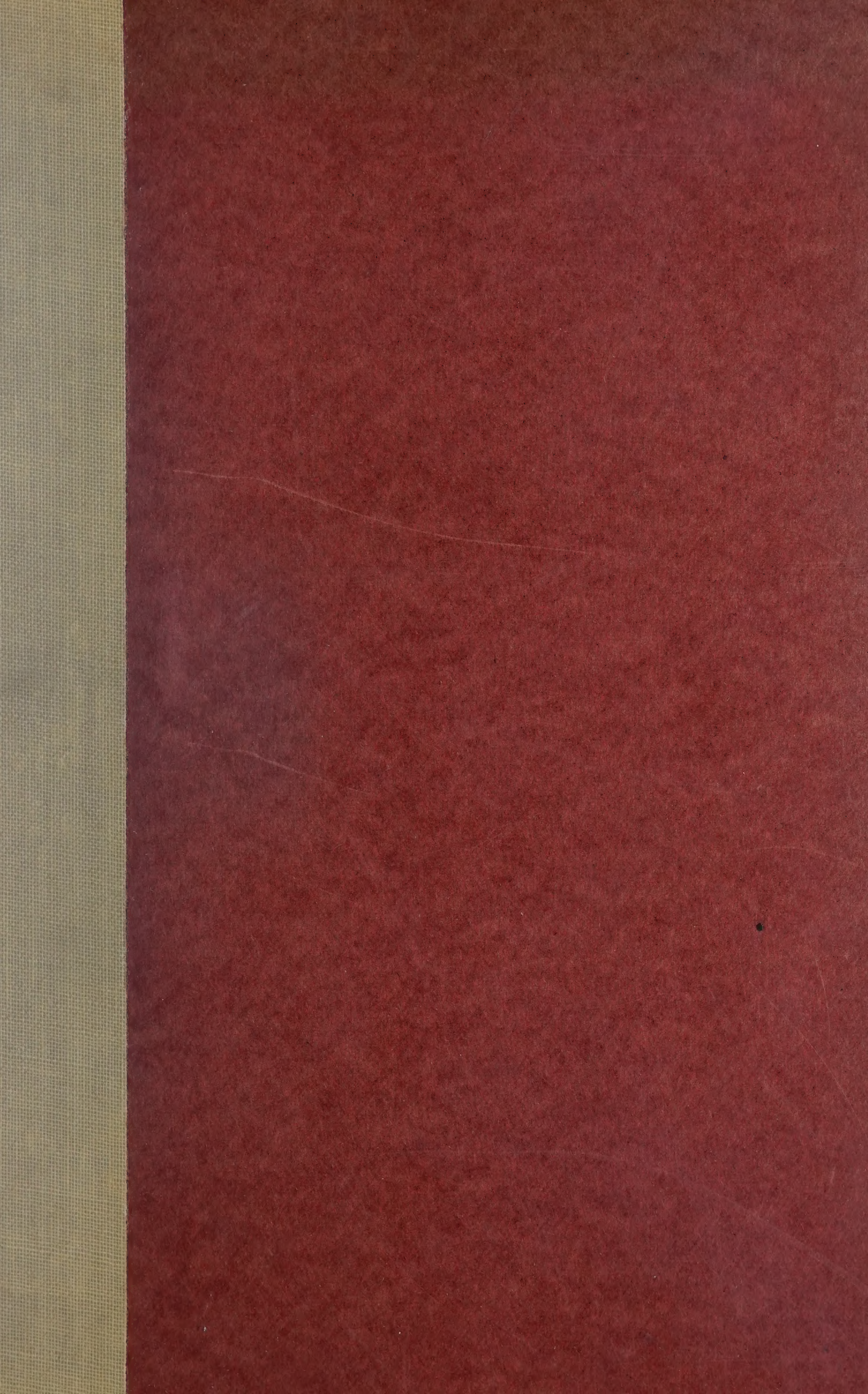
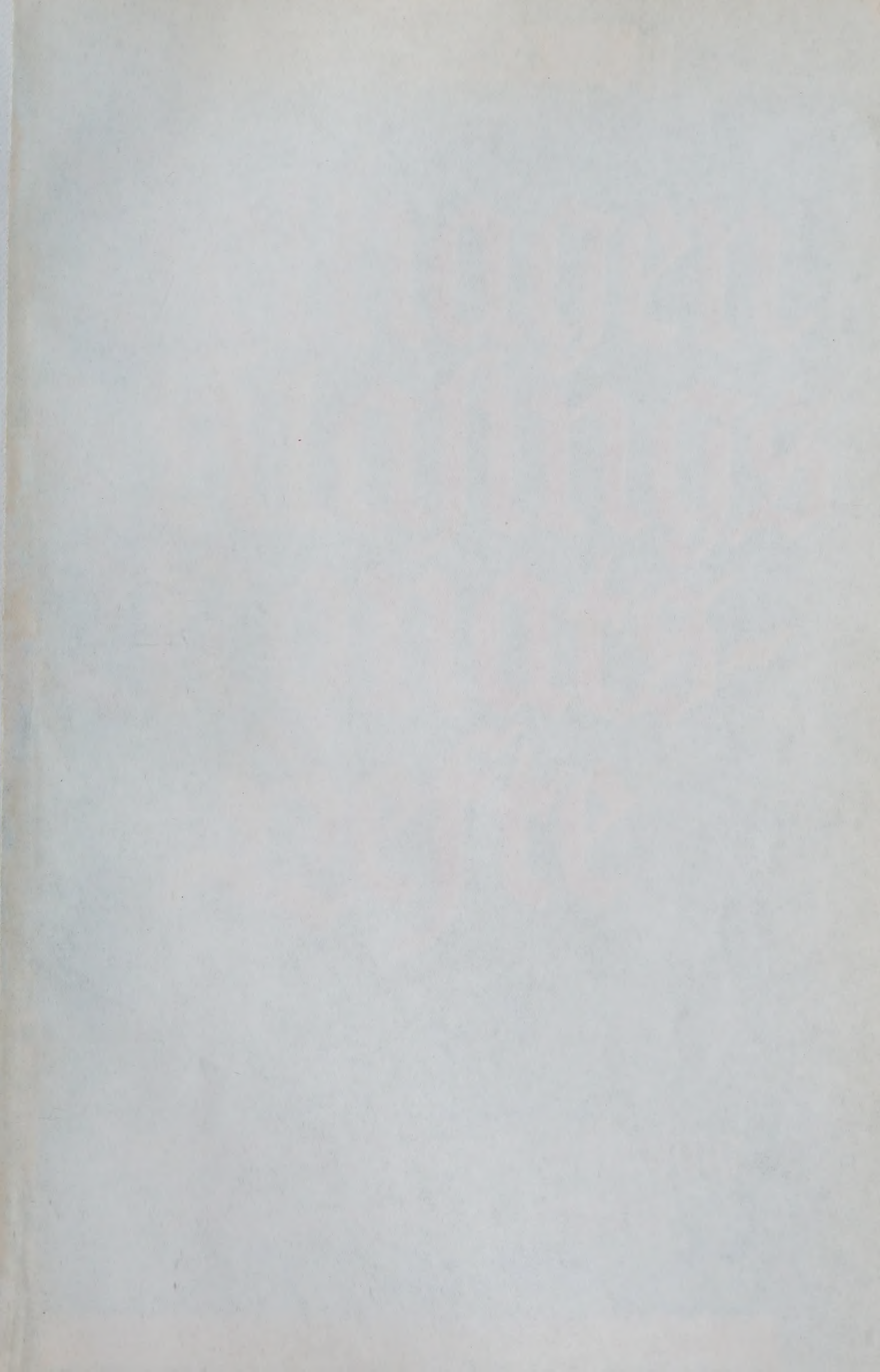
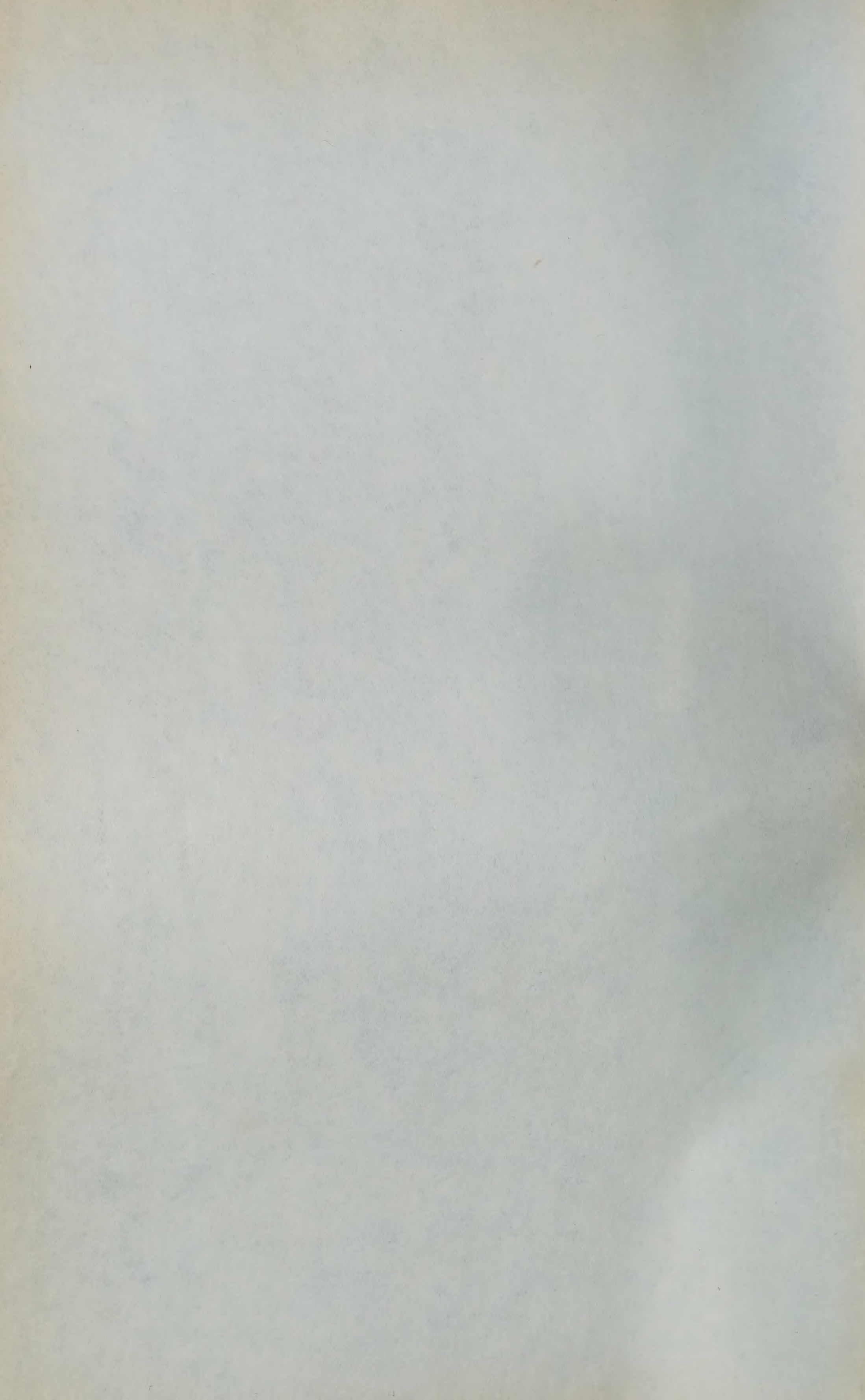








Mai 1944

THE LIBRARY OF THE
JUL 22 1948
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Velhagen & Klasings Monats-Hefte

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin · Bielefeld · Leipzig

Wenn Du Velhagen & Klasings Monatshefte gelesen hast, dann schicke sie an Soldaten, die Du kennst, oder gib sie beim zuständigen Blockleiter der NSDAP zur Weitersendung an die Front ab. Die Front dankt es Dir.

Velhagen & Klafings Monatshefte / Mai 1944
(Monatl. ein Heft z. Preise v. RM. 2.10 zuzügl. Bestellgeld)

INHALT

Theaterstücke zum Lesen

Die meisten Leute gehen gern ins Theater, aber zum Lesen von Theaterstücken sind sie nicht zu bewegen. Es hat auch seine Schwierigkeiten. Denn das Drama ist eine stark konzentrierte Kunstform, und es bedarf fast mehr noch als der nachschaffenden Phantasie auch der Erfahrung, um den Text vor sich selber bildhaft werden zu lassen oder ihn gar zu hören. Nun bringt der Wiener Verlag Wilhelm Andermann vier Komödien von Hans Hömberg heraus („Kirschen für Rom", sie geben dem Buch den Titel, „Der tapfere Herr S.", „Minnifie", „In Cognac gibt es keine Tränen"). Die Stücke haben ihre Feuerprobe auf den Brettern bestanden, drei von ihnen sind auch in den Heften besprochen worden. Sie sind höchst amüsant zu lesen, denn der Verfasser hilft uns mit ausführlichen, feuilletonistisch gefaßten szenischen Bemerkungen. Er ist ein humoristischer Skeptiker, der nicht daran denkt, alle Fragen, die seine ironisch gefärbten historischen Stoffe aufwerfen, zu beantworten. Im Gegenteil macht es ihm Spaß, uns in einiger Verwirrung zu entlassen.

Kunst und Kind

In Bardowick, nicht weit von Lüneburg, in einem Ort, der während des frühen Mittelalters seine Blütezeit erlebte, steht ein Dom und in ihm befindet sich reich geschnitztes Gestühl aus dem Jahre 1486. Wie reich wir sind, können wir daran ermessen, daß dieses bewundernswerte Werk eines namenlosen Meisters völlig unbekannt geblieben ist. Jetzt hat Theodor Voigt „Das Bardowicker Chorgestühl" in 56 Bildern aufgenommen und das Ergebnis seiner photographischen und wissenschaftlichen Bemühung bei Ellermann in Hamburg veröffentlicht. Die Schnitzereien in Eichenholz waren nie bemalt. Sie wirken ernst, ja spröde, echte Zeugnisse niederdeutscher Kunst.

Derselbe Verlag bringt von Amanda Hoffmann ein buntes Bilderbuch mit Versen von Richard Drews. Es verspricht „Alle Tage neue Freuden", und die Kindlein, sie glauben es gerne.

Dr. Paul Weiglin

Für 5 kg Knochen = ein Stück Kernseife

Knochen sind wertvollster Rohstoff,

jedoch im eigenen Haushalt wertlos. Jeder liefere die in Küchen und Verpflegungsstätten ausgekochten oder gebratenen Knochen regelmäßig an die Schulkinder für die Schulaltstoffsammlung oder an die Sammelstelle im Ortsgruppenbereich ab. Für ein Kilogramm Knochen wird eine Bezugsmarke ausgegeben. Ein Sammelbogen mit Bezugsmarken im Werte von 5 kg abgelieferter Knochen berechtigt zum Kaufe eines Stückes Kernseife.

DER REICHSKOMMISSAR FÜR ALTMATERIALVERWERTUNG

Wird Ihr Wäschevorrat kleiner?

Achten Sie einmal darauf; Wäsche läßt sich heute nur schwer ersetzen. Wenn Sie merken, daß Ihr Wäschebestand kleiner wird, dann ist es höchste Zeit, dagegen etwas zu tun – Sie stehen sonst eines Tages vor leeren Schränken. Beginnen Sie sofort mit einer systematischen Wäschepflege und vermeiden Sie alle Fehler, die zu einer Beschädigung führen. Eine richtige Anleitung zur längeren Erhaltung Ihrer Wäschevorräte finden Sie in der Henkel-Lehrschrift „Wäscheschäden und ihre Verhütung". Zusendung kostenlos.

Persil-Werke, Düsseldorf



Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8, gibt begabten Schwesternschülerinnen eine fachlich gründliche Ausbildung und gute Erziehung für den Schwesterndienst. Staatl. Abschlußprüfung nach 2 Jahren. - Vielseitige Möglichkeiten der Spezialausbildung und Fortbildung. - Aufnahmebedingungen: charakterliche, geistige und körperliche Eignung, abgeschlossene Mittel- oder Oberschulbildung. Volksschülerinnen werden durch Kurse vorbereitet, geringe Ausbildungskosten.
Genaue Auskunft und Druckschriften durch obige Anschrift

Anzeigen an Velhagen & Klafings Anzeigenverwaltung, Leipzig C 1. Fernruf 64201. Postscheckkonto Leipzig 66746. Verantw. Anzeigenleiter: Hans Burkel, Leipzig C 1. Erscheinungsort Leipzig. Preisliste 6. Druck und Verlag: Velhagen & Klafing, Berlin, Bielefeld, Leipzig





Spielende Kinder

Gemälde von Johann Wilhelm Schütze

Berlin, Kunstausstellung Hintze

Unsere Rundschau

Die englische Blutschuld

Dieser Krieg ist ein Krieg ohne Etappe. Über den friedlichen Städten unserer Heimat werden Schlachten geschlagen, und in vielen Orten zeugen Tote und Trümmer von dem Grauen schwerer Tage und Nächte, wie sie in früheren Zeiten nur die Kämpfer an der Front erlebt haben. Daß diese Entwicklung mörderischer Methoden ein Hohn auf die Menschlichkeit ist, die unsere Feinde als ihr Eigentum beanspruchen und die sie durch uns als gefährdet ausschreien, wird niemand auf der Welt bestreiten. Darum liegt den Engländern als den Erfindern des gegen die Zivilbevölkerung gerichteten Luftkrieges daran, sich von der Blutschuld reinzuwaschen und sie uns zuzuschieben. Wir, so heißt es, hätten damit angefangen, und was wir jetzt leiden müßten, sei nur die Quittung auf unser Vorgehen. Es lohnt sich, einmal zurückzublicken und mit der Kritik des nüchternen Geschichtsforschers festzustellen, wie es eigentlich gewesen ist.

Wir erleben, mit welcher Rücksichtslosigkeit unsere Feinde die Neutralen behandeln. Es wirkt symbolisch, daß eine Frau im dänischen Esbjerg das erste zivile Opfer britischer Bomben gewesen ist, gleich zu Beginn des Krieges, am 4. September 1939. Natürlich versuchten die Engländer sich herauszureden und faselten von einem bedauerlichen Versehen, während die dänische Regierung, die an sich gewiß keine Neigung verspürte, mit der damals noch unangetasteten englischen Weltmacht in Meinungsverschiedenheiten zu geraten, klipp und klar bewies, daß die britischen Piloten genau wußten, was sie taten und wo sie ihre Bomben warfen. Im Januar 1940 folgte dann der erste Überfall auf deutsches Gebiet, auf die Insel Sylt. Als unsere Luftwaffe zwei Monate später den Kriegshafen Scapa Flow angriff, begannen die Engländer sofort zu heucheln und zu lügen und behaupteten, wir hätten mit dem Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung begonnen. Dabei war es jedermann auch auf der britischen Insel klar, daß es sich bei Scapa Flow zweifelsohne um ein militärisches Ziel handelte.

Es würde ermüden, wollte man alle späteren englischen Luftangriffe auf deutsche Städte und nichtmilitärische Ziele aufführen. Im April 1940 hatten Wennigstedt und Heide in Schleswig-Holstein die erste Gelegenheit, die Methoden britischen Luftterrors kennenzulernen. Unser Oberkommando der Wehrmacht unterließ nicht, am 26. April 1940 festzustellen, daß der Feind unverteidigte Orte ohne militärische Bedeutung angegriffen habe. Auf bald folgende Warnungen hörte man in London nicht, sondern fuhr in seinem verbrecherischen Treiben fort. Freiburg hatte am 10. Mai 1940 siebenundfünfzig Tote, darunter zwanzig Kinder, als Opfer britischen Luftangriffs zu beklagen. Man war sich auch in England völlig klar darüber, daß man den Luftkrieg gegen unsere Bevölkerung systematisch begonnen habe. In der Dezembernummer der politischen Zeitschrift The Round Table stand 1940 zu lesen: „Seit dem 10. Mai haben unsere Bomber Nacht für Nacht fast ohne Unterbrechungen und fast ungestört vom Feind in ständig wachsender Zahl alle Teile Deutschlands und Italiens überflogen, um ihre Bomben abzuladen.“ Als dieses Bekenntnis erschien, hatten die Briten, am 26. August 1940, auch mit den Angriffen auf Berlin begonnen. Wir erinnern uns alle, mit wie bewegenden Worten der Führer den Feind gewarnt hat. Man hörte auch diesmal wie sooft nicht auf ihn, und so kündigte er am 4. September 1940 die Vergeltung an. Man nahm seine Worte auch diesmal nicht ernst, und als dann die Angriffe unserer Luftwaffe auf militärische Ziele in London und anderen wichtigen Städten der Insel begannen, setzte sofort ein großes Geschrei über unsere Luftkriegsführung ein. Man wollte die Welt die eigenen Sünden vergessen machen und spekulierte darauf, daß sie ein kurzes Gedächtnis hat. Wir hatten es früher auch, jedoch wir haben uns, unter dem Zwang der Notwendigkeit, bedeutend gebessert. Wir erinnern uns, daß der englische Ministerpräsident Baldwin sich 1932 zu der Methode des jetzt gegen uns angewandten Bombenterrors freimütig und gottesfürchtig bekannte, indem er kalt und klar sagte: „Man muß mehr Frauen und Kinder schneller töten als der Feind, wenn man sich schneller schützen will.“ So verbrecherisch dieser inzwischen von den Mörderkompanien Roosevelts freudig übernommene Grundsatz ist, so wirkungslos hat er sich erwiesen, auch als die Angriffe häufiger und härter wurden als in den ersten Jahren des Krieges. Sie haben, was doch ihr wichtigster Zweck war, unser Volk nicht reif zur Kapitulation gemacht, sondern seinen Willen auszuharren gestärkt, und die Schäden, die entstanden, wurden immer wieder schnell beseitigt, soweit sie den Krieg und seine Wirtschaft in der Entwicklung zum Endsieg zu stören drohten. Was aber sonst der Gemeinschaft wie dem einzelnen an großen Kostbarkeiten der Kunst wie an den kleinen Schätzen des Herzens zerstört worden ist, das steht auf einer langen und schmerzlichen Rechnung. Niemand unter uns zweifelt daran, daß diese Rechnung einmal beglichen werden wird, und zwar nicht erst vor der himmlischen Gerechtigkeit. Bezahlen wird sie, wer die Schuld an diesem Weltkrieg auf sich geladen hat.

Die neue Weltsprache

Wir können uns nicht beklagen. Wir kommen mit unserem Deutsch recht weit in der Welt. Jeder Soldat wird es bezeugen. Aber die Anglo-Amerikaner sind nicht nur auf unsere blühende Wirtschaft neidisch und voll Sorge vor unserem ihre eigenen Völker ansteckenden Sozialismus: sie möchten – und das ist ein jüdischer Trieb – am liebsten, daß unser nach dem talmudischen Fluch nicht mehr gedacht werde. Wie sie in ihren auf die Zerschlagung unseres Vaterlandes gerichteten Phantasien den deutschen Namen ausrotten wollen, so sind sie darauf bedacht, auch unsere Sprache zu morden. Das geht natürlich nicht von heut auf morgen, und wahrscheinlich will man sie uns zum Hausgebrauch und vielleicht auch zum

 Nachdruck verboten. Copyright 1944 by Velhagen & Klafing

Dichten und Denken noch eine Weile großmütig gönnen. Aber das erscheint den Herren Geschäftemachern in London und in Neuyork höchst ärgerlich, daß ein Kaufmann in Hamburg oder in Wien an seine Geschäftsfreunde in Barcelona oder in Bukarest deutsch schreiben kann und verstanden wird. Solange die französische Sprache die der Bildung, die englische die des Handels in der ganzen Welt war, redete kein Mensch von einer Herrschaft. Seit unsere Sprache, dank unseren geistigen Leistungen, eine Weltsprache geworden ist und in diesem Kriege den siegreichen Truppen folgt wie einst die lateinische den Adlern der römischen Legionen, erblickt man in einer so natürlichen Entwicklung eine Gefahr, denn das wollen unsere Feinde nicht sehen, daß wir Deutschen auch im Zeichen des Nationalsozialismus nicht daran denken, die Pflege fremden Volkstums zu beeinträchtigen, sondern sie vielmehr nach Kräften fördern. Man hofft, den deutschen Einfluß auf die Kultur und die Wirtschaft zu hemmen, indem man die deutsche Sprache als internationales Verständigungsmittel ausscheidet und an ihre Stelle ein Kunstprodukt setzt. Man hat einen solchen Versuch schon häufig gemacht; z. B. hat das Esperanto des Juden Zamenhof eine immerhin beträchtliche Anzahl von Anhängern gewonnen, die nur zu einem geringen Teil wußten, was sie taten. Gewiß kann solch eine Kunstsprache auch von Negern und Hottentotten begriffen und gelernt werden, und nichts hindert, daß sich in ihr ein Neuyorker Jude mit einem Botokuden unterhält, um ihn übers Ohr zu hauen. Aber wer einmal erlebt hat, was das Wort Muttersprache an Schätzen des Gemüts, an geschichtlicher Überlieferung, an dichterischer Prägung in sich birgt, den packt das Grauen vor so konstruierten Geschöpfen wie dem Esperanto. Ihm ist, als würde ihm zugemutet, sich in eine Figur aus Kastans Panoptikum zu verlieben. Und konstruiert ist auch die Sprache, die jetzt die Anglo-Amerikaner der Welt empfehlen, von der sie wähnen, daß sie ihrer Herrschaft anheimfallen wird. Es handelt sich um ein ungemein vereinfachtes Englisch, das sogenannte Basic-Englisch, das jeder so leicht lernen kann, als benutzte er den berühmten Nürnberger Trichter, und von dem er freilich nichts hat, als daß er ohne Mühe 300 Zentner Baumwolle bestellen kann, vorausgesetzt, daß auch sein Partner ein Basic-Engländer ist.

Lassen wir ihnen das Vergnügen, ihre eigene Sprache zu verhunzen, um daraus einen Ersatz für das auch internationale Jiddisch zu gewinnen. Es sind dieselben Leute, die das eine tun und das andere sprechen. Uns bringt eine derartige Propaganda nur erneut zum Bewußtsein, was wir an unserem Deutsch haben und über welchen herrlichen Reichtum Europa in der Fülle seiner Nationalsprachen verfügt. Wenn man sich heute rings um uns Mühe gibt, unsere Sprache zu lernen, so vergilt man uns eigentlich nur, was wir durch Jahrhunderte geübt haben. Immer sind wir eifrige Schüler gewesen. Wir haben Latein gelernt, und als uns nach dem Sturz der mittelalterlichen Welt die Sonne Homers aufging, versenkten wir uns ins Griechische. Dann bemühten wir uns, Franzosen oder Engländer zu sein, was verächtlich und äffisch war. Jedoch das Geistesgut fremder Nationen, und gerade auch das der kleinen und ehedem kaum beachteten, wir haben es in unsere Sprache übertragen und in ihr die Grundlage für das geschaffen, was Goethes seherische Weisheit Weltliteratur nannte. Mit wieviel nachfühlender Liebe haben wir uns durch zwei Jahrhunderte um Shakespeare bemüht; wie eifrig sind wir gewesen, Dante auf seinem Weg durch Hölle, Fegefeuer und Himmel zu folgen; uns sind die Lusiaden von Camoens so wenig fremd geblieben wie der Roland Bojardos oder Ariosts. Wolfram hat so gut wie die anderen mittelalterlichen Epiker gekannt, was französische Erzähler berichtet und gedichtet haben. Molière war auf unseren Bühnen zu Hause wie in seiner Heimat.

In der Aneignung der Sprachen unserer näheren oder ferneren Nachbarn sind wir in den letzten Jahrzehnten praktisch geworden. Der einst weltfremde Unterricht, der namentlich an unseren Gymnasien die neueren Sprachen genau so paukte wie die klassischen, ist lange vorbei. Man hat, verdrießlich über soviel Plage, die den Schüler ohne praktischen Nutzen entließ, denn er konnte sich in Paris oder London mit seinen Schulkenntnissen kaum zu einem Mittag helfen, den grammatischen Ballast über Bord geworfen und rein praktisch zu lehren begonnen, was freilich den Schüler ebensowenig in die Seele der fremden Sprache führte, sondern sie zu einem bloßen Verkehrsmittel erniedrigte. „Tausend Worte italienisch!“ – das klang wunderbar und verführte im Grunde nur zum Hochmut des Ignoranten, der auf das Schlagwort, einen jüdisch-amerikanischen Dreh, hineinfiel und sich einbildete, italienisch zu beherrschen, wenn er sich mit dem Hotelportier über den besten Zug nach Florenz verständigen konnte. Der Reiz, sich mit einer fremden Sprache zu befassen, beginnt doch recht eigentlich erst da, wo man sich mit ihrem Bau, d. h. mit ihrer Grammatik, mit ihrer Geschichte, d. h. mit ihrer Entwicklung, beschäftigt, und wer das Glück hat, neben der Muttersprache noch eine andere bis in ihr Herz zu kennen, der ahnt die Wahrheit von Goethes Wort: „Je mehr Sprachen man kann, um so mehr ist man Mensch.“ Aber das vermag nur ein Deutscher zu sagen und zu empfinden.

Gedenktage an Dichter

Am 4. Juni sind 150 Jahre verflossen, seit Gottfried August Bürger sein Leben beschloß. Es war kein glückliches Leben gewesen, und wer ein Pharisäer war – und es gab solche unter seinen Zeitgenossen wie unter späteren Beurteilern –, der mochte wohl sagen, daß er sich sein Schicksal selbst zu seiner Qual geschmiedet habe. Er kam weder in seinen Ämtern noch in seinen Ehen zu dauerndem Glück, und als er starb, wurde ihm der Abschied von einer Welt, die ihm in jeder Hinsicht zur Last geworden war, nicht schwer. Begann doch sogar eine neue, gefestigte Kunstrichtung, die den Sturm und Drang einer stürmisch einherfahrenden Generation überwunden hatte, den Wert seiner Balladen anzuzweifeln. Zu Unrecht, wie uns die Zeit gelehrt hat, denn mindestens zwei von ihnen, eine grausig-ernst und eine behaglich-heiter, leben heute noch unter unserem Volk und nicht bloß im Gedächtnis der Literarhistoriker. Es sind die gewaltige „Leonore“ und die lustige Geschichte von dem Abt, dessen Schäfer viel klüger als seine Gelahrtheit ist. Bürger war einer der großen Meister unserer Sprache, der ihre volle Schönheit mächtig erklingen und sie auch als Übersetzer Homers oder Shakespeares geschmeidig zu behandeln verstand. Wie sehr sein Dichten Erlebnis war, beweist seine bekennerische Lyrik, aus der ein an sein Herz gerichtetes Sonett als eines der kostbarsten in unserer Sprache hervorragt. Der Dichter redet es an: „Lange schon in manchem Sturm und Drange irren meine Füße durch die Welt. Bald den Wandermüden zugesellt, ruh' ich aus von meinem Pilgergange“ und endet mit dem Seufzer des noch immer von Leidenschaften Umgetriebenen: „Herz, ich wollte, du auch würdest alt!“

Als Mensch verkannt wie Bürger wurde auch Detlev von Liliencron, dessen Geburtstag sich am

3. Juni zum hundertsten Male jährt. Die meisten sahen und sehen in ihm den leichtsinnigen Junker-Offizier, der ein Pumpgenie war und nebenbei reizende, freilich etwas saloppe Verse schrieb. In Wahrheit hat er sich als ein ehrlicher Geistesarbeiter tüchtig geplagt und seine Gläubiger sämtlich befriedigt, sobald es ihm möglich wurde, auch die, die seine Schuld wahrscheinlich schon längst in den Rauchfang geschrieben hatten. Uns ist der tapfere Kämpfer von 1866 und 1870 besonders teuer, als er zu seiner Zeit eigentlich der einzige Poet gewesen ist, dem sein Fronterlebnis zum dichterischen Kunstwerk wurde, in den „Adjutantenritten". Wir lieben ihn, auch wenn er in der Maske des Bruders Liederlich auftritt und auf den Tisch schlägt: „Wein her, zum Henker, und da liegt Trumpf-As!" Er hat in wundervoll schlichten Versen verewigt, was er an Liebe zwischen Wiesenweg und Hecken genossen hat, und wenn heute noch wie seit undenklichen Zeiten die Wache die Linden vom Brandenburger Tor her hinauf zum Schloß marschiert, so fallen uns Liliencrons Verse von der Wachtparade ein, die so schmetterlingsbunt sind wie das militärische Schauspiel, das sie unvergleichlich einprägsam verherrlicht haben.

Unser neuer Roman

Auf den Spuren Liliencrons ist gelegentlich Otto Anthes, der Dichter unseres neuen Romans, gewandelt. Es war zur Zeit des Hererokrieges, da erschien von ihm in der „Jugend" ein Gedicht, das vielen aus dem Herzen gesprochen hat. Es schilderte einen blutjungen Leutnant, der mit Monokel im Auge ein Restaurant betritt, mit dem Ring ans Glas klingt und bestellt: „Kellner, stell'n Se eine kalt!" Am Nebentisch die Gesellschaft lächelt, und einer fragt: „Was will Majestät mit dem Jungen?" Dem Dichter gibt sein inneres Gesicht die Antwort. Er sieht die afrikanische Wüste, und ein paar deutsche Soldaten vor der Übermacht der Feinde. Ein blutjunger Leutnant springt auf und kommandiert zum Angriff und fällt. „Das will Majestät mit dem Jungen!" In einer Zeit, da der Opfergeist fürs Vaterland fast zur Legende geworden war, hat dieses Gedicht wie ein Bekenntnis, wie eine Tat gewirkt. Seit er es schrieb, ist Otto Anthes alt geworden. Er hat zwei Weltkriege erlebt, und der zweite hat ihm sein Heim in Lübeck zerstört, wo er viele Jahre gelebt und gearbeitet hat. Unsere Hefte erfreuen sich seit geraumer Zeit an seiner Novellenkunst. Jetzt bieten sie den Lesern einen großen Roman, in dem Anthes die bunte Welt des Theaters und die Stille der Dichtung in Spiel und Widerspiel vor uns erstehen läßt. Wir hoffen und glauben, daß man sich an den Geschehnissen und an den Menschen, die er mit tiefer Kenntnis der Dinge und des Herzens schildert, aufrichtig erfreuen und die von Uschi zu Ursula reifende Heldin so treu im Gedächtnis bewahren wird, wie uns der kleine Leutnant aus der Zeit vor vierzig Jahren unvergessen geblieben ist.

Von Uschi zu Ursula

ROMAN VON OTTO ANTHES

An einer kleinen Wiener Bühne fand die Uraufführung eines Schauspiels statt, die in mehrfacher Hinsicht merkwürdig war.

Das Theater selbst hatte schon sein Besonderes. Aloys Pfundtner, ein gewürfelter Theatermann, hatte das Gebäude eines ehemals berühmten Varietés gepachtet und es mit geringfügigen Änderungen zu einem Schauspielhaus umgestaltet, in dem er zwei Jahre lang die mehr gepfefferten als gesalzenen Schwänke französischer Verfasser aufführte. Das Theater war stets gut besucht. So hätte sein Leiter zufrieden sein können. Er war es aber nicht. Es drängte ihn, in die Bezirke der höheren Kunst vorzustoßen. Darum suchte er mit heißem Bemühen ein geeignetes Stück, bei dem ganz Wien aufhorchen sollte, einen Reißer und ein Kunstwerk zugleich. Lange Zeit blieb sein Suchen vergeblich. Da brachte ihm eines Tags ein alter Journalist, der von seinen Sorgen wußte, ein handgeschriebenes Schauspiel in blauem Aktendeckel. Der Journalist hatte es von einem schriftstellerischen Bekannten aus Norddeutschland erhalten, der seinerseits wieder der Mittelsmann des Verfassers war. Dieser Verfasser selbst hatte sich auf dem Titel nicht genannt und sollte auch vorläufig unbekannt bleiben.

Direktor Pfundtner nahm das blaue Heft ohne sonderliche Neugier entgegen. Und als er nun gar die erste Seite aufschlug, fuhr er richtig zurück. Ein Kostümstück! Italienische Renaissance! An seinem Theater! Ausgeschlossen.

Aber der alte Journalist war seltsam eindringlich in seiner Empfehlung. „Lesen Sie, Direktor!" sagte er. „Das ist das, was Sie suchen. Ich will mein Lebtag keinen Unger mehr trinken, wenn es nicht wahr ist."

Und Aloys Pfundtner las. Beim erstenmal stand er noch so unter dem Zwang seines Vorurteils, daß er sich Mühe gab, enttäuscht zu sein. Aber dem theaterkundigen Mann konnte nicht verborgen bleiben, daß hier etwas Absonderliches war. Er las also zum zweitenmal und war gefesselt. Und als er zum drittenmal gelesen hatte, war er entzückt, entflammt, überzeugt, daß er sein Stück gefunden hätte. Er sah theatralische Möglichkeiten von eigentümlicher Leuchtkraft. Es war ein Liebesdrama und doch viel mehr als dies. Ein Vorwurf, mindestens so gewagt wie die seiner französischen Schwänke, war hier vorgetragen mit einem beinahe kindlichen Ernst, der dem Stoff alle Unreinheit nahm. Zugleich aber war an die edelsten Empfindungen des Menschenherzens gerührt. Das Ganze überglutet von einer bald herrisch, bald warm leuchtenden Sinnlichkeit und von Poesie übergossen.

Und Aloys Pfundtner begann alsbald das Stück einzurichten, die Rollen zu verteilen, Einzelproben abzuhalten. Sein ganzes Theater brachte er in Aufregung durch den Eifer seiner Vorbereitungen. Er fragte dabei gar nicht weiter nach dem Verfasser. Den zu unterrichten, überließ er dem alten Journalisten.

Zwei Tage vor der Aufführung, vormittags während der Probe, näherte sich ein einfach, fast ein wenig bäurisch aussehender Mann dem Bühneneingang. Eine kleine Gruppe zur Zeit unbeschäftigter Schauspieler lungerte in der Tür und versperrte beinahe den Zutritt. Der Fremde zwängte sich mühsam und bescheiden hindurch und gelangte zu dem Fensterchen des Pförtners im engen Vorraum.

„Sie wünschen?" fragte der Pförtner, nachdem er die Klappscheibe zur Hälfte geöffnet hatte, ohne aufzusehen.

„Ich bin der Verfasser des Stücks, das übermorgen gegeben wird", sagte der Mann leise. „Könnte ich wohl . . . ?"

Der Pförtner öffnete das ganze kleine Fenster und streckte den Kopf heraus. „Herr Rübsam!" rief er zu der Schauspielergruppe hinüber.

Ein langer, schlaksiger junger Mann löste sich aus dem Haufen und kam zögernd näher.

„Der Dichter!" sagte der Pförtner, indem er mit einer seitlichen Kopfneigung auf den Fremden wies und mit den Augen zwinkerte.

„Rübsam", stellte der Schlaksige sich vor.

Der Fremde murmelte einen Namen, den jener nicht verstand. Das schien ihm aber nicht wichtig zu sein. Denn er streckte dem immer noch Unbenannten die Hand hin. „Sie sind also der Verfasser unseres Stücks. Und Sie möchten . . ."

„Ich möchte wohl der Probe beiwohnen. Wenn es angängig ist."

Herr Rübsam lächelte zweifelhaft. „Wir wollen es versuchen."

Damit ging er voraus und leitete den ihm Nachtrottenden durch enge und halbdunkle Gänge in den Zuschauerraum. Der war leer und fast völlig dunkel. Aber auf der hell erleuchteten Bühne war eine Anzahl von Menschen, zu einem Teil in Straßenkleidern, zum andern in weißen Kitteln, Malergesellen ähnlich, in lebhafter Bewegung tätig. Vorn an der Rampe, den Rücken dem Zuschauerraum zugekehrt, stand ein mittelgroßer schlanker Mann und leitete mit weitausholenden Armschwüngen und lauten Befehlsworten das Ganze.

Herr Rübsam trat von unten an den Schlanken heran, wartete einen Augenblick ab, da jener gerade einmal still war, und flüsterte ihm dann seine Meldung zu.

„Hinaus mit ihm!" schrie der Schlanke, ohne sich umzusehen. „Was sollen wir hier mit ihm? Wir sind doch noch mitten im Chaos." Dann besann er sich und kehrte sich um. „Wo ist er denn?"

Rübsam winkte dem zurückgebliebenen Namenlosen, der nun, gänzlich verstört, näher kam.

„Entschuldigen Sie", sagte der Schlanke, jetzt ganz höflich. „Aber die Aufregung der Probe! Sie verstehen. Morgen, bei der Generalprobe, können Sie alles sehen, wie es sein soll." Er überlegte einen Augenblick. „In einer halben Stunde mache ich eine Pause. Dann sehe ich Sie in meinem Büro. Nicht wahr? Servus also!" Er reichte von oben herab eine Hand und wandte sich wieder der Bühne zu.

Mit gesenktem Kopf folgte der also Abgefertigte dem voraufgehenden Rübsam. Als sie wieder beim Pförtnerstübchen waren, schoß der Spielwart aus einer anderen Tür und schrie eine Anzahl von Namen. Darauf preschte die ganze Schar der den Ausgang Versperrenden auf die Bühne. Die zwei standen allein im Vorraum.

„War das nun . . . ?" stotterte der Fremdling kopfschüttelnd.

„Direktor Pfundtner, ja", beeilte sich Rübsam zu erwidern. „Ein bißchen aufgeregt, begreiflich. Aber das ist beim Theater mal so: Proben sind keine Anstandsstunden. Und eins kann ich Ihnen sagen: Ihr Stück wird ein ganz großer Erfolg."

„Meinen Sie?" sagte der andere hoffnungslos.

„Gar kein Zweifel", beteuerte Rübsam. „Pfundtner versteht sein Handwerk. Der macht Ihnen aus Ihrem Stück ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Die Presse ist auch schon sehr neugierig. Woran meine Wenigkeit nicht ganz unschuldig ist. Ich bin nämlich der Dramaturg."

„Oh! Dann habe ich wohl Ihnen die Annahme meines Werks zu danken?"

„Gar keine Spur", antwortete Rübsam gleichmütig. „Gewiß, ich soll ja die Stücke lesen, die bei uns eingereicht werden. Aber von den fünfhundert, die jährlich eingehen, lese ich keins. Es hätte ja auch gar keinen Zweck. Wenn ich mal eins lese und es gefällt mir, und ich mache meinen Bericht und lobe aus allen Kräften und empfehle die Aufführung, dann sagt der Direktor nachher sicher: Der Rübsam ist ein Ochse. Das Stück taugt gar nichts. Also warum soll ich? Nein, ein Dramaturg ist bei uns dazu da, die Notizen für die Blätter zu schreiben, dem Direktor die lästigen Besucher abzufangen und im übrigen das Mädchen für alles beim Theater zu sein."

„Aber wer hat denn nun ausgerechnet mein Stück, das Stück eines gänzlich unbekannten Autors . . . ?"

„Das hat der Direktor selbst getan. Woher er es bekommen hat, weiß ich nicht. Damit tut er furchtbar heimlich. Aber im Vertrauen gesagt: er ist begeistert von dem Werk. Ich habe ihn noch nie so begeistert gesehn."

„Ja, aber", stammelte der Mann aus der Fremde vollkommen ratlos, „woher denn nun dieser Empfang, der doch wahrhaftig mehr als formlos war?"

„Darüber dürfen Sie sich nicht grämen", tröstete der Dramaturg. „Ich sagte Ihnen ja schon. Das ist beim Theater so und hat nichts zu besagen. Passen Sie auf, wenn übermorgen der Erfolg da ist, sieht alles ganz anders aus. Auch der Direktor."

Eine halbe Stunde später saß der Zugereiste dem Direktor gegenüber in dessen Büro.

Aloys Pfundtner hatte dem Eintretenden beide Hände geschüttelt und ihn mit überströmender Freundlichkeit in einen Sessel genötigt. Jetzt saß er vor ihm, ein wenig vorgebeugt, die Hände zwischen den Knien. „Sie also sind unser Dichter", sagte er und schaute überaus herzlich drein. „Und wie heißen Sie nun eigentlich?"

„Holzer. Armin Holzer."

„Hm!" brummte der Direktor. „Und was sind Sie von Beruf?"

„Volksschullehrer."

Der Direktor fuhr sich mit beiden Händen in die Haare. „Holzer – und Volksschullehrer! Das ist ein bißchen viel auf einmal", sagte er. – „Na", fuhr er dann mit einem leisen Lächeln fort, „den Holzer werden wir ja auf die Dauer nicht unterschlagen können. Aber den Volksschullehrer wollen wir lieber für uns behalten, davon wollen wir vorläufig kein Wort verlauten lassen. Ein Volksschullehrer – das würde den Leuten von der Presse nur die willkommene Gelegenheit geben, ihre Witze loszulassen. Schulmeisterlich – das ist das tödlichste Wort in unserem Wörterbuch. Wenn Sie Dichter sein wollen, dürfen Sie gleichzeitig meinetwegen Arzt sein oder Jurist oder Arbeiter – alles dürfen Sie nebenher sein, bloß nicht Lehrer. Und nun gar Volksschullehrer! – Sagen Sie mir nur das eine: wie kommen Sie als Volksschullehrer zu so einem Stück?"

„Ja, das weiß ich auch nicht", sagte Holzer träumerisch. „Das ist mir so zugeflogen. In vierzehn Tagen hab' ich's hingeschrieben, in einem Zug, in einem Rausch, in einer Besessenheit."

„Dichter!“ rief Aloys Pfundtner großartig und hob die Hand zum Gruße. Und dann fuhr er fort: „Nun aber sollen Sie sehen, was ich aus Ihrem Stück gemacht habe. Sie haben ein schönes Gedicht geschrieben, ich mache eine hinreißende Theaterbegebenheit daraus.“

Holzer saß und ließ des Direktors Beredsamkeit über sich hinströmen. Der sprach noch ein Langes und Breites über seine Einrichtung des Stücks, über die glänzenden Einfälle, die er dazu gehabt, über die Mittel, die er dafür aufgewandt habe, bis dem armen Holzer zumute war, als ob nicht er dieses Werk geschaffen hätte, sondern vielmehr dieser über alle seine Begriffe geniale Aloys Pfundtner. Ihm brummte der Kopf von alledem, und als er auf der Straße und mit sich allein war, fühlte er das Bedürfnis, sich erst einmal darüber klar zu werden, was mit ihm geschehen war. Nachdem er der Sicht des Theaters entronnen und sicherheitshalber noch um ein paar Straßenecken gewandert war, fand er ein Grünplätzchen mit einer Bank. Es war in den ersten Tagen des Oktobers, die Sonne stand an einem gleichmäßig blauen Himmel, und die Luft war sommerlich warm. Er setzte sich. Also – was war nun gewesen? Hatte man ihn wirklich schlecht behandelt, wie es ihm zeitweilig erschienen war? Aber hatten sie ihn nicht Dichter genannt? Dichter! Das war für ihn der höchste Ehrenname, den die Welt zu vergeben hatte und den er bis dahin nur in seinen verschwiegensten Träumen mit sich selbst in Verbindung zu bringen gewagt hatte.

Als er aufstand, fühlte er sich über die Aufnahme, die ihm zuteil geworden war, halbwegs getröstet und brachte es fertig, den Rest des Tages in einer fast fröhlichen Unruhe zu verbringen, indem er in der Stadt umherlief, sich allerlei Schönes und Bedeutsames ansah, ohne es recht in sich aufzunehmen, und am Abend in einem kleinen Beisel ein Hähndl mit Salat verzehrte, wozu er sogar einen feurigen Ungarwein trank.

Andern Vormittags – Holzer hatte schon eine Stunde auf ihn gewartet – erschien Rübsam im „König von Ungarn“. Er hatte es auch jetzt noch nicht eilig.

„Ach, wissen Sie“, sagte er, „solche Beleuchtungsproben – wenn sie da erst zu tifteln anfangen, dann dauert das eine Ewigkeit. Wir kommen immer noch zurecht.“

Ohne Rücksicht auf Holzers Ungeduld stand er in der kleinen Vorhalle des Hotels herum, betrachtete die Plakate an den Wänden und die Fahrpläne, schickte den Pförtner um einen Kognak, ließ den eine lange Zeit auf seinem Brettchen stehen, und als er ihn endlich ausgetrunken hatte, meinte er gelassen: „Na, dann könnten wir ja so langsam . . .“

Vor dem Haus hatte er einen Wagen stehen, sie stiegen ein und fuhren los. Es kam Holzer so vor, als ob sie nicht den kürzesten Weg nähmen, aber schließlich kamen sie doch beim Theater an. Der Zuschauerraum war diesmal reichlicher erhellt als am Tage vorher. Und in seinem vorderen Teil, bei der Rampe, bewegten sich allerlei Leute.

„Es ist schon viel Presse da“, flüsterte Rübsam. „Aber ich würde Ihnen raten, jetzt noch keine Bekanntschaft mit ihr zu suchen.“

Holzer lächelte in sich hinein. Es war ihm klar, daß man Rübsam zu seinem Wärter bestellt hatte, um ihn von jeder Berührung mit der Umwelt abzuschließen. Wenn sie gewußt hätten, wie sehr das seinen eigenen Wünschen entsprach! Er wollte jetzt nichts sehen und hören als sein Stück. Er suchte sich einen Platz mitten im Haus, wo er rings um sich nur leere Stühle hatte. Und Rübsam nahm an seiner Seite Platz.

Endlich verdunkelte sich der Zuschauerraum, der Vorhang hob sich, und der erste Akt begann. Das erste, was Holzer mit Genugtuung feststellte, war, daß man seinen Text genau wiedergab. Die Schauspieler hatten ihre Rollen vortrefflich gelernt, es ging keines seiner geliebten Worte verloren. Dagegen staunte er mehr und mehr, wie diese selben Worte durch Betonung, durch Pausen und begleitende Bewegungen ein ihm selbst gänzlich unerwartetes neues Leben bekamen. Aber das drückte ihn nicht nieder, es erhob ihn vielmehr. Eine Ahnung ging ihm auf davon, daß der dramatische Dichter gewissermaßen nur eine Klaviatur bereitstellt, aus der Spielleiter und Schauspieler erst einen nach ihrer Besonderheit wechselnden Klang herausholen. Und es schien ihm beinahe, als ob ein Stück um so besser sei, je mehr es dem Darsteller gestatte, sich selbst zu spielen, ein Bühnenschriftsteller um so größer, je mannigfaltigere Möglichkeiten er der Darstellung biete.

So ging der erste Akt zu seiner vollen Befriedigung zu Ende. Er war aufs höchste angeregt, wurde lebhaft und überschüttete Rübsam mit den Ergebnissen seines Nachdenkens. Der hörte das alles mit einer Art von nachlässiger Höflichkeit an und sagte schließlich nur: „Der zweite Akt, der muß es tun.“

„Ja, ja“, murmelte Holzer, ein wenig enttäuscht und doch auch wieder vorwärtsgetrieben auf diesen seinen zweiten Akt hin. Ehe der aber kam, verging eine endlose Zeit. Man hörte die Theaterarbeiter hinter dem geschlossenen Vorhang rumoren und den Direktor bald Befehle austeilen, bald schimpfen. Die Zuschauer in den vorderen Reihen, Kritiker und unbeschäftigte Mitglieder des Theaters, da es ihnen gar zu lange währte, standen auf und gingen hinaus. Holzer, da er sich unter sie mischen weder wollte noch sollte, mußte in wachsender Unruhe auf seinem Platz ausharren. Rübsam hatte eine Brieftasche herausgezogen und kritzelte in der halben Dämmerung emsig vor sich hin. Plötzlich sprang er auf. „Ich bin sofort wieder da.“ Und rannte hinaus. Holzer schloß die Augen und wiederholte sich Satz für Satz seinen zweiten Akt, der immer noch nicht anfangen wollte. Es war quälend.

Endlich ging die Klingel durch das Haus. Die Gäste kehrten zu ihren Plätzen zurück, auch Rübsam fand sich wieder ein.

„Die Stimmung ist gut“, berichtete er.

‚Du lieber Gott!‘ dachte Holzer. ‚Wie kann es wahr sein?‘

Die große Szene zwischen dem Condottiere und Cornelia, die fast den ganzen Akt füllte, begann. Aloys Pfundtner hatte wirklich eine schier verzehrende Glut darüber gebreitet, und die beiden Hauptdarsteller übertrafen sich selbst. Holzer saß wie im Fieber. Wie ein ihm völlig fremdes, unerhörtes, nie erlebtes Geschehen zog der Akt an ihm vorüber, stieß ihn abwechselnd in jähes Erschrecken und grenzenlose Entzückung. Das sollte er geschrieben haben! Er selbst! Es war unfaßlich, obwohl kein Wort seines Textes gestrichen, keins hinzugesetzt war und die Darsteller Satz für Satz brachten, wie er sie auswendig kannte. Als der Vorhang gefallen war, ging ein Aufatmen durch die Zuschauer vorn an der Rampe. Einige klatschten, einer rief sogar: „Bravo!“ Holzer fuhr auf. „Ich muß an die Luft“, keuchte er. „Gehen wir an die Luft!“ sagte Rübsam gleichmütig.

Sie traten durch den Bühnenausgang auf den Hof und von da auf die Straße. Das alltägliche Treiben in der Gasse tat Holzer wohl. Er kam langsam wieder zu sich.

„Es ist unheimlich“, sagte er vor sich hin.

„Was?“

„Daß ich das geschrieben habe."

„Ja, nicht wahr, der Pfundtner? Er kann etwas."

„Ja, der Pfundtner", sagte Holzer demütig.

Als sie nach einer halben Stunde ins Haus zurückkehrten, war an den dritten Akt noch nicht zu denken. Aus dem Wandelgang, wo ein Frühstückstisch aufgebaut war, scholl lautes Gespräch und Lachen dazwischen. Hinter dem Vorhang rumpelten Möbel und Versatzstücke. Holzer schlich sich auf seinen Platz und saß dort stumm, in sich versunken. Rübsam kritzelte wieder in sein Taschenbuch. Die Zeit verging. Holzer mühte sich, seinen dritten Akt in Gedanken an sich vorüberziehen zu lassen. Es gelang ihm nicht, den Zusammenhang festzuhalten. Immer wieder irrte sein Kopf ab. Er gab es auf und suchte gar nichts zu denken. Da kam sein Dorf herauf, wo er als Lehrer wirkte. Sein stilles Dorf am See. Wie köstlich war das gewesen, wenn er sich aus jener weltfernen Verlorenheit in diese Lage geträumt hatte, in der er sich jetzt befand! Als Verfasser eines Stücks, das wirklich und wahrhaftig auf einem Theater aufgeführt wurde, im selben Theater zu sitzen, ungekannt zwar von den Menschen, die sein Werk in sich aufnahmen, aber tausendfach gerufen von ihrem Miterleben, von ihrem Entzücken, ihrer Begeisterung. Und nun? Er schrak richtig empor, als nun – endlich! – die Bühne sich wieder auftat.

Der dritte Akt brachte eine überraschende Wendung im Handlungsverlauf. Es war Holzer nie in den Sinn gekommen, daß er damit seiner Arbeit die größte Erfolgsmöglichkeit mitgegeben hatte. Er hatte sich eigentlich dieses auch äußerlich starken, allzu starken, weil auf die Nerven gehenden Einfalls ein wenig geschämt. Und nun Pfundtner! Gerade auf diese Szenen hatte er sich mit der ganzen Besessenheit des witternden Theatermannes gestürzt, hatte sie herausgehoben, zugespitzt, ins Übergroße getrieben. Es knallte ordentlich von Wirkung. Halblaute Zwischenrufe aus der Zuschauergruppe zeugten von der Erregung, die sich von der Bühne her mitteilte. Und als das Ende da war, vergaßen die Leute da vorn, daß sie nur in einer Generalprobe waren, und klatschten wie toll.

Holzer duckte sich in seinen Sessel und rührte sich nicht, bis der letzte Zuschauer das Haus verlassen hatte.

„Wollen Sie nun den Direktor sprechen?" hörte er Rübsam neben sich sagen.

„Nein, nein", schrak er auf. „Jetzt nicht! Ich möchte jetzt – ich möchte allein sein. Ich danke Ihnen vielmals. Auf Wiedersehen!"

Und er entlief.

Als er durch den Bühnenausgang ins Freie trat, stand ein Mädchen ein paar Schritte in den Hof hinein. Als es ihn erblickte, kam es ihm entgegen.

„Sie sind der Dichter", sagte es. „Ich habe auf Sie gewartet. Ich mußte Ihnen die Hand drücken. Sie haben ein wunderbares Stück geschrieben."

„Oh, mein Fräulein . . ." stammelte er verlegen.

„Ja, wunderbar! Das ist das rechte Wort. Solch ein Stück habe ich seit Jahren nicht erlebt." Sie unterbrach sich. „Uschi Seyb heiße ich. Ich spiele die kleine Rolle am Schluß des zweiten Akts. Ich habe da nur zwei Sätze zu sagen. Das ist aber gänzlich unwichtig."

Er stand und sah sie an.

„Kommen Sie!" sagte sie da hastig. „Ehe der ganze Schwarm anrückt. Ich möchte ein paar Minuten mit Ihnen allein sein. Darf ich das?"

„Aber gewiß . . ."

„Dann lassen Sie mich zwanzig Schritte mit Ihnen gehen!"

Sie verließen den Hof und gingen die Gasse entlang, beide eilig, sich vom Theater zu entfernen. Erst als sie in eine Querstraße eingebogen waren und sich in Sicherheit fühlten, verlangsamten sie ihre Schritte.

„Ja, sehen Sie", fing sie nun wieder an, „jetzt, wo ich Ihnen mehr sagen möchte und müßte, jetzt weiß ich nichts. Jetzt fehlt mir jedes Wort. Aber was könnte ich Ihnen auch sagen? Sie wissen das alles selbst ja viel besser."

„Nein", erwiderte er laut und blieb stehen. „Nein, ich weiß nichts mehr. Rein nichts. Weder von mir, Armin Holzer – so heiße ich nämlich, um mich Ihnen nachträglich vorzustellen –, noch von meinem Stück. Ich bin – ich bin vollkommen verdreht."

„Herrlich!" sagte sie. Und dann mit plötzlich verändertem Gesicht, den Kopf auf die Seite geneigt und ein keckes Lächeln auf den Lippen, fragte sie: „Was fangen Sie nun an mit dem Rest Ihres Tags?"

Er zog die Uhr. Es war vier Uhr nachmittags geworden. „O Gott", sagte er bestürzt, „wo ist die Zeit hingegangen?" Und mit einemmal befiel ihn eine wahre Angst vor dem Alleinsein, das er vor zehn Minuten noch so brennend gewünscht hatte.

„Wollen Sie ein bißchen mit mir zusammenbleiben?" fragte er lebhaft. „Oder haben Sie heut abend im Theater zu tun?"

Sie lachte kurz. „Nein, ich habe nichts zu tun. Ich habe überhaupt nichts zu tun an diesem Theater. Wenigstens nichts Ordentliches, nichts Vernünftiges. Bloß immer so ein paar Sätzchen wie auch in Ihrem Stück."

„Demnach?" forderte er auf. Sogleich aber überlief ihn die ängstliche Vorstellung, daß Frauen vom Theater allemal sehr verwöhnt seien, nur im Wagen führen, nur in die feinsten Gaststätten gingen und dort nur Champagner tränken – und seine Schüchternheit zwang sich zu dem Geständnis: „Das heißt, ich kann Ihnen ja nichts bieten. Ich bin nämlich ein ganz armes Luder."

„O Gott, ich auch", sagte sie fröhlich.

Er fuhr nach ihr herum. Wenn er ein klein wenig weltläufiger gewesen wäre, hätte er gesehen, daß das Fähnchen, das sie trug, vom billigsten Stoff war und geradezu ärmlich gewesen wäre, wenn es nicht durch ein paar aufgesetzte Kinkerlitzchen eine gewisse Flottheit bekommen hätte. Aber dafür hatte er kein Auge. Er war nur erleichtert, weil sie offenbar keine ausschweifenden Ansprüche an seine Ritterlichkeit zu stellen willens war.

„Also?" fragte er.

„Wir gehen jetzt zuerst einen Kaffee trinken", bestimmte sie. „Das ist unerläßlich, soviel verstehen Sie wohl schon von Wien. Dann bummeln wir ein Stückchen über den Graben und die Kärntner Straß', alsdann führ' ich Sie in eine kleine nette Wirtschaft, wo wir billig nachtmahlen, und nachher schick' ich Sie ins Bett. Einverstanden?"

„Einverstanden!" sagte Holzer.

Im Kaffeehaus erst schaute er sie richtig an. Sie war groß und schlank, beinahe eckig noch in Schultern und Hüften, also wohl noch sehr jung. Das Gesicht, schmal und blaß, erhielt seinen bestimmenden Ausdruck durch die lange, gerade, nur in der Mitte ein klein wenig gebuckelte Nase.

‚Ein wenig zu lang, die Nase', dachte er.

Aber als sie nun den Kopf zur Seite wandte, war er überrascht von der kühnen Schönheit ihres Profils.

‚Riemenschneider!' sagte er sich. ‚Genau so hat Till Riemenschneider seine Frauengesichter gebildet. Wenn sie erst reif sein wird, mag es eine eigentümlich herbe Schönheit geben.'

Für Frauengesichter hatte er einen besseren Blick als für die Gewandung.

Inzwischen war der Kaffee gekommen, und sie belehrte ihn über die verschiedenen Arten, nach denen er in Wien genossen wurde.

„Wissen Sie", sagte sie dann, „warum ich so frech war, Sie anzusprechen?"

„Oh, Fräulein Seyb!" Er legte über den Tisch hin seine Hand auf die ihrige.

„Doch, doch", beteuerte sie, „es war frech. Und warum? Ich wollte mit Ihnen zusammen sein, weil ich wissen wollte, wie einem Menschen zumute ist, zu dem der Ruhm kommt."

„Machen Sie mich nicht wieder wirblig! Ich war doch fast schon wieder vernünftig", klagte er.

„Wozu wollen Sie vernünftig sein? Seien Sie doch von Herzen unvernünftig! Das paßt viel besser zu dem, was Sie jetzt erleben. Viel besser zu dem großen Dichter, der plötzlich aus der Versenkung aufsteigt. Und sehen Sie, was Ihnen jetzt zufällt, das will ich auch erleben. Ich bin maßlos ehrgeizig. Oder vielmehr –" sie schloß auf einen Moment die Augen – „ich muß heraus aus allem, worin ich jetzt bin. Und darum muß ich einen Erfolg haben. Ich muß. Und ich will."

Die Bestimmtheit, mit der sie das sagte, erschütterte ihn. Und mehr noch der seltsam vielfältig gefärbte Klang ihrer Stimme, über dessen Besonderheit er sich zwar noch keine Rechenschaft geben konnte, der ihn aber tief erregte. Er reichte ihr beide Hände und sagte: „Ihnen wünsche ich es von ganzem Herzen, Fräulein . . ."

„Uschi!" bat sie.

„Fräulein Uschi. Ihnen mehr als mir."

„Warum das?"

„Weil ich nicht dran glaube, daß . . ."

„Ach, Sie sind . . ." wollte sie fast ärgerlich werden.

„Nein, verstehen Sie mich recht!" erläuterte er. „Mag sein, daß es morgen ein Erfolg wird. Der Direktor sagt's, Rübsam sagt's, und Sie sagen's – also gut, ich will's glauben. Daran aber glaube ich nicht, daß das irgendeinen Bestand hat. Es ist meinem Leben allzu fremd."

Sie legte sich in ihren Stuhl zurück.

„Ja, Ihr Leben", sagte sie. „Sie müssen mir von sich erzählen. Wo kommen Sie her?"

„Ja, wo komme ich her?" Er lächelte ein bißchen befangen. „Wissen Sie, wo der Schaalsee liegt? Natürlich nicht. Also der liegt – ja, wie soll ich das beschreiben? – im großen gesehen: zwischen Hamburg und Berlin. Aber weit von Hamburg und noch weiter von Berlin."

„Also irgendwo dahinten sind Sie zu Haus. Und was treiben Sie da?"

„Der Schaalsee", holte er schulmeisterlich aus, „ist ein schöner großer See. An dem Rande, der der Welt noch am nächsten ist, liegt ein kleines Städtchen. Weiterhin, wo Wälder den See umkränzen, gibt es nur noch zwei, drei Dörfer. Und in einem von ihnen, Seedorf heißt es, bin ich Lehrer."

„Lehrer?"

„Ja, Volksschullehrer."

Sie schlug die Hände zusammen. „Volksschullehrer! Und so was schreibt solche Stücke!"

„Ja, das ist auch kaum zu fassen", gab er mutlos zu.

„Nein, verzeihen Sie!" rief sie da herzlich. „Ich wollte Sie nicht kränken. Ich wundere mich nur so über alle Maßen. Und da unterrichten Sie nun so Tag für Tag die Bauernbuben . . ."

„Und die Mädel auch", warf er dazwischen. „Ich bin der einzige Lehrer im Ort."

„Unglaublich! Und was treiben Sie außerdem? Sie können doch nicht den ganzen Tag Schule halten."

„Ich schreibe doch."

„Ja so! Natürlich. Immerhin – sind Sie denn wenigstens verheiratet?"

„Verheiratet bin ich auch. Mit einer guten lieben Frau, die mich in allem versteht. Auch in meinem Schreiben. Das heißt – was ich schreibe, versteht sie nicht immer ganz. Aber daß ich schreibe, schreiben muß, das versteht sie."

„Das ist die Hauptsache", sagte sie mit Nachdruck.

Er war ihr dankbar für ihre Zustimmung. „Und nun", – er suchte aus diesem Gefühl heraus das Gespräch auf sie selbst zu lenken, „nun erzählen Sie mir auch von sich! Von ihrem Leben außer der Bühne zunächst."

Ihr Gesicht verwandelte sich jäh zu dem Ausdruck harter Ablehnung. „Davon lassen Sie mich kein Wort erzählen. Das ist in dieser Stunde kein Gespräch."

Er war verwirrt. „Dann von ihrem Leben beim Theater", bat er.

Sie lachte. „Was davon zu sagen ist, habe ich Ihnen schon gesagt. Zwei Sätze! Aber . . ." sie sprühte schon wieder, „es kommt ja nicht darauf an, was ist, sondern darauf, was sein wird. Und da . . ."

Sie verbrachten den Abend, wie sie verabredet hatten. Und zeitig führte sie ihn zu seinem Gasthof.

„Was mir da einfällt", sagte er mit einem leichten Erschrecken, als sie sich schon zum Abschied anschickten, „ich habe dem Direktor versprochen, niemand etwas von meiner Schande zu verraten, daß ich nämlich Lehrer bin. Seien Sie lieb und sprechen Sie nicht darüber!"

„Kein Wort! Aber auch Sie müssen mir geloben, nichts von meinem heimlichen Ehrgeiz zu verraten."

„Gelobe ich."

„Zwei Verschworene!"

Dann schüttelten sie sich die Hände und trennten sich.

In dieser Nacht schlief Armin Holzer tief und traumlos bis in den hellen Morgen hinein und erwachte mit einer ihm selbst verwunderlichen Ruhe im Herzen. Er frühstückte mit Genuß und schlenderte dann in die Stadt, die er heute mit ganz anderen Augen ansah als am Tag vorher. Ihre geschichtlich bedeutsamen Stätten sprachen ihn mit der ganzen Wucht ihrer Erinnerungen an, und die behäbige Anmut ihrer Altbürgerlichkeit schmeichelte sich in seinen Sinn. Er stand lange vor dem alten Burgtheater, bummelte durch die Hofburg, kehrte um und wanderte durch die Herrengasse mit ihren vornehm verschlossenen und verschlafenen Palästen, durchquerte die Innenstadt und lief den Rennweg hinaus bis zum Belvedere. An sein Stück dachte er nur hier und da und dann mit vollkommener Fassung. Dies war nun auf der Bahn und mochte laufen, wie es laufen wollte. Er speiste gut in seinem Gasthof, zog sich dann auf sein Zimmer zurück und schlief wiederum fest, bis es Zeit war, sich für das Theater zurechtzumachen.

Im Theater suchte er Rübsam auf, der im Vorzimmer des Direktors werkte, und erfuhr von ihm, daß der Direktor ihn bitten ließe, die Vorstellung von seiner Loge aus anzusehen.

Er nickte, und da sich weiter niemand um ihn kümmerte, ging er wieder hinaus und pflanzte sich vor dem Theater auf, um seine Zuschauer ankommen zu sehen. Die gesprächige Heiterkeit, in der die meisten anlangten, stimmte auch ihn fröhlich. Wenn diese Leute so guter Laune waren, warum sollte er es nicht auch sein? Allgemach fingen auch die Inhaber der teueren Plätze an, in ihren Wagen vorzufahren. Da wurde er scheu und suchte die Loge

des Direktors auf, die unmittelbar neben der Bühne lag. Hinter einem Vorhang gesteckt, musterte er das Haus. Erst als das Licht erlosch, witschte Aloys Pfundtner in die Loge und setzte sich neben Holzer.

Während der ersten Sätze des Dialogs war es noch nicht ruhig im Hause. Manche plauderten erst noch ihr Gespräch zu Ende, wenn auch mit etwas gedämpften Stimmen, und hier und da wurde auch noch einmal leise gelacht. Dann aber, als ab und an ein bedeutsames Wort von der Bühne her aufblinkte, ging es wie ein leises Wehen durch die Menge, und das Geräusch verstummte.

„Es geht gut", flüsterte der Direktor Holzer zu, „sie werden still."

Holzer wunderte sich, daß das nicht selbstverständlich sein sollte, aber er sagte nichts. Er folgte mit Aufmerksamkeit dem Hin und Her auf der Bühne, vollkommen ruhig, fast kühl. Er blieb es auch, als der Akt unter einem Beifall zu Ende ging, der nicht mehr als freundlich war. Und kaum war dieser Anstandspflicht genügt, als auch schon alles unter losrauschendem Geschwätz wieder in Bewegung war.

Aloys Pfundtner war mit dem letzten Satz des Akts enthuscht. Holzer fand sich, als es hell wurde, allein in der Loge. Er zog sich in den innersten Winkel zurück und lehnte den Kopf hinter sich an die Wand. Und ohne daß er sie gerufen hätte, gingen seine Gedanken auf Uschi, seine Kameradin von gestern. In der Generalprobe hatte er sie in seiner seltsam abwesenden Zerstreutheit kaum beachtet, obwohl das wenige, was sie zu sagen hatte, von größter Bedeutung im Stück war, dem mächtigen Aufschwung des zweiten Aktschlusses gewissermaßen einen letzten Trumpf aufsetzte. Er nahm sich vor, sie heute um so genauer zu beobachten. Das heiße Ruhm- und Erfolgsbegehren des Mädchens, wenn ihm selbst auch gänzlich fremd, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Es reizte ihn, zu sehen, ob in ihrer Wiedergabe der kleinen Rolle ein Zipfelchen von Hoffnung für die Erfüllung ihrer brennenden Wünsche zu entdecken sei.

Die Zuschauerschaft kehrte lärmend ins Haus zurück, der zweite Akt begann. Aloys Pfundtner wand sich unhörbar wieder in die Loge. Der große Akt wob eine heiße und dennoch verhaltene Glut um die totenstill gewordenen Hörer. Von Szene zu Szene wuchs die erregte Anteilnahme. Man spürte es, obwohl kein Laut hörbar wurde, spürte es wie Luft, die aus den Sitzreihen stieg und durch den Raum wehte. Holzer sah Uschis kühnes, entschlossenes Riemenschneidergesicht und hörte ihre seltsame Stimme, die gleichsam doppeltönig, nein mehrtönig war.

Kurz nach ihrem letzten Satz fiel der Vorhang. Ein paar Sekunden lang rührte sich nichts im Hause. Dann aber brach ein Sturm los.

„Wollen Sie jetzt mit hinausgehen?" fragte Pfundtner flüsternd neben Holzer.

„Nein, jetzt nicht!" bat der. „Wenn es unbedingt sein muß, dann erst zum Schluß."

Und schon war Pfundtner verschwunden.

Holzer wartete, bis sich der rasende Lärm des Klatschens und Bravorufens gelegt hatte. Zehn, zwölfmal mußten die Darsteller sich bedanken, auch Uschi zeigte sich im Hintergrund. Schließlich kam auch Pfundtner, von Cornelia und dem Condottiere gezogen, vor den Vorhang. Dann, als das Haus sich fast vollständig geleert hatte, schlich auch Holzer aus der Loge und suchte den Wandelgang. Bedächtig zwischen den Gruppen hindurchwandelnd, spitzte er in wacher, kühler Neugier die Ohren nach rechts und links. Was er hörte, war laute Begeisterung.

Der dritte Akt vollendete, was der zweite angebahnt hatte. Die knalligen Lichter, die Pfundtner aufgesetzt hatte, vermochten nicht die tiefe dichterische Notwendigkeit der Vorgänge zu überblitzen. Die Zuhörer allesamt, ein ganzes Haus voller Menschen ging bis zum Schlusse mit wie ein Mann und erhob sich am Ende gleicherweise zu einer überwältigenden Kundgebung. Pfundtner faßte Holzer bei der Hand und zog ihn aus der Loge. Als sie auf der Bühne ankamen, waren die Schauspieler schon vier oder fünfmal draußen gewesen. Nun trat Pfundtner, den willenlosen Holzer an der Hand haltend, an die Rampe und rief mit großer, schöner Stimme: „Meine verehrten Damen und Herren! Der Dichter unseres Stücks, Herr Armin Holzer."

Es war einen Augenblick still geworden, weil keiner den Namen verpassen wollte. Und blieb auch einen zweiten Augenblick still, weil man allzu erstaunt war über die bescheidene Erscheinung, die da vorgeführt wurde, den knorrig gebauten Mann mit dem kantigen Bauernschädel, im kleinstädtischen Sonntagsanzug. Dann aber siegte die Erinnerung an das Erlebte, und ein ungestümer Beifall erhob sich. Damen drängten sich dicht an die Rampe heran und winkten mit den Händen zur Bühne hinauf, über die verwunderten Gesichter der Herren in den vordersten Sperrsitzreihen legte es sich wie fröhliches Verzeihen, und aus der Tiefe des Hauses, aus dem entfernten Hintergrund und von den Rängen herab jauchzte eine jubelbesessene Jugend.

Holzer stand wie im Traum vor diesem Toben und verneigte sich ein übers andere Mal. Endlich war es überstanden, dieses hinreißend schöne und doch zugleich ein wenig bedrückende Stehen vor dem begeisterten, dankbaren Volke. Aber nun kamen allerlei Leute von drunten auf die Bühne gestürmt. Ein dicker Herr schrie schon von weitem: „Wo ist der Dichter? Ich muß den Dichter sehen. Ah, da ist er ja! Mensch, Mensch, was haben Sie für ein wundervolles Werk geschaffen! Ich bin ganz außer mir. Ich bin gewiß ein abgebrühter Geselle. Aber so etwas!"

„Ja, und nicht wahr, Herr Doktor", mischte sich Pfundtner ein, der beflissen hinzugetreten war, „meine Inszenierung? Die hat Ihnen doch etwas gesagt, wie?"

„Ja, ja", erwiderte der Dicke, ein bißchen herabgestimmt. „Natürlich. Alles gut und schön. Nichts dagegen zu sagen. Aber die Dichtung! Der Dichter! Ich muß nach Hause, ich muß schreiben, in die Welt posaunen, daß ein neuer Dichter da ist." Und weg war er.

„Wer war das?" Holzer wandte sich an den Direktor, der schon ebenfalls im Abgehen war.

„Der Vertreter der Frankfurter Zeitung", antwortete Pfundtner leicht verdrossen. „Sie können sich Glück wünschen. Morgen sind Sie berühmt. Morgen sind Sie eine Sehenswürdigkeit."

„Und Ihnen muß ich danken, Herr Direktor", sagte Holzer herzlich. „Von ganzem Herzen danken. Für alles."

Er grämte sich, daß er seiner Dankbarkeit keinen blühenderen Ausdruck geben konnte. Es fiel ihm kein weiteres Wort ein.

„Ach was, danken!" lehnte der Direktor unwillig ab. „Wofür denn? Wir sind doch Kameraden am Werk, ziehen an einem Strang, jeder nach seinen Kräften."

„Aber doch . . ." weiter kam Holzer nicht. Denn schon kamen andere, auch Frauen, drückten ihm die Hand, nannten Namen, die er nicht auffaßte, und sagten ihm Liebes und Schönes. Er wunderte sich im stillen, daß sie so fließend von ihren Eindrücken

sprechen konnten. Ihm war der Mund wie versiegelt. Dann, als sich dieser Schwarm verlaufen hatte, stürzten die Darsteller aus den Kulissen, wo sie darauf gelauert hatten, daß er für sie frei würde. Die Schauspielerin, die die Cornelia gegeben hatte, fiel ihm schlankweg um den Hals und gab ihm einen Kuß auf den Mund. Der Condottiere Ercole Varre lachte strahlende Freude aus seiner finsteren Maske heraus ihm ins Gesicht, während er ihm eine halbe Minute lang die Hand schüttelte. Und der schlanke Bernardo sagte nur „Meister!“ zu ihm, indem er ihn mit einem tiefen, ehrfürchtigen Blick seiner wunderschönen dunklen Augen anleuchtete. Aloys Pfundtner war verschwunden.

„Sie kommen doch mit uns?“ sagte Hansi Töpfer, die Liebhaberin. „Wir sind hier ganz in der Nähe in einer netten Gaststätte zusammen und können uns keine größere Freude denken, als wenn Sie dabei sind. Der Direktor kommt auch hin.“

Holzer verbeugte sich stumm. Noch wollte seine Zunge sich nicht lösen.

Allmählich verzogen sich auch die Schauspieler in ihre Garderoben. Holzer sah Rübsam in der Kulisse stehen. Er trat zu ihm hin.

„Na, was habe ich Ihnen gesagt? Nun sind Sie durch.“

„Ach, ich weiß nicht“, erwiderte Holzer, noch immer benommen. „Ich denke daran gar nicht.“

„Werden schon noch dran denken! So ein Erfolg war ja in Wien seit Jahren nicht da. Aber nun kommen Sie! Erst mal futtern! Ich soll Sie ins ‚Wasa‘ bringen. Da wird so ein bißchen gefeiert.“

„Der Direktor kommt auch hin?“ fragte Holzer. Er war bekümmert und ein wenig beschämt, daß er ihm nicht genug gedankt haben könnte.

„Wenn's wahr wird! Gesagt hat er's, aber ob er's tut? Er ist verschnupft.“

„Warum? Worüber?“

„Nu! Weil ihm, Aloys Pfundtner, nicht genug Ehre geschieht. Alles schreit: der Dichter! Der Dichter! Und er steht im zweiten Glied. Das kann er nicht vertragen.“

Holzer war betreten. „Mein Gott“, sagte er, „er wird doch mir nicht die Schuld daran beimessen.“

„Das bringt er fertig“, meinte Rübsam gleichmütig. „Aber das kann Ihnen jetzt doch Wurscht sein.“

Im ‚Wasa‘ war ein großes Hinterzimmer bestellt.

Einige Schauspieler hatten ihre Frauen mitgebracht, hübsche, junge, muntere Geschöpfe, die den erfolgreichen Dichter aus warmleuchtenden Augen anlachten. Die wunderschöne Hansi Töpfer umarmte Holzer noch einmal.

„Sie können sich gar nicht denken, wie dankbar ich Ihnen bin“, sprudelte sie. „Erstens für die prachtvolle Rolle an sich. Und dann ...“ sie sah sich um, ob keiner zuhörte – „die Rolle bringt mich ans Burgtheater. Es war einer von dort drin heut abend, um mich anzusehen, und daß ich ihm gefallen habe, weiß ich schon.“ Sie knitterte geheimnisvoll mit einem Briefchen in der Tasche.

Uschi kam unter den letzten. Aber sie hielt sich geflissentlich fern von Holzer und saß, als man zu Tisch ging, am unteren Ende mit dem jungen Kapellmeister, der eine sehr hübsche Musik zu einigen Stellen des Stücks komponiert hatte.

Holzer kam neben Hansi Töpfer zu sitzen. Auf seiner andern Seite war ein Platz für den Direktor freigelassen, der noch nicht erschienen war. Dieser leere Platz an seiner Seite bedrückte Holzer, so daß er meist schweigsam blieb, gehorsam die Speisen aß, die Hansi und Scheller ihm empfahlen, und dem Durcheinander der Stimmen lauschte, das um den Tisch ging, ohne viel davon zu erfassen. Die Stimmung wurde schnell noch munterer, Gelächter prasselte hier und da los, und auch der Eintritt Pfundtners änderte nichts an dem lauten, ungestümen Ton der Unterhaltung.

„Herr Direktor“, mühte sich Holzer, „ich habe Ihnen noch gar nicht richtig ausgesprochen, was ich empfinde Ihnen gegenüber, in dessen Schuld ich so tief verstrickt bin.“

„Lassen Sie das doch!“ Pfundtner schnitt ihm das Wort ab, ärgerlich und beinahe unfreundlich.

Da verstummte Holzer ganz und gar.

Die Tafelrunde achtete nicht darauf. Da jeder doch selbst so viel zu sagen hatte, fiel keinem die Schweigsamkeit eines andern auf. Scheller mimte einen berühmten Komponisten zarter Lieder, wie er sein Würstchen mit Salat aß, zuerst das Würstchen mit den Fingern ausdrückte und dann den Kartoffelsalat mit dem Daumennagel auf die Gabel schob. In das jubelnde Gelächter hinein rief Hansi Töpfer plötzlich über den Tisch: „Uschi, sing' doch mal etwas! ... Sie singt nämlich ulkige Sachen meisterhaft“, fügte sie zu Holzer gewandt hinzu.

Uschi suchte den Blick Holzers, und da er ihr zunickte, stand sie sofort auf und trat ans Klavier. Der junge Kapellmeister setzte sich, sie zu begleiten. Und nachdem die beiden sich eine kleine Weile beraten hatten, sang Uschi. Es war ein Liedchen, wie man sie in Kabaretten zu hören pflegt, niedlich und töricht, und handelte von einem stotternden Mädchen. „Stotterromanze“, kündigte der Kapellmeister an. Das Liedchen aber ging so:

> „Sonntags mittags auf dem Ring
> sah er sie von weitem.
> Wie sie hoch und flüchtig ging –
> o dies kecke Schreiten!
> Und er näherte sich ihr,
> und er sagte zu ihr
> ganz leise,
> verstohlenerweise:
>> Schönes Mädel, bist mein Typ.
>> Sag' mir doch, wie heißt du denn?
>> Sprach die Maid: Ich heiße Cyp –
>> Cyp – Cyp – Cyprienne.“

Unmittelbar mit dem letzten Ton der Strophe begann ein Nachspiel aus ihrem Munde, in dem sie das Gelächter einer volkstümlichen Zuhörerschaft nachahmte. Sie lachte schollernd in tiefen Tönen, so daß man den dicken Rentner zu sehen glaubte, dem der Bauch vor Vergnügen wackelte. Und schoß unvermittelt aus dieser Tiefe in eine unglaubliche, quietschende Höhe, in den haltlosen Schrei, mit dem einfache Frauen ihrer hingerissenen Freude am Spaßhaften Ausdruck verleihen. Und dann quiekte und kollerte es durcheinander, als ob ein ganzer Chorus lachte, und der Wechsel der einzelnen Stimmen ging so schnell vor sich, daß sie gleichzeitig zu sein schienen. Es war ein tolles Kunststück ihrer Kehle, bei dem niemand ernst bleiben konnte. Bei der dritten Strophe stotterte die ganze Runde mit. Und beim Lachnachspiel mühten sich die Männer, ebenso töricht mitzuschollern und zu kollern, indes die Frauen sich die unmöglichsten Quiektöne abquälten. Aber siegreich schoß Uschis Stimme über alle hinaus, schlug alle mit dem unwahrscheinlich hohen, haltlos kreischenden Ton, der merkwürdig außer aller Tonfolge zu sein schien.

Als sie geendet hatte, ging sie unter dem allgemeinen Jubel mit unbewegtem Gesicht auf ihren Platz zurück. Dann saß sie wieder, vor sich hinunterschauend, ernst, verdrossen, bockig.

Es dauerte übrigens nur eine ganz kurze Zeit, bis selbst dieser Vortrag vergessen war. Es kamen

Sektgläser auf den Tisch, und Holzer glitt allgemach in eine Stimmung hinein, in der ihm alles möglich und alles recht war. Er stieß mit dem schönen Mädchen an seiner Seite an und sah ihr tief in die flimmernden Augen. Dann kam einer nach dem andern an ihn heran, ihm sein Glas zu bringen. Und als er, in einer plötzlichen Regung seines Gewissens, sich zu Aloys Pfundtner wenden wollte, war dessen Platz leer. Holzer sah ihn, wie er einen Augenblick unten am Tisch bei Uschi stand und ihr ein paar Worte sagte. Sie nickte, und er ging weiter. Blieb noch einmal bei diesem und bei jener stehen und spielte sich dann fast unbemerkt aus dem Zimmer. Er blieb auch von da ab verschwunden.

Inzwischen lockerte sich die um den Tisch gefügte Runde. Einer und der andere stand auf, um sich anderwärts einzuschieben, es bildeten sich neue Gruppen. Holzer benutzte die Gelegenheit, um Uschi an ihrem entlegenen Tischende aufzusuchen. Sobald er zu ihr trat, erhellte sich ihr Gesicht.

„Nun? Wie fühlen Sie sich?“ fragte sie.

„Alle Welt ist so lieb zu mir“, sagte er gerührt, „als ob ich schon wer weiß wie lange dazugehörte.“

„Es macht den Leutchen Spaß“, erwiderte sie trocken, „den mit einemmal aus dem Unbekannten aufgetauchten Dichter ein bißchen zu begönnern. In drei Tagen denken sie nicht mehr daran.“

Plötzlich erhob sich Scheller und verkündete mit großem Stimmaufwand, daß man jetzt noch ein bißchen „drahn“ werde. Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen, und alles brach unter Lärm und Getöse auf. Es sollten noch ein paar Nachtlokale aufgesucht werden. Von da ab erlebte Holzer, was sich um und mit ihm begab, nur noch wie durch einen leichten Nebel. Müdigkeit und Überdruß ließ bald einen um den andern abfallen. Hansi Töpfer wurde in einen Wagen gepackt und fuhr, hoheitsvoll winkend wie eine richtige Burgschauspielerin, auf und davon. Scheller verabschiedete sich ebenfalls, und mit einem Male stand Holzer nur noch mit Uschi und Rübsam irgendwo auf der Straße.

„Nun müssen wir die ersten Besprechungen lesen“, sagte Rübsam. „Die Kaffeehäuser sind schon wieder geöffnet.“

Uschi war sofort dabei, und Holzer hatte keinen Willen mehr. Er merkte wohl an dem Menschentreiben der Gasse, daß der neue Tag schon weit vorgeschritten war. Aber es war immerhin noch dunkel, und ihm war, als dürfe diese Nacht nie zu Ende gehen. Im Kaffeehaus gab es wirklich schon die Morgenblätter. Rübsam schleppte einen ganzen Packen herbei, suchte die ersten kurzen Besprechungen heraus und las sie vor. Holzer ließ den Regen von froher Anerkennung, sachlichem Lob und rückhaltloser Begeisterung mit einer wahren Andacht über sich ergehen. Und sacht feuchteten sich ihm die Augen.

Uschi neben ihm sah ihn unverwandt an, und als sie seine stille Ergriffenheit gewahrte, strich sie ihm über die Hand.

Rübsam indessen hob schadenfroh grinsend hervor, daß Pfundtner keineswegs so gut abschnitt, wie er es wohl gehofft hatte.

„Ja, ja“, sagte er, „es ist dafür gesorgt, daß die Pfundtner keine Zentner werden.“

Ein Kerl in seltsamem Aufzug – Samtjacke und Schlapphut – und mit einem verwüsteten Komödiantengesicht stieg, ein Verkaufsbrett am Riemen vor dem Bauch, im Kaffee umher. Plötzlich stand der Kerl vor ihrem Tisch, zeigte mit ausgestrecktem Finger auf Uschi und sagte mit heimtückisch gedämpfter Stimme: „Ah! Da! Das verlorene Kind! Die hochgestochene Prinzessin! Das Luderchen! Find' ich dich endlich einmal! So wie ich dich mir immer gedacht habe. In feiner Gesellschaft! Was sind denn das für Brüder? Sind das deine Kavaliere?“

„Halt's Maul, du Lump!“ sagte Rübsam ohne sonderliche Erregung.

Jetzt erst merkte Holzer, daß das Geschwätz des Menschen Uschi galt. Und als der Kerl von neuem zu seinem unsinnigen Theater ansetzte, stand er auf – er konnte sich auf seine holsteinischen Knochen verlassen –, packte den schmierigen Gesellen kurzerhand am Genick, schob ihn zur Tür und stieß ihn hinaus.

„Wer war denn das?“ fragte er, an seinen Tisch zurückgekehrt.

„Ihr Vater“, antwortete Rübsam mit einer seitlichen Kopfbewegung auf Uschi hin. Holzer erstarrte.

„Nicht mein Vater“, verbesserte Uschi trocken. „Der Mann meiner Mutter.“

„Lieber Gott“, sagte Holzer erschüttert, „wenn ich gewußt hätte . . .“

„Sie haben ganz recht getan“, beruhigte Uschi ihn. „Außerdem geschieht ihm das öfter. Er ist ein Lump und ein Schwein dazu. Sein Bauchladen hat einen doppelten Boden. Obenauf liegen Rosenkränze und unten drunter unanständige Bilder.“

Das sagte sie hart und wegwerfend. Dann aber sah Holzer, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Ihm tat plötzlich das Herz weh. In seine vom Glück durchleuchtete Seele war ein jäher Schatten gefallen.

„Wir wollen nach Hause gehen“, sagte er müde.

„Dann geht!“ stimmte Rübsam zu. „Ich muß erst noch zu Ende lesen.“

Uschi brach mit auf, als ob sich das von selbst verstünde.

Draußen auf der Straße hängte sie sich an seinen Arm.

„Wo wohnen Sie nun?“ fragte er.

Sie preßte seinen Arm an sich und bat leise: „Sag' du zu mir!“

„Also – wo wohnst du nun?“ wiederholte er gehorsam.

Sie lachte in sich hinein. „Ja, wo wohne ich heut? Ich weiß es noch nicht. Nach Hause kann ich nicht. Das alte Ekel ist nach seinem Hinauswurf sicher auch nach Hause gegangen, und wenn ich nun komme, macht er mir eine fürchterliche Szene.“

Holzer blieb ratlos stehen. „Ja, was tun wir da?“

„Weißt du was?“ erwiderte sie seelenruhig. „Ich komme mit auf dein Hotelzimmer. Da ist sicher ein Diwan, da kann ich ein paar Stunden schlafen.“

Der brave Kleinbürger in Holzer machte einen entsetzten Sprung. „Ich werde dir ein Zimmer nehmen“, murmelte er.

„Warum nicht gar?“ ereiferte sie sich. „Das hieße unnötig Geld ausgeben. Und allzuviel davon hast du ja gar nicht. Oder glaubst du, das fiele auf, wenn du ein Mädchen mitbringst? Darum kümmert sich kein Mensch.“

Da er immer noch zögerte, setzte sie hinzu, ohne Schelmerei, in einer herzlichen Vertraulichkeit: „Und vor mir brauchst du keine Angst zu haben. Ich tu dir nichts.“

Und als ob sie damit jeden Einwurf abgewehrt hätte, zog sie ihn weiter, dem „König von Ungarn“ zu. Dem Pförtner im Gasthof schien es tatsächlich gar nicht verwunderlich, daß der Gast in Gesellschaft ankam. Er übergab ihm den Zimmerschlüssel, knipste das Licht im Treppenhaus an und wünschte den Herrschaften wohl zu schlafen.

Im Zimmer angelangt, kehrte sich Uschi zu Holzer um, legte ihm die Hände auf die Schultern und sagte, indem sie ihm gerade und fest in die Augen sah: „Und nun nichts anderes denken als nur das eine: wie schön das heute war. Versprich mir das!"

Er nickte. Sie lief zum Diwan, zog nur die Schuhe aus und streckte sich. „Ich liege so ruhig im Schlaf", sagte sie sachlich, „daß ich unbedenklich mein Kleid anbehalten kann." Sie drehte sich vorsichtig um, das Gesicht zur Wand. „Und nun geh auch du schlafen!"

Als er das Licht gelöscht hatte, rief sie noch einmal leise: „Du!"

„Ja."

„Nur das eine denken! Nichts weiter."

Er schlief wirklich nach wenigen Minuten ein, mit eins von einer überwältigenden Müdigkeit befallen. Und erwachte erst, als sie vor ihm stand und ihn sacht anrührte.

„Ich gehe jetzt", sagte sie eilig. „Der Direktor hat mich in sein Büro bestellt. Auf Wiedersehen!"

Am Morgen ging Holzer ins Theater. Rübsam beschied ihn: „Der Direktor ist nicht zu sprechen. Er hat Uschi drinnen bei sich und hat mir verboten, irgend sonstwen zu melden. Weiß der Teufel, was er mit der plötzlich Wichtiges zu bereden hat. Aber Sie sehen ihn ja heut abends im Theater."

Holzer wollte widersprechen. Aber in demselben Augenblick überkam es ihn wie Überdruß an diesem ganzen undurchsichtigen Wiener Wesen. Er mochte nichts mehr damit zu tun haben.

Für sein letztes Geld kaufte er sich eine Fahrkarte zweiter Klasse und saß bereits eine halbe Stunde vor der Abfahrt des Zugs in seinem Abteil.

Als der Zug anruckte, atmete er auf. Dies lag hinter ihm und war ein Besitztum, das ihm keiner wieder rauben konnte.

Uschi war in das Büro des Direktors eingetreten mit dem verschlossenen, von stummem Widerstand erfüllten Gesicht, das jeder beim Theater an ihr kannte.

Aloys Pfundtner saß an seinem Schreibtisch und tat sehr beschäftigt. „Einen Augenblick!" knurrte er, ohne nach ihr hinzusehn.

Endlich schaute er auf und maß sie mit einem langen, prüfenden Blick. Er warf die Papiere übereinander, die er vor sich hatte, stand auf und trat langsam dicht vor sie hin.

„Durchgebummelt?" sagte er.

„So geht das nicht weiter", fuhr er fort. „Dein Platz ist nicht beim Theater. Dazu fehlt dir die Liebenswürdigkeit und die Fähigkeit, unmittelbar um Liebe zu werben."

„Das bedeutet also Kündigung?" stieß sie hervor.

„Nein", sagte er mit dem großen, vollen Nasenton, der das Nein eine ganze Weile nachklingen ließ. Und erst als es ausgeklungen war, fuhr er mit Bedacht und Nachdruck fort: „Das bedeutet nicht Kündigung. Sondern es bedeutet –" und er genoß die Wonne des eindrucksvollen Gegensatzes – „bedeutet Engagement. Zu großen – ich glaube sagen zu dürfen – riesenhaften Erfolgen für dich."

Sie sah ihn ratlos an. „Ich verstehe nicht", murmelte sie.

„Wirst schon verstehen. Ich habe dich da gestern abends das Kouplet singen hören und dabei den Eindruck gewonnen, daß in dir das Zeug zu einer ganz großen Diseuse schlummert. Zu einer Chansonsängerin von europäischem Format. Wenn du willst, kannst du die erste deutsche Humoristin werden. Was sagst du dazu?"

Uschi schlang mit einer matten Bewegung die Hände ineinander. „Ich weiß nicht", druckste sie und schluckte einmal, als ob sie Tränen zu verbergen hätte.

„Natürlich –" setzte er seine Rede fort, „ich sagte: die Begabung schlummert in dir. Richtig geweckt und bis aufs letzte ausgebildet werden muß sie noch. Und dies ist der Vorschlag, den ich dir mache: Wenn du dich ganz mir anvertraust, übernehme ich diese deine Ausbildung."

Uschi, die herbe, bockige Uschi, sah hilflos drein. „Das kommt alles so überraschend", vermochte sie nur zu stammeln.

„Na ja", sagte Aloys Pfundtner wohlwollend und nachsichtig, „ich kann mir denken, daß dir das über den Hals kommt. Du magst es dir ja überlegen. Aber nicht zu lange, muß ich bitten. Es ist ja auch noch das Geschäftliche zu besprechen."

„Ja", fuhr sie auf, „wie wird's mit meiner Stellung hier am Theater, wenn ich . . ."

„Deine Stellung am Theater", antwortete er mit Bestimmtheit, „bleibt, wie sie ist. Du bekommst deine Gage und spielst kleine Rollen wie bisher. Schon allein, damit du Zeit behältst für dein Studium", setzte er mildernd hinzu. „Dieses Studium bestimme und leite ich. Und außerdem unterschreibst du einen Vertrag, ich habe ihn hier schon aufgesetzt, aber das kommt ja erst in Betracht, wenn du dich erklärt hast."

Uschi erhob sich. Ihre festen Schultern waren nach vorne eingesunken, und eine tiefe Traurigkeit stand um ihre Augen.

Er kam um den Tisch herum und faßte sie um den Leib.

„Sei klug, Mädel! Ich bürge dir für den Erfolg. Ich, Aloys Pfundtner." Sie nickte müde. „Also willst du?" drängte er.

Sie schaute zu ihm auf, und er sah zum erstenmal. wieviel Wärme in ihrem Blick liegen konnte, jetzt da er in Kummer, Wehmut und halber Erregung schwamm.

Er zog sie an sich und küßte sie. „Uschi!" sagte er mit seinem zärtlichsten Ton.

Am selben Abend fand die erste Wiederholung von Holzers Stück „Cornelia" statt, und das Haus war leer. Die regelmäßigen Besucher des Theaters hatte die laute Verkündigung der Presse von einer neuen bedeutsamen Dichtung nicht verlocken können. Sie verlangte es gar nicht danach. „Abgesetzt wird das Stück. Sofort abgesetzt. Mit heute abgesetzt. Schreiben Sie, Rübsam! Schreiben Sie an die Presse: Wegen Teilnahmlosigkeit des Publikums gegenüber der allgemein als vortrefflich anerkannten Aufführung des Dramas ‚Cornelia' in der glanzvollen Einrichtung von Aloys Pfundtner sieht sich der Direktor gezwungen, das Werk alsbald vom Spielplan abzusetzen. Es läuft bis auf weiteres der köstliche Schwank ‚Im Luxuszug'."

„Herr Direktor!" wagte Rübsam einen schüchternen Einwand.

„Was denn?" schnauzte Pfundtner.

„Ich meine, das können Sie dem Dichter nicht antun."

„Dem Dichter", fauchte der Direktor. „Was ist denn das: der Dichter? Gar nichts ist das. Und antun? Ihm nicht antun! Aber mir kann man antun, was man Lust hat."

Rübsam schrieb, wie ihm befohlen war.

Die Absetzung des Stücks erregte zunächst die Presse aufs höchste. Dazu kam an den Tag, daß der alte Journalist, der Pate bei dieser Aufführung gestanden, das Stück vorher beim Burgtheater eingereicht hatte. Der Burgtheaterdirektor hatte beim ersten Anlauf ein Meisterwerk zu erkennen geglaubt und es angenommen. Nachher waren ihm Zweifel

aufgestiegen. Durch seine Vertrauten in der Burgtheaterdirektion hatte der alte Journalist den Stand der Dinge erfahren, sich das Stück wiedergeholt und es an Aloys Pfundtner weitergegeben. Die Bekanntgabe dieser Zusammenhänge ließ die Angelegenheit zu einem richtigen Skandal anwachsen. Der sowieso in den weitesten Kreisen Wiens mißliebige Burgtheaterdirektor mußte sich die heftigsten Anwürfe gefallen lassen. Auch Aloys Pfundtner sah sich einigermaßen in die Enge getrieben. Er konnte die völlige Unterdrückung des Stücks nicht aufrechterhalten. Aber gerissen, wie er war, wußte er auch hieraus wieder Kapital für sich zu schlagen. Er lud die gesamte Künstlerschaft Wiens, die bildenden Künstler, die Musiker, die Dichter und Schriftsteller zu einer nur für sie geöffneten Sondervorstellung ein. Die Künstlerschaft bedachte das Werk mit dem wärmsten Beifall, womit sowohl dem Direktor als dem Dichter hätte gedient sein sollen. Aber es blieb dabei. Auf dem regelmäßigen Spielplan erschien das Stück nicht mehr.

Als Uschi am Abend der Wiederholung ins Theater kam, gewahrte sie in dem Gang zu den Ankleideräumen lauter verstörte Gesichter.

„Was ist denn eigentlich los? Es ist ja alles wie vor den Kopf geschlagen“, erkundigte sich Uschi bei Hansi Töpfer.

„Sie kommen nicht. Es wird ein schlechtes Haus heut.“

Uschi sank auf einen Stuhl. „Wie ist denn das möglich? Nach gestern!“

„Ja, wie ist es möglich? Hier in Wien ist alles möglich.“

Hansi stand plötzlich vor der Kollegin und umfaßte ihren Kopf mit beiden Händen. „Du! Es ist sogar möglich, daß Hansi Töpfer ans Burgtheater kommt. Es ist nicht nur möglich, es ist wahrscheinlich. Und es ist nicht nur wahrscheinlich, es ist so gut wie sicher. Der Hofrat war heut schon bei mir in der Wohnung.“

„Das freut mich aber“, sagte Uschi mit todernstem Gesicht.

Hansi lachte laut auf. „Und dabei machst du ein Gesicht wie drei Tage Hagelwetter.“

„Ja, verhagelt!“ sagte Uschi mechanisch. Sie dachte flüchtig an den Dichter. Aber dieses Mitgefühl mit ihm war doch nur nebenbei in ihrer Seele. Eigentlich dachte sie daran, daß ihr das Blütenfeld ihrer Hoffnungen verhagelt war. Und wie eine ätzende Säure brannte ihr der Vorschlag auf dem Herzen, den ihr Pfundtner gemacht hatte. Seit sie aus seinem Büro gegangen war, war sie noch nicht zu einem klaren Gedanken gekommen. Theater spielen hatte sie immer gewollt, Rollen verkörpern, Menschen auf die Bühne stellen. Was Pfundtner ihr vorgaukelte, war höherer Ulk, Kunststück im besten Fall. Und doch – vielleicht war da die einzige Möglichkeit. Ja, wenn sie schön wäre wie Hansi, die nun davonflatterte zum meist erstrebten Nest der Bühnenvögel, mühelos beinahe, eben weil sie schön war und die unmittelbare Liebenswürdigkeit des Wesens hatte. Uschi wußte auch ohne Pfundtner, was ihr mangelte. Aber da war nun Holzer, der arme Dichter, der doch unzweifelhaft Begabung besaß, eine eigenartige, reizvolle Begabung. Und wie war es mit ihm? Wie erging es ihm? Was nützte ihm nun seine Begabung auf diesem unberechenbar schwanken Boden, der Theater hieß, und bei diesem unberechenbar wankelmütigen, grausamen Ungeheuer, das man Publikum nannte?

Als die Vorstellung lahm und ohne Schwung zum Schluß des zweiten Akts gediehen war, zog Uschi sich schnell um und stieg die Treppe zum Direktionsbüro hinauf. Unterwegs zögerte sie noch einmal, stand auf den Stufen und legte den Kopf an die Wand, die schmierig war und mit den grotesken Verwünschungen der Schauspieler bedeckt, die sie hier hingekritzelt hatten, wenn sie unzufrieden und wütend vom Direktor kamen. Aber dann raffte sie sich zusammen und trat entschlossen ins Vorzimmer.

„Der Direktor noch zu sprechen?“ fragte sie kurz und bestimmt.

„Weiß ich nicht“, fauchte Rübsam von seinem Pult her.

„Ist er drin?“ Uschi ließ sich nicht beirren.

„Ja, drin ist er!“ Rübsam grinste höhnisch. „Aber draußen ist er auch. Aus dem Häuschen nämlich.“

„Dann meld’ mich!“

„Ich werd’ mich hüten. Der frißt mich auf, wenn ich jetzt hineingehe.“

Uschi trat mit zwei Schritten zu der Tür, die ins Allerheiligste führte.

„Bist du wahnsinnig?“ Rübsam fuhr auf und kam herangestürzt, um sie zurückzuhalten.

„Mich frißt er nicht auf“, sagte Uschi ruhig, „darüber kannst du unbesorgt sein.“ Und schon hatte sie angeklopft.

Rübsam schlich auf Zehenspitzen, in die Schultern geduckt, auf seinen Platz zurück. Von drinnen kam nur ein wütendes Gebrumm.

Uschi öffnete kurzerhand die Tür. „Ich bin’s, Herr Direktor.“

„Uschi!“ Wie der Aufschrei eines Erlösten klang es, von gewaltsamer Freudigkeit. Dann schloß sich die Tür hinter Uschi.

Rübsam faßte seinen Kopf in die Hände und stierte verständnislos auf die geschlossene Tür.

Pfundtner war aufgesprungen und kam Uschi mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Ich will’s versuchen“, sagte sie leise.

Er riß sie mit einem Jubelruf an sich. „Dummheit! Versuchen!“ sprudelte er heraus. „Wenn du willst, ist die Sache schon gemacht. Dafür laß mich sorgen! ... Komm!“ fuhr er dann fort, schier zärtlich. Er legte den Arm um sie und führte sie zu seinem Sessel hinter dem Tisch. Dort zog er sie auf seine Knie. „Uschi!“ sagte er wie aus tiefstem Herzen. „Daß du gekommen bist! Gerade heut, gerade in diesem Augenblick! Wo ich verzweifelt war. Wo ich mit allem fertig war. Mit dem blöden Stück. Mit dem Theater. Mit allem.“

Plötzlich schlang er die Arme um ihren Hals, zog ihren Kopf auf seine Schulter und sprach an ihrem Ohr wie zu seinem Liebchen: „Aber da kommt meine Uschi und sagt ja zu mir. Das werde ich dir nie vergessen, Kind. Dafür mache ich dich groß, ganz groß. Du bist jetzt mein Kind, mein Geschöpf, meine Sorge und meine Freude. Und nun paß mal auf, was zu geschehen hat.“ Er sprach plötzlich ganz ruhig, nüchtern, geschäftlich. „Zu allererst – du bekommst Stunden bei einem Gesangsmeister, einer ersten Kraft. Als ob du Sängerin an der Hofoper werden solltest. Alsdann Studium bei der Ballettmeisterin der Oper. Tanz und Bewegung.“

Sie rückte vor seinem Eifer ein wenig zurück und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Hast du Angst?“ fragte er. „Ja, arbeiten mußt du, arbeiten wie ein Pferd, das sage ich dir im voraus.“

„Es ist nicht darum.“ Sie schüttelte den Kopf. „Aber das viele Geld, was das kostet!“

Er lachte laut. „Das zahl’ ich alles. Selbstverständlich. Du zahlst es mir später zurück. Ich habe einen kleinen Vertrag aufgesetzt, den unterschreibst du nachher. Aber jetzt hör’ erst noch zu! Ich bin noch längst nicht am Ende. Gesang und Tanz, das ist

für dich. Und nun komm' ich. Ich muß doch auch etwas tun für mein Geld. Ich suche mir die besten Textdichter und lasse sie schreiben. Ich habe selbst da schon ein paar Ideen, wollen sehen, was sie daraus machen. Und das Allerbeste, das ihnen geglückt ist, das kauf' ich ihnen ab. Zu unserm alleinigen Gebrauch. Was du singst, darf kein anderer singen. Genau so mit den Vertonungen. Ich kenne ein paar junge Musiker, denen allerlei einfällt. Ihre besten Einfälle kauf' ich ihnen ab. Kauf' ich alles. Und was dann uns gehört, uns ganz allein, das studiere ich dir ein. Die Kostüme erfinde ich. Du sollst dein blaues Wunder erleben, was ich auf dem Gebiet für Vorstellungen habe. Und schließlich, wenn es so weit ist, dann mache ich die Reklame und die Engagements. So! Und nun nur noch den Vertrag! Das Verträglein! Hier, komm, unterschreib!"

Uschi überflog das Schriftstück. Es war ihr ziemlich gleichgültig, was darinnen stand. Sie wollte jetzt hinauf, wollte um jeden Preis. Aber so erfahren war sie doch in derlei Dingen, daß sie seine Bedingungen im Fluge auffaßte: Zehn Jahre lang, vom Tag des ersten Auftretens gerechnet, gehörten fünfzig vom Hundert ihrer Einnahmen ihm. Fünfzig vom Hundert! Die Hälfte! Nun ja, warum nicht? Es war eigentlich nicht zuviel. Bei allem, was er auf sich nahm. Und wenn auch – ihr war alles recht. Und sie unterschrieb.

Er legte das Schriftstück zur Seite. Dann nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und richtete ihr Gesicht mit festem Griff auf das seinige. In seine Augen kam ein unruhiges Flimmern. Dicht an ihrem Munde flüsterte er: „Nun bist du mein. Das Talent und der Mensch. Mein Eigentum, das Instrument meiner Phantasie und mein kostbarer – Schatz!" Und er küßte sie, wie man auf dem Theater küßt, indem er ihren Oberkörper hintenüber bog und seinen Mund endlos lange auf den ihrigen heftete.

Als er sie endlich losließ, erhob sie sich verwirrt. Ihr schwindelte, und sie mußte sich auf die Tischkante stützen.

„Ja, noch eins", sagte er. „Zu Haus kannst du natürlich nicht bleiben. Ich werde dir ein schönes Zimmer mieten, wo du für dich allein sein und arbeiten kannst. Wird morgen besorgt. Und, Kindchen, kein Wort hier im Theater oder sonstwo über unsere Abmachungen! Wir werden als eine ungeheure Überraschung vor die Welt treten."

Mit wirbelndem Kopf verließ Uschi das Büro.

Nach einer schier endlosen Bahnfahrt durch die Nacht und den darauffolgenden Morgen langte Holzer auf dem kleinen Bahnhof an, der seinem Dorf der nächste war. Wie er von da weiterkam, wußte er noch nicht. Wenn er keine Fahrgelegenheit fand, mußte er den Rest des Weges – immerhin noch zwei gute Stunden – mit seinem Köfferchen zu Fuß zurücklegen. Aber seine Frau wußte ungefähr die Zeit, da er zurückkommen wollte, und hatte einen Bauern gebeten, der sowieso ins Städtchen mußte, beim Bahnhof vorzufahren und zu sehen, ob er den „Schoolmeester" mitnehmen könne. Und als Holzer ins Freie trat, hielt Jochen Pülschen, ol Vadder Pülschen, mit seinem Wägelchen da.

„Süh! Süh!" rief Holzer erfreut. „Min ol Pülschen! Tofällig ook dor?"

„Jo", sagte der Bauer ernsthaft, „ick schall Sei tofällig afhalen un mitnahmen."

„Dat is awwer scheun!" Holzer lachte, warf sein Köfferchen auf den Wagen und kletterte zu dem Bauern aufs Sitzbrett.

Als sie aus dem Städtchen heraus waren, blinkte zur Rechten die weite Fläche des Sees auf. Holzer atmete tief und sog die frische Luft, die von dort herüberstrich, in einem großen Zug in sich. Ihm war, als ob er damit allerlei Fremdes aus sich hinausdrängte und das Liebvertraute der ländlichen Heimat in sich zöge. Dann schob sich Wald zwischen Straße und See.

„Verreist west?" begann der Bauer die Unterhaltung.

„Jo."

„Wit?"

„Jo, wit."

„Hambuch?"

„Witer!"

„Berlin?"

„Noch witer!"

„Noch witer geiht sche gor nech."

„Doch. Geiht witer. Awwer dats öwwerall dat sülwige."

„Dat glöw ick oock."

„To Hus is best."

„In Seedorf."

„Jo, in Seedorf", Holzer lachte glückselig.

Der Eichenbestand, der anfänglich nur eine schmale Kulisse war, durch deren Risse ab und an der See einen silbernen Blitz warf, verbreiterte sich und drängte die Straße weiter vom Wasser hinweg. Auf der andern Seite stieg Ackerfeld allmählich an und begrenzte schnell den Blick.

Schließlich bog der Weg in weitem Schwung um, in Richtung auf den See, und senkte sich wenig dem Dorfe zu.

Gleich der erste Hof links war Jochen Pülschens Besitztum.

„Ick führ Sei nah de School", sagte er zuvorkommend.

„Nee, lat man!" lehnte Holzer ab. „Dee tein Schritt kann ick loopen. Dor sün ock en poor vun min Seeröbers."

Er nickte zu den beiden Jungens hinüber, die unter einer Linde standen und die Kappen zogen.

„Scheun Dank ook, Jochen Pülschen!"

„Nix to danken. Wor girn gescheihn."

„Dat weet ick."

Holzer war vom Wagen gesprungen.

„Hannes", rief er den einen Jungen an, „komm mal her und trag mir mein Köfferchen!"

Der Jung kam, die Mütze in der Hand, nahm den Koffer, sprang voraus und polterte schon wieder die Stiege herunter, als Holzer hinter ihm her ins Haus trat.

„Schönen Dank auch, Hannes!" sagte Holzer.

„Ach wat!" sagte der Jung und glaubte wunder wie höflich den Dank abgelehnt zu haben.

Oben auf der Treppe stand Annedore, den Koffer in der Hand.

„Wie war's?" rief sie.

„Wunderschön war's", antwortete er, die Stufen hinansteigend. Und als er oben war: „Ich bin froh, daß ich wieder da bin."

Sie reichte ihm die Hand, die sie frei hatte. Er drückte die dargebotene. Weiter nichts.

Er trat hinter ihr in die Küche.

„Was gibt's?" schnüffelte er.

„Snuten un Poten."

Er lachte laut auf.

Sie sah ihn erschrocken an. „Ist's dir nicht recht?"

„Nichts könnte mir rechter sein", beruhigte er sie. „Einen kräftigeren Heimatgruß mag ich mir gar nicht denken."

Sie aßen zusammen, wobei sie ihm die kleinen Dinge berichtete, die in seiner Abwesenheit vorgefallen waren. Nach dem Essen gab er ihr den ersten Kuß.

„Gut hat's geschmeckt. Wie in den ganzen Tagen nicht", sagte er. „Nun will ich ein paar Stunden schlafen, und dann erzähl' ich dir."

Als sie beim Kaffee nebeneinander auf dem alten Ledersofa saßen, schilderte er ihr seine Erlebnisse in aller Ausführlichkeit. Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und unterbrach ihn nicht mit einem einzigen Wort. Aber wenn er von den Verlegenheiten sprach, in die ihn die ungewohnte fremde Umgebung hier und da gebracht hatte, lachte sie hellauf. Als er in seiner Erzählung an das Zusammentreffen mit Uschi gelangte, stutzte er innerlich. Dann aber gab er sich einen Ruck und sagte alles, wie es gewesen war, verheimlichte auch nicht den starken Eindruck, den das merkwürdige Mädchen auf ihn gemacht hatte. Nur das letzte, ihr Übernachtungsgastspiel in seinem Hotelzimmer, verschwieg er und glaubte es mit gutem Gewissen tun zu dürfen. Denn unschuldig, wie er zu dem Abenteuer gekommen und darin geblieben war, hätte er nur ohne Not das Herz der Frau beschwert, die dies nie und nimmer verstanden und ein falsches Bild von dem Mädchen bekommen hätte. Annedore folgte auch hier seiner Darstellung mit vollem Vertrauen. Als er aber nun an den Abend der Aufführung kam und die ganze wunderbare Freude des einzigartigen Erlebnisses in seinen Worten und in seinen Augen wiederaufleuchtete, wurde sie bedenklich.

„Was hast du?" fragte er, als ihm ihre Befangenheit schließlich doch auffiel.

„Mir ist bange", sagte sie leise und senkte den Kopf.

„Bange? Wovor?"

„Wenn nun all das andere an dich herankommt, wenn sie dich nun alle suchen . . ."

Er zog sie an sich. „Sie werden mich nicht finden", sagte er listig.

Sie fanden ihn aber doch. Die Berichte aus Wien, die in allen großen Zeitungen des Reichs erschienen, machten allerorten Aufsehen. Manche Berichterstatter hatten es doch fertiggebracht, dies und jenes über das Leben des Verfassers der „Cornelia" zu erfahren, und sich die romantische Geschichte von dem kleinen Lehrer und starken Dichter nicht entgehen lassen. Dies wurde Holzer zunächst gar nicht bekannt, da er keines der großen Blätter las. Aber – woran er sich nur dunkel erinnerte – Rübsam hatte sich seine Anschrift geben lassen. Und nun kam ein Telegramm von einem angesehenen Berliner Verlag, der sich erbot, den Bühnenvertrieb wie den Druck des Buches zu übernehmen. Holzer antwortete notgedrungen, und nach einigem Hin und Her unterschrieb er einen Vertrag. Nun sandte ihm der Verleger auch die Pressestimmen ins Haus, und Holzer las, bald freudig erregt, bald beschämt und manchmal auch ein wenig bange wie Annedore, was für ein großes Tier er zur Zeit war. Als eine Wohltat empfand er dabei die vollkommene Ahnungslosigkeit seiner dörflichen Umgebung. Dahin, des war er sicher, würde der Zeitungssturm nicht dringen.

Nur wenn er an die alte Frau Majorin von Kerkering dachte, die das Gut am See besaß, – von Kerkering-Seedorf nannte sich danach der Zweig der Familie – dann wurde ihm heiß. Sie las – das wußte er – das Hamburger Fremdenblatt, das einen besonders freundlichen Bericht über die Wiener Aufführung gebracht hatte. Was sie zu seinem Ausflug in die große Welt da draußen sagen würde, war ihm nicht ganz sicher. Sie war klug und guten Herzens, aber doch auch streng in der Enge ihres ländlichen Lebens. Als er indes einige Tage nach seiner Rückkunft mit Annedore auf dem Gutshof vorsprach, merkte er bald, daß sie nichts von seinem dichterischen Seitensprung wußte. Sie las das Notwendigste in der Zeitung, und die Kunstberichte gehörten ihr nicht dazu.

Hansi Töpfer schickte ihr Bild und schrieb dazu. In hübschen Worten dankte sie Holzer noch einmal, daß er ihr zu ihrem Aufstieg verholfen habe. Sie hatte nun den Vertrag ans Burgtheater in der Tasche. Sie fand es unverzeihlich, daß Pfundtner das Stück abgesetzt hatte, und schwelgte noch in der Erinnerung an die Vorstellung vor der gesamten Wiener Künstlerschaft, die sie ein Gottesgericht nannte und in der das Werk die schönste Probe bestanden habe. Zum Schluß bat sie, er möge sie nicht ganz vergessen, wie sie seiner stets in Liebe und Verehrung gedenken werde. „Die erste Cornelia ihrem verehrten Dichter", hatte sie unter das Bild geschrieben.

Holzer freute sich aufrichtig über Brief und Bild. Annedore war zunächst bedenklich. Als sie aber die unbefangen herzlichen Zeilen der Schauspielerin zum zweitenmal gelesen hatte, überwog auch in ihr die Freude an der Anhänglichkeit der schönen Frau.

„Ist sie in Wirklichkeit so schön wie hier im Bild?" fragte sie.

Hansis Brief blieb vorläufig das einzige Lebenszeichen aus Wien.

Am Tag nach seiner Rückkehr hatte Holzer auch seinen Unterricht wieder aufgenommen. Es verging kaum eine Woche, da war er schon ganz wieder eingelebt in sein still bescheidenes und doch so reiches Dasein, und die Wiener Tage lagen hinter ihm wie ein süß erregender ferner Traum.

Es mochten vierzehn Tage vergangen sein, da brachte ihm die Post den zweiten Brief aus Wien, der ihn auf seltsamen Umwegen gesucht und endlich gefunden hatte. Den Brief hatte ein Musiker geschrieben. Jobst Wunderlich hieß er, lebte in Wien und hatte der Künstlervorstellung der „Cornelia" beigewohnt. Seitdem, schrieb er, hätte ihn das Werk nicht mehr losgelassen. Ob Holzer sich wohl entschließen könne, ihm die Vertonung seines Stücks zu einer Oper zu gestatten.

Holzer war zwiespältig berührt von diesem Wunsch eines fremden, ihm gänzlich unbekannten Menschen. Einerseits war er froh und stolz, mit seinem Werk in einer anderen künstlerischen Seele eine Flamme entfacht zu haben, die – daran ließ der Brief keinen Zweifel – hoch, rein und schön brannte. Aber anderseits war es ihm ein unerträglicher Gedanke, seine Worte, an deren jedem einzelnen sein Herz hing, von einer darüberflutenden Musik vergewaltigen zu lassen, und wäre sie noch so schön. Nach einigem Bedenken antwortete er dem Unbekannten, daß er ihm herzlich danke für den Anteil, den er an seiner Arbeit nehme, daß er aber nicht den Mut und nicht die Selbstbescheidung fände, das Kind, das er im berauschenden Liebesspiel der Worte empfangen habe, einer Stiefmutter, und sei sie noch so strahlend schön, zu überantworten.

Inzwischen meldete der Verlag aus Berlin die Annahme des Stücks durch mehrere größere Bühnen des Reichs. Es fanden auch im Lauf des Winters hier und da Aufführungen statt. Aber es war kein rechter Schwung in den Berichten darüber. Der Wiener Erfolg wollte sich nicht wiederholen. Wenn Holzer die Besprechungen las, die der Verleger ihm übermittelte, kam es ihm so vor, als ob das Stück nur immer schwächer würde, je öfter es über die Bühne ging. So war es ihm fast lieb, als der Aufführungen immer weniger wurden, bis zuletzt der ganze Lärm seines kurzen Ruhms verklungen war und das immer leiser plätschernde Rinnsal, das seinen Namen durch die Zeitungen trug, endgültig versickerte und versiegte.

Uschi war gut untergebracht, in einem stattlichen Haus im vierten Bezirk, bei der Witwe eines Kunstmalers.

Das Zimmer war groß und hell. Das einzige, was sie zu Anfang störte, war, daß die ganze Wohnung einer Bildergalerie glich. Denn alle Wände, auch die ihres Zimmers, hingen voller Bilder des verstorbenen Malers. Es waren durchweg Bildnisse oder Tierbilder.

Uschi merkte übrigens bald, daß der Bilderüberfluß ein Schade war, der sich von Mal zu Mal verringerte. Denn sobald Frau Kietzinger in eine Geldverlegenheit geriet, packte sie eins der Gemälde auf, zog damit zu einem Kunsthändler und verkaufte es. In solche Verlegenheit sah sie sich ziemlich oft versetzt, denn sie hatte ihre kleinen Luxusbedürfnisse.

Aloys Pfundtner hatte darauf bestanden, daß sein Schützling auch die gesamte Verpflegung im Hause bekäme. Er kam täglich, meist am Nachmittag; wenn Uschi im Theater nichts zu tun hatte, auch abends. Sein Theater schien alle Anziehungskraft für ihn verloren zu haben. Er hatte Rübsam so tief in die Direktionsgeschäfte hineingezogen, daß er selbst so gut wie entbehrlich war. Zweimal wöchentlich ging Uschi zum Unterricht bei dem Professor Seerock, einem sehr angesehenen alten Gesangsmeister, und zweimal in die Tanzstunde zu Frau Godivar, einer ehemaligen Ballettmeisterin an der Hofoper. Und alle ihre Fortschritte überwachte Pfundtner aufs peinlichste. Frau Kietzinger hatte ihr Klavier hergeben müssen. Es war in Uschis Zimmer geschafft worden, Pfundtner schlug darauf die Akkorde an, und Uschi mußte ihm ihre Übungen vorsingen. Heimlich erkundigte er sich bei der Malerswitwe, ob Uschi auch genau die Stunden einhielt, in denen sie nach seiner Anordnung für sich üben und das in den Stunden Gelernte wieder und wieder durchnehmen sollte. Auch über ihre Tanzstudien ließ er sich Auskunft geben und verlangte Proben.

Professor Seerock war ein kleines, feines altes Männchen. Er war erst spät zu seiner Berühmtheit als Gesangsmeister gekommen. Darüber sprach er manchmal mit Uschi, wehmütig den Kopf wiegend, wenn er sie eine kleine Erholungspause im Singen machen ließ.

Als sie vier oder fünf Stunden bei ihm gehabt hatte, sagte er einmal: „Es ist eigentlich jammerschade, daß Sie mit Ihrer Stimme und Ihrer Auffassungsgabe keinen höheren Ehrgeiz haben als den, aufs Brettl zu steigen. Zur Oper müßten Sie gehen."

„Meinen Sie wirklich, daß ich das Zeug dazu hätte?" fragte sie.

„Unbedingt", antwortete er schnell.

„Und wie lange würde das dauern, bis ich soweit wäre?"

„Drei Jahre zum mindesten", erwiderte er ohne Besinnen.

Bald begann Pfundtner, ihr ein Repertoir einzustudieren. Er hatte erfragt, daß der kleine Kapellmeister an seinem Theater jene Stotterromanze selbst gedichtet und vertont hatte, die Uschi an dem bedeutungsvollen Abend sang. Er erwarb sie von ihm mit allen Rechten, auch dem der alleinigen Aufführung. Dies Stück sollte Uschis erste Nummer sein. Es glückte ihm ferner, ein paar ganz eigenartige Gedichte von unbekannten Verfassern zu finden und entsprechend vertonen zu lassen. Er war nicht leicht zufriedenzustellen. Dichter und Komponisten mußten es sich gefallen lassen, daß er verbesserte, Änderungen verlangte, neue Verse einschob. Selbstherrlich wie er Uschi unter seine Absichten beugte, zwang er auch seine übrigen Mitarbeiter, sich seinem Willen zu fügen. Unter seinen Erwerbungen war ein Liedchen, auf das er besonders große Hoffnungen setzte. Es schwang hin und her zwischen naiver Kindlichkeit, bacchantischem Taumel und weher Tragik und hieß „Das Freudenpferd". Ein Kind wird, wenn es ausgelassen lärmend durch die Stuben tollt, von seiner Mutter gescholten: „Bist doch ein richtiges Freudenpferd!" Als es nach der Bedeutung des Wortes fragt, antwortet die Mutter:

„Frag mich nicht immer nach wie und wo!
Ich weiß es nicht. Das sagt man so."

Das Kind aber sinnt immer leidenschaftlicher darüber nach, was das wohl für ein Tier wäre, das Freudenpferd. Bis es ein Gesicht hat. Es sieht unter den Bäumen im Grasgarten ein weißes Roß dahersprengen, auf dem ein ausgelassenes Weiblein hängt.

„Rittlings hängt es da oben und nackt,
schlägt mit der spitzigen Ferse im Takt
stichelnd, stachelnd dem Tier die Seiten,
wälzt sich herüber, hinüber im Reiten,
während die kleine nervige Faust
hierhin, dorthin die Mähne zaust."

Uschi hatte zuerst das Kind zu sein, fragend, sinnend, tiefer und tiefer ins Weben der Phantasie versinkend. Dann mit einem weißlackierten Stuhl das tolle Weib zu spielen. Das Roß stolpert schließlich und fällt mit seiner Reiterin, tot alle beide. Und aus dem Zusammenbruch erhebt sich wieder das Kind und sagt, befriedigt und erschauernd in einem:

„Nun weiß ich doch endlich wie und wo.
Freudenpferd! Das sagt man nicht bloß so."

Während sie dieses Stück probten, war Pfundtner immer wieder im stillen überrascht von der mannigfaltigen Ausdrucksfähigkeit, die Uschi offenbarte. ‚Sie hat doch viel mehr schauspielerische Möglichkeiten in sich, als ich dachte', sagte er sich. Aber er hütete sich wohl, ihr etwas davon zu verraten. Er feuerte sie nur noch mehr an, mit sparsamem Lob und strengem Besserwissen. Und sie strebte mit verbissenem Eifer danach, ihre Aufgaben zu seiner Zufriedenheit zu erfüllen.

Übrigens gedieh sie körperlich bei aller Arbeit zusehends. Woran auch die gute Verpflegung durch die Malerswitwe nicht unbeteiligt war. Die Brave aß selbst gern lecker, aber sie war in ihrer Gutherzigkeit auch glücklich, wenn es ihrem Pflegling wie ihr schmeckte. „Ich will Sie schon herausfüttern", sagte sie voller Stolz. „So mager, wie Sie zu mir gekommen sind, sollen Sie nicht wieder von mir gehen."

Und in der Tat, der in Armut, häuslichem Elend und ungenügender Ernährung verkargte Körper Uschis erholte sich, kräftigte sich, blühte auf. Sie rundete sich in Schultern und Hüften, und da auch ihr Gesicht voller wurde, verlor die kühne Nase ihr Vordringliches und beschränkte sich darauf, den Zügen eine gewisse herbe Größe und zugleich den Ausdruck überlegener Gescheitheit zu verleihen.

Aloys Pfundtner merkte lange Zeit nicht, welche Wandlung mit seiner Schülerin vor sich ging. Allzu vertieft war er in seine Pläne, die er auf sie gründete, allzu versessen darauf, sie ganz nach seinen Vorstellungen zu formen. Dann aber doch, als er sie eines Abends in ihrem Zimmer ansah, eine Bewegung prüfend, die er ihr einstudieren wollte, stand er plötzlich auf und trat dicht vor sie hin.

„Uschi!" sagte er, „du wirst ja richtig hübsch."

Und da sie verblüfft dreinschaute, zog er sie an sich und küßte sie, heiß und eindringlich.

Fortsetzung des Romans im nächsten Heft)

VIRUSFORSCHUNG

Von Dr. med. Ilse Szagunn

Es war eine große Epoche deutschen Geistes, als Robert Koch und nach ihm andere Forscher nacheinander den Milzbrandbazillus, die gewöhnlichen Eitererreger, die Staphylo- und Streptokokken, und schließlich im Jahre 1882 den Erreger der Tuberkulose, den Tuberkelbazillus, entdeckten. Mit einem Schlage waren die alten Theorien, daß Miasmen und Kontagien Ursache der Infektionskrankheiten seien, beseitigt. Belebte Organismen, Spaltpilze, waren als Erreger der hochfieberhaften Ansteckungskrankheiten erkannt. Mit echt deutscher Gründlichkeit legte Robert Koch die Bedingungen fest, die erfüllt sein müssen, damit ein Erreger als Ursache einer Krankheit anzusehen ist: der gefundene Erreger muß in Reinkultur gezüchtet werden und, auf andere Tiere geimpft, dieselbe Erkrankung hervorrufen. Der Entdeckung des Tuberkelbazillus folgten bald weitere Entdeckungen von Krankheitserregern. So fand Löffler den Diphtherie-, Gaffky den Typhus- und Koch den Cholerabazillus. Die Entdeckung der Ursachen der Infektionskrankheiten bot die Möglichkeit ihrer Bekämpfung, und zwar zunächst durch allgemeine Maßnahmen, wie Desinfektion und Isolierung. Später entwickelte sich, vor allem an den Namen von Emil Behring geknüpft, die spezifische Bekämpfung durch die Serumtherapie, der in neuerer Zeit die Chemotherapie folgte.

So großartig alle die Erfolge auf dem hier kurz geschilderten Wege sind, so lassen sie doch noch eine ganze Reihe von Problemen offen, die dem menschlichen Forschergeist gestellt werden, und die es zu lösen gilt.

Schon im Jahre 1897 haben Löffler und Frosch beobachtet, daß die Flüssigkeit der kleinen Geschwüre maul- und klauenseuchekranker Rinder auch nach Filtration durch bakteriendichte Filter die Krankheit übertrug. Es mußte also in ihr der Erreger enthalten sein, und dieser Erreger mußte wesentlich kleiner sein als alle bisher bekannten Bakterien. Man nannte diesen Krankheitsstoff Virus, und man fand ein solches jeweils spezifisches Virus in den folgenden Jahren im Blute von Gelbfieberkranken, im Gehirn von an Kinderlähmung Verstorbenen und in dem Inhalt der Herpesbläschen.

Neben der Filtrierbarkeit ist das Kennzeichen der Virusarten die Unmöglichkeit, sie auf dem üblichen künstlichen Nährboden zu züchten. Eine Züchtung außerhalb des tierischen Körpers ist nur dann möglich, wenn den Nährböden lebende Tierzellen oder -gewebe zugesetzt werden. Nachdem erst einmal die Bedeutung von Virusarten für die Entstehung von Infektionskrankheiten nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Haustieren und Nutzpflanzen erkannt worden war, wandten sich die Mikrobiologen in steigendem Maße ihrer Erforschung zu. An den Kaiser-Wilhelm-Instituten für Biochemie und Biologie in Berlin-Dahlem wurde eine besondere „Arbeitsstätte für Virusforschung" gegründet. Sie umfaßt eine Zoologische, eine Botanische und eine Chemische Abteilung, die der Leitung von Professor Danneel, Dr. Melchers und Dr. Schramm unterstellt sind.

Die Probleme, die mit der Virusforschung in Zusammenhang stehen, sind in mancherlei Hinsicht von besonderem Interesse und von grundlegender Bedeutung. Auf die Besonderheiten der Viruszüchtung wurde schon hingewiesen. Im Rahmen der Gewebekultur, die heute ein Spezialfach geworden ist, hat man besondere Methoden in der Züchtung von Viren entwickelt. Eine geeignete Nährflüssigkeit, in die überlebendes Gewebe von Hühnerembryonen gebracht ward, wird mit Virus geimpft. Es gelang, das Virus zur Vermehrung zu bringen. Wir können heute auf diese Weise in großen Mengen z. B. das Vakzine-Virus und das Maul- und Klauenseuche-Virus züchten. Eine andere Methode besteht darin, das Virus im bebrüteten Hühnerei zur Vermehrung zu bringen. Wenige Tage nach der Impfung der etwa 10–12 Tage bebrüteten Hühnereier vermehrt sich das Virus im Brutschrank, und zwar recht erheblich. Mit dieser relativ einfachen Methode ist es bisher schon gelungen, eine ganze Reihe von Virusarten verschiedener Krankheiten, so von Pocken, Grippe, Gelbfieber, zur Vermehrung zu bringen. Die Züchtungsmethoden sind praktisch deshalb von großer Bedeutung, weil es mit ihrer Hilfe gelingt, größere Virusmengen zu gewinnen, wie sie für die Bereitung von Impfstoffen nötig sind.

Elektronenmikroskop, Ultrazentrifuge und Elektrophorese haben hier neue Wege gewiesen. Die gewöhnlichen Lichtmikroskope gestatten eine Vergrößerung, mit der Bakterien gerade noch sichtbar gemacht werden können. Schon durch die Benutzung ultravioletter Strahlen im Zusammenhang mit einem optischen System von Quarzlinsen kann man Gebilde bis zu einer Größe von 75 mμ (1 mμ = 1 millionstel mm), d. h. die größeren Virusarten, auf die photographische Platte bekommen und danach ihre Größe bestimmen. Eine noch weit stärkere Vergrößerung gestattet das Übermikroskop oder Elektronenmikroskop, bei dem an Stelle der Glas- oder Quarzlinsen magnetische Linsen benutzt werden, durch die die ganz besonders kleinwelligen Elektronenstrahlen hindurchgehen.

Auch durch die Zentrifugiermethode, besonders mit der von Svedburg konstruierten und von Schramm verbesserten Ultrazentrifuge, die 30000–40000 Umdrehungen in der Minute macht, wurde die Größe verschiedener Virusarten bestimmt. Ebenso kann die Ultrafiltration durch bestimmte Arten von Membranen zur Größenbestimmung der Virusarten herangezogen werden. Die größten Viren sind etwas größer als die kleinsten Bakterien, und ihre kleinsten Arten sind kleiner als die größten Moleküle.

Schon alle die hier erwähnten Eigenschaften der Virusarten, die in unermüdlicher Forschertätigkeit von deutschen Männern, wie Paschen, Gildemeister, Waldmann, Butenandt, erarbeitet worden sind, haben eine Fülle von wichtigen Grundproblemen der Biologie zu klären vermocht. Die interessanteste Frage, die noch der endgültigen Klärung bedarf, ist aber wohl die nach dem Wesen der Viren überhaupt, die grundsätzliche Frage, ob es sich dabei um kleinste Lebewesen oder um Moleküle handelt, die die Eigenschaften von chemischen Wirkstoffen entfalten. Zugunsten der ersten Annahme sprach bisher das immunbiologische Verhalten der Virusarten, die Bildung von Antikörpern, das Zurückbleiben einer Immunität nach überstandener Krankheit u. a. Nun aber gelang es inzwischen durch chemische Methoden, die Viren pflanzlicher Krankheiten als Eiweißmoleküle zu erkennen und als reine Kristalle darzustellen. Mit Hilfe des Elektronenmikroskops wurden diese Virusproteine photographiert, wobei z. B. das Virus der Tabakmosaikkrankheit die erwartete und berechnete Nadelform aufwies. Hierdurch ist der Beweis erbracht, daß zumindest gewisse Virusarten chemische Moleküle sind. Es gelang bald, mit Hilfe verschiedener Methoden die Differenzierung einer Reihe von Virusarten vorzunehmen.

Trotz mannigfacher Erkenntnisse und Forschungsergebnisse steht die Virusforschung noch am Anfang. Sie verspricht ungeahnte Fortschritte, sowohl als Grundlagenforschung wie auch in ihrer praktischen Anwendung bei der Bekämpfung von Krankheiten; werden doch wesentlich mehr Infektionskrankheiten durch Viren als durch Bakterien verursacht. Eine enge Zusammenarbeit von Chemie, Physik, Biologie und Medizin ist die Voraussetzung dafür, die in den Kaiser-Wilhelm-Instituten in Berlin-Dahlem in vorbildlicher Weise gegeben ist.



SCHILLER
Ölgemälde von Philipp Friedrich Hetsch 1758—1839
Im Besitz des Schiller-National-Museums zu Marbach



Arthur Kampf

Mit acht farbigen Wiedergaben aus dem bei Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, erschienenen Werk v. Bruno Kroll

Unser Volk hat nicht immer gewußt, wieviel Dank es diesem Künstler schuldet. Gewiß, er ist schnell zu hohen Ehren und Würden aufgestiegen, und es hat ihm im kaiserlichen Deutschland an den großen Aufträgen nicht gefehlt, deren seine aufs Monumentale gerichtete Begabung bedurfte. Allein wer damals als Künstler in der Sonne der allerhöchsten Gunst stand, erschien manchem in seinen Leistungen verdächtig. Arthur Kampf wurde der Nachfolger Anton von Werners, den die Jugend als Stiefelmaler verspottete, weil sie die handwerkliche Tüchtigkeit dieses photographisch treuen Beobachters über Gebühr geringschätzte. Wer seinen Posten an der Akademie einnahm, der mußte, so schloß man vorschnell, aus demselben trocknen Holz geschnitzt sein. Was hatten überhaupt die großen Historien in der Malerei zu suchen? Sie darzustellen waren die Geschichtsschreiber da. Man hatte sich die Malheurs, die die



Hohe Schule. Levade. 1930



Bildnis Frau K.
1924

man mit der Kunst das Volk und nicht bloß eine kleine Schar von Ästheten und Snobs zu erreichen gewillt sei.

Diese Erkenntnis hat unseren Künstler auch geleitet, als es sehr unpraktisch schien, ihr zu folgen. Er hat sich selber die Treue gehalten, und das war nicht immer leicht. Nach dem Jahre 1918, als eine zum Teil wahnsinnige Experimentiersucht große Teile auch der deutschen Künstlerschaft erfaßte, schien manchem oberflächlichen Betrachter die Zeit für eine Begabung wie die Arthur Kampfs vorüber zu sein. Die monumentalen Aufgaben versiegten, und in den Ausstellungen machte seine ruhige und vornehme Art keinen tiefen Eindruck auf ein Publikum, das nach Sensationen gierte. Es war in der Tat nur Publikum, das damals durch die Säle strich und aus den Zeitungen eine Weisheit bezog, die mit dem Erleben von Kunstwerken nichts zu schaffen hatte.

Düsseldorfer und Münchner durch Jahrzehnte gemalt hatten, gründlich übergesehen und war sehr stolz auf die Entdeckung, daß es auf das Wie und nicht auf das Was ankomme und daß ein virtuos auf die Leinwand gesetzter Kohlkopf wertvoller sei als eine Durchschnittsmadonna. Es war die Zeit, da man den Zauber der Luft und des Lichts für die Malerei als einzig pries und ihm fast allgemein und hemmungslos anheimfiel. Auch Arthur Kampf hat ihn verspürt, und daß er ihn beherrschte, beweisen viele seiner Studien und Bilder. Aber er war nüchtern und phantasievoll genug, um zu erkennen, daß die fast als unerläßlich geforderte Inhaltlosigkeit der Malerei ihre Wirkungslosigkeit bedeute, sofern

Das Volk, das einst auf seine gewiß oft naive Art sich für Kaulbach oder Piloty, für Makart oder Uhde begeistert hatte, mied schon lange die Ausstellungen, die seinem natürlichen Empfinden langweilig oder abstoßend erschienen. Man beklagte solche Teilnahmlosigkeit, allein man dachte nicht daran, ihr auf den Grund zu gehen. Man hätte dann gefunden, was der durch Jahrzehnte heilig gehaltenen Theorie widersprach, daß es nämlich in der Kunst auch auf das Was und nicht nur auf das Wie ankommt und daß die Geschichte von dem gut gemalten Kohlkopf nichts weiter als ein Bonmot ist.

Wir müssen Arthur Kampf für die Treue danken, die er damals sich und der Kunst und dem Volk



Otto. 1910

gehalten hat. Sie ist ihm nicht nur durch äußere Anerkennungen, wie sie ihm seit 1933 erneut zuteil wurden, gelohnt worden. Er darf sich rühmen, fast als einziger die stolze Überlieferung großer deutscher Malerei fortgeführt zu haben. Seine Kunst zeigte und zeigt sich noch heute den bedeutendsten Aufgaben gewachsen. Er ist ein Herold der gewaltigen Ereignisse unserer Geschichte und ihrer Helden, und dieser Herold spricht eine Sprache, die jedem ans Herz greift. Zu den höchsten Ruhmestiteln Arthur



Stilleben mit Äpfeln

Kampfs gehört, daß manche seiner Gemälde, z. B. das Volksopfer von 1813 oder „Mit Mann und Roß und Wagen“ in das Bewußtsein von Millionen eingegangen sind, die gar nicht daran denken, nach dem Namen des Meisters zu fragen, der ihnen die Erschütterung des napoleonischen Rückzugs und die Erhebung des beginnenden Freiheitskampfes vermittelt hat.

Aber Kampf ist auch auf anderen Gebieten als dem der Geschichte heimisch. Unsere Bilder zeigen ihn als Porträtisten, als Genremaler, als Stillebenmaler. Ihm schenkt der Alltag seine Stoffe, und ein



Der Hammerschlag. Skizze. 1921

tiefes religiöses Gefühl befähigt ihn, auch der gewaltigen Tragödie Christi neuen und mächtig bewegenden Ausdruck zu leihen. In seinen Bildern und namentlich auch in seiner Graphik herrscht eine reiche Phantasie, doch niemals verläßt er den Boden der Wirklichkeit, so wie er der Farbe, der Luft, dem Licht alle bezaubernden Reize abzugewinnen weiß und dennoch die sichere Linie, die Zeichnung als Grundbedingung auch malerischen Schaffens wahrt, was übrigens eine ausgesprochen deutsche Eigenschaft ist.

Das Buch, das Bruno Kroll geschrieben und der



Steinklopfer in Anatolien. 1928

Verlag von Velhagen & Klasing herausgebracht hat, soll den Meister nicht bloß feiern, wozu in einigen Monaten der 80. Geburtstag auch äußerlichen Anlaß bieten würde. Es soll ihm namentlich danken für die fast unübersehbare Reihe kostbarer Werke, die er unserem Volk geschenkt hat, eine Reihe, die er auch jetzt noch vermehrt. Denn es ist ihm das Los Tizians zugefallen, dessen Schaffenskraft die Jahre



Bildnis der Gattin des Künstlers. 1905

nicht brechen konnten. Wer das Glück hat, Arthur Kampf zu kennen, der weiß, daß dieser Rheinländer mit der Heiterkeit seines Stammes, doch auch in der ernsten Zucht unausgesetzter Arbeit das Alter überwunden hat und mit denselben hellen und unbestechlichen Augen die Umwelt faßt, in der Geschichte forscht und in die Zukunft späht, die ihm noch späte köstliche Früchte verheißt.



Die Wehrmacht schützt den Frieden des Landes. Entwurf 1940

GEIST UND GEISTER

Von Universitäts-Professor Dr. Dr. W. Hellpach, Heidelberg

In einer kleinen, aber regsamen Stadt meiner Kindheitsjahre wurde öfters der Geist gerühmt, mit dem ein ortsansässiger Arzt bei mancherlei festlichen Gelegenheiten seine Ansprachen zu würzen wisse. Aber ein auswärtiger Besucher äußerte zweifelnd: „Hätte er wirklich Geist, so würde er nicht an Geister glauben." Jener nämlich gehörte einem spiritistischen Zirkel des Städtchens an.

Noch vor der Volksschule belehrte mich schon die Kindergärtnerin, die mich in die Anfangsgründe des Lesens einweihte, anläßlich eines Gebetchens, das wir bei ihr lernten, daß Gott ein Geist sei. Die Formel war vielleicht doch nicht sehr überlegt; denn sie entfesselte in dem kaum sechsjährigen Jungenköpfchen, das sich mitten im „Warum-Frage-Alter" befand, das schwer zu meisternde metaphysische Problem, wie nahe oder wie fern denn nun dieser liebe Gott unserm heimischen Rübezahl stehe, der uns ja doch auch als ein „Geist", nämlich unserer schönen Berge, vertraut war. In der Sexta der höheren Schule dann kam der Generalsuperintendent der Provinz den Religionsunterricht abhören, und aus seinem belehrenden Munde erfuhren wir: Gott ist Geist. Also nicht „ein" Geist, nicht einer von den Geistern, sondern Geist schlechthin. Die Erfahrung, daß man jenem Doktor nachrühmte, er „habe" Geist, konnte uns kleine Geister nur noch weiter verwirren. Zum Glück kommt das Alter von zehn Jahren über solche Dunkelheiten noch rasch und unbekümmert hinweg, und erst mit der anhebenden Geschlechtsreife geistern durch sie die zuckenden Irrlichter der religiösen Krise.

Daß jemand, der Geist habe, nicht zugleich an Geister glauben könne, erschien mir als Primaner so ausgemacht, daß ich mich deutlich erinnere, förmlich bestürzt gewesen zu sein, als ich in der wunderbaren „Zueignung" des „Faust" (der ohne diesen Vorspruch meiner Meinung nach nie aufgeführt werden sollte) an die Verse kam, die Goethes „Sehnen nach jenem stillen, ernsten Geisterreich" bekennen, dessen er sich „längst entwöhnt" hatte. Also auch dieser gewaltige Geist, dieser Dichter voll Geist, hatte offenbar an Geister oder nach längerer Ungläubigkeit wieder an Geister geglaubt! Ob er an Gott als Geist oder überhaupt an Gott geglaubt habe, das mußte mir nach dem, was ich darüber von einem katholischen Mitschüler hörte, recht fraglich sein; ein wenig später belehrte mich das „Prooemion" der Gedichtegruppe „Gott und Welt", das Ernst Haeckel einer Flugschrift vorangesetzt hatte, daß jedenfalls der goethische Gott die ganze Natur, also auch alles Stoffliche und Leibliche, mit umfasse, „Natur in sich, sich in Natur" hege; bestimmt war dieser pantheistische Gott nicht „Geist" in dem Sinne, wie es der Generalsuperintendent gemeint hatte. Aber daß Goethe ein großer Geist gewesen, das bestritten doch nicht einmal diejenigen, die ihm seine Ungläubigkeit vorwarfen, und daß er an Geister geglaubt hatte, das belegte ja noch ein anderes Gedicht, welches wir sogar in der Oberprima lasen und erörterten und in dem es hieß: „Doch rufen von drüben die Stimmen der Geister ..." Unser Kreisphysikus konnte doch wohl nicht darum geistverlassen sein, weil er an Geister glaubte? Er teilte diesen Glauben mit keinem Geringeren als Goethe!

Inzwischen haben die Geister wie der Geist recht schlechte Zeiten gehabt. Von den spiritistischen Geisterbeschwörern (den „Medien") wurde einer nach dem andern als Ganz- oder Halbbetrüger entlarvt; die angeblich jenseitigen Geister der Verstorbenen erwiesen sich als (mit Goethes Faust zu reden) „der Herren (und Damen) eigene Geister", teilweise mit recht kindlichen Mitteln hergerichtet und herausgeputzt, und anstatt tiefe Offenbarungen zu verkünden, hatten sie flachste Fragen entgegengenommen und läppische Antworten darauf erteilt. Mit diesem „Geisterreich" war kein Staat zu machen, es war weder still noch ernst, wie das goethische, sondern vorlaut und kindisch; es konnte wahrhaftig nur Gemütern ohne viel Geist etwas bedeuten. Wider den Geist überhaupt aber war ein origineller, vielgelesener Denker aufgestanden: Ludwig Klages, und hatte ihn als den „Widersacher der Seele" angeprangert, als einen Vergifter und Zerrütter des Lebens, als den eigentlichen Feind der echten Menschlichkeit. Da waren sie nun alle beide von ihren Piedestalen gestürzt, der Geist wie die Geister, und es mochte scheinen, als seien sie für das zwanzigste Jahrhundert erledigt, das nichts mehr damit zu schaffen haben wollte.

Jedoch, noch immer ist es gerade auch in der Geistesgeschichte so gewesen, daß die Rettung am nächsten, wo die Not am größten war. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, so setzt auf den verschiedensten Seiten die Besinnung ein, daß man das Phänomen „Geist" nicht an seinen intellektuellen Ausartungen und Überspitzungen, das Problem „Geister" nicht an spiritistischen Entgleisungen messen und aburteilen darf, sondern beidem ruhig ins Auge blicken und (die erste Pflicht aller Wissenschaftlichkeit!) richtig fragen muß, was es damit auf sich habe. Da kommt denn zutage, daß zwischen beidem, dem Geist und den Geistern, seit jeher eine zwar sehr verwickelte, aber nie gelöste Wechselbeziehung obwaltet, und der wollen wir ein wenig nachspüren.

Was wir den Menschengeist nennen, das gehört zur Menschenseele – es gehört ihr so untrennbar an, daß sie ohne diesen Menschengeist gar nicht die Menschenseele sein würde, die sie im Unterschied von aller Tierheit nun einmal ist. Nun verhält es sich in der ganzen Wirklichkeit so, daß überall der Teil, das Stück, das Glied, die eine Seite eines Ganzen zu dessen Widersacher werden, eine Gefahr dafür bedeuten, es bedrohen kann; dann nämlich, wenn derlei überwuchert und aus seiner dienenden Stellung im ganzen in eine es beherrschende und unterjochende hinüberwechseln will. Dann kommt es zu einem Krebsschaden im eigentlichsten Sinne dieser bildlichen Ausdrucksweise, denn der Krebs, die bösartige Geschwulst, ist dadurch gekennzeichnet, daß Körperelemente, Zellen, sinnlos und schrankenlos wuchern, den Organismus an Stellen überfallen und beanspruchen, an die sie nicht hingehören, und ihn schließlich tödlich überschwemmen. Jeder „Teil", jede Seite des Seelenlebens kann auf ähnliche Weise übermächtig werden. Eine Menschenseele, die nur Gemüt ist, taugt auch nichts, sie zerfließt in Rührseligkeit und Gefühlsüberschwang, wird für die Lebensaufgaben des Willens oder des Verstandes untauglich. Ein sturer Wille, der schließlich gar nicht mehr weiß, was er eigentlich will (denn dies kann nur die klare Überlegung, der denkende Vorsatz ihm sagen), wird zerstörerisch oder unfruchtbar, erschöpft sich im bloßen Befehlen,

Rechthaben, Tyrannisieren, in unberechenbarer Willkür und Laune. Genau so vermag natürlich auch der Verstand, der Intellekt, zum Widersacher der Gesamtseele, überhaupt des ganzen Menschenwesens zu werden, nicht weniger, aber auch nicht mehr als jene beiden. Dann entsteht der Typus des Intellektuellen oder des Rationalisten, der auch alles, was der Phantasie-, der Willens-, der Gemütssphäre des Innenlebens angehört, verstandesmäßig zerfasern, analysieren, berechnen zu sollen und zu können wähnt. Und leider hat im Laufe des vorigen Jahrhunderts für eine besonders geschickte Art solcher einseitigen Betrachtungsweise sich das Wörtchen geistreich eingeschlichen, welches einen sehr ungünstigen Bedeutungswandel erleben mußte, denn zur Zeit unserer großen Klassiker und Romantiker war es noch durchaus gleichbedeutend mit geistvoll, durchgeistigt. Aber der Menschengeist erschöpft sich keineswegs im Menschenverstand! Geist ist viel, viel mehr als bloßer Verstand. Der echte Geist hat an allen Seiten des Seelenlebens vollbürtigen Anteil: zu ihm gehören innere Schaukraft (Phantasie) genau so wie Willensentschlossenheit (z. B. eine Idee zur Geltung zu bringen), Einfühlsamkeit und Temperament und freilich auch ein klarer und scharfer Verstand, die Fähigkeit zu denken und zu folgern. Wenn wir etwa vom Geist eines Hauses, einer Formation, einer Schule, eines Zeitalters sprechen, so meinen wir damit ja auch eine Fülle irrationaler Faktoren, wie gefühlsmäßige Einstellung, entschlossene Einsatzbereitschaft, Wille zu lernen oder zu opfern, sich durchzusetzen oder sich hinzugeben – kurzum, gerade bei diesem Gebrauch des Wortes steht das Intellektuelle durchaus nicht einseitig im Vordergrunde, sondern teilt seine Bedeutung mit den andern Mächten des Seelischen, mit denen es eine harmonische Einheit bildet. Und die Geniekunde lehrt uns, wie die höchste irdische Erscheinungsform des Menschengeistes, eben der schöpferische Genius, in seinem Schaffen ebensoviel willensstarke Besessenheit wie kräftige Phantasie und gefühlsmäßige Erregbarkeit vereinigen muß mit seinem durchdringenden Verstande, um seine Idee, diese eigentlichste Tochter des Menschengeistes, zu verwirklichen. Der bloße Intellekt hat Einfälle, Gedankenblitze, eine oft bestechende, aber im Grunde wirklichkeitsfremde Scheindialektik; der wirkliche Geist lebt in Ideen, das sind Gedankengebilde, die mit größter Willensstärke Wirklichkeit zu werden entschlossen sind. Dieser Geist erschafft immer wieder neue Welten, er wandelt die Kultur, er macht Geschichte aus und mit seinen, durch und für seine Ideen, und wir wissen aus Hunderten von Zeugnissen schöpferischer Menschen, wie diese Ideen zuerst gar oft phantastisch bildhaft ins Bewußtsein treten, ganz und gar nicht als logische Schlüsse, nicht selten im Anfang unklar, widerspruchsvoll, ja sinnwidrig anmutend, bis der (allerdings nicht zu entbehrende) Verstand seine Klärungsarbeit an ihnen verrichtet hat. Auch der Intellekt ist nur ein Diener des Menschengeistes, und zum „Widersacher der Seele“ wird er höchstens, wenn er sich aus der dienenden Stellung zum Herrn aufwerfen, den Geist tyrannisieren will: dann gilt von ihm Nietzsches tiefes Wort, daß manch einer seinen einzigen Wert wegwarf, wenn er seine Dienstbarkeit abtat.

Wo sich nun primitive Menschen Geister vorstellten, und eine in der Menschennatur angelegte Urdämonie hat sie auf allen Breiten und Längen des Erdballs, in allen Rassen und Völkern immer wieder zu dieser Vorstellung getrieben, dort statteten sie solche Geister ebenfalls mit allen Zügen einer Seele aus, mit Trieben und Affekten, mit Zielsetzungen und Absichten, freilich auch mit List und Scharfsinn, um ihre Absichten zu erreichen. Waren diese Geister fürs naive Glauben doch meist selber einstige Menschenseelen, die den zerfallenen Leib überdauerten und (etwa nach den Glaubenslehren der Seelenwanderung) neue, manchmal höhere, nicht selten auch niedere (Seelentiere!) Existenzformen annahmen. Vom massiven Spukgeister- und Gespenstergrauen bis zu den ersten Ahnungen von einem die Welt lenkenden Geist erstrecken sich diese urdämonistischen Erlebnisse des einfachsten Menschengeistes – und man darf sagen: sie gehören zu ihm, er selber, dieser Menschengeist, gebiert sie aus innerer Notwendigkeit, wie er sie aus sich heraus auch weiterentwickelt, von groben Schlacken befreit, zu zarteren Begriffen läutert und bis zu den sublimen Weltbildern eines geistigen All-Einen oder eines Gottes des Herrn aller Dinge und Geschicke hinaufführt. Noch die geistigste Gottgläubigkeit, mag sie mehr das Bild monotheistischer Strenge oder pantheistischer Schwärmerei darbieten, ist aus einstigen Geistergläubigkeiten hervor-, mindestens durch sie hindurchgegangen; jede Gottheit jeglicher Religion auf Erden war einmal ein Geist, ehe sie Geist schlechthin wurde.

Und auch große Religionen haben zwar viele der Geister verworfen, die sie vorfanden, als sie dieses oder jenes Volk bekehrten, aber selber selten ganz vom Glauben an Geister gelassen (man denke nur an die Engelgestalten!). Was sie als Aberglauben verpönten, war eben das, was sie selber nicht lehrten, das übrige hießen sie Rechtgläubigkeit. Wie jedoch steht es in dieser Frage um den selbständig denkenden, fragenden und suchenden Menschengeist, der sich an keine dogmatischen Herkommen gebunden hält? Für ihn existieren auch die poetischen Engelbilder nicht mehr, er wird sie für Poesie kindlicher Gemütsbedürfnisse halten, der keine Wirklichkeit entspricht. Bleibt eine Geisterwirklichkeit für ihn dennoch bestehen, bleibt sie für ihn möglich?

Ein sehr eigenartiger Denker, zugleich einer der bahnbrechenden Mitbegründer einer exakten Wissenschaft von der Seele, Theodor Fechner, der vor fast hundert Jahren lebte und Jahrzehnte an der Universität Leipzig gewirkt hat, schrieb unter dem Decknamen eines Dr. Mises nicht bloß vielgelesene und teilweise heute noch lesenswerte Kunstkritiken (ähnlich dem großen Wiener Physiologen Ernst Brücke), sondern auch ebenso lustige wie nachdenkliche naturphilosophische Plaudereien, unter denen diejenige über eine „Vergleichende Anatomie der Engel“ schon durch ihren originellen Titel, aber auch durch ihren noch originelleren Inhalt dereinst besonderes Aufsehen erregt hat. Wollen wir aus ihren bilderreichen Verhüllungen die Idee herausschälen, so läuft sie darauf hinaus, daß ja unsere Sinnenerfahrungswelt uns nur einen winzigen Ausschnitt der Wirklichkeit erleben läßt (schon Tiere, wie die Hunde, die Ameisen, die Nachtschmetterlinge, haben eine Riechwelt, von der wir Menschen mit unserm kümmerlichen Geruchssinn uns keine annähernde Vorstellung zu bilden vermögen, ähnlich, wie die Erlebniswelt eines Hochmusikalischen für den Unmusikalischen ein Rätsel bleibt). So sei es denn auch nicht nur möglich, sondern geradezu wahrscheinlich, daß in anderen Teilen des Universums Wesen existieren, die stofflich wie geistig von den irdischen Lebewesen sich weitgehend unterscheiden, vielleicht erheblich höherer Leistungen als wir fähig seien, sei es physischer, sei es geistiger. Schon die schöpferische Tätigkeit des menschlichen Genies ist ja dem Durchschnittsmenschen auf keine

Weise nacherlebbar und übrigens dem Genie selber in ihren letzten Ursprüngen verborgen: die schöpferische Eingebung kommt gern wie aus einer anderen Welt, etwas Fremdes haftet ihr an, sie geht mit einem Aus-sich-Heraustreten, wörtlich übersetzt: Ekstase, einher; Bismarck sprach in seiner drastischen Art von dem andern Kerl in sich, der die größten Entschlüsse seines Lebens gefaßt habe. Hier ragt mit einem Stückchen eine andere Welt, als die uns alltäglich zugängliche, in die irdische hinein, geheimnisvoll und doch wirkungsstark: das ist jenes Geisterreich, das Goethe meinte, und das übrigens auch er sich keineswegs rein geisthaft vorstellte, sondern nur den Geist in anderen Gestalten bindend, als die uns vertrauten irdischen der Menschenleiber es sind.

Man darf abseits aller religiösen und lebensanschaulichen Meinungsverschiedenheiten sagen, daß die Einsicht, es gebe mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unser Alltagswissen uns kundtut, geradezu unter die Selbstverständlichkeiten des denkenden Geistes gehört; man müßte heute denjenigen einen beschränkten Geist nennen, der die Behauptung vertreten wollte, die Weltwirklichkeit bestehe nur aus dem, was die menschlichen Sinne wahrzunehmen vermöchten. Wie man sich diese jenseits unserer Sinnenerfahrung verborgenen Wirklichkeiten denkt, vorstellt, ausmalt, das wird immer Sache des einzelnen Bedürfnisses, des Temperaments, der überwiegenden Verstandes- oder Phantasieveranlagung bleiben, und nie wird es aufhören, daß dem einen die Vorstellungsweise des andern befremdlich, unzugänglich oder unzulänglich, ja bisweilen komisch oder abstoßend erscheinen mag. Nur, wie immer sie beschaffen sei – die Forderung darf gestellt werden, daß es eine Vorstellung von höheren Wesen sei, und nicht von so unwürdigen, wie sie in allem Beschwörgeisterspuk vorherrschen. Drängt es des Menschen Geist, an Geister zu glauben, von ihrem Weben und Walten überzeugt zu sein, so ist es seiner allein würdig, dabei über sich selber hinaus sich zu erheben und Geister zu denken, die eine Erhöhung noch über die höchsten Formen des Menschengeistes, die schöpferischen, bedeuten. Denn niedere Geistwesen brauchen wir nicht jenseits der Erfahrung zu erfinden; sie wimmeln auf Erden in Gestalt von Pflanzen, Tieren und – Mitmenschen reichlich um uns herum, und in jedem von uns sind ihre Regungen immer wieder einmal fatal spürbar. Nicht mit Tamtam und Brimborium nahen wir uns einem wirklichen Geisterreich, sondern „ernst und still“, wie es am ergreifendsten von unserm größten dichterischen Seher, eben von Goethe, gedacht ward. Dann, aber auch nur dann, stehen Geist und Geister in keinem ausschließenden Verhältnis zueinander; dann, aber auch nur dann, leiten die Geister hinüber aus den Begrenztheiten unseres irdischen Geistes bis zu jenem allwaltenden Geist, den das urdeutsche Denken und Glauben eines Leibniz als die oberste seiner unzähligen Geistwesen, der „Monaden“, als die Monas Monadum, als Gott wußte.

In der Wjuga

Novelle von Konrad Seiffert

Sachar hatte die beiden Pferde gesattelt, die im Spätsommer aus einem fernen Lande gekommen waren, übers Meer, mit dem Schiff. In Genitschesk hatte er sie in Empfang genommen, am Hafen. Er hatte ihnen heimlich, als es der Herr nicht sah, Brot und Salz gegeben. Er hatte sie über die Steppe hierher gebracht an die Molotschna, während der Herr mit der Eisenbahn vorausgefahren war bis nach Melitopol. Er hatte sie aufmerksamer gepflegt, als je Pferde gepflegt worden waren. Denn die Tiere waren schön, schöner als alle Pferde auf der Steppe. Sie wurden von jedem bewundert. Sie waren kostbar. Sie waren unersetzlich. Mit diesen beiden Stuten sollten die Pferdebestände des Gutes aufgekreuzt und hochgezüchtet werden im Frühjahr, wenn sie sich eingelebt hatten.

An all das mußte er denken. Heut ritt der Herr sogar mit beiden Pferden zugleich weg! Sachar sah nach dem Himmel, nach der gelblichen Sonne, die zwar leuchtete, aber nicht wärmte. Er schnupperte, sog die Luft ein, horchte in die Ferne. Er wartete auf den jungen Herrn.

Und dann kam der Herr, der junge Herr Fedor Konstantinowitsch. Sachar nahm seine Pelzmütze ab. „Da stehen die Schwesterchen, Herr! Hoffentlich geht alles gut! Schont die Täubchen! Wie wär's, wenn ich mitkäme?“

„Du kannst immer mitkommen, Sachar. Aber gerade heut geht es nicht. Gerade heut muß ich allein reiten!“

„Allein auf der Steppe! Mit zwei Pferden! Im Winter! Herr, wenn ein Sturm kommt! Ihr könnt Euch da nicht helfen. Und die Tierchen werden vor Angst vergehen! Die Wjuga ist fürchterlich!“

„Die Wjuga!“ Fedor Konstantinowitsch schwang sich in den Sattel. „Wo soll jetzt die Wjuga herkommen! Es ist fast Frühling. Die Sonne scheint. Es ist windstill.“

„Aber es ist noch Winter“, beharrte Sachar, „es liegt noch Schnee!“

Der junge Herr nahm Sachar die Leitzügel des zweiten Pferdes aus der Hand. Die Tiere warfen die Köpfe zurück. Ihre Hufe gingen klappernd über die gefrorene Erde.

Sachar lief neben den Pferden her. „Wohin reitet Ihr denn eigentlich, Herr?“

„Nach Juliusfeld. Du wirst dir den Kopf erkälten, Sachar! Setz' schon die Mütze auf!“ Fedor Konstantinowitsch ritt zwischen den beiden steinernen Torpfosten hindurch, an denen keine Torflügel hingen. Denn man hatte es an der Molotschna nicht nötig, irgend etwas abzuschließen.

Sachar sah eine Weile hinter dem jungen Herrn her. Nach Juliusfeld reitet er, sagte er sich, also deshalb mußte er die beiden Täubchen nehmen, deshalb! Nach Juliusfeld! Weil dort das Fräulein Roksana wohnt, die ihm den Kopf verdreht hat, rein verhext ist er! Er will ihr zeigen, was für Pferde er hat. Was für Pferde! Und sie soll auf dem zweiten sitzen. Vernarrt ist er in die Kleine!

Er ging langsam über den weiten Hof, zu den Pferdeställen. Der Tatar Ibraim stand dort vor einer der Türen. Er sah nach der Sonne, streckte das Kinn weit vor, hob seine Nase hoch, leckte sich die Lippen. Er sagte zu Sachar: „Vielleicht gibt's heut eine Wjuga.“

Sachar erschrak. „Der Herr ist unterwegs nach Juliusfeld mit den beiden fremden Pferden!“

„Er wird längst in Juliusfeld sein, bevor die Wjuga kommt. Er bleibt in Juliusfeld, solange die Wjuga tobt. Das ist doch sehr einfach!"

Fedor Konstantinowitschs Vater, der alte Herr Mertens, trat aus der Tür des Hauses. Er stand unter dem Vordach, sah sich den glasklaren Himmel an, streckte das Kinn weit vor, leckte sich die Lippen, genau wie Ibraim. Sachar zuckte zusammen, als er den alten Herrn so stehen sah. Allgütiger, dachte er, der Herr merkt auch schon, daß die Wjuga kommt!

„Sachar!" rief Mertens, „Sachar, sag' allen, das Vieh soll zusammengetrieben werden. Die Wjuga kommt! Du und Ibraim, ihr werdet jedem sagen, was er zu tun hat. Daß mir jeder an seinem Platz ist!"

„Und Fedor Konstantinowitsch? Er ist mit den beiden fremden Pferden nach Juliusfeld geritten. Herr, wenn ihm etwas zustößt!"

„Was soll ihm zustoßen! Er ist kein Kind mehr! Er ist hier geboren und kennt die Steppe wie ich und du. Tu, was ich befohlen habe!" Sachar rannte davon. Seine Lippen bebten.

In der Mitte des Hofs hing unter einem kleinen Schutzdach die Glocke, deren Klang jedem Menschen auf Mertensfeld anzeigte, daß etwas Besonderes geschehen war oder geschehen sollte. Sachar zog das Seil. Laut, schrill, durchdringend ging der Ton der Glocke über den Hof, zu den Gebäuden hin, in die Steppe hinaus. Männer, Weiber, Kinder liefen zusammen. Sachar und Ibraim sagten jedem, was er zu tun hatte. Balken wurden herbeigeschleppt, Wände gestützt, Dächer beschwert. Die Ställe füllten sich mit Vieh. Ein großer Teil der Herden aber blieb im Freien, in Pferchen. Dampf stieg auf von den Leibern der Tiere, die sich eng zusammenpreßten, die längst wußten, daß die Wjuga kam, die schon jetzt vor Angst zitterten, die blökten, brüllten, schrien, wieherten.

Als alles getan war, was getan werden konnte, ging Sachar zu einem der Schuppen, zog einen Schlitten hervor, prüfte seine Kufen, suchte sich im Pferdestall drei Geschirre aus. Dann holte er einen Sack mit Hafer, vier große Heubündel, ein paar Brote, einen Beutel mit Zucker, ein Paket Tee, einen Samowar, Pelzdecken, Stricke. Das alles brachte er im Schlitten unter. Als er drei Pferde anschirrte, kam der Tatar Ibraim zu ihm.

„Schnell, Ibraim", rief Sachar, „mach' dich fertig! Wir fahren hinüber nach Juliusfeld! Aber der alte Herr darf es nicht wissen! Vielleicht müssen wir noch weiter fahren. Ich habe schon alles beisammen. Nimm dir einen zweiten Pelz mit. Hast du Tabak? Die Pferde, hörst du, wir müssen die beiden Täubchen retten vor der Wjuga. Und den jungen Herrn auch. Und das Fräulein Roksana. Lauf! Ich spanne an! Wir fahren!"

Ibraim wollte nicht. Aber schließlich ließ er sich doch davon überzeugen, daß der junge Herr, das Fräulein Roksana und die beiden fremden Pferde verloren waren, wenn sie, Sachar und er, nicht sofort zu ihrer Rettung aufbrachen. Ohne Geläut glitt der Schlitten vom Schuppen aus in die weiße Steppe, nach Südwesten, Juliusfeld entgegen.

Die Sonne hing ohne Glanz am farblosen Himmel. Es war kälter geworden. Ein Nordostwind trieb den Schnee vor sich her, jagte ihn mit leisem Rasseln in Vertiefungen, fegte ihn durch die hier und da vereinzelt stehenden Sträucher, schob ihn durch abgestorbene Stauden und verholzte Gräser, die dem Winter bis jetzt standgehalten hatten. Die Kälte verschärfte sich von Minute zu Minute. Der Wind wuchs zum Sturm an, zum Samjot. Es fiel kein Schnee. Die Luft blieb klar, der Himmel wolkenlos.

Fedor Konstantinowitsch hatte Juliusfeld erreicht. Er ritt nicht zum Herrenhaus, sondern bog nach Süden zur flachen Doline ab, die mit Bäumen und Sträuchern bestanden war und den Park von Juliusfeld darstellte. An ihrem äußersten Ende, das weit in die Steppe hineinragte, stand ein Holzhaus. Dorthin ritt Mertens. Dort wollte ihn Roksana erwarten, so war es vereinbart worden. Von dieser Stelle aus wollten die beiden über die Steppe reiten, eine oder auch zwei Stunden lang. Roksanas Eltern wußten nichts von diesem Plan. Sie sahen es nicht gern, daß der junge Mertens sooft in der Nähe ihrer Tochter war, für die sie schon einen Mann hatten: den Sohn eines hohen russischen Beamten in Odessa.

Roksana kam. Sie küßte den jungen Mertens. Sie gab den Pferden den Zucker, den sie mitgebracht hatte. Sie ritten schnell davon, sie hatten es eilig.

Als sie den Hang der Doline hinauftrabten, übersprühte sie der aufgewirbelte Schnee. Und oben, am Rand der Bodensenkung, packte sie der Wind. Ein Samjot, dachte Mertens, und er sah über die Steppe, die in Bewegung gekommen war, ein Samjot! Hoffentlich wird keine Wjuga daraus! Er schaute dabei Roksana an, die ihm erzählte, auf welche Weise es ihr gelungen war, den Eltern für einige Zeit zu entschlüpfen.

Der Schnee wirbelte den Pferden um die Hufe, er glitt an ihnen vorbei, jagte in Schleiern über die Steppe, raschelte, schabte, schlurfte. Er wehte an den Beinen der Tiere hoch, erreichte ihre Bäuche, wölbte sich in langen Fahnen und Spiralen empor bis zu ihren Köpfen. Es war kein fester Punkt mehr auf der Steppe. Alles glitt, ein Schneemeer, das Wellen schlug. Die wenigen Bäume wanderten mit. Es sah aus, als schwebten sie sacht über den aufgewühlten Schnee dahin. Die Sonne schien. Der Himmel blieb klar. Die Kälte wuchs.

Fedor Konstantinowitsch und Roksana kannten ihr Ziel: es war das Juliusfelder Vorwerk Rykowa. Rykowa lag am Hang einer Balka, am Hang eines Risses im Steppenboden, geschützt vor dem Wind, eingebettet in Dickicht und Gestrüpp, umwallt von den großen Kronen alter Bäume, die an günstigen Stellen ihre Wurzeln durch den harten Untergrund der Steppe getrieben hatten. Rykowa wurde seit einiger Zeit nicht mehr bewirtschaftet. Es hatte ein Weingut werden sollen, es war ein Fehlschlag geworden. Nun standen die Gebäude von Rykowa verlassen da. Das kleine Herrenhaus enthielt noch alle seine Möbel, Teppiche, Einrichtungsgegenstände.

Im Sommer hatten sich Mertens und Roksana hier wiederholt getroffen, Sachar war manchmal dabeigewesen. Sie hatten es nicht gewagt, sich zu küssen. Aber sie hatten sich hier gelobt, Mann und Frau zu werden. Nun, als sie sich Rykowa näherten, waren sie sehr still. Sie bogen in die Balka ein, die an ihrem Anfang nur einige Meter tief und auch nicht viel breiter war. Aber sie fraß sich bei jedem Regen weiter in die Steppe hinein, vergrößerte sich, das Wasser riß den Steppenboden in Klumpen weg, führte das Erdreich mit sich fort, löste es zu Schlamm auf, wälzte Erde, Gras, Sträucher durch eine in jedem Jahr tiefer werdende Schlucht davon, der Molotschna zu. Auch ein Teil der Weingärten war bereits unterspült und weggeführt worden.

Die beiden Reiter verschwanden in dieser Schlucht, in der jetzt der Schnee etwa fußhoch lag. Am östlichen Rand der Balka hing eine wehende Schneefahne, die der Samjot in die Schlucht jagte. Hier unten war es windstill. Roksana atmete tief. „Gott sei Dank, daß wir hier sind! Hoffentlich hat sich der Wind gelegt, wenn wir zurückreiten. Wir bekommen ihn sonst gerade ins Gesicht!"

Wenn wir zurückreiten! dachte Mertens. Wurde aus dem Samjot die Wjuga, dann war an eine Rückkehr nach Juliusfeld nicht zu denken, heute nicht, morgen und übermorgen sicher auch noch nicht. Aber man konnte vielleicht in der Balka entlangreiten. An deren Ende, an der Stelle, wo sie zur Molotschna abstürzte, lag das Dorf Molokanskije. Nein, zu verhungern brauchte man nicht! Das alles dachte Mertens, er sprach es nicht aus. Er sagte: „Sicher wird sich der Wind legen, ehe es Abend wird! Wir wollen nicht an ihn denken, Roksana!"

Sie waren bei den Gebäuden und stiegen von den Pferden, die Mertens in einen Stall führte, der ihm am festesten und sichersten zu sein schien. Es war Heu da. Die Tiere begannen zu fressen. Roksana hatte den Schlüssel zum Hause mitgebracht. Sie traten durch einen Vorraum in das Eßzimmer, legten ihre Pelze ab, Mertens holte Holz, ganze Stapel, er heizte den großen Kachelofen.

Als Fedor Konstantinowitsch und Roksana die Doline verlassen hatten, wurde die Glocke auf dem Hof von Juliusfeld geläutet. Und dort tat man, was man auf Mertensfeld bereits eine halbe Stunde vorher begonnen hatte. Daß Roksana in dem Treiben nicht erschien, fiel nicht auf. Man wußte ja, daß sie in ihrem Zimmer war.

Sachar und Ibraim fuhren auf den Hof. Der Schlitten hielt dicht am Vorbau des Herrenhauses. „Bleibe hier, Ibraim", sagte Sachar, „ich ahne, daß wir gleich weiterfahren müssen!" Er sprang vom Schlitten, lief ins Haus, fragte nach Fedor Konstantinowitsch. Der war nicht da, er war nicht gesehen worden. Sachar fragte nach dem Fräulein Roksana, ob man denn genau wisse, daß sie im Hause sei. Sie war nicht im Hause. Mit Bestürzung stellten es die Eltern fest.

Sachar lief hinaus. Er nahm dem Ibraim die Leine aus der Hand, hieb auf seine drei Pferde ein, fegte in Wolken lichten Schnees vom Hof. „Wohin, Sachar?" rief Ibraim.

„Nach Rykowa! Sie können nur in Rykowa sein! In zwei Stunden ist es Abend!"

„Und in einer Stunde ist die Wjuga da, spätestens in einer Stunde!" brüllte Ibraim. „Bist du verrückt geworden? Halt! Laß mich aussteigen!"

„Bleib! Vielleicht braucht der junge Herr uns beide!" Der Schlitten flog durch die gleitenden Schneewolken des Samjot nach Südwesten, dem nördlichen Ende der Balka von Rykowa zu. Die Kälte wuchs.

Eine dunkelgraue, eine schwarze Wand wuchs am Rand der Steppe hoch. Sie schob sich in den Himmel, stellte sich vor die Sonne. Herden langgehörnter Steppenrinder zogen am Schlitten vorbei, dumpf und stumpf trotteten die Tiere davon, die Köpfe gebeugt, die Augen voll Angst. Leitstiere brüllten. Der Wind heulte schrill. Er übertönte das Donnern der vielen Hufe, die auf den harten Steppenboden schlugen.

„Die Herden von Nassau und von Karlsruh!" schrie Ibraim. „Sie sind verloren. Und wir auch, wenn wir in einer Viertelstunde die Balka von Rykowa nicht erreicht haben!"

„Wir werden sie erreichen!" rief Sachar. Er riß die Pferde zurück. Denn dicht vor ihren Hufen, eingehüllt in jagende Schneewolken, tauchten Schafherden auf. Ihre Rücken hoben und senkten sich wippend, so weit Sachar sehen konnte. Ach, er konnte nicht weit sehen. Er brüllte. Ibraim brüllte. Und dann stieß der Schlitten hinein in die Leiber der Schafe. Vor dem Schnauben der Pferde bogen die Tiere blökend nach rechts und links aus. In der entstehenden Gasse fuhr Sachar weiter. Er fuhr langsam. Aber dann blieben die Schafherden zurück. Der Schlitten flog.

Es war fast Nacht geworden, obwohl es noch Tag war. Graue Schatten huschten vorbei: Wölfe, die das schützende Dickicht des nächsten Flußlaufs aufsuchen wollten? Hunde, die ihre Herden verloren hatten? Vieh, das auf der Flucht vor dem Eishauch der Wjuga war?

Die ersten Flocken fielen. Der Sturm aus dem Nordosten, aus Sibirien, fegte sie waagerecht heran. Ein paar Minuten später war die Luft dick angefüllt mit Schnee, der nicht mehr aufgelockert in Flocken kam, sondern wie eine Lawine über die Steppe ging, wie eine Lawine eiskalter Stahlnadeln, die auf der Haut nicht schmolzen. Der Sturm tobte. Die Kälte wuchs. Es wurde ganz dunkel.

Sachar fuhr nach Südwesten. Er traf das Nordende der Balka von Rykowa. Die Pferde rissen, ohne daß er durch Leinenzug viel nachzuhelfen brauchte, den Schlitten nach Süden herum, denn sie fühlten, daß in dem Bodenriß, der sich vor ihnen auftat, Rettung war, – die einzige Rettung vor der Wjuga.

Durch den tiefen Schnee, den der Sturm hier zusammengetrieben hatte, glitt der Schlitten in den Windschatten des östlichen Balkaabhanges. Die Pferde schnaubten, sie schüttelten sich. Sie wieherten. Sie spürten die Nähe eines Stalles. Lange Feuerfunken flogen quer über die Balka. „Wir sind in Rykowa, Ibraim", sagte Sachar, „siehst du, der Herr heizt den Ofen, die Funken stieben aus dem Kamin!"

Sachar hielt vor dem Stall, in dem der junge Mertens seine Pferde untergebracht hatte. Es gelang den beiden Männern, die verwehte Tür zu öffnen. Sie zogen, schoben, wuchteten den Schlitten hinein. Ibraim zündete die mitgebrachte Laterne an. „Meine Täubchen!" flüsterte Sachar, er küßte die Pferde, reichte ihnen mit verklammten Fingern ein paar Zuckerstücke aus der Tasche seines Pelzes. „Meine Täubchen, fürchtet Euch nicht! Alles wird gut!" Die Pferde rieben ihre Köpfe an seiner Wange.

Ibraim begann sofort, alles im Stall für einen längeren Aufenthalt einzurichten. Er stellte fest, daß Heu und Stroh im Überfluß vorhanden waren, daß der Stall dicht hielt, nur an einigen Stellen drang Schnee durch die Ritzen, man konnte sie mit Stroh verstopfen. Er wußte, daß der Schnee sie bald begraben würde. Aber hier konnten sie nicht verhungern, nicht erfrieren und auch nicht ersticken.

Durch den Schnee bahnten sich die beiden Männer in der Dunkelheit einen Weg zum Hause, aus dessen Schornstein noch immer Funken stoben. Fedor Konstantinowitsch war nicht sehr erstaunt, als Sachar und Ibraim vor ihm standen.

Er hatte Roksana gesagt, daß vorläufig an eine Rückkehr nach Juliusfeld nicht zu denken war. Sie hatten eine Petroleumlampe gefunden und Licht gemacht. Etwas Dörrobst und Eingemachtes war da, eine Flasche Wodka, ein wenig Zucker. Und nun brachte Sachar auch Brot und Tee. Sie konnten zur Not ein paar Tage aushalten. Roksana hatte sich mit allem abgefunden. Vielleicht, hatte sie sich gesagt, vielleicht erfahren die Eltern bald, daß ich bei Fedor Konstantinowitsch bin. Sie war rot geworden, als sie das gedacht hatte. Aber dann hatte sie ihre Arme um den Nacken des Mannes gelegt, den sie liebte. Sie hatte ihn geküßt.

„So, so! Ihr wart in Juliusfeld", sagte der junge Mertens zu Sachar und Ibraim, „und dort habt Ihr erzählt, daß Ihr uns sucht! Das ist gut so, sehr gut! Wir bleiben hier, bis der Sturm sich gelegt hat!"

Sie blieben vier Tage und vier Nächte in Rykowa. Die Kälte wuchs. Zuweilen ließ der Sturm nach.

Aber dann raste er wieder weiter, noch fürchterlicher als bisher. Er fegte weite Flächen der Steppe leer von Schnee, trug immer neue Lawinen heran, füllte damit die Flußtäler, die Balki, die Dolinen, jede Vertiefung, jeden Bodenriß. Er lichtete die Herden, die vor seiner Wut flohen, trieb sie davon nach Südwesten, dem Siwasch zu, jagte sie über den Steilabhang der Meeresküste in die aufgewühlten Fluten. Unter seinem Eishauch verendeten Pferde, Kühe und Schafe.

Vier Tage und vier Nächte lag die Dunkelheit über der Steppe. Die Sonne kam nicht durch das Schwarz, das die Wjuga vor den Himmel gezogen hatte. In diesen Tagen und Nächten zerspellte der Sturm die Zwiebeltürme der Kirchen, er führte Häuser, Ställe, Schuppen mit sich fort, er zerstreute das aufgespeicherte Heu und Stroh, er zerbrach Bäume, er riß Sträucher weg von der gefrorenen Erde und trug alles in die Täler.

Und dann hing die Sonne an einem blauen Himmel, über den weiße Wölkchen zogen. Sie leuchtete nicht nur: sie wärmte auch. Sie war die Sonne des hastigen, gewaltsamen und kurzen Steppenfrühlings. Die Erde taute schnell auf. In den Balki gurgelte unter dem Schnee das schmutzige Schmelzwasser.

Der junge Mertens verließ mit Roksana die Balka von Rykowa. Sie ritten dicht nebeneinander über die auftauende Steppe. Zuweilen legte Fedor Konstantinowitsch seine Hand auf die Schulter des Mädchens. Er begann zu singen, als sie sich der Doline von Juliusfeld näherten, die an einigen Stellen schon zu einem See zu werden begann. Roksana lächelte. Sie sah zum Rand der Steppe hin, über das Haus ihrer Eltern hinweg.

Hinter dem Paar ritten Sachar und Ibraim mit ihrem dritten Pferd am Zügel. Den Schlitten hatten sie in Rykowa lassen müssen, sie konnten ihn nicht benutzen. Ehe sie auf den Hof von Juliusfeld einbogen, hielt der junge Mertens an. Er ließ Sachar und Ibraim dicht herankommen. „Ihr seid beide bereit, zu bezeugen, daß ich mit dem Fräulein vier Tage und vier Nächte lang zusammen war in Rykowa?“

„Ja, Herr“, sagte Sachar, „das können wir bezeugen, es ist die Wahrheit!“

„Gut! Ihr reitet jetzt nach Haus und erzählt dort alles. Ich bleibe noch eine Weile in Juliusfeld. Ich habe hier zu tun. Ich komme dann nach. Sagt, ich werde nicht allein kommen!“

„Natürlich nicht, Herr! Ihr bringt die Braut mit, die junge Herrin für Mertensfeld. Und laßt die beiden Täubchen nicht etwa hier! Sie haben viel ausgehalten in den vier Tagen und Nächten. Sie müssen sich erholen!“

Der junge Mertens stieg ab. „Du kannst die Pferde gleich mitnehmen, Sachar. Wir brauchen sie nicht mehr, wir kommen im Wagen heim!“ Er hob Roksana aus dem Sattel und ging Arm in Arm mit ihr hinüber zum Herrenhause von Juliusfeld.

Sachar sah dem Paar lange nach. Man sollte es nicht glauben, wozu die Wjuga gut ist, dachte er, während er, seine beiden Täubchen sorgsam an den Zügeln haltend, mit Ibraim langsam auf Mertensfeld zuritt.

Deutsche Barockdichtung

Von Dr. Friedrich Kainz

Die Kunst des Barocks erfreut sich seit geraumer Zeit einer ständig wachsenden Schätzung. Die Werke dieser Stilrichtung vermitteln uns wieder stärkste künstlerische Erlebnisse. Ich sage „wieder“, denn das war nicht stets so. Selten war eine Stilweise soviel gescholten wie gerade das Barock, und es ist nicht allzulange her, daß seine historische und ästhetische Rechtfertigung erfolgte. Heute aber ist diese vollzogen, und wir haben uns nunmehr eher vor dem Gegenteil zu wehren: daß das Barock im Übermaß huldigender Schätzung zur Modeangelegenheit wird. Diese Gefahr der allzubreiten Popularität des Barockstils besteht aber nur für dessen Werke auf bildkünstlerischem Gebiet; für das Literaturbarock hat das noch seine guten Wege. Auf dem Gebiet der Literatur dauert die Geringschätzung fast bis in unsere Tage, und erst neuerdings zeigt sich in der Literaturgeschichte eine analoge Bewegung zur Rechtfertigung dieses Stils. Mehrere tüchtige Literarhistoriker, unter ihnen Nadler und Cysarz, kämpfen mit Erfolg gegen die bislang geübte Verwerfung, deren letzter Grund wohl Kenntnislosigkeit war. Man wußte zuwenig von den literarischen Leistungen des 17. Jahrhunderts auf deutschem Gebiet. Die Aufmerksamkeit war bis vor kurzem dem 16. Jahrhundert als einem geistigen, dem 18. Jahrhundert als dem künstlerischen Höhepunkt zugewandt. Das 17. Jahrhundert erstickte gewissermaßen in dieser Nachbarschaft. Daß es auch auf dichterischem Gebiet Bedeutsames geleistet, erkannte man nicht an; daß es ein eigenes Gesicht trug, ließ man nur im Negativen gelten. „Schwulst“, „Verschrobenheit“, „Unform“ – das waren die Schlagworte, mit denen man diese Epoche abtat. Und dennoch hat sie Bedeutsames gegeben, mögen sich auch die Dichtwerke der Zeit an künstlerischem Wert nicht mit den architektonischen und bildkünstlerischen messen können. Über die bildkünstlerischen Leistungen dieses Stils ist die Allgemeinheit weitaus besser unterrichtet als über dessen literarische Produktion. Einige Worte des Hinweises auf das Wesen der Barockdichtung dürften daher am Platz sein. Wir gehen damit auf Neueroberung eines anziehenden Abschnitts deutscher Geistesentwicklung aus.

Die Wirksamkeit des Barockstils in der deutschen Literatur beginnt um 1640 und dauert bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts, im deutschen Süden, namentlich in Österreich, wohl um zwei bis drei Jahrzehnte länger. Was vorher liegt, ist ein renaissancemäßiges Antikisieren, ist ein schulmäßiges Nachbilden der antiken Kunst, an deren Hand man über spätmittelalterliche Ungelenkheit hinauszukommen sucht. Solange es bei einem unselbständigen Nachbeten und Nachtreten der Antike bleibt, solange kann man noch nicht von Barock sprechen, denn Barock ist selbständige Aneignung des Antiken, ist dessen Aufnahme in das moderne germanische und christliche Wesen, dessen man sich bewußt bleibt und das die antiken Formen modifiziert, ihre Klassizität sprengt. Der Barockstil beginnt, als es zu einer selbständigen, neuen Gestaltung antiker Motivik und Formen aus der eigenen Geistigkeit heraus kommt. – Das Barock hat die Renaissance

zur Wesensvoraussetzung, es wird allgemein als Sohn der Renaissance, als deren historisch-folgerechte Weiterbildung angesehen. Diese für das bildkünstlerische Gebiet richtige Erkenntnis ist jedoch für die literarhistorischen Verhältnisse einzuschränken. Wir haben im 16. Jahrhundert keine eigentliche deutsche Renaissanceliteratur, kaum Ansätze dazu. Die Reformation, die die Geister ausschließlich beschäftigte und auch die Dichtung in ihren Dienst stellte, hat die organische Entwicklung verhindert.

Das ganze 16. Jahrhundert ist in literarisch-künstlerischer Beziehung ein Ausklang des Mittelalters. Das gilt zunächst für Form und Stil, inhaltlich kommt freilich neue Renaissancemotivik hinzu. Unsere erste eigentlich künstlerische Renaissance ist daher das Barock. Was heißt nun Renaissance? Unter diesem Begriff verstehen wir jede an Hand der Antike durch Aufnahme ihrer Bildungs- und Kunstgüter erfolgende Kulturerneuerung, die sich auf dem Gebiet des Gesamtmenschlichen auswirkt. Auf deutschem Gebiet ist also das Barock nicht Folgeerscheinung und Weiterbildung der Renaissance, sondern ist eigentlich erst die künstlerische Renaissance. In Italien hatte sich die Renaissance voll ausgelebt und höchste künstlerische Werte geschaffen – in Deutschland war sie eine vorwiegend geistige, außer- und überkünstlerische Bewegung geblieben, ihre Errungenschaften sind vorwiegend intellektueller und ethischer Natur. Sie schafft den neuen Menschen, entdeckt das Individuum, macht kritische, antidogmatische Einstellungen möglich, erringt neue Lebensformen und weltanschauliche Aspekte – aber sie leistet wenig auf künstlerisch-literarischem Gebiet. Auf diesem übernimmt das Barock die Aufgaben einer künstlerischen Renaissance, insofern es durch Anschluß an die Antike künstlerische Erneuerung versucht. In der italienisch-bildkünstlerischen Renaissance war ein ähnlicher Anschluß bruchlos, gewissermaßen aus einem kongenialen Lebensgefühl heraus erfolgt und hatte daher zur Harmonie, zu in sich geschlossener Vollkommenheit geführt. Im 17. Jahrhundert in Deutschland herrschte jedoch anderes Lebensgefühl; andere Lebensformen, andere geistige Grundlagen waren vorhanden; eine harmonische Aufnahme und Angleichung der antiken Kunstwerte war unmöglich. Wir sehen daher, daß sich die barocke Nachahmung der Antike äußerlicher Mittel bedient, um durch gelehrte, eklektische Übertragung von Motiven und Formen zu den entsprechenden Schönheitswerten und -wirkungen zu gelangen. Das Barock ist daher nach Cysarz nicht mehr als eine Pseudo-Renaissance. Dieser Kampf zwischen antiker und neuer Geistigkeit gelangt nicht zu harmonischem Ausgleich. Der eigentlich siegreiche Kampf zwischen Altertum und Christentum wird erst im 18. Jahrhundert durchgefochten. Die Klassik ist unsere Hochrenaissance. Das Barock ist nur ein erstes Ringen um den organischen Besitz der Antike, um die Assimilation der antiken Kulturgüter an deutsches Wesen, deutsche Art.

Bevor wir die barocke Geistigkeit, die die Grundlage bildet für die Barockliteratur, näher betrachten, sei ein kurzer Überblick über diejenigen Dichter gegeben, die wir als barock bezeichnen. Vorbereitung und Auftakt des deutschen Literaturbarocks bildet die Schule der sogenannten „ersten Schlesier“, Opitz an der Spitze. Einer der ersten wirklichen Vertreter der deutschen Barockdichtung ist Friedrich von Zesen, der Literat und Schriftsteller galant-religiöser, historisch-kuriöser Romane, der Dichter sinnenfreudiger Liebeslyrik. Barock ist ferner die anmutige, spielerisch-musikalische Tändelei der idyllisch-schäfermäßigen Gesellschaftsdichtung der Nürnberger (Harsdörffer, Klaj, Birken). Hierher gehört ferner die naiv-anakreontische Dichtung der Sachsen (z. B. Fleming und Schirmer), ein paar fröhlich genießende Saufpoeten (Brehme, Schock, Finkelthaus, Greflinger) zählen dazu. Gipfelpunkt barocker Liebeslyrik ist Kaspar Stielers „Geharnschte Venus“. Höchste Höhen und Wertgipfel des Barocks weisen uns die Namen Grimmelshausen und Gryphius. Der erste gibt in seinem „Abenteuerlichen Simplizissimus“ ein Universal- und Totalbild des Kulturlebens im Dreißigjährigen Kriege, das in seiner Vielheit und Fülle freilich schon mannigfach über das Barock hinausweist. Gryphius gibt diesseitspessimistische, leidvoll-pathetische Lyrik und Dramatik. Hochbarock ist die Dichtung der „zweiten schlesischen Schule“, wie sie durch Hofmannswaldswaldau und Lohenstein vornehmlich repräsentiert ist. Hochbarock sind ferner die bayrisch-österreichischen Dichtungen der damaligen Zeit: all die imperatorischen Festspiele am Wiener Kaiserhof, die machtinszenierenden und glaubenpropagierenden Jesuitendramen. Barock ist schließlich die vertiefte, mystisch verinnerlichte Religiosität geistlicher Dichter wie Spee, Scheffler (Angelus Silesius) u. a. – Das 17. Jahrhundert ist die Epoche der Gegenreformation, ein Jahrhundert, dem die Religion zum stärksterlebten Problem wird. Und die Religion war schmerzvoll erlebtes Problem; keiner damals kommt um dieses Problem herum. Der deutsche Mensch strebt nach Innerlichkeit, und auch dort, wo er frivol und sinnengenüßlich auf der Oberfläche sich auszuleben scheint, blickt er scheu nach der Tiefe. Das 17. Jahrhundert ist eine Epoche neuer, starker Innerlichkeit. Das renaissancemäßige einheitlich-harmonische Diesseitsmenschentum ist verschwunden. Religiöses wird stärkster Gehalt der Dichtung. Das ganze süddeutsche Barock ist vom katholischen Gedanken erfüllt. Die Scheidung zwischen Katholisch und Protestantisch ist die wahre Mainlinie zwischen Norden und Süden. Die katholischen Gebiete sind auch dichterisch von den protestantischen geschieden, unbekümmert um geographische Lage und landschaftliche Position. Darum geht das protestantische Schwaben mit dem Norden, das katholische Rheinland mit dem Süden. – Die barocke Dichtung ist zum größten Teil Schöpfung von Protestanten. Darum hat das katholisch-gegenreformatorische Element für die Dichtung nicht dasselbe Gewicht wie für die Bildkunst. Aber das Jahrhundert der Gegenreformation ist auch für die Protestanten eine Zeit werbender, kampfvoller Religiosität. Auch das protestantische religiöse Lied strebt nach subjektiver Aneignung des Religiösen, das jetzt in ganz neuem Sinn persönlichstes Erlebnis geworden war. Neu verinnerlichte Religiosität tritt barock auf in Motivik und Vorstellungskreis. Man denke an Paul Gerhardt („O Haupt voll Blut und Wunden“, „Trostgesang wider die Trübsal des Lebens“). Wie sehr der barocke Dichter in seinen subjektiven Bekenntnisliedern nach inniger Aneignung des Religiösen strebt, sieht man am besten aus gewissen mystischen Dichtern, z. B. aus Spee. Hier singt die Seele Liebeslieder an ihren Gespons Jesus, der oft wie ein weltlicher Geliebter erscheint.

> Die reine Stirn der Morgenröt
> War nie so fast gezieret,
> Der Frühling nach dem Winter öd
> War nie so schön muntieret,
> Die weiche Brust der Schwanen weiß
> War nie so wohl gebleichet,

Die gülden Pfeil der Sonnen heiß
Nie so mit Glanz bereichet,
Als Jesu Wangen, Stirn und Mund
Mit Gnad seind übergossen.
Lieb hat aus seinen Äuglein rund
Fast tausend Pfeil verschossen,
Hat mir das Herz verwundet sehr.
O weh, der süßen Peine!
Für Lieb ich kaum kann rasten mehr,
Ohn Unterlaß ich weine.

Durchaus im Sinn subjektivsten Erlebens sehen wir bei Gryphius die Höllenschrecken affektvoll und überpathetisch geschildert:

Ach und Weh
Mord, Zeter, Jammer, Angst, Kreuz, Marter, Würme, Plagen!
Pech, Folter, Henker, Flamm, Stank, Geister, Kälte, Zagen!
Ach vergeh
– –
Schreckliche Geister der dunkelen Höhlen, ihr die ihr martert und Marter erduldet
Kan denn der ewigen Ewigkeit Feuer nimmermehr büßen dies, was ihr verschuldet.
O grausam Angst! Stets Sterben sonder Sterben.

In solchen Dichtungen sehen wir schon jenen Dualismus, der die gesamte barocke Kunst durchzieht. Ich meine jenen Dualismus von Sinnlichkeit und Geistigkeit, Materialität und Spiritualität, der im Barock nimmer zum Ausgleich gelangt. Religion ist etwas höchst Geistiges, aber dieses Geistige wird mit den sinnenfälligsten Qualitäten umschrieben, auf materiellste Weise symbolisiert. Jesus bekommt alle sinnlichen Eigenschaften des irdischen Geliebten, so z. B. riecht er wie ein Stutzer. Andrerseits müssen alle sinnlichen Greulichkeitsvorstellungen herhalten, um die abstrakte Idee der Vergänglichkeit alles Irdischen auszumalen. Wir wissen, daß barocke Maler das geöffnete Grab und den verwesenden Leichnam zu malen liebten (Juan de Valdès Leal), ein Analogon dazu ist die fürchterliche Verwesungspoesie der „Kirchhofsgedanken“ des Gryphius. Hier schildert er am offenen Grab die Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeit. Der verweste Leichnam muß das mit aller Anschaulichkeit dartun.

Der Därmer Wust reißt durch die Haut,
So von den Maden ganz durchbissen;
Ich schau die Därmer – ach mir graut! –
In Eiter, Blut und Wasser fließen.

Ein noch greulicheres Wühlen und Schwelgen in Tod und Verwesung finden wir in Lohensteins „Denk- und Dankaltar“, wo der Sohn an den zersetzten Leichnam der Mutter tritt. Hier sieht man den für alle Barockkunst so bezeichnenden unvermittelten Dualismus von krassem Naturalismus und Hyperidalismus. Keine Einheit zwischen Zweck und Mittel, Form und Gehalt. Man strebt nach durchaus geistigen Zielen, aber mit Mitteln, die durchaus sinnlich sind. Die naturalistische Materialitätsbejahung ist nicht Selbstzweck (wie etwa in den Werken des ausgehenden 19. Jahrhunderts), sondern nur Mittel zu einem spirituellen Zweck. Gryphius will Todesschauer und Abkehr vom Irdischen predigen, und zu diesem Zweck, um die Notwendigkeit einer solchen Abkehr so eindringlich als nur möglich zu machen, kann er sich in der Häufung negativster Erdeindrücke nicht genug tun. Eine Fülle grauenhafter Impressionen wird entrollt, in scheußlicher Eindringlichkeit. Das ist es eben, was für das Barock so bezeichnend ist: die unerhörte Eindrucksfähigkeit, die suggestive Wirkung. Alle Sinne, auch die niederen, werden aufs stärkste, oft aufs widrigste affiziert. Starke innere Erregtheit sucht Aussprache, Befreiung; sie findet diese Abreaktion aber nicht innerhalb des Normalen, sondern innerhalb des gesteigert Scheußlichen, Perversen. Neben starker, innig erlebter Religiosität und Sehnsucht nach dem Göttlichen steht Lust am Scheußlichen und Gräßlichen. Nadler spricht in seiner berühmten „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ von einer Literatur des Blutes, der Wunden, der Foltern und Marterungen. Im Drama des Gryphius und noch mehr der zweiten Schlesier wimmelt es von fürchterlichsten Dingen. Musterbeispiel ist Lohenstein. Seine Dramen Cleopatra, Agrippina, Epicharis, Ibrahim Sultan usw. raffen aus der Weltgeschichte alle nur möglichen Greuel der Wollust und Grausamkeit zusammen, potenzieren sie ins Unendliche, zerren den Leser – wie Nadler bemerkt – durch Bordell und Schlachthaus. Grausamkeit, Nervenkitzel, wilde Ausbrüche siedend erhitzter Phantasie werden gegeben. Unerhörte Martern werden ersonnen. Bei Hallmann lesen wir: „Streut Salz aufs rohe Fleisch und kitzelt sie mit Bürsten“. Die religiösen Lyriker verherrlichen das Blut und die Wunden Jesu, die Dramatiker und Romandichter (Ziegler, „Asiatische Banise“) ergötzen sich am Foltern und Vierteilen. Man schwelgt in sadistischen Vorstellungen: Todeserotik, Koppelung von Marter und Sexualgenuß. Ähnliches auch in der Malerei (Poussin, Martyrium der heiligen Agathe). Unerhörte Dinge werden gewagt, Schlüpfrigstes wird gehäuft, das Unmöglichste zum Gegenstand von Dichtungen gemacht. Der unversöhnte Gegensatz von Materialität und Spiritualität wird aus diesen Beispielen klar. – Bei der Verwesungspoesie, dem Diesseitspessimismus des Gryphius, denkt man wohl an die Weltverachtungsdichtungen der gotischen Epoche und ihre Todesmahnungen. Aber bei der Gotik handelt es sich doch um wesentlich anderes, obschon das deutsche Literaturbarock mehr als einen gotischen Wesenszug aufweist. Der Gotik fehlt dieser unversöhnte Dualismus, sie ist völlig spiritualistisch gerichtet. Ihre Kunstwerke sind reine Himmelsweiser, die ihre transzendente Aufgabe mit entmaterialisierten Mitteln erfüllen. Das Barock gelangt nicht zur reinen Vertikalität der Gotik, es bleibt im Horizontalen befangen. Für das Barock ist die Welt mit ihren Freuden und Reizen – so sehr auch deren Ungenügen erkannt wird – keineswegs belanglos.

Auf alle Weise strebt man danach, die Sinnenfülle der Welt zu erfassen. Naturalistisch gefaßte Lebensmomente werden geballt und gehäuft. Gerade durch Bewältigung der Massenhaftigkeit der Reize dieser Welt, durch Heranführung einer möglichsten Fülle irdischen Stoffs soll einem Überirdischen gedient werden. Wichtig ist, daß die Zeit dieses Übersinnliche einzig im Religiösen gegeben sieht. Die neue, die gegenreformatorische Geistigkeit zwingt die barocken Künstler, jenes Geistig-Unendliche, dem man sich angehören fühlt, zu dem man sich hinsehnt, einzig im Christlich-Religiösen zu suchen. Das Barock ist der Stil unversöhnter, nicht zum Ausgleich gelangender Antithetik. Solche unversöhnte Dualismen sehen wir in der Nebenordnung verschiedener sprachlicher Gestaltungsweisen: des Euphuismus und Conceptismus. Unter Euphuismus versteht man die breit ausladende, gesteigerte, bilderhäufende Diktion, das Schwelgen in überladenen Sprachvorstellungen, das man landläufig „Schwulst“ nennt. Daneben steht der Conceptismus, das Streben nach dem geistreichen Einfall, der prägnantesten und knappsten Formulierung, nach epigrammatischer Kürze der pikanten, zündenden

Idee, der schlagwörtlichen Pointe. Beides findet sich nebeneinander. In den barocken Trauerspielen stehen neben seitenlangen, höchst pathetischen Monologen und rhetorischen Ergüssen ungemein prägnante und knappe Stichomythien, ein scharfes Klingenkreuzen des Verstandes. Neben der Tendenz zum Kolossalen und Monumentalen besteht eine Neigung für das Kleinkünstlerische, Spielerische, Genremäßige. Es gibt eine bagatellmäßige Schäfer- und Liebespoesie (Nürnberger), ein heiteres Tändeln in kleinen unverbindlichen Formen, anmutig-verschnörkelte Gesellschaftspoesie: dichterische Epigrammatik und Emblematik, anakreontische Lyrik des heiteren Lebensgenusses. – Auch innerhalb der barocken Monumentaldichtungen finden sich bagatellmäßig-zierliche Schnörkel und kokette Kleinigkeiten. Bruchlose Einheit von Gehalt und Form ist nirgends erreicht. Inmitten idealistischer, pompöser Pathetik erscheinen banal-alltägliche Phrasen. Der umzingelte Antonius teilt seinen Offizieren die betrübliche Neuigkeit mit: „Wir schweben leider! – recht zwischen Tür und Angel." Während eines pompösen Staatsgesprächs erwartet der eine Partner vom andern, daß nunmehr sein „trotzig Maul lindre Saiten" aufziehen werde. Solche Beispiele ließen sich beliebig häufen.

Neben der gegenreformatorischen Religiosität steht als weiteres stilbestimmendes Element der Absolutismus. Diese Beeinflussung gilt freilich zunächst für die bildende Kunst, die stark höfischen Charakter trägt und sich zur Inszenierung von Machttendenzen und Glanzambitionen des mehr und mehr erstarkenden Fürstentums hergeben muß, von fürstlichen Bestellern und Mäzenen Aufgaben, Winke und Direktiven bekommt. Für die Literatur gilt dieses Einflußmoment nur in geringerem Maß. Die barocke Literatur ist zum großen Teil die Schöpfung bürgerlichen Geistes, und zwar ist das nördliche Barock vorwiegend Bürgerbarock. Das süddeutsche, namentlich das österreichische ist jedoch – wie Cysarz betont – imperatorisches, ist Kaiserbarock. Imperatorische Macht soll inszeniert und daneben die katholische Idee propagiert werden. Diesen Zwecken dienen das höfische Barockdrama und das Wiener Jesuitendrama.

Die großartigen Stücke dieser Tradition, Triumphe der Regiekunst und Szenentechnik, verschmolzen die Wirkung von Dichtung und Musik, Malerei, Architektur, Mimik, Tanz zu einem unerhört blendenden Gesamtkunstwerk. Solche „Schauspielwunder" waren die 1659 aufgeführte „Pietas victrix", das große Staatsdrama „Septennium Romano-Imperatorium" des Jesuiten Johann Baptist Adolph. Das größte Wunder aber war die Oper „Il pomo d'oro" von Sbarra und Cesti, ein Ereignis ersten Ranges, dessen Aufführung Nadler mit treffenden Worten charakterisiert: „Durch ganz Europa ging die Kunde von diesem Wunder. Tausend wirkten mit, fünftausend sahen zu, 100000 Gulden kostete die Aufführung. Das erste moderne Theater der Fünftausend. Das Urteil des Paris war der Stoff, und in eine großartige Feier des Ruhmes Österreichs klang das Stück aus. Die Regiekunst feierte nie gesehene Wunder. Ganze Gärten von Naturpflanzen waren auf der Bühne, weite Häfen, in denen sich wirkliche Schiffe wiegten." Ein ähnliches Prachtstück war die Oper „Monarchia latina Zionfaute" von Minato und Draghi. In diesem Kaiserbarock handelt es sich freilich mehr um eine internationale lateinisch-italienische Barockkunst, aber auch deutsche Dichter finden Anstellungen als Hofpoeten und „Inventionssekretäre" an Fürstenhöfen (David Schirmer). Die Erwähnung der Festspiele am Wiener Kaiserhof, Erzeugnisse des süddeutschen Bildbarocks, das dem norddeutschen Wortbarock gegenübersteht, führt uns auf ein wichtiges Stilprinzip aller barocken Kunst, auf die Tendenz zum Gesamtkunstwerk. Das aller Barockkunst zugrundeliegende starke Ausdrucksbedürfnis strebt nach maximaler Wirkung, die über die Ausdrucksmöglichkeiten einer einzelnen Kunst weit hinausgeht. Hier sind zwei Fälle zu unterscheiden. Der eine liegt darin, daß ein Künstler in sein Werk fremde Kunstmaterialien direkt hineinzieht. So kommt es zu einem kollektivistischen Verhalten, das zur Totalität der Wirkungsmittel tendiert. Aus dieser Tendenz wird es verständlich, daß die Oper die geschätzteste Form war. Hier ist zum Teil schon vorausgenommen, was Wagner zweihundert Jahre später als „Kunstwerk der Zukunft" proklamiert. Das dramatische Festspiel des süddeutschen Barocks verzichtet auf rein literarische Haltung. Wort, Sprachvorstellung, Vers sind nur Teilwerk, Hilfswerkzeuge der vorwiegend musikalisch und gestisch gestimmten Phantasie. Der zweite Fall ist der, daß der Dichter dadurch den Eindruck steigern will, daß er mit den Mitteln seines Materials auch noch die Effekte einer anderen Kunst erreichen will. Die Sprachvorstellung allein genügt nicht mehr, es müssen noch die Mittel musikalischer Wirkung hinzu: Klangspiele, Schallnachahmung, Assonanzen, Binnenreime, Lautsymbolik werden gehäuft, um einen klanglich-sinnenfälligen, zwingenden Eindruck zu erzielen. So lesen wir in Sigmund von Birkens „Frühlingswillkomm".

„Es fünken und flinken und blinken
Buntblumichte Auen.
Es schimmert und wimmert und glimmert
Früh-perlenes Tauen.
Es zittern und flittern und splittern
Frischläubichte Äste.
Es säuseln und bräuseln und kräuseln
Windfriedige Bläste."

Die Nürnberger können sich an solchen der Dichtung aufgepfropften musikalischen Klangwirkungen, die bei ihnen schon in spielerisches Virtuosentum ausarten, nicht genugtun. In einem Kriegslied Harsdörffers schlürffen die Pfeifen, würbeln die Trummeln, die Donnerkarthaunen durchschüttern die Luft, der eiserne Regen rasselt und prasselt usw.

Bei diesen Wirkungsentlehnungen und -übertragungen sind weder Bild- noch Dichtkunst in ihren Mitteln wählerisch. Die barocke Innendekoration arbeitet mit wertlosen „Scheinmaterialien" zur Erzielung äußerlich glänzender Wirkungen. Ähnlich verwendet die Dichtung zur Erzielung äußeren Glanzes oftmals konventionelle Rhetorik, eine für alle bereitliegende trivale Pathetik. – Die Dichtkunst verfährt nach dem Horazischen Grundsatz: „Wie die Malerei, so auch die Poesie." Dementsprechend häufen die Dichter bei Beschreibungen malerische Züge, weil sie dadurch anschaulich zu wirken glauben. In der Beschreibung, die Ziegler von der Heldin seines berühmten Romans („Die asiatische Banise") gibt, lesen wir folgende Sätze: „Ihre lockichten Haare, welche um ihr Haupt gleichsam mit Wellen spielten, waren etwas dunkler als weiß und dienten zu rechten Stricken, einen Prinzen in das Garn der Dienstbarkeit einzuschlingen. Ihre Lippen, welche einen etwas aufgeworfenen Mund bildeten, beschämten die schönsten Korallen und bedeckten die wohlgesetzten Reihen der Zähne, welche die orientalischen Perlen verdunkelten . . . Die wohlgesetzte Nase vermehrte die Proportion des schönen und runden Angesichts um ein großes. Der mehr lang als kurze Hals, welchen der Adern subtiles Wesen zierlichst durchflocht, war nebst der

andern Farbe ihrer Haut, so weit es die Wohlanständigkeit zu sehen erlaubte, so wunderschön, daß ich nicht glaube, daß auch der kälteste Winter ihrer Purpurröte, welche sich mit der schneeweißen Farbe artlich vermischte, einigen Abbruch tun könnte."

Gelegentlich führt sich dieses auf malerisch-anschauliche Wirkung ausgehende Kunstprinzip selbst ad absurdum. So wenn in einem Lohensteinschen Drama der Held seinen Vater apostrophiert:

„. . . . du Drachen-gearteter Vater, du von Tigern gesäugeter Wurm
Von Schlang und Nattern genährter Bluthund . . ."

Hier triumphiert die Erfülltheit des rein sprachlich-vorstellungsmäßigen Pathos, dem unsere Phantasieanschauung in keiner Weise zu folgen vermag, ja auch nicht folgen darf, weil die optische Veranschaulichung ein Lächerliches ergäbe.

Das geistige Agens, das hinter all diesen Wirkungsmitteln steht, ist ein stets zum Äußersten und Letzten strebender Ausdruckswille. Das Barock ist ein durchaus expressionistischer Stil. Von ruhig-schönheitlicher Gestaltung ist keine Rede. Der Wille zum gesteigertsten Ausdruck durchzieht alle barocken Dichtungen, drängt in jedem Moment zum Intensitätsgipfel. Das sieht man aus den wahnsinnigen Leidenschaftsausbrüchen in den barocken Dramen. Im „Leo Armenius" des Gryphius lesen wir:

„. . . Du führst mich in die . . . Bande,
Durchaus vergällte Seel! Abgrund der ärgsten Schande!
Hof-Heuchler! Doppelsinn! Mordstifter! Lügenschmied!
Was hindert mich, das ich nicht rasend Glied vor Glied
Dir, Basilisce, zieh und eyl in Staub zu treten."

Theodosia wütet:

„Du schwefellichte Brunst der donnerharten Flammen
Schlag los, schlag über sie, schlag über uns zusammen!
Brich, Abgrund, brich entzwey und schlucke, kann es seyn,
Du Klufft der Ewigkeit, uns und die Mörder ein."

Auch in der Wortwahl wird das deutlich. Die Personen sprechen und reden nicht, sie „raasen", „bällen", „geyfern". Ungeheuer ist der Trieb zum Ausdruck, der inhaltlich (bei den Personen) die Grenzen jeder Klugheit verläßt und formal (in der dichterischen Gestaltung) jede Form sprengt. Geballtes Häufen stimmungsüberakzentuierter Wörter, Zentnerwort folgt auf Zentnerwort; die Unterbrechung der Stimmungsakzente durch syntaktische Formwörter wird gelegentlich ganz gemieden. Es ist etwas Überhitztes, Überladenes in diesem ständigen Fortissimo, dieser lautesten Instrumentation, diesem Streben nach Affekt und Bewegung um jeden Preis.

Der angemessenste Vers für das so geartete dichterische Ethos ist der Alexandriner, dessen Bau für geschwellte, hochtrabende Pathetik wie überraschend-witzvolle Antithetik in gleicher Weise Raum bietet. Ein durch alle Barockdichtungen, mögen sie nun der pathetisch-großartigen oder der spielerisch-kleinen Art angehören, hindurchgehender Wesenszug in der sprachlichen Gestaltungsweise ist die Vorliebe für weit hergeholte Gleichnisse und geistreich-gespitzte Metaphorik. Die verschiedenartigsten Dinge werden metaphorisch und vergleichend miteinander in Beziehung gesetzt. Es handelt sich dabei weniger um erhöhte Sinnenfälligkeit des Eindrucks als um ein „Witzspiel". Man liebte es damals, solche geschraubt-witzigen Rätsel aufzulösen, die der Dichter dem Verstand des Lesers aufgibt. Die Formensprache des bildkünstlerischen Barocks vermeidet die geradewegs zum Ziel führende einfache Linie und gibt an ihrer Stelle Kurvaturen, Verkröpfungen, Verschnörkelungen usw. Genau so in der Dichtung. Eine Vorstellung wird nach Möglichkeit niemals mit ihrem nächstliegenden Sprachbegriff, sondern mit einem möglichst fernabliegenden bezeichnet. In solchen gewundenen und verschnörkelten Pfaden der Vorstellungskraft erkannte man damals das eigentlich Poetische. So nennt der Barockdichter die Seide die „bunte Würmermüh", der küssende Mund wird folgendermaßen benannt: „Mund, der du Alikant des Lebens schenkest ein". Für den heutigen Leser ist manches direkt rätselhaft. Ein barocker Liebeslyriker (Stieler) spricht in einem Gedicht „Liebe, der Poeten wezz-stein" von der Wirkung, die seine Geliebte auf ihn ausübt. Er sagt: „Bist etwa du entblößet, Bin ich sogleich beflößet, Mit Wasser aus dem Pferde-Guß". Das heißt: jede dekolletierte Stelle an dir erfüllt mich mit poetischer Inspiration (Pferdeguß = Hippokrene). Der Barockdichter kann eben nichts einfach sagen; stets muß das „curieus" gewundene Gleichnis herum. Daß in solch geschraubter Vergleicherei das sprachlich-stilistische Hauptcharakteristikum des Literaturbarock liegt, haben schon zeitgenössische Parodisten erkannt. So verspottet Christian Reuter gelegentlich die barocken Liebesgedichte mit ihrer Gleichnisspielerei:

„Lisette, liebster Rosenstock
Meines Hertzens Zucker-Stengel
Du meines Leibes Unter-Rock
Mein Schatz und tausend Engel."

Daneben zeigt sich ein Streben nach witzigen, paradox-antithetischen Fügungen, dem durch den Alexandriner ganz besonders Vorschub geleistet wird. Homburg definiert die Liebe folgendermaßen:

„Ein Feuer sonder Feur, ein lebendiger Todt,
Ein Zorn, doch ohne Gall, ein angenehme Noth.
Ein Klagen außer Angst, ein vberwundner Sieg,
Ein vnbehertzter Muht, ein Frewdenvoller Krieg" usw.

Eine zusammenfassende Wesensschau könnte folgende stilbestimmende Züge feststellen: starke Spiritualität neben sinnenbejahender Materialität, vertiefte Religiosität, erhöhter Ausdruckswille. In spezifisch künstlerischer Hinsicht: eine Tendenz zum Gesamtkunstwerk, ein Streben nach Affekt und Bewegung um jeden Preis, erhitzte Hyperbolik, die jeden Augenblick zum Ausdrucksgipfel und Intensitätsmaximum drängt; stete Bewegtheit, die sich niemals mit In-sich-Beruhigtem, Statischem begnügt. Maßgebend ist ferner jene unversöhnte innere Zweiheit, die durchgehende Antithetik. Neben der wuchtigen, höchsttragischen, pessimistischen Dichtung eines Gryphius steht die frivole Erotik Hofmannswaldaus, neben den bluttriefenden, greuelwühlenden Stücken Lohensteins und Hallmanns besitzen wir die naive Anakreontik der Sachsen und die kleinkünstlerische Idyllik der Nürnberger. Neben der innigen Religiosität Gerhardts stehen die schwüle religiöse Erotik mancher Mystiker und die entzückende weltliche Liebespoesie eines Kaspar Stieler. Wir erkennen im Literaturbarock eine Vielheit von Wesenszügen, Tendenzen und Formen, eine ungemeine Kompliziertheit, die sich schwer erschöpfen läßt, deren Reize wir aber auch außerhalb der literargeschichtlichen Zunft zu ahnen vermögen, seitdem uns die Augen für die großen Barockmeister der bildenden Kunst aufgetan worden sind. Heute ist jedoch der Zugang zu dieser ebenso interessanten wie lange mißkannten Literaturepoche leichter gemacht als jemals.

Der Umweg zu Marianne

Erzählung von André Baron Foelckersam

Wolf hatte es sich im einzigen Sessel des kleinen Pensionszimmers bequem gemacht. Er saß tief im Polster versunken und sah schweigend dem Mädchen zu, das ein Tischtuch über das Fenstertischchen gebreitet hatte und jetzt ans Regal trat, um die Tassen herunterzuholen. Woran liegt es, daß man sie so gerne ansieht, dachte er.

Man konnte Marianne nicht eigentlich hübsch nennen. Ihr Gesicht mit den hellen, goldflimmernden Brauen über den ernsten grauen Augen war herb und ein wenig breit. Das dichte blonde Haar trug sie kurzgeschnitten, auf Knabenart, mit einem seitlichen Scheitel. Wolf kannte so gut jene kleine ungeduldige Bewegung, mit der sie es sich aus der Stirn zu streichen pflegte, wenn sie verlegen war oder etwas sie aus der Fassung gebracht hatte. Nein, Marianne war nicht, was man ein hübsches Mädchen nennt, dieser Ausdruck paßte nicht zu ihr. Und doch lag etwas sehr Anziehendes und Weiches über ihrem ganzen Wesen, über ihrer etwas derben, robusten Gestalt.

‚Auf Marianne kann man sich verlassen', dachte Wolf. ‚Sie hat etwas so Verläßliches, Beständiges. Sie ist immer für einen da, wenn man sie braucht, wenn man sich mit jemand aussprechen will.' – „Du bist ein wunderbares Mädchen, Marianne", sagte er plötzlich aus seinen Gedanken heraus, „du bist . . ." – er suchte nach einem passenden Ausdruck, – „ein so großartiger Kamerad".

Marianne stellte lachend die Tassen aufs Tischchen. „Seit wann machst du mir Komplimente?" Sie richtete sich auf und betrachtete ein wenig belustigt den hochaufgeschossenen Jungen drüben im Lehnstuhl mit den haselnußbraunen Augen im schmalen Gesicht, das auch im Winter gleichmäßig braungetönt war.

„Das ist ja gerade das Nette an dir, daß man dir Komplimente sagen kann", – erklärte Wolf eifrig. „Jedes andere Mädchen würde das sofort ganz falsch auffassen."

„Und warum bist du denn so sicher, daß ich es nicht tue?" Marianne spielte mit dem Teesiebchen in ihrer Hand.

„Warum?" Wolf lachte. „Weil du dazu viel zu gescheit bist und ... zu überlegen. Es paßt einfach nicht zu dir. Wenigstens nicht zum Bilde, das ich mir von dir gemacht hab'."

„Es ist immer gefährlich, sich ein Bild von einem Menschen zu machen", sagte Marianne ohne aufzusehen. „Man kann sich dabei gründlich täuschen."

„Nicht bei dir."

„Sag' mir lieber, ob der Tee stark genug ist!" Sie reichte ihm die Tasse und rückte einen Schemel ans Tischchen heran.

„Entschuldige!" Wolf wollte aufstehen, aber das Mädchen wehrte mit der Hand ab.

„Nein, bleib nur sitzen." Sie sah sich lachend in ihrem dürftig möblierten Zimmer um. „Was sollte ich sonst mit deinen langen Beinen anfangen?"

Wolf hatte diese Plauderstunden bei Marianne gern. Sie lebte in derselben Pension und hatte immer Zeit für ihn, wenn er mit einem: „Stör' ich?" den Kopf zur Tür hineinsteckte. Er blickte zu ihr hin.

Marianne saß, das Kinn in die Hände gestützt; im Licht der niedrigen Stehlampe schimmerte ihr helles Haar wie Silber. Er dachte wieder an Monika. Man konnte sich schwer einen größeren Kontrast vorstellen als die beiden. Monika, die zusammen mit Marianne auf eine Reklame- und Modeschule ging, war dunkel, feingliedrig und vollkommen unberechenbar. Er hatte sie vor knapp sechs Wochen durch Marianne kennengelernt und sich sofort in sie verliebt. Wie oft hatte er sich in diesen Wochen gefragt, ob Monika sich etwas aus ihm machte, ob sie ihn wirklich gern hätte. Er wußte es nicht, und diese Ungewißheit quälte ihn. Sie konnte so zärtlich sein und ihn im nächsten Augenblick ganz gleichgültig und ein wenig von oben herab behandeln.

„Ich dachte, du wolltest heut abend arbeiten?" sagte Marianne, als sie den Tee getrunken hatten und nun schwatzend bei einer Zigarette saßen.

Wolf seufzte. „Man muß sich auch mal erholen."

„Das tust du recht oft in letzter Zeit." Marianne lächelte, aber Wolf spürte den leichten Vorwurf in ihren Worten.

„Man ist nicht immer aufgelegt", sagte er etwas gereizt. „Wenn du stundenlang endlose Formeln und Maximaldosen auswendig lernen müßtest, würdest du sicher nicht so reden."

„Das kann sein. Aber ich dachte, daß deine Arbeit dich interessiert."

„Du bist heute gar nicht nett! Sag' schon lieber offen, daß du mich loswerden willst."

„Ach, sei nicht kindisch!" Marianne mußte über sein beleidigtes Gesicht lachen. Was für ein Kindskopf er doch noch war mit seinen neunzehn Jahren! Sie hatte ihn gern, seine unbeholfene, etwas linkische Art. Vielleicht weit mehr, als sie es sich selbst eingestehen wollte.

Sie saßen eine Weile schweigend da. ‚Was Monika jetzt wohl macht?' dachte Wolf. Er hatte plötzlich den Wunsch, über sie zu sprechen. „Ich finde, Monika hat in letzter Zeit mächtige Fortschritte gemacht", sagte er unvermittelt. Und, als Marianne schwieg, fragte er: „Sie ist doch sehr begabt?"

„Ja, das ist sie."

Wolf schien, daß dieses Ja etwas zögernd klang. „Du scheinst nicht so recht davon überzeugt zu sein?"

„Doch. Nur sollte Monika mehr arbeiten. Mit Begabung allein kommt man nicht weit."

„Aber sie ist doch so fleißig!" – ereiferte sich Wolf. „Es gelang mir heute nicht einmal, sie zu überreden, mit mir ins Kino zu gehen. Sie wollte wieder den ganzen Abend über zu Hause sitzen und arbeiten. Nun sind es schon vier Tage her, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben."

Marianne blickte schweigend vor sich hin.

‚Sie hat etwas gegen Monika', dachte Wolf erstaunt. Was konnte es sein? Es tat ihm leid, daß er das Gespräch auf Monika gebracht hatte. Er begann rasch von etwas anderem zu reden. Aber sie waren beide zerstreut. Wolf grübelte darüber nach, weshalb Marianne so abweisend ausgesehen hatte, als er Monikas Namen erwähnte, und auch Marianne schien mit ihren Gedanken weit weg zu sein.

Wolf stand auf.

„Nun setz' ich mich aber wirklich an meine Bücher!" Er blieb einen Augenblick unschlüssig in der Tür stehen. Er hatte das Gefühl, daß etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen lag, eine Fremdheit, die es sonst nie zwischen ihnen gegeben hatte. „Und danke für den Tee", sagte er etwas unbeholfen, als er Mariannes fragenden Blick bemerkte.

In seinem Zimmer setzte er sich an die Arbeit. Aber nachdem er eine Weile gelesen hatte, merkte er auf einmal, daß er von dem, was er eben gelesen, kein Wort mehr wußte. ‚Was ist heute mit mir?' dachte er erstaunt. Er saß da, das aufgeschlagene Buch vor sich, und blickte zum Fenster hin. Draußen begann es zu dämmern. Im Schein der Tischlampe hob sich das Fenster wie ein tiefblaues Rechteck von der Wand ab.

Wolf schob das Buch beiseite und stand auf. „Ich geh' mal auf eine halbe Stunde hinaus", sagte er sich. „Vielleicht hilft das."

Im Flur stieß er mit Marianne zusammen. Es ärgerte ihn, daß sie ihn ausgehen sah, und er sagte rasch und wie entschuldigend: „Ich komm' mit der Arbeit nicht vorwärts. Ein wenig frische Luft wird mir gut tun."

Wolf hatte den Kragen des Regenmantels hochgeklappt. Er ging mit großen Schritten durch die Straßen, über denen die Dämmerung des Frühlingsabends lag. Die Luft war feucht und warm; der Asphalt glänzte tiefschwarz – es mußte vor kurzem geregnet haben. Wolf bog in die Parkanlage ein und schlenderte die breite Lindenallee entlang. Vom zarten, gelblich-grünen Blätterdach, das sich fast durchsichtig gegen den dunklen Himmel abhob, fielen vereinzelte schwere Tropfen.

Wolf ging langsam weiter. Und während er durch die einsame Allee schlenderte und den feuchten Kies unter seinen Füßen knirschen hörte, stand plötzlich jener stille, noch ein wenig kühle Vorfrühlingsabend, an dem er zum erstenmal mit Monika allein gewesen war, wieder so deutlich vor ihm, als wäre es erst gestern gewesen.

Sie waren an jenem Abend mit Bekannten ausgegangen, und als man sich trennte, hatte er es einzurichten verstanden, daß er es war, der Monika nach Hause brachte. Er wußte nicht mehr, wie viele Male sie durch die Parkanlagen gewandert waren und weiter die Straße hinauf bis zu ihrer Haustür. Und immer wieder waren sie durch die Lindenallee zurückgekehrt zur großen Blumenrabatte. Sie konnten sich nicht trennen. Er sah wieder die schmächtige Mädchengestalt im hellen Sommermantel vor sich, den Frühlingshimmel, der über den Baumwipfeln schon von einem fast farblosen Blau war, und er sehnte sich plötzlich danach, diesen Abend noch einmal zu erleben. An jenem Abend hatte er Monika zum erstenmal geküßt. Nun kannten sie sich schon sechs Wochen und doch hatte Wolf oft das Gefühl, daß er Monika überhaupt nicht kannte. Sie war jetzt oft so fremd, so unberechenbar. Er fragte sich wieder, weshalb Marianne so wortkarg geworden war, als er das Gespräch auf Monika gebracht hatte. Ihr Schweigen war ihm abweisend erschienen, fast feindlich. Hatte sie etwas gegen Monika? Und seit wann? . . . Wolf ging weiter, in Gedanken versunken. Ohne es zu wissen, war er in die Straße eingebogen, in der Monika lebte. Er war so gewöhnt an diesen Weg, den sie beide fast jeden Abend gegangen waren. Erst nach einer Weile merkte er es und mußte unwillkürlich lächeln. Ihm kam plötzlich der Gedanke, an Monikas Haus vorüberzugehen. Es freute ihn, ihr erleuchtetes Fenster zu sehen, zu wissen, daß sie da war. Er ging auf die andere Straßenseite hinüber. Dort drüben, das vierte Fenster von der Ecke aus, war Monikas.

Er blieb überrascht stehen. Das Fenster war dunkel. ‚Sie hat mir doch gesagt, daß sie den ganzen Abend über zu Hause sein würde', dachte er erstaunt. Aber im nächsten Augenblick mußte er über sich selbst lachen. Natürlich war Monika zu Hause! Er hatte sich bloß im Stockwerk getäuscht. Das dunkle Fenster lag ja unter dem ihren, und Monikas Fenster war hell erleuchtet.

Wolf blickte lächelnd hinauf. Er schämte sich, daß er auch nur einen Augenblick an ihren Worten gezweifelt hatte. Er stellte sich vor, wie sie dort drüben saß, ohne zu ahnen, daß er hier auf der Straße stand und zu ihr hinaufsah, und ihn überkam eine große Zärtlichkeit. Hinter den dünnen Gardinen sah er die erleuchtete Decke des Zimmers und einen Teil der Wand. Einmal schien ihm, als bewegte sich ein leichter Schatten über die Wand. Er wollte nicht, daß Monika ihn sah, und doch hoffte er, daß sie vielleicht heraussehen würde.

Das Licht im Fenster erlosch. Wolf blickte enttäuscht hinauf. ‚Sie ist doch nicht schlafen gegangen', dachte er. ‚Es ist ja noch ganz früh.' Er wartete. Aber das Fenster blieb dunkel. Er zögerte noch ein wenig, und wandte sich dann zum Gehen. Als er einige Häuser weitergegangen war, sah er noch einmal zurück. Das Fenster drüben war noch immer dunkel, aber gleichzeitig sah er eine Gestalt aus der Haustür treten. Er war schon so weit, daß er sie nicht deutlich sehen konnte. Plötzlich stutzte er. Monika! Er hatte ihre Silhouette gegen den erleuchteten Hausflur erkannt. ‚Sie hat mich also doch gesehen', dachte er froh. ‚Sie ist auf einen Augenblick heruntergekommen.'

Er wollte auf sie zugehen, als die Gestalt jetzt sich umwandte und sich rasch in die entgegengesetzte Richtung entfernte. Wohin ging sie? Wolf verstand auf einmal, daß Monika ihn nicht gesehen hatte. Er wollte sie einholen, aber etwas hielt ihn zurück. Jetzt hatte sie die nächste Straßenecke erreicht. Wolf sah sie im Lichtkreis der Laterne auftauchen und nun sah er auch eine andere, größere Gestalt, die grüßend, mit schnellen Schritten auf Monika zukam. Einen Augenblick blieben die beiden dort drüben stehen, dann gingen sie weiter und verschwanden um die Ecke.

Wolf saß auf dem Bett in seinem Zimmer. Er hatte noch immer den Mantel an. Er wußte nicht, wie lange er hier gesessen hatte, wußte nicht, wie lange er durch die dunklen, regenfeuchten Straßen gelaufen war. Er war umhergeirrt, planlos, ohne Ziel. Schließlich war er heimgekehrt. Er saß reglos da, die Hände in den Taschen des Mantels. Es war Schluß. Für immer. Aus. Wie hatte er sich nur einbilden können, daß er für Monika jemals mehr bedeutet hatte als einen kurzen Flirt, ein flüchtiges Verliebtsein! Zuerst, als er die beiden an der Ecke gesehen hatte, war es wie ein Schlag ins Gesicht gewesen. Er hatte es einfach nicht fassen können, daß es wirklich wahr war. Aber zu seinem Erstaunen fühlte er nun nichts mehr von jener heißen Wut, die ihn im ersten Augenblick gepackt hatte. In ihm war nur eine große Leere, als wäre alles Gefühl wie abgestorben. Alles, was mit Monika zusammenhing, erschien ihm auf einmal fern und unwirklich. Es war wie ein Film, der jetzt in seiner Erinnerung vorüberglitt, eine lange Reihe von Bildern, einzelnen Szenen, Gesprächen, ein Wort, ein Lächeln – ein Film, in dem er mitgespielt hatte, der ihn nun nicht länger anging und bei dem er jetzt bloß Zuschauer war. Er verstand plötzlich, weshalb Marianne heute so abweisend geworden war, als er das Gespräch auf Monika gebracht hatte. ‚Sie muß etwas gemerkt haben', dachte Wolf. ‚Habe ich Monika wirklich geliebt?' fragte er sich. Er konnte sich darauf keine Antwort geben.

Es klopfte. Wolf wandte ärgerlich den Kopf. Er hatte jetzt keine Lust, jemand zu sehen. Aber schon wurde die Klinke niedergedrückt. In der Tür stand Marianne.

„Ich sah, daß bei dir Licht ist, und da wollte ich dich fragen, ob du morgen nachmittag hinüberkommen willst . . .“ Sie stockte, als sie sein verstörtes Gesicht sah. „Heinz und Irene wollten kommen.“

„Danke. Ich weiß nicht“ . . . sagte Wolf kurz. „Ihr habt es sicher netter ohne mich.“

Marianne sah ihn fragend an. „Wolf, was ist mit dir?“

Er blickte weg. „Nichts. Ich möchte bloß allein sein.“

„Verzeih.“ Er hörte, wie die Tür sich hinter Marianne schloß. Er schämte sich, daß sie ihn in diesem Zustand gesehen hatte. ‚Sie hat natürlich sofort alles verstanden‘, sagte er sich. Er fühlte noch den fragenden Blick ihrer ernsten grauen Augen. Er stand auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen. ‚Weshalb habe ich sie gekränkt?‘ dachte er. ‚Sie hat es nicht verdient.‘ Sie war immer für ihn dagewesen, wenn er jemand brauchte, wenn er sich mit jemand aussprechen mußte. Und sie hatte ihn immer verstanden, ohne viele Worte. Plötzlich sah er Marianne in einem ganz neuen Licht. Bis jetzt hatte er in ihr nur einen guten Kameraden gesehen; aber auf einmal verstand er, daß sie ihm viel mehr bedeutete. Ich muß sie sprechen, noch heute abend, dachte er, jetzt gleich. Aber als er dann vor ihrer Tür stand, zögerte er. Als er schließlich mit einem: „Stör' ich?“ den Kopf hineinsteckte, sah er Marianne am Fenster stehen. Sie wandte sich um und blickte zu ihm hin.

„Nein, komm nur herein.“

„Ich wollte bloß . . .“ begann er unbeholfen, „ich . . . verzeih, daß ich mich so albern benommen hab'.“

„Ach, laß schon“, Marianne strich sich das Haar aus der Stirn. „Übrigens hier ist das Buch, von dem wir vorhin sprachen“, sagte sie rasch. Sie nahm ein Buch vom Büchergestell und reichte es ihm.

Einen Augenblick lang standen sie sich schweigend gegenüber. Wolf hatte sich vorgenommen, Marianne so vieles zu sagen, aber als er nun vor ihr stand, konnte er plötzlich kein Wort von all dem hervorbringen. Er stand bloß da und sah sie lächelnd an. Auch Marianne sagte nichts. Unter seinem Blick wurde sie langsam rot. Die Röte zog sich bis zu den hellen Augen. Sie schien jetzt noch heller, noch klarer. ‚Wie habe ich früher nie gesehen, daß sie so hübsche Augen hat‘, dachte Wolf erstaunt. Er wollte ihr sagen, wie riesig gern er sie hatte, aber alles, was er schließlich hervorbrachte, war: „Nun möchte ich dich aber nicht länger stören . . . gute Nacht.“

„Gute Nacht, Wolf.“

Marianne blieb in der Tür stehen und sah ihm nach, wie er mit seinen langen Schritten über den Flur ging. „Du dummer Junge“, sagte sie leise – „du dummer großer Junge!“ Und sie wußte nicht, daß sie dabei lächelte.

Liebesringe

Von Dora Kuschewitz

Man möchte den Schleier lüften . . .

Die Gefühlsseligkeit der Romantik ist lange vorbei. Die Wandlung der Seelen hat auch die Liebe erfaßt. Sie strebt zur einfachen Stahlkonstruktion menschlicher Beziehungen. So, wie wir damals waren, sind wir nicht mehr! Aber wie sind wir? Wie lieben wir?

Die Menschen in der Gesamtheit ändern sich nicht. Die Wirklichkeit zeigt weder das süße Lustspiel noch das kunstvoll zugespitzte Drama voll schauerlicher Untermalung. Und trotzdem fließt sie über von Beseligung und Verzweiflung. Man möchte den Schleier lüften, schleicht sich wie ein Dieb mit der Taschenlampe in Nachbars Haus – und da steht die Liebe wie ein Stiefelknecht in der Ecke oder betrachtet sich gerade lächelnd ihren eigenen, blumengeschmückten Altar oder entweicht soeben mit klagendem Seufzer durch den Kamin, so daß man nur noch ihren goldenen Zehennagel erblickt.

Richen Maus

Richen Maus ist ein blasses, spätgeborenes Kind, herangewachsen im Kriege 14–18, in schlechten Wohnverhältnissen, bei Kohlrübenmarmelade und Dörrgemüse. Sie ist eigentlich nicht häßlich; sie hat ein nettes, kurzes, gerades Näschen und einen feingeschnittenen Mund. Der Hauptausdruck ihres Gesichts aber ist Bescheidenheit. Sie hat keinen Schick, und die Haare sitzen nie.

Und nun wartet sie auf das Leben. Es gewährt ihr eine Kontoristinnenstellung mit 185,– RM monatlichem Höchstgehalt, und damit wendet es sich interessanteren Objekten zu. Es trifft sie keine Krankheit, sie bricht sich kein Bein, die Menschen sagen freundlich „Guten Tag“, falls sie sie nicht übersehen – es geschieht nichts Böses, aber auch nichts Erfreuliches, nichts Außergewöhnliches, einfach gar nichts.

Wenn sie mit anderen Mädchen zu einem Vergnügen geht, wird sie nie ein Mann zum Tanz bitten. Nie sagt ihr ein männliches Wesen ein scherzhaftes oder schmeichelhaftes Wort, und niemals wird sie zum Kaffee oder Spaziergang eingeladen.

Sie träumt, genau wie andere Mädchen, davon, einmal einen Ball mitzumachen, auf dem sie zu jedem Tanz einen Partner hat; aber ihr Geltungsdrang ist nicht so heftig, daß er sie trieb, irgend etwas zu tun, was die Aufmerksamkeit der Männer erregen könnte.

Also wartet sie auf das Leben, und das Leben kommt nicht. Sie träumt auch nicht alle paar Wochen von einem anderen Filmschauspieler, Rennfahrer oder Rekordschwimmer. Das liegt ihr nicht. Wohl hatte sie einmal einen Schauspieler gesehen, dessen Wesen sie mit einer tragischen Rolle verknüpft hielt, sie hatte sich eine Postkarte von ihm gekauft und diese oft betrachtet, sie hatte sich vorgestellt, wie er sein könnte: ein Held, ein großer, entsagender Charakter! – Doch das war er gar nicht, wie sie später erfuhr. Die Enttäuschung jedoch ist nur milde Trauer – schönen Menschen ist niemand gram.

Eines Tages aber kommt der Mann vorüber – der Mann. Kein Held, keine Schönheit, nichts Unerreichbares. Aber für Richen Maus doch unerreichbar. Vielleicht ahnt er die Revolution ihres Herzens, schenkt ihr ein Lächeln, ein paar Worte, eine glückliche Stunde. Vielleicht, gerührt von dem bedingungslosen, ergebenen, überfließenden Glück, das er entfacht und das seiner Eitelkeit wohltut, wendet

er sich ihr für kurze Zeit zu, aber nicht lange. Richen ist so uninteressant.

Wenn er gegangen ist, hat sie, die völlig in ihm aufging, das Gefühl, im Grunde genommen nicht mehr da zu sein. Sie hat gewußt: dies geschieht einmal, und deshalb fehlt jetzt jede Umtauschmöglichkeit.

Damit sind die Begebenheiten im Leben von Richen Maus erschöpft.

Felix Sötkind

Felix Sötkind schnellt im Skiff über die himmelblaue Fläche eines wunderschönen Sees. In regenbogenfarbenen Perlen sprüht das Wasser von den Ruderblättern. Sein Körper ist von einer raubtierhaftigen Geschmeidigkeit. Seine Haut ist bronzefarben, das blonde Haar glänzt metallisch, und um seinen vollen, etwas herzförmigen Mund spielt ein kleines Lächeln.

Dieses Lächeln ist der ganze Felix: voll Wohlbehagen wie das Schnurren einer Katze vor dem Ofenloch; voll Freude an der Bewegung und Schönheit seines Körpers, voll Wissen, daß die Augen der Mädchen ihm schwärmerisch und beglückt folgen; voll Zufriedenheit, daß die Welt so schön für ihn ist – und voll problemloser Unbekümmertheit, die weder mit Leichtsinn noch mit Dummheit richtig gekennzeichnet ist.

Falls ein Filmregisseur Felix für seine Leinwand entdeckte, hätte er einen guten Griff getan: dieser Mann braucht nur eine Treppe herabzukommen, nur eine Tür zu öffnen, eine Straße zu kreuzen, und schon gehören ihm die Herzen der Frauen.

Natürlich ist es angenehm, dies immer wieder bestätigt zu finden. Wohl ist er bei Vätern, Müttern und Tanten verrufen und verflucht, aber die Frauen ahnen sein reines, unbeflecktes Herz; wenn sie auch nicht begreifen, daß es daher so rein ist, weil es noch nie beteiligt war, weil er in jedem liebenden Auge niemals die Seele des anderen, sondern stets nur sein eigenes bezauberndes Spiegelbild sah.

Manchmal begegnen ihm unbegreifliche Dinge: verzweifelte, beschwörende Briefe, tränenüberströmte, verzerrte Gesichter, hohnvolle, bösartige Verleumdungen. Davor steht er ratlos. Er ist doch vollkommen unschuldig, und die Welt ist so schön. Aber diese eigenartigen Menschen, was wollen sie von ihm?

Er schüttelt sich und hat die kleinen Schattenflecke des Daseins vergessen.

Vera Springer

Vera Springer ist groß und kräftig, blond, blühend, aber feinnervig wie ein edles Pferd. Sie hat einen kleinen Zug ins Ordinäre, gerade so viel, daß man ihn eben noch unter eleganten Kleidern verbergen kann.

Diese Mischung zieht die Männer an wie der Honig den Bären. Fährt Vera die Straßenbahn weg, so hält unmittelbar neben ihr ein Privatwagen, ein Herr beugt sich heraus und fragt: „Darf ich Ihnen behilflich sein, gnädige Frau, und Sie ein Stück mitnehmen?" Sitzt sie im Restaurant oder Theater, so kommt allgemeine Unruhe in die männlichen Köpfe; sie beginnen sich zu drehen, und mindestens beim Nachtisch oder in der zweiten Pause ist eine Verabredung da.

Vera ist von einer unglaublichen Vitalität. Was das Leben an Literatur- und Kunst-, an Essens-, Liebes- und anderen Genüssen bietet, es wird alles von ihr bewältigt. Sie verheiratet sich mehrfach, hat Freunde aller Altersstufen mit und ohne Geld, aber meist mit Geld. Treue wäre Verschwendung; Veras Höchstrekord liegt in einem Vierteljahr. Aber dafür liebt sie den jeweils Erkorenen heiß, und alle Verflossenen denken noch nach Jahren gern an sie zurück, obgleich in Veras Nähe das Geld wie Märzschnee schmilzt, und sie auch keine Hemmung hat. Ihr Verschleiß an Menschen ist ungeheuer. Aber sie schont sich selbst dabei nicht. Sie ist keine Drohne. Untätigkeit kann sie keinen Augenblick ertragen. Doch muß jede Tätigkeit einen raketenhaften Erfolg haben.

Sie zieht eine Fremdenpension auf, kocht, räumt, arbeitet wie ein Pferd, zieht das bestzahlende Publikum an, aber beim ersten toten Punkt wirft sie alles hin. Sie eröffnet die Filiale einer luxuriösen Konfitürenfabrik, wird Direktrice in der Konfektion und vieles mehr. Stets hat sie in kurzer Zeit aus dem Geschäft einen Reißer gemacht, die Umsätze schießen in die Höhe, sie arbeitet in wahnsinnigem Tempo und unbedenklich mit jedem Mittel. Sie hat das Geldtäschchen voll Hundertmarkscheine, kauft sich Pelze, Kleider, Luxusmöbel, aber genau wie mit Menschen, so geht es ihr mit Dingen. Die Freude am Neuen ist übergroß, gierig, kindlich; morgen ist alles alt, und übermorgen verschenkt sie es. Nicht aus Großzügigkeit oder Gebefreudigkeit, sondern zum Teil aus Angabe und hauptsächlich aus Überdruß. Ihre Spur in der menschlichen und männlichen Gemeinschaft gleicht einem Windbruch im Walde.

Jenny Sammet

Jenny Sammet sitzt schon mit zehn Jahren in einem Film, der eigentlich nur für Erwachsene ist. Mit glühenden Wangen verfolgt sie den jugendlichen Helden, der Großaufnahmen sind ihr viel zuwenig. Ihn einmal wirklich sehen können, ihn anlachen wie diese Partnerin in dem albernen, gestreiften Kleid!

Jennys Backfischzeit dauert bis zum vierzehnten Jahre. Sie hat eine Unmenge Schülerbekanntschaften. Mit fünfzehn ist sie eine fertige, kleine Frau. Der Begriff Mann ist für sie ein berauschendes Wunder. Mit siebzehn ist sie verheiratet, ohne die geringste Ahnung von den praktischen Vorbedingungen dazu. Sie wird eine süße kleine Schlampe. Das Wunder Mann ist noch viel herrlicher geworden, nur schließt es den Gatten nicht mehr mit ein. Nach zwei Jahren steht der Arme vor einem rettungslos verkommenen Haushalt nebst einer stattlichen Geweihsammlung und wirft sie hinaus.

Sie findet es widersinnig, ihre Stunden mit Arbeit zu verbringen, da es soviel reizvollere Beschäftigungen gibt. Leider ist sie der Typ, der bis zu zwanzig Jahren wie eine Heckenrose blüht und darauf schlagartig in eine füllige Unansehnlichkeit übergeht. Und plötzlich sehen die Männer sie nicht mehr! Sie beginnt sich zu putzen, nicht sorgfältig, aber auffallend. Vergeblich. Sie meldet sich auf Zeitungsanzeigen. Was soll sie allein im Leben? Sie ist eine schwache, anlehnungsbedürftige Frau! Das Wunder Mann lebt auch im jämmerlichsten seiner Art. Je weiter die Jahre gehen, desto teurer wird der Zusammenhang mit dem schönen Leben! Der eine hat sich durchfüttern lassen, bis er eine feste Stellung hatte und eine andere heiraten konnte. Der nächste hat sie ohne andere Unterlagen als zärtliche Beteuerungen an seinem Geschäft beteiligt und sie so um die letzten Gelder aus ihrer elterlichen Hinterlassenschaft gebracht. Ein anderer hat ihr mit plumpen Lügen ein Monatsgehalt und Schmuckstücke entrissen. Und doch und gerade darum und noch viel mehr existiert das Wunder Mann.

Jenny Sammet ist fünfundvierzig Jahre alt und ganz verblüht von allzuviel vergeblicher Hoffnung und Sehnsucht, als ihr unerwartet eine große Erb-

schaft zufällt. Sie versinkt in einen Taumel des Besitzes und Erwerbs. Kleider, Pelze, Villa, Auto, Chauffeur – auch Chauffeur! Ein flotter junger Mann, er hat Ähnlichkeit mit dem Filmhelden von ehedem – er wird von ihr bezahlt, ist stets da, lächelt, nennt sie gnädige Frau. Aber ach, in der Küche sagt er zu Nelly „die Olle“.

Sie begibt sich in ein Sanatorium und unterzieht sich einer durchgreifenden Behandlung. Ja, Brust und Gesicht lassen sich straffen, aber die üppige Fülle widersteht jeder Massage. Das Ergebnis ist ein sonderbares Gemisch krankhafter Jugendlichkeit mit behäbigem Matronenanklang.

Und nun geht sie auf Reisen. Es gibt so viele Menschen auf der Welt, so viele, viele Männer – kann man sie nicht bezaubern mit Modellkleidern, mit Pelzen und Brillanten? Ja, doch. Aber es sind die Kleider und Brillanten, die zaubern. Diese Männer können ihr zu Tausenden das Geld aus der Tasche ziehen, und sie würde sogar das übersehen, das Herz geht leer dabei aus.

Sie engagiert sich eine reizende junge Gesellschafterin, die das Augenmerk auf sie zu ziehen hat und dann auf ein Stichwort im Hintergrund verschwinden muß. Das Ergebnis sind krampfhafte Bekanntschaften, die mit dem Stichwort ebenfalls verschwinden. In einem krassen Fall mitsamt der Gesellschafterin.

Und dann kommt doch das große Ereignis: ein älterer Herr, gewandt in Vermögensverwaltungen, nimmt ihr Leben in die Hand, knetet es zurecht, macht aus Jenny eine nette, zufriedene, glückliche Dame, der jeder mit Achtung begegnen muß.

Das Wunder Mann ist eine allgegenwärtige Tatsache geworden, sie hat nicht mehr nötig, ihm nachzuhasten. Und welchen Kummer, welche Verirrungen und Verlockungen sie auch hat bestehen müssen, sie haben sie – wenn auch nicht reif – so wenigstens müde und dankbar gemacht.

Emanuel Sonders

Emanuel Sonders ist der Sohn eines Missionars, fern der Heimat geboren. Zum Hohn für des Vaters Beruf sieht er aus wie ein Buddha, der beständig voll Zufriedenheit seinen Nabel betrachtet. Aber außer seinem Nabel und der eigenen Vollkommenheit betrachtet er auch mit Kritik die unvollkommene Umwelt.

Er sieht, daß die Nähte der Strümpfe an den nahezu fehlerlosen Beinen der Dame, die vor ihm den Bus besteigt, schief sitzen. Er sieht, daß Fräulein Li zu breite Hüften, Fräulein Lo eine zu tief angesetzte Brust, Fräulein La eine unvorteilhafte Frisur, Fräulein Lu eine zu große Nase, Fräulein Le einen ungesunden Teint, Fräulein Ly einen häßlichen Gang hat. Er sieht, daß Herr Zel aufgeblasene Gebärden, Herr Zal ungepflegte Nägel, Herr Zol vor Geiz keine Wurst auf dem Brot hat. Er weiß, daß Herr Zil zu dumm ist, um sein Amt auszufüllen, daß Herr Zul ein leichtsinniger Schürzenjäger ist und Herr Zyl versehentlich Direktor wurde, weil er die Treppe hinauffiel.

Emanuels Augen können versteckten Haß sprühen, aber meist hüllt er sich in ein überlegen-verstehendes Lächeln. Er bleibt unverehelicht; denn wo gäbe es eine Frau, die seinen Ansprüchen genügen könnte? Wenn sie äußerlich nach Maß, Gewicht, Schick und Geldmitteln genehm ist, so ist sie innerlich zu leer, zu unfügsam oder gar zu unwirtschaftlich. Man kann Emanuel darin nichts vormachen. Er hat einen kleinen Haushalt, elegant wie das Garçonappartement eines Films; es ist alles da, von der Couch bis zur Radio-Bar auf Gummirädern, vom elektrischen Kühlschrank bis zum Eierkocher aus Jenaer Glas. Und er ist fähig, diese Wohnung selbst in dem ausgezeichnetsten Zustand zu erhalten. Seiner Aufwartung muß er Lehrvorträge halten und vieles nachräumen. Welche Frau weiß den Rosenmarmor des Badezimmers zu pflegen, die mit besonderem Lack versehenen Türen, den mausgrauen Bodenvelour zu behandeln? Er brät Omelettes, bäckt Torten, stellt Sahneeis her, und seine Freundinnen stehen beschämt vor diesem Universalgenie. Er kann Ratschläge in Innendekoration, im Strümpfestricken, im Glanzbügeln erteilen. Sein Geschmack in modischen Dingen ist unfehlbar.

Dieser Mann wird von jungen Mädchen gehaßt, denn er bemäkelt ihre Schwächen und ist kein Eroberungsobjekt. Die reiferen Frauen aber schätzen ihn sehr. Seine genießerische Lebenseinstellung verbürgt ihnen einen angenehmen Verlauf der Freundschaft.

Er ist der geborene seriöse Liebhaber. Er behandelt Frauen genau so sachgemäß wie den mausgrauen Bodenvelour – dabei ohne wesentliche Unkosten. Für Unkosten ist Emanuel nämlich gar nicht. Er hat im Leben noch nicht einen Pfennig ausgegeben, von dem nicht er selbst die volle Nutznießung gehabt hätte. Er ist der ausgeprägte Junggeselle, und zwar nicht der, der die Frauen haßt und deshalb nur ein verhinderter Ehemann ist, sondern der Junggeselle schlechthin, der die Frauen schätzt wie ein gutes Menu. Natürlich, wenn auch maßvoll, mit Abwechslung – denn wer möchte ewig Backhühnchen essen?

Anni Mai

Anni ist die einzige Tochter des Postdirektors in einer Stadt von 7000 Seelen. Sie darf nicht auf die Sessel klettern, darf nicht in Pfützen treten, darf keine Kniestrümpfe tragen und muß Lebertran einnehmen. Wenn Vati Urlaub nimmt, reisen sie in eine Försterei, wo Vati Ruhe hat und angeln kann. Diese Försterei ist Annis Paradies. Sie braucht keinen Lebertran zu nehmen, läuft heimlich barfuß und tritt so in Pfützen, daß ihr das Wasser um die Ohren spritzt. Wenn sie einmal erwachsen ist, wird sie einen Förster heiraten und niemals mehr Lebertran nehmen.

Mit achtzehn Jahren trifft sie diesen Förster. Er ist vier Jahre älter als sie, hat nußbraune Augen voller Lebenslust und Humor, hohe blanke Lederstiefel, denen die größten Pfützen gleichgültig sind, und ein keckes Filzhütchen mit Spielhahnfeder, das auf geheimnisvolle Weise zu seiner ebenso keck geformten Nase paßt.

Ihre Herzen fliegen einander zu. Es gibt da keinen Irrtum, kein Zweifeln, kein Zögern. Mama jammert, Papa hält das Traugeld für weggeworfen, aber die beiden sitzen ein halbes Jahr später in Annis erträumter Försterei mit großem Wald, kleinem See und einer sandigen, birkenumsäumten Zufahrtstraße, die in einer verträumt-erwartungsvollen Kurve dem Blick entschwindet.

Hier ist nun Annis Welt: ein nagelneues Blockhaus, ein blumenlachender Garten, ein eifrig kakelndes Hühnervolk und ein glücklicher Mann, dessen Herz an jedem Bäumchen, jeder befiederten und bepelzten Kreatur seine Freude hat und bei ihr sein Heim.

Es ist sonderbar. Während viele Menschen von unbestimmter, rastloser Sehnsucht, geboren aus unvergorenen, allzuhohen Erwartungen an das Leben, bis ins hohe Alter hin- und hergetrieben werden, weiß Anni vom ersten Tage an, daß dieser sonnige Sandweg, dies Blockhaus, Wald und Garten der Ort

ihres Glückes sind. Während die Eltern noch glauben, daß das weltmännische Treiben der 7000-Seelenstadt die Tochter zurückziehen wird, schlägt im Blockhaus schon der erste Enkel seine nußbraunen Augen auf. Die Wonne über das erste Kind des geliebten Mannes kann nur durch eines überboten werden: durch das zweite Kind. Nach Ablauf von sechs Jahren zählt die Familie sieben Köpfe. Die herrliche Luft und die Milch der Ziege Sandra machen den Lebertran unnötig. Wenn Vati von seinem Reviergang mit dem Dackel Flix zurückkehrt, stürmt ihm alles, was laufen, gehen und krabbeln kann, entgegen. Auch durch Pfützen. Und die geschnitzten Bauernstühle des großen Wohnraumes sind für jede Behandlung freigegeben.

Anni hat weder Zeit noch Gelegenheit, über Fragen der Liebe nachzusinnen. Sie ist selbst ein Brunnen von Liebe, und all diese Liebe wird gebraucht, wird aufgesogen wie Sommerregen von der Sonne. Sie braucht zur Ausfüllung ihres Lebens weder Modejournale noch Kaffeegesellschaften, weder Kino noch Schützenfest. Sie schließt fünf Seelen die Wunder der Welt auf, und dadurch erfährt sie immer wieder, daß die Welt tatsächlich voller Wunder ist.

Alle diese Menschen sind voller Liebe, soviel und von der Art Liebe haben sie, wie ihr Herz nur fassen kann. Es wäre töricht und unreif, Vollkommenes zu verlangen.

Liebe ist mehr als „mein" Stückchen Liebesoffenbarung, und wenn es auch mein ganzes Leben füllt! Wir sind Menschen. Man kann in einen Viertellitertopf auch mit aller Gewalt immer nur ein viertel Liter einfüllen. Liebe aber ist kosmisch, allumfassend, ein Kristallgebäude, von dessen Strahlen sich in jeder Persönlichkeit nur soviel brechen kann, wie die menschlichen, charakterlichen Vorbedingungen zulassen. Und daher die drolligen Bruchstückchen, die doch, rührend und erhaben, die Ganzheit dieser Gewalt ahnen lassen.

Der Schrammenheinz

ein deutscher Reitergeneral

Zum 350jährigen Geburtstag des Feldmarschalls Gottfried Heinrich Grafen zu Pappenheim

Von HAUPT GRAFEN ZU PAPPENHEIM

Am 29. Mai 1594, vor 350 Jahren, wurde auf dem unteren Schloß zu Treuchtlingen a. d. Altmühl in Mittelfranken dem Reichserbmarschall Veit zu Pappenheim und seiner Gattin Salome, geborenen Gräfin von Preysing, ein Knabe geboren und am 5. Juni nach evangelischem Ritus auf den Namen Gottfried Heinrich getauft. Er wuchs groß und kräftig heran, war lebhaft und begabt. Schon mit 16 Jahren bezog er die Universität Altdorf, die ihn nach Sitte der Zeit zum Rektor h. c. erwählte. Von da zog der junge Herr nach Tübingen und absolvierte dann die übliche „große Tour" durch Frankreich, Spanien und Italien. Tief beeindruckt von der glanzvollen Machtfülle der katholischen Kirche in diesen Ländern kehrte er zurück und trat bald darauf, wohl auch unter dem Einfluß seines Stiefvaters, des beim Kaiserhof sehr geachteten Grafen Herbersdorf, zur katholischen Religion über. 1624, erst 21jährig, wurde er von Kaiser Matthias in den Reichshofrat nach Wien gerufen, was nach modernen Begriffen ungefähr dem Eintritt in das Auswärtige Amt entsprechen würde; es war die natürliche Laufbahn für einen Kavalier aus großem Haus, nur mit der Ausnahme, daß dieser junge Herr sich nicht so sehr mit Äußerlichkeiten, galanten Abenteuern und Rauf händeln abgab, sondern „mit wahrer Furia" sich auf die Studien stürzte. Dabei sprach und schrieb er damals schon fließend Lateinisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. Seine Kenntnisse und gereifte Bildung machten denn auch bei seinem Auftreten am Kaiserhof zu Prag den besten Eindruck. Bald darauf vermählte er sich mit Ludmilla v. Colovrat, der Tochter eines begüterten böhmischen Edelmanns. Nach einem kurzen und unerfreulichen Gastspiel auf dem polnisch-russischen Kriegstheater kehrte Pappenheim nach Prag zurück. Er kam eben recht zu dem berühmten „Fenstersturz". Die Revolution des calvinischen Böhmens gegen die katholischen Habsburger war ausgebrochen und damit ein Krieg, der sich über 30 Jahre hinziehen sollte. Pappenheim schrieb an seinen Stiefvater: „Damit bey diesen schwirigen zeytten ich mein jugent nit in faulheit verzehre, sondern weitere ehr suchen möge, will ich dem saeculo nach mich accomodierent die feder nunmehr verlassen und die wehr dagegen zu hant genohmen." Am 31. Mai 1619 erhielt er aus der herzoglich bayrischen Kanzlei die Bestallung als Rittmeister in einem Kürassierregiment Herbersdorfs über 200 Mann, wofür ihm monatlich pro Pferd 18 Gulden und für seine persönlichen Bezüge 500 Gulden angewiesen wurden. So begann die militärische Laufbahn Gottfried Heinrichs. Gleich bei seiner ersten Verwendung gegen das rebellische Oberösterreich zeichnete sich der junge Rittmeister so aus, daß er zum Oberst ernannt wurde; als solcher machte er die Schlacht vor Prag mit (8. November 1620), wo Oberst Craz und er mit einem Reiterregiment den schon wankenden rechten Flügel zum Stehen brachten und den verzweifelten letzten Widerstand der gegnerischen Kerntruppe brachen. Pappenheim hatte in dem wilden Getümmel über 20 schwere Stich- und Hiebwunden erhalten; bewußtlos lag er bis zum kommenden Morgen unter Leichenhaufen und wurde nur durch die Kunst der besten Ärzte und seine eiserne Gesundheit langsam wiederhergestellt. Als seine Wunden einigermaßen vernarbt waren, ritt er wieder in das Lager. „Da kommt unser Schrammenheinz", riefen die Kürassiere. Der Ehrenname blieb ihm bis auf den heutigen Tag. Unter Tillys Kommando focht Pappenheim dann weiter gegen Mansfeld, wurde aber bei Wiesloch wiederum so schwer verwundet, daß er abermals erst unter Leichen hervorgezogen wurde. 1623 ist er an der Weser; im Spätherbst steht er noch an der Moldau gegen Bethlen Gabor. Als Lohn fielen ihm drei böhmische Herrschaften zu: Jungenbuntzel, Cosmanos und Crülich. Da bei der Liga inzwischen Waffenruhe eingetreten war, entschloß er sich für eine angebotene spanische Bestallung auf 3000 Mann und 500 Reiter, nachdem er ein vorteilhafteres Angebot der Republik Venedig ausgeschlagen hatte, „da er dort nicht neben dem Grafen Thurn, einem Verräter und Feind seines Kaisers, dienen wolle". Während Pap-

penheim bisher nur durch sein Draufgängertum und seine schon legendär gewordene Tapferkeit Ruhm erworben hatte, zeigte er auf dem neuen Kampfplatz in Valtelin, daß er auch über hervorragende Eigenschaften als Stratege verfügte. Durch eine für jene Zeit beispiellose Schnelligkeit der Truppenverschiebung verstand er es in verwirrenden Kreuz- und Querzügen, die Franzosen, Venezianer und Bündner zu täuschen und gewann hierdurch die Bewunderung aller Fachleute nicht minder als durch die glänzende Verteidigung der exponierten Feste Riva. So kam es, daß ihn nach einem für Spanien günstigen Frieden der Kurfürst von Bayern sofort wieder in seine Dienste nahm, um ihm eine höchst undankbare und sehr gefährliche Aufgabe zu übertragen: die Niederwerfung des oberösterreichischen Bauernaufstandes. Von Linz her zog Herbersdorf gegen die Rebellen, aber diese brachten einer Reihe von Corpsführern schwere Niederlagen bei. Sie hatten sich durch ihre wilde Tapferkeit zu Herren des Landes gemacht und belagerten den Statthalter selbst in Linz. Schon von Mailand aus hatte Pappenheim dem Kurfürsten Vorschläge eingereicht „wie Linz zu succurieren" sei. Dieser hatte die Pläne beifällig aufgenommen und ernannte Pappenheim im Herbst 1626 zum Generalwachtmeister über 8000 Mann, mit denen er von Bayern aus den mehr als 80000 fanatischen, wohlbewaffneten und vielfach von mißvergnügten Edelleuten angeführten Bauern entgegentreten sollte. Es galt vor allem, sich mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen. Pappenheim traf lärmende Vorbereitungen, sein Corps auf der Donau hinabzuführen, die Bauern ließen sich täuschen und sperrten den Fluß an acht Stellen. Währenddessen führte er auf wohlberechneten Umwegen seine Truppe landeinwärts und erreichte im Rücken des Gegners am 4. November Linz. Drei Tage gönnte er seinen Leuten Ruhe. Dann war er wieder unterwegs und überrannte die getrennten und nichtsahnenden Bauernhaufen einzeln. In einem Monat war der letzte Widerstand gebrochen und der gefährliche Aufstand beendet, nicht zuletzt auch durch die kluge Milde, mit der sich Pappenheim für die breite Masse der Verführten und Mitläufer einsetzte.

Inzwischen hatten protestantische Fürsten Norddeutschlands unter Führung Christians von Dänemark eine drohende Allianz geschlossen und eine zahlreiche Armee aufgestellt. Dorthin wurde im August 1627 Pappenheim gesandt, um den stärksten Stützpunkt, die braunschweigische Feste Wolfenbüttel, anzugreifen. Mit großem Geschick ersetzte er seinen Mangel an schwerem Geschütz durch Aufstauung des Flüßchens Ocker, so daß die halb ersäufte Besatzung sich zur Kapitulation bequemen mußte. Von den eroberten 180 Geschützen schenkte ihm der Kurfürst die zwei größten zur ehrenden Erinnerung. Der Kaiser aber erhob ihn zum Reichsgrafen und ernannte ihn zum General der Artillerie, einer Waffe, deren kommende und entscheidende Wichtigkeit Pappenheims scharfer Geist frühzeitig erkannt hatte. Auch Wallenstein, der ein helles Auge für Qualität hatte, sah in dem kühnen und wendigen jungen General einen aufgehenden Stern. Gestützt auf das von ihm geschaffene Heer und seine Erfolge, hatte der Friedländer das Herzogtum Mecklenburg erworben und hegte nun den Plan, auch Tilly und Pappenheim zu Reichsfürsten erheben zu lassen, um sie auf diese Weise unabhängiger und für seine großen Pläne gefügiger zu machen. Tilly sollte Fürst von Calenberg, Pappenheim Herzog von Braunschweig-Wolffenbüttel werden. Allein die Fürsten erkannten die Bedrohung ihrer „Libertät" durch eine Stärkung der kaiserlichen Zentralgewalt oder die Schaffung eines militärischen Hausmeiertums. Insonderheit brachte der Kurfürst von Bayern, ein harter, geiziger und neidischer, aber sehr hellsehender Herr, seinen maßgebenden Einfluß in Wien zur Geltung, um das Mißtrauen des ängstlichen Kaisers anzustacheln. Tilly hatte von Anfang an abgelehnt. Seiner nüchternen und etwas subalternen Persönlichkeit lagen so kühne Pläne ferne; Pappenheims hochfliegender Ehrgeiz aber lockte die glänzende Möglichkeit. Eifrig bewarb er sich in Wien, während Wallenstein zurückhaltend abwartete. Jedoch die Angst Ferdinands vor seinem bayerischen Schwager und dessen rücksichtslosem Veto begruben jede Hoffnung auf Erfolg. Der Kurfürst bedrohte Pappenheim in den schärfsten Ausdrücken, sich nie wieder „zu solchen Machinationen" gebrauchen zu lassen. Er mußte nachgeben und zog sich auf seine Güter zurück. Seine erste Gattin war zwei Jahre vorher gestorben; 1629 vermählte er sich wiederum mit Anna Elisabeth, Gräfin von Oettingen, einer ebenso schönen wie fröhlichen Dame, die ihm die zärtlichsten Liebesbriefe ins Feld nachzuschicken pflegte. Aber nur kurz durfte Gottfried Heinrich sich seines ehelichen Glückes erfreuen. Während nach dem Frieden von Lübeck (Juni 1629), dem Kaiser kein offener Feind mehr gegenüberstand und Wallenstein auf Betreiben des Kurfürsten von Bayern seines Kommandos enthoben wurde, trat, von Frankreich vorgeschoben, ein neuer Feind ins Reich, der Schwedenkönig Gustav Adolf, dessen Ehrgeiz mit seinen Erfolgen alles zu überfluten drohte. Gegen ihn wurde Tilly als Generalissimus aufgestellt. Pappenheim sollte das feste Magdeburg, „Fundament und Centrum des ganzen Kriegs" sichern. Auf dem Weg dorthin überfiel er den gegnerischen Sammelplatz Ratzeburg, nahm den Herzog gefangen und machte „Gott sei's gelobt, der Formierung dieser neuen Armaden ein Ende". Der glückliche Handstreich brachte dem erst 36jährigen den Rang eines Feldmarschalls ein.

Bei der langen und opferreichen Belagerung Magdeburgs kam es zwischen dem „Alten", Tilly, und unserem Marschall zu schweren Verstimmungen. Endlich drang Pappenheim mit stürmender Hand über die Bresche; das stärkste Bollwerk des protestantischen Nordens, die jungfräuliche Feste, war gefallen und sank in Schutt und Asche. Die neueste Forschung hat übrigens einwandfrei nachgewiesen, daß Pappenheim, dem die Gegner vielfach die Schuld am Untergang der Stadt zugeschoben hatten, keineswegs hierfür verantwortlich gewesen ist.

Nach dem Fall Magdeburgs galt es die Verwirrung der Feinde zu nutzen und in Sachsen einzufallen. Allein der Kurfürst von Bayern wünschte keinen durchschlagenden Erfolg des Kaisers und verbot Tilly während kostbarer Wochen jedes Vorrücken, zum größten Ärger unseres feurigen Marschalls. So kam es, daß Gustav Adolf und die Sachsen Tilly früher gegenüberstanden als diesem lieb sein konnte. Am 17. September erlitt er dann auch bei Breitenfeld eine schwere Niederlage. Pappenheim sah den Hauptgrund hierfür in dem ewigen Zögern Tillys. Es kam darüber zu offenem Zwist, und Pappenheim verließ das Heer, um auf eigene Faust im Norden gegen die Bundesgenossen der Schweden zu operieren. Aber der Mangel an größeren Geldmitteln ließ sich durch die glänzendsten Operationen nicht ersetzen, und als auch noch durch den Neid der Spanier ein Unternehmen gegen Maastricht gescheitert war, kehrte Pappenheim 1632 nach Westfalen zurück, wo seine Erfolge, die Eroberung von Hildesheim, vor allem aber die Not der Zeit ihn bei dem mittlerweile wieder zurückgeholten Wallenstein bald wieder in Gnaden brachten. Man brauchte ihn dringend. So traf ihn denn im Oktober 1632 der Befehl des Friedländers sich „incontinenti" nach

Leipzig heranzuziehen. Pappenheim führte seine 12000 Mann, meist Kavallerie, nach Wurzen, wurde aber wieder detachiert, um Halle wegzunehmen. Gustav Adolf hielt die Gelegenheit für günstig, sich zwischen die getrennten Gegner zu schieben; allein auch Wallenstein war auf der Hut: Am 15. November 1632 kam es bei Lützen zur Schlacht. Dichter Nebel lag über den Feldern und verzögerte den Angriff. Nach Wallensteins Bericht war Pappenheim rechtzeitig angelangt. Gegen 10 Uhr entbrannte die Schlacht. Bald darauf fiel Gustav Adolf, aber das wilde Ringen ging weiter. „Wo kommandiert der König?“ hatte Pappenheim gerufen. Man wies ihn nach dem rechten Flügel der Schweden, und mit Ungestüm warf er sich dorthin. Ein Pistolenschuß verwundete ihn an der Hüfte. Sein Leibtrompeter Jakob Ehinger sprang vom Pferd und wollte ihn fortführen. Pappenheim wehrte ab, da traf ihn eine Falconettekugel und warf ihn vom Pferd. Mit Mühe schleppte ihn der Wachtmeister aus dem Getümmel und brachte den Verwundeten in einer Kutsche auf den Weg nach Leipzig. Vom Blutverlust schon schwer erschöpft, traf er auf der Pleißenburg ein; dort erreichte ihn die Nachricht vom Tode Gustav Adolfs. Da rief er aus: „So hinterbringe man dem Herzog von Friedland, daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Kaisers und meines Glaubens an einem Tag vor mir gefallen ist.“ Am Morgen des 17. November 1632 hauchte er mit dem Ruf, unter dem er sooft seine Scharen zum Siege geführt hatte: „Jesus Maria!!“ seine große Seele aus. Sein narbenbedeckter Leichnam wurde auf Anordnung Wallensteins nach Prag gebracht und in der Strahov-Kapelle feierlich beigesetzt. Der ihm vom König von Spanien übersandte Orden vom Goldenen Vließ konnte nur mehr auf sein Grab gelegt werden.

Unter den vielen Heerführern des Krieges war Pappenheim sicher einer der bedeutendsten. Frei von der Wüstheit, Erbarmungslosigkeit und Beutegier vieler seiner Zeitgenossen, bäumt sich sein Feuergeist gegen das zögernde Ränkespiel der Kanzleien, den schnöden Eigennutz der Höfe, das umständlich vorsichtige Manövrieren und Disponieren der alten Schule. Selbst stets der erste im Einsatz, immer an der Spitze seiner Reiter und immer der erste am Feind, weckte er im Herzen seiner Truppe den blinden Glauben an den Erfolg und die persönliche Hingabe an den Führer. Sein reger und behender Geist übersah blitzschnell die Lage und fand in der Not das rettende Loch im Netz der Feinde, den schwächsten Punkt im kritischen Augenblick. Er war vielleicht ein Idealist, vielleicht auch oft zu optimistisch, aber er war seelisch sicher, er glaubte felsenfest an die Gerechtigkeit seiner Sache und war stets und immer wieder bereit, den Kopf und damit Gut und Blut einzusetzen. Seine Hand blieb rein vom Raub, aus eigenen Mitteln leistete er oftmals die verzögerten Zahlungen des Hofkriegsrats und versetzte für 26000 Gulden die Herrschaft Treuchtlingen an den Brandenburger, um seine Truppen nicht darben zu lassen. Voll List und Gewandtheit im Feld, voll Energie und Findigkeit im Verpflegungswesen, blieb er stets vornehm und gütig gegen Besiegte und Wehrlose. Bei aller Frömmigkeit war er nicht bigott. Über dem persönlichen Erfolg stand ihm die Sache, der er diente, standen ihm Kaiser und Reich. Er war im schönsten Sinn des Wortes ein großer Herr und zugleich ein großer Soldat.

Sein Siegelring soll eine Fackel gezeigt haben mit der Devise: „Aliis inserviendo consumor“.

Der Selbstvergeßne

Scherzo domestico aus dem Leben Beethovens

Von ALFRED HEIN

Im Sommer 1803 hatte sich Beethoven nach der trübseligen Krise, in der er das Heiligenstädter Testament geschrieben, an seinen eigenen Tönen wie an einem in die Sterne geworfenen stählernen Tau emporgerungen: die Eroica entstand. Wie fast in jedem Jahr war er, der die ländliche Einsamkeit zum inneren Erklingen brauchte wie die Lerche den menschenfernen Zenit, auf den stillen Biederhof mitten in den Oberdöblinger Weinbergen aus seiner umlärmten Stadtwohnung im Haus des Theaters an der Wien übergesiedelt. Hier fand er stille, lichte Zimmer, in denen er schuf, und ein dunkles, vergrabenes, dessen kleines Fenster in den engen Hofwinkel hinauslugte. Dort schlief er. Dazu eine winzige Küche, in der er gern selbst hantierte, zuweilen auch kochte. Diese Neigung konnte man wohl als ein unbewußtes Erbe seines Großvaters mütterlicherseits ansehen, der kurfürstlich trierischer Leibkoch gewesen war.

So lebte Beethoven oft tagelang vollkommen für sich, eingesponnen in das Notenfiligran seiner musizierenden Gedanken; Tag und Nacht am Werk. Seine Wirtin, die verwitwete Frau Babette Kölblin, verstand es mit dem Feingefühl, das oft gerade einfachen Menschen eigen ist, ihm nicht zur Last zu fallen und nur dann da zu sein, wenn sie gerufen wurde.

Doch diese zurückhaltende Freundlichkeit der Biederhofwirtin sollte Beethoven eines Tages fast zum tragikomischen Verhängnis werden. Denn plötzlich war es in seiner kleinen Sommerwohnung ganz still geworden. Niemand hörte ihn mehr am Klavier probieren und phantasieren, keiner vernahm das Heulen und Fanfaronieren seiner rauhen Stimme, das Trommeln seiner Fäuste und das Stampfen seiner Füße, was alles für ihn zum Komponieren unbedingt gehörte: sein ganzer Leib dröhnte und tönte mit, wenn er seine Seele in die kühn sich übereinandertürmenden Noten hineinraunen und brausen, klagen, anklagen, jubeln und triumphieren ließ.

Das alles fehlte den Nachbarn, selbst denen, die anfangs unwillig waren wegen dieser polternden und raunzenden Art, gottvolle Melodien zu erschaffen. Man begann Beethoven zu suchen. Zwar meinte Herr Raizinger, der nebenan wohnte und dessen Haus mit dem Biederhof durch eine schmale Stiege verbunden war, auf der Beethoven manchmal im Morgengrauen hochkletterte, um dem Raizinger von dem hier seine Zweige kostbar beladen darbietenden Apfelbaum eine verbotene Frucht zu klauen, ja, dieser in seinem goldenen Früchteüberfluß nicht weiter geschädigte Weinbergbesitzer Raizinger sagte: „Er wird halt wieder verhaftet sein.“

„Verhaftet? Warum net goar!“ begehrte Frau Babette auf.

„Nu weil sie's doch schon einmal tun täten drüben am Kahlenberg in einem Dörfel, wo sie keine Ah-



Christus und die Ehebrecherin
Ausschnitt aus dem Altar von St. Wolfgang
Gemälde von Michael Pacher



nung hatten, daß der herumvagierende, verstaubte und abgerissene Herr van Beethoven wirklich ein foiner Herr von Bedeitung (ja, dies Wort sprach der Raizinger so ganz foin daher) aus der Kaiserstadt Wien ist und ein Freund von Fürsten und Grafen. Ja, wie soll man dös ihm auch anschaun, wenn er wahrhaftig wie ein Landstreicher daherzieht und net heimfindet vor lauter Verkomponieren?"

„Na, na! –" Frau Babette schüttelte den Kopf. „Er ist dahoam."

Im rechten Augenblick erschienen nun Beethovens Freunde Stephan von Breuning und Graf Zmeskall auf dem Plan. Als sie von Frau Kölblin erfuhren, daß Beethoven seit mehr als vierundzwanzig Stunden, ja, seit gestern früh um zehn Uhr, beharrlich schweige und wie vom Erdboden verschwunden sei, waren sie zuerst auch der Meinung, Beethoven befände sich gewiß auf einer seiner einsamen Wanderungen und hätte sicher anderswo übernachtet. Aber Frau Kölblin „legte ihre Hand dafür ins Feuer", daß er nicht weg wäre. Er müsse noch im Hause sein.

Breuning und Zmeskall begannen nun das Haus zu durchsuchen. Sie sahen unters Bett und in den Schrank hinein; der Graf hob lachend sogar den Klavierdeckel hoch und durchstöberte mit dem Besen den Rauchfang in der Küche. Aber in keinem Winkel war Beethoven zu finden. Die Fenster standen in allen Zimmern weit auf. Düfte von Reseda und Nelken umspielten die hübsch beblümten Mullgardinen, vom Garten her klang das von Beethoven so geliebte Konzert der Amseln und Goldammern. Aber obwohl die auf dem Fußboden, auf dem Tisch, auf dem Klavier und dem Nachtschrank herumliegenden Notenskizzen eindeutig besagten: hier ist er gewesen, genau so offenbar war er nun verschwunden.

Ratlos setzten sich Stephan von Breuning und Graf Zmeskall, zwischen beiden die schon ganz erschöpfte und vor Besorgnis betrübte Frau Babette, auf das mit hundert weißen Knöpfen umränderte schwarzlederne Kanapee nieder, das zwischen den beiden Fenstern des Kompositionszimmers stand.

Flankiert von den schlanken Kavalieren, nahm sich die behäbige Frau Babette mit ihrem Uhugesicht ohnedies drollig genug aus, nun gar derart auf Lauscherposten hockte sie tatsächlich wie eine für ihre Jungen auf Schildwacht äugende Eule über ihrem Neste.

Es wurde ganz still im Haus. In dieser fast unheimlich wirkenden Stille schienen nicht nur die drei Menschen, sondern alles rundum zu lauschen. Der Pflaumenbaum, der durch die Fenster lugte, die lustigen Putten, die auf der Tapete einen Ringelreihen aufführten, die goldgeränderten Schalen, Kannen, Teller und Tassen, die Frau Babette fürsorglich auf dem Eßtisch im Nachbarzimmer gedeckt hatte und nun schon ein Mittagbrot, eine Jause und ein Frühstück lang vergebens auf den doch so gern sich einem lukullischen Behagen hingebenden Meister warteten.

Nichts regte, nichts rührte sich. „Man könnte an ein Wunder glauben, wäre man ein alter Grieche", sagte Zmeskall. „Daß Orpheus ihn hinauf zum Olymp geholt hat, weil die Menschen seine Musik nicht zu würdigen verstanden."

Wie auf ein Stichwort begann da das charakteristische Heulen und Brummen. Irgendwo fernher, von oben herab! Auf welchen Olymp hatte Beethoven sich verstiegen?

„Haben Sie Geheimkammern im Haus?" fragte Stephan Breuning lachend Frau Babette. „Aber Gott sei Dank, unser Freund lebt! Diese Begleittöne seiner Kehle sind ebenso einzigartig faunwild, wie die Töne seiner Seele schön und erhaben sind."

„Ja, wo mag er bloß stecken?" sagte Frau Babette kummervoll. „Ich glaube, das kommt aus der Küche!"

Alle drei gingen nun in die Küche. Sie war leer. Aber neben dem Rauchfang war in schwindelnder Höhe ein Hängeboden angebracht, aus dessen dunklen Gründen erscholl es jetzt, und Beethovens Löwenhaupt erschien am Rande des Verschlags in seiner ganzen phantastischen Wildheit. „Kinder, helft mir hinunter! Ich hab' Hunger!"

Breuning und Zmeskall lachten aus vollem Halse, während die kopfschüttelnde Frau Babette schon davoneilte, eine Steigeleiter zu holen.

Zmeskall blies Fanfaren, während Beethoven, nur mit Hemd und Hose bekleidet, aus seinem Höhlenwinkel herabstieg. Er beantwortete zunächst keine der auf ihn einstürmenden Fragen, die Frau Babette und die Freunde an ihn richteten, sondern stürzte sich an den gedeckten Tisch. „Aber der Kaffee ist kalt und die Semmeln alt. Sie haben ja gestern kaum gefrühstückt!" schrie Frau Babette.

Beethoven knurrte nur voller Wohlbehagen und Verwunderung zugleich: „Gestern?" und stillte seinen Heißhunger.

„Ja, weißt du nicht, daß man dich seit vierundzwanzig Stunden vermißt hat? Wie bist du dann überhaupt auf den Hängeboden gekommen?" fragte Stephan.

Beethoven zuckte die Achseln.

Zmeskall lachte. „Beethoven kann alles. Wie er Armeen von Noten in kühnem Sturm zum sicheren Sieg führt, so hat er mit Titanenmacht irgendeinen tollkühnen Klimmzug schlafwandlerisch ausgeführt, um auf den Hängeboden zu gelangen."

Langsam kam Beethoven zu sich und ward wieder Mensch unter Menschen.

„Was wolltest du denn dort oben?" fragte Zmeskall.

„Musikgraferl, erinnere dich! Als wir neulich in der Küche die Waldmeisterbowle brauten, da lagen uns vollbeschriebene Notenblätter überall im Weg. Ich wollte sie schon im Herd verfeuern und hatte sie wie einen Schneeball zusammengeballt, da nahmst du mir die Papierbälle weg und warfst sie auf den Hängeboden."

„Ach so", lächelte Stephan von Breuning, „und nun brauchtest du eins der Motive". Beethoven nickte und lachte sein kindliches Lachen. „Und klettertest hinauf!"

„Seht!" Beethoven holte aus dem Hosenhintergrund ein Bündel vollbeschriebener Notenblätter hervor.

„Das hast du dort oben ...?"

„Ja."

„Und dann bist du wie schon manchmal vor Erschöpfung eingeschlafen? Weißt du auch, daß du dort oben einen Tag und eine Nacht geschlafen haben mußt?"

Beethoven zuckte die Achseln. „Was weiß ich, wo ich war?"

„Hier ist frischer Kaffee! Und Herr Bäckermeister Klinghorn schickt Ihnen die scheensten Krapferl. Er hat sich so um Sie gesorgt. Er moant, so a Musiker wie Sie aaner sein, so aaner derf hier net verlorngehn, das wär für ganz Oberdöbling eine Höllenschand'."

Zmeskall setzte sich ans Klavier und probierte durch, was Beethoven auf dem Hängeboden geschaffen hatte. Breuning, der Beethoven zur Gesellschaft mit aß und trank, stellte Essen und Trinken bald ein. Schauer durchrieselten ihn. Es war der dritte Satz, das geniale Scherzo der Eroica, das da zuerst in einem unnachahmlichen Staccato und dann mit verzauberten dolce-Klängen übermütig-frohe Siegeshörner erschallen ließ.

NEUES VOM BÜCHERTISCH

VON ECKART VON NASO

Blut und Sterne

Zu den starken Frauenbüchern der letzten Jahre gehört der Erstlingsroman von C. Tronier Funder „Die große Fuhre", ein in der Tat erstaunliches Buch. Der Roman spielt an der ostpreußisch-litauischen Grenze, und die Verfasserin hat, um mit Luther zu reden, „dem Volk aufs Maul gesehen". Sie schildert ein Dorf, wie es wirklich ist. Es wird gewaltig getrunken und über die Grenze geschmuggelt. Aber das ist nicht das Entscheidende. Es kommt auch nicht darauf an, daß Henriettchen den dicken, rohen, ungekrönten König des Dorfes heiratet, obwohl sie den lahmen Heinrich liebt, und daß sie mit diesem glücklich werden wird, als den Mann das Verhängnis bei der letzten „großen Fuhre" (ans litauische Ufer) ereilt. Es kommt nur auf die Menschen an, auf die Fülle merkwürdiger und einfachster Schicksale, die uns die Verfasserin aus der Vielfalt des Daseins verschwenderisch, ergreifend und ohne eine Spur von Sentimentalität mitteilt. Eine Dichterin hoher Grade spricht zu uns, wenn das Kind Elischen beim Kahnfahren ertrinkt und die Dorfkinder es bekränzen, damit die Eltern sich freuen sollen, wenn sie es ihnen zurückbringen. Ein praller Humor spricht zu uns, wenn der Buckel des heitersten Burschen im Dorf (niemand ahnt es) zum Anschnallen und hohl ist, weil die Grenzer in solchem Versteck die litauische Butter nicht vermuten. Frau Tronier Funder hat Mut, Kraft und eine Begabung zum Volksroman, die sie schon mit ihrem Erstling in die vorderste Reihe stellt (Diederichs, Jena; 430 S.).

Aus der Blutwärme ostpreußischer Erde der Tronier Funder führt uns Edith Mikeleitis in die Wunderwelt des gestirnten Himmels, wenn sie jetzt zum andern Mal das Leben eines großen Denkers in dem Buch „Die Sterne des Kopernikus" bewahrt. Nach Jakob Böhme, dem Gottsucher und Mystiker, folgt in der Reihe ihres Schaffens der Mann, der „das Alte stürzt, um Jahrtausenden den Weg freizugeben": Nikolaus Kopernikus, der die Sonne stillstehen und die Erde um die Sonne kreisen läßt. Hier wie im „Ewigen Bildnis", dem Böhme-Roman, wie in der „Königin", dem Roman um Luise von Preußen, arbeitet eine Frau mit dem männlichen Blick für Weltwenden und dem geschliffenen Sprachstil eines mitfühlenden weiblichen Herzens (Westermann, Braunschweig; 150 S.).

Mannigfache Stufen des Lebens

In die Rahmenhandlung einer einzigen Erzählung das schöpferische Vermächtnis der drei Former des deutschen Menschen einzuschließen, ihm einen Abgesang aus dem soldatischen Vermächtnis des ersten Weltkrieges zu geben und diese nunmehr vierfache Abwandlung des Gedankens auf den Generalnenner tiefer Geistigkeit zu bringen, ist schon an sich ein Meisterstück. Es gelingt Walter Kramer in seiner Erzählung „Die großen Stufen", in der er das Kunstwerk schriftstellerischer Technik mit der Deutungskraft des Dichters verbindet.

Es sind die drei Rufer der deutschen Seele, zugleich die „Stufen" zur Entwicklung des natürlichen zum gottnahen Menschen, die Kramer als Kronzeugen vor das Forum der Ewigkeit ladet: Meister Eckehart, Luther und Nietzsche. Ihnen schließt sich, gleichsam als Spiegelbild des zur Tat gewordenen Gedankens, ein junger Kriegsoffizier an – als Bestätigung auch des Satzes, den Kramer findet: „Alle Worte ruhen im Grab ihrer Buchstaben, und es ist schon ein Ereignis, wenn ihr Wesen wenigstens einmal im Klang aufersteht. Damit ist aber höchstens eine Ahnung dessen erreicht, was sie bergen, und ganz erschließt sich uns ihr Geheimnis erst, wenn sie wieder gelebt werden." So lebten es uns die drei Künder von der „Mitte des Lebens" vor: Eckehart, als er jene die Papstwelt sprengende Erkenntnis dachte: „Wenn der Mensch nicht wäre, wäre Gott nicht"; Dr. Martinus, als er mit dem Teufel um das innere Reich der Deutschen kämpfte – in einem Zwiegespräch, das von der erdhaften Kraft des Johann von Saaz und seines „Böhmischen Ackersmannes" erfüllt ist; Friedrich Nietzsche, als er, „Luthers Schöpfung einen neuen Klang gebend", im „Zarathustra" den kommenden Menschen des kommenden Jahrhunderts auf den Plan rief. Und die Rahmenerzählung, die Kramer wählt, schließt die Kette bis auf unsere Tage: den wiederbeginnenden Krieg, der über alle Grausamkeit hinaus die Kräfte der Seele freilegt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; 153 S.; 2,85 RM.).

Der heutige Weltkrieg beschließt auch die Erzählung von Walther Neubach „Der alte Weg", eine Erzählung, die mit dem Kramerschen Buch in einem inneren Zusammenhang steht. Auch hier verpflichtet sich die Generation des ersten Weltkrieges der Gegenwart, indem sie die Brücken vom Einst zum Jetzt mit dem Willen zur Tat überschreitet.

Es ist ein schöner novellistischer Gedanke, der dieser Erzählung zugrunde liegt. Ein ehemaliger Marburger Student, nunmehr ein berühmter Arzt und Forscher mit südamerikanischem Paß, sucht die Stätten seiner Jugend auf, um das Leben für Stunden und Tage gleichsam zurückzukurbeln. Und in einer merkwürdigen Parallelerscheinung wird bei Neubach wie bei Kramer die Dreizahl bedeutsam. Aber es sind Gestalten einer sehr lebendigen Vergangenheit, die dem Professor Uhly auf seinem „alten Weg" begegnen: ein Kellner der altvertrauten Gaststätte „Zum Landgrafen", der bei einem Glase „Binger Schwätzerchen" die dahingegangene Tafelrunde noch einmal zum Leben erweckt; die Freundin Ingeborg, jetzt Schauspielerin an einem Landestheater und Mutter eines Sohnes in der Kriegsmarine, und schließlich der Kommilitone und Freund, der durch die Erzählung seiner Kriegserlebnisse das neue Heimaterlebnis des in Deutschland Fremdgewordenen vorbereitet. Es weht durch diesen schmalen Band eine Luft, die uns gefangennimmt, weil in ihr Vergangenheit und Gegenwart zu einem Akkord verschmelzen, und die Bilder Erwin Bindewalds fügen sich thematisch ein (Fanfaren-Verlag, Nürnberg; 106 S.; 3,80 RM.).

Zur olympischen Heiterkeit der Goetheschen Welt leitet eine Erzählung über, deren freier und leichter Stil dem Leser zum Herzen spricht, weil er das Maß zwischen Ernsthaftigkeit und Humor aufs glücklichste abwägt und dabei die Formen eines kultivierten Sprachgefühls noch in den lustigsten Sätzen bewahrt. Es ist „Das Iphigenienspiel" von Herbert Schönfeld.

Der Verfasser erzählt die Geschichte eines Lehrers, der auf den Spuren Goethes wandelt. Man erfährt nur seinen Vornamen: er heißt: „Camille" – aber mit dem gleichen Recht könnte er auch Traumulus heißen. Camille, um dem von ihm gegründeten Goethe-Verein auf die etwas schwankenden Beine zu helfen, inszeniert die „Iphigenie" mit den Primanern des Kleinstadtgymnasiums und einer jungen, begabten Lehrerin der Bürgerschule in der Titelpartie. Kein Wunder, daß sie „seine" Ulrike werden muß – und daß dies fröhliche Spiel in einen zarten Mollton ausklingt, als die Schöne ans Burgtheater entflattert. Camille aber, in mancherlei Verwirrung gestürzt, folgt ihr nicht nach, er bleibt sich und den Schülern treu, wie einstmals sein großes Vorbild, verzichtend (Stalling, Oldenburg; 202 S.).

Im Tempo einer Schußfahrt, wirbelnd wie Schnee unter einem „gerissenen" Christiana, so tollt, tost, gleitet und jagt der Roman einer wintersport-besessenen Jugend an uns vorüber, der Roland Betsch zum Verfasser hat und den Titel trägt: „Kamerad durch dick und dünn".

Zwei Skilehrer, zwei Rennläufer, zwei Lieblinge der Götter, sind seine Helden, die „durch dick und dünn" zusammenhalten, selbst dann noch, als sie das gleiche Mädchen zu lieben scheinen. Aber die Grazie des Glücks geht in diesem federleichten, doch nicht leichtfertigen Werkchen um, das hinter den Zeilen einer wunderbar schnoddrigen Alberei ein gutes Gefühl für die Hintergründe des Lebens erkennen läßt (Moldavia, Budweis; 240 S.).

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Dr. Paul Weiglin. Stellvertreter: Dr. Walther Neubach. Künstlerischer Leiter: Jul.W. Krafft, alle drei in Berlin. Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Anfragen und Einsendungen (mit Rückporto) an die Schriftleitung von Velhagen & Klafings Monatsheften, Berlin-Grunewald, Herbertstraße 24, Fernruf 97 29 09

BERLINER BÜHNEN

Zweimal Sudermann, einmal Shakespeare

Man spielt wieder Sudermann, mit viel Liebe und mit viel Erfolg, und der nach dem ersten Weltkrieg totgesagte Autor, den wir nach diesen beiden Aufführungen getrost Dichter nennen dürfen, erlebt eine Wiedergeburt, die man nicht für möglich gehalten hätte. Eugen Klöpfer wagte sich im Theater in der Saarlandstraße an die „Heimat", die mit Heinrich George vor Jahren auch über die Leinwand lief. Er rückte das in den Vordergrund, was Sudermanns Stücke, sofern sie in dieser Umwelt spielen, immer wieder wertvoll und wegweisend macht: die Echtheit der Behandlung des kleinbürgerlichen Milieus, das er, zur Verstärkung der Wirkung, meist in die ihm wie wenigen vertraute Atmosphäre des östlichen Lebens verlegt. Nicht weniger stark werden wir gerade bei diesem Bühnenwerk Sudermanns immer wieder daran erinnert, daß dieser Ostpreuße ein großer, selten erreichter Meister im technischen Aufbau eines Theaterstückes war und daß auch seine Nebenfiguren Rollen sind, die ausgespielt sein wollen. Mit Flockina von Platen als Magda, Kuhlmann als Vater und Oberstleutnant und Werner Hinz als Regierungsrat von Keller führte das über fünfzig Jahre alte Stück zu einem vollen Erfolg für Spielleiter und Darsteller.

Auch beim „Johannisfeuer", das Jürgen Fehling im Staats-Theater am Gendarmenmarkt neu herausbrachte, hat der Film vor Jahren (mit der herben Anna Dammann) insofern eine gewisse Vorarbeit geleistet, als er auch die jüngere Generation mit dem Stoff vertraut machte. Der Neuentdecker Fehling hat auch hier wieder tief geschürft und uns einen Dichter Sudermann gezeigt, der viel mehr ist als ein Angehöriger des heute verblaßten Realismus. Das Atmosphärische, das Fehling im Verein mit dem Visionären und Unwirklichen besonders herausarbeitet, kommt auch hier wieder aus der starken Verwurzelung Sudermanns in der oft halbheidnischen Welt seiner östlichen Heimat. Dazu noch die wirkungsvollen und stimmungsgemäßen Bilder von Rochus Giese und eine Künstlerschar, die bis in die kleinsten Rollen ein harmonisches Ganzes war. Marianne Hoppe als das litauische Findelkind Marikke gab in dieser Rolle eine ihrer besten Leistungen, Paul Wegener, der Landsmann des Dichters, war ein Vogelreuter von herrlicher Vitalität, und auch die für Regie und Darsteller gleich gefährliche Figur der Tochter Trude erhielt durch Joana Maria Gorvin eine neue Note des Lebenswahren, ohne die ihr leicht anhaftenden falschen Halbtöne. Grauenhaft schön das Lumpenbündel der Weßkalnene in einer Glanzleistung Maria Koppenhöfers. Daneben nicht minder am Platze Laubenthal, Hasse und Lina Lossen. Ein Erfolg auf der ganzen Linie, nicht zuletzt für den toten Dichter, der im „Johannisfeuer" eine der besten seiner „Litauischen Geschichten" schrieb.

In diesen harten und wirklichkeitsbetonten Zeiten ist ein schönes Märchen ein Wunderding, zumal wenn man es dank der Spielleitung von Heinz Hilpert und den Bühnenbildern von Caspar Neher so erleben darf, wie es im Deutschen Theater mit Shakespeares „Wintermärchen" der Fall war. Das an sich herbe Stück des Dichters ist seit vielen Jahren in Berlin nicht mehr aufgeführt worden. Vielleicht wirkt es gerade dadurch stärker und unmittelbarer und zeigt erst recht, wie herrlich frei Shakespeare hier mit allen Gesetzen der Wirklichkeit, aber auch der Kunst, sein Spiel treibt. Daß man nicht mehr weiß, wo die Grenzen des Unmöglichen und Unwahrscheinlichen liegen, beweist am besten, ein wie gutes und schönes Märchen das Stück ist. Käthe Dorsch ist die Königin Hermione, die viel vom Glück, aber auch vom Unglück weiß, und diese Erkenntnisse schaffen die abgeklärte Reife und geben der Gestalt ihre Schönheit. Den Leontes spielte Ewald Balser in einer auch sprachlich vollendeten Form. Neben diesen beiden Künstlern Gerhard Geisler, Oskar Dimroth, Heinrich Troxbömker, Albin Skoda, Karl Hellmer, Wilfried Seyferth, Tatjana Iwanow, Robert Taube und Elly Burgmer, alle gleich gut und dem Stil der ganzen Aufführung angepaßt.

Drei Lustspiele in drei Stadtbezirken

Das im Osten gelegene Rose-Theater ist eine der ältesten Bühnen Berlins und darf deshalb den Vortritt beanspruchen. „Zuviel des Guten" heißt das Stück des Italieners Nicolo Manzari, das hier, von Rudolf Schneider-Schelde übersetzt, mit Bühnenbildern von M. Hinzpeter aufgeführt wurde. Es spielt in einem Phantasieland, steht aber mit seinen Figuren kräftig in der Wirklichkeit. Es wird bewiesen, wie leicht es ist, in einem sonst idyllisch friedlichen Ort soviel Durcheinander oder, wie der Wiener sagt, „Wirbel" anzuzetteln, daß davon nicht nur ein bisher beschäftigungsloser Rechtsanwalt leben kann, sondern gleich mehrere. Die altbewährte Schauspielerschar des Rose-Theaters verhalf dem witzigen Stück zu einem vollen Erfolg.

Auch das Zentrum kommt uns mit ausländischer Kost. Hier trägt sie der Ungar Johann Vaszary auf, dessen Stücke in Berlin nicht unbekannt sind, der Autor Hans Korngiebel zeichnet für die deutsche Bearbeitung und Paul Verhoeven für die Spielleitung im Theater am Schiffbauerdamm. Die Idee vom „Sprung ins Leben", wie das Stück heißt, ist nicht neu, nur packt sie der Verfasser nicht mit so grausamkalten Händen an wie seinerzeit einmal Georg Kaiser. Hier hat die Sache über den Weg vom versuchten Selbstmord und dem Hineinschlüpfen in die Rolle eines Unbekannten einen versöhnlichen Ausgang, den Paul Verhoeven selbst, Sabine Peters, Otto Stoeckel, um ein paar Namen zu nennen, im Verein mit der Musik von Erwin Reetz und den Bühnenbildern von Roman Weyl wahrscheinlich machen.

Der Westen dagegen serviert landeseigene Kost, einheimische sogar. Denn „Die letzten Fünf" in der Komödie in der Fasanenstraße sind, wenn auch die Hauptheldin eine spanische Diva namens Dolores Histangua ist, im Tempo und Geschmack ein reichshauptstädtisches Gewächs. Dafür sorgt Grethe Weiser in der Hauptrolle. Was sich in dem Stück ereignet, kann man nicht gut erzählen; es wäre „Zuviel des Guten": einfach alles, vom Mordverdacht und Diamantendiebstahl bis zum Kabarett-Chanson. Und Grete Weiser als Vamp – das dürfte dem kundigen Thebaner schon genug besagen – kann sich einmal nach Herzenslust austoben, so daß man beinahe ihre tüchtigen Partner und Partnerinnen, wie Margot Symo, Tina Eilers, Karl Schönböck u. a. m., vergißt. Der Autor, das Schlagerdichter- und Komponistenpaar, der Musikus mit dem Komponisten an zwei Flügeln und der Bühnenbildner sind auch gerade fünf, nämlich Wulf Rütscher, Heino Gaze im Bunde mit Sigrid Kara, Werner Neumann und wiederum Roman Weyl. Hoffentlich ohne Beziehung zum Titel des Stückes, denn es wäre bedauerlich, wenn man sie zum „letzten"mal vereint gesehen hätte.

Dr. Walther Neubach

UNSER LESEKABINETT

Die deutsche Hanse

Zu den rühmlichsten unter den vielen angesehenen Monographien zur Weltgeschichte, die der Verlag von Velhagen & Klasing herausgebracht hat, gehört Dietrich Schäfers „Deutsche Hanse". Der Berliner Gelehrte, der selber der Sohn einer Hansestadt, nämlich Bremens, war, hatte in diesem Werk die Frucht gründlichster Studien zusammengetragen, und dem Verlag war es gelungen, die Ausführungen des Gelehrten durch eine reiche und sorgsam gewählte Fülle von Abbildungen lebendiger zu machen, als sie ohnedies waren. Schäfer, der von seinem Berliner Lehrstuhl aus bedeutenden Einfluß auf viele junge Gelehrte

gehabt hat, ist unserer heutigen Geschichtsauffassung besonders dadurch denkwürdig geworden, daß er zu den seinerzeit nicht sehr zahlreichen Forschern gehörte, die die unvergleichlichen kolonialen Leistungen unseres Volkes im Mittelalter erkannten. Er wies seine Hörer darauf hin, von welch gewaltigen Folgen der Zug nach dem Osten gewesen ist, und dieser Zug ist nicht nur zu Land, sondern auch zur See vor sich gegangen. Hier war sein Führer die Hanse.

Von ihrer Geschichte sind uns im allgemeinen nur wenige große Tatsachen bekannt. Wer durch Lübeck wanderte, dem wurde bewußt, daß die unternehmenden Kaufleute mit ihrer weitverzweigten und unter Lübecks Führung stehenden Genossenschaft in Bergen und Nowgorod so gut wie in Brügge und London ihre Niederlassungen hatten und daß sie in den Zeiten ihrer höchsten Machtentfaltung die Kronen der nordischen Reiche vergaben. Auch das war wohl allgemein bekannt, daß die Macht der Hanse nicht nur deshalb sank, weil die Wirtschaft sich neue Wege zu suchen begann, sondern auch, weil die Städte in ihren Kämpfen mit erstarkenden Nationalstaaten der Stütze durch die kaiserliche Macht nicht entbehren konnten. Diese Stütze wurde der Hanse nicht gewährt, weil die rein kontinental gerichtete Reichspolitik kein Verständnis für die auf eigene Faust handelnden und fechtenden Städte hatte. Wie ungemein bereichert Schäfer diese unsere mangelhaften Kenntnisse, indem er uns in das Auf und Ab der Erfolge und Fehlschläge blicken läßt und eine Fülle von mächtigen Persönlichkeiten beschwört. Es ist darum mit Freude zu begrüßen, daß die alte Monographie wiederum erscheint und zwar in einem neuen Gewande. So wie sie jetzt vorliegt, ist sie handlich und vor allem bequem zu lesen. Die Bilder stehen nicht mehr im Text, sondern sind auf Tafeln eingefügt. Wie eine Vorbemerkung des Verlages sagt, ist diese 4. Auflage des Werkes nur um einige Sätze gekürzt. So kann sie heute noch gelten als eine der glänzendsten und wissenschaftlich bedeutendsten Darstellungen einer großen Zeit unseres Volkes.

Neue Gedichte

Wer sich einen Einblick in die lyrischen Bestrebungen der Gegenwart verschaffen will, dem sollte man das Heft von Hildberd Reinhardt empfehlen. Es heißt: „Das Herz der Heimat", und trägt diesen Namen zu recht, denn wir spüren hier wahrhaft unser eigenes Herz schlagen (Eher, Berlin). Reinhardt ist jedoch nicht nur als ein kundiger Sammler tätig gewesen, sondern gibt einen Text, der den vielleicht auf das Lesen von Gedichten nicht vorbereiteten Benutzer an die Verfasser und ihre Werke heranführt, ohne allzu beflissen belehren zu wollen.

Zu den namhaftesten und merkwürdigsten Poeten unserer Tage zählt Ernst Backmeister, nicht nur ein dichterischer, sondern auch ein philosophischer Kopf. Er hat vor ein paar Jahren von Anfang Juni bis Anfang August einen lyrischen Ausbruch erlebt, der ihm hundert Gedichte geschenkt hat. In dem Vorwort, das er seiner „Lyrik im Licht" mit auf den Weg gibt, spricht er von „60 glücklichen Tagen elastischer Totalität des menschlichen Bewußtseins". Er empfindet den bei Karl Rauch in Dessau gesammelten Band als das Kernstück seines bekennerischen Vermächtnisses. Wer sich darin vertieft, wird erfreut sein, daß dieser manchmal schwierige Autor auch die Freiheit hat, sich einfach und verständlich auszudrücken. – An anspruchsvolle Leser wendet sich auch der bei Karl H. Bischoff in Wien erschienene neue Gedichtband von Erna Blaß „Rühmung und Klage". Sie ist der Antike wie der Romantik stark verpflichtet, findet aber namentlich in klar geschauten und innig nachgestalteten Naturbildern schlichte und zu Herzen sprechende Möglichkeiten des poetischen Ausdrucks. – Am leichtesten wird es Rudolf Kreuzer haben, sich einen weiten Leserkreis zu gewinnen. Seine Sammlung „Flöte des Pan und Horn des Krieges" (Müller, Planegg) enthält eine Fülle von Versen, die sich mühelos in Ohr und Herz des Lesers schmeicheln und auch den zu fesseln vermögen, der nicht leicht sich in ein modernes Gedichtbuch zu vertiefen geneigt ist.

Buntes Allerlei

Die hier mehrfach willkommen geheißenen Münchner Lesebogen haben zwei neue Bündel Hefte herausgebracht. Walter Schmidtkunz, der sie betreut, beweist aufs neue, wie umsichtig er zu wählen versteht. Auch in diesen beiden Folgen findet sich mancherlei, was zu den kostbarsten Schätzen unseres Schrifttums zählt und dennoch in den meisten Hausbüchereien nicht zu finden ist. Es ist erhebend, die berühmte Abhandlung „Vom Tod für das Vaterland" von Thomas Abbt gerade in dieser Zeit zu lesen, sich in die lyrische Welt Brentanos zu versenken, mit dem heiteren Goethe Zwiesprache zu halten oder eine völlig vergessene Novelle, „Die alte Trompete" von dem ebenso vergessenen Ludwig Steub zu genießen. Logau, Wieland, Hegel, Jean Paul, aber auch neue Dichter, wie Findeisen und Vegesack, sind hier vertreten, und besonders hübsch ist die Art, wie etwa Blumengedichte oder Verse zu Ehren der Nachtigall zusammengestellt sind. Auch der Faust fehlt nicht. Freilich ist nicht der ganze Faust abgedruckt, sondern nur die Szenen und Verse, die besonders berühmt geworden sind und die man im Ohr hat und im Herzen trägt, auch wenn man sie selbst nicht oder doch nicht genau auswendig gelernt hat.

Der vor kurzem unter mancherlei Ehren sechzig Jahre alt gewordene August Hinrichs, der ja nicht nur bühnenwirksame Stücke geschrieben hat, sondern auch ein ernsthafter Erzähler ist, hat Oldenburger Anekdoten gesammelt. Sie erscheinen jetzt schon in der zweiten Auflage. „Rund um den Lappan", d. h. den alten Turm in Oldenburg, dessen Namen niemand recht zu deuten weiß. Hinrichs nennt sich den Herausgeber dieser heiteren und mit hübschen Zeichnungen von Wellmann versehenen Geschichten. Er erzählt selbstverständlich nach, was man oft schon sehr lange in seiner Heimat zu berichten und zu belauschen weiß. Doch gibt er jeder dieser Anekdoten sein künstlerisches Gepräge.

Mit einem Vorwort von Heinz Wittenberg vom Berliner Tierschutzverein erscheint ein Buch von Ehm Welk, das den „Stillen Gefährten", d. h. den Tieren gewidmet ist und in Wort und Bild jeden Tierfreund erfreuen wird. Darüber hinaus erfüllt das Werk aber auch noch eine andere Aufgabe. Es will neue Tierfreunde werben und mit dafür sorgen helfen, daß das segensreiche Tierschutzgesetz im Laufe der Jahre für jedermann selbstverständlich ist. Das aus vielen, mannigfaltigen und immer gut gewählten Beiträgen zusammengesetzte Buch steht unter einem Wort Friedrichs des Großen als Motto. Dieses wahrhaft menschliche Wort heißt: „Es ist besser, zu gefühlvoll als zu hart zu sein."

Das älteste Meisterwerk deutscher Prosa

Im Jahre 1400 schrieb der Stadtschreiber von Saaz, Johann von Tepl, das Streitgespräch mit dem Tode, das als „Der Ackermann aus Böhmen" zu den frühesten und mächtigsten Zeugnissen der neuhochdeutschen Schriftsprache zählt, eine würdige Vorbereitung auf das Wunder der lutherischen Bibel. Aber nicht nur sprachlich ist es ein Meisterwerk. Es ist auch eine gewaltige Dichtung, in der unser deutscher Geist wie im „Parzival" oder im „Faust" mit den Geheimnissen des Lebens und Sterbens ringt. Im Volk & Reich Verlag zu Prag ist nun der „Ackermann" in einer stattlichen Ausgabe erschienen, die neben dem Urtext eine Übersetzung von Kolbenheyer, dem sudetendeutschen Landsmann des Johannes von Saaz, bietet. Der Herausgeber Erich Gierach hat sich gleich dem Verlag mit dieser Veröffentlichung ein Verdienst erworben, das ihm Laien und Kenner danken werden. Ein Holzschnitt von Walther Klemm schmückt das Buch.

Dr. Paul Weiglin

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Juni 1944

Velhagen & Klasings Monats-Hefte

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin · Bielefeld · Leipzig

Wenn Du Velhagen & Klafings Monatshefte gelesen hast, dann schicke sie an Soldaten, die Du kennst, oder gib sie beim zuständigen Blockleiter der NSDAP zur Weitersendung an die Front ab. Die Front dankt es Dir.

Velhagen & Klasings Monatshefte / Juni 1944
(Monatl. ein Heft z. Preise v. RM. 2.10 zuzügl. Bestellgeld)

INHALT

Unser Lesekabinett

Ein Vermächtnis

Einen ergreifenden Nachruf widmet der große Bildhauer Georg Kolbe seinem jungen Freund und Kunstgenossen Günther von Scheven, der, vierunddreißig Jahre alt, im Frühjahr 1942 im Osten gefallen ist (Rauch, Dessau). Sein Ziel als Bildhauer zu erreichen, ist Scheven nicht beschieden gewesen; was er an Werken hinterließ und was wir in Abbildungen vor uns sehen, ist eine starke Hoffnung auf ein vielseitiges und eigentümliches Schaffen. Seine Aufgabe als Deutscher hat er vorbildlich gelöst, unter freiwilliger Hintansetzung seiner künstlerischen Berufung. Die von Kolbe mitgeteilten Feldpostbriefe gehören zu den wahrhaft erhebenden. Hier spricht ein Pflichtbewußtsein ohne Redensarten, hier lodert eine Begeisterung ohne Qualm. Wir lesen z. B. „Ich gehe den Weg, den das Schicksal verlangt, diese Aufgabe nehme ich auf mich und erfülle sie bis zum Ende. Ich tue nur, was Millionen andere auch tun müssen.“ Oder: „Seit ich Soldat bin, habe ich kaum gezeichnet; zuwider ist es mir, Eindrücke flüchtig festzuhalten, anstatt zu warten, bis die Stunde der Freiheit kommt, die allem Erleben neue Kraft gibt. Was sollen die vielen Halbheiten, die, von Hast und Gier veranlaßt, heute schon entstehen und Ausdruck sein wollen dieser schicksalsschweren Zeit. Aber ich fühle in ihrer ganzen Schwere diese Wandlung in unserem Volk und in Europa und weiß, daß ich kein Anrecht hab' auf mich selbst, solange das Vaterland seinen Kampf nicht beendet.“ Er hat den Tag der Freiheit hienieden nicht erlebt, doch sein Werk ist uns wie ein Ausblick in ein helles Land, und ihm selber erschien der Tod als Durchgang zu einer höheren Gestalt, in der die Nachlebenden ihn vor sich sehen.

Für 5 kg Knochen = ein Stück Kernseife

Knochen sind wertvollster Rohstoff,

Jedoch im eigenen Haushalt wertlos. Jeder liefere die in Küchen und Verpflegungsstätten ausgekochten oder gebratenen Knochen regelmäßig an die Schulkinder für die Schulaltstoffsammlung oder an die Sammelstelle im Ortsgruppenbereich ab. Für ein Kilogramm Knochen wird eine Bezugsmarke ausgegeben. Ein Sammelbogen mit Bezugsmarken im Werte von 5 kg abgelieferter Knochen berechtigt zum Kaufe eines Stückes Kernseife.

DER REICHSKOMMISSAR FÜR ALTMATERIALVERWERTUNG

Wissen, worauf es ankommt.



Vor allem gilt es, den Verbrauch an Waschmitteln, Textilien und anderen Sachen herabzusetzen. Dazu ein paar Beispiele: Größere körperliche Sauberkeit spart Leib- und Bettwäsche. Man soll auch immer darauf achten, daß man die Hände richtig sauber wäscht, und daß man sie auch nachspült, bevor man sie abtrocknet. Und nie vergessen: die Hemd- und Blusenärmel beim Händewaschen hochkrempeln! Wäsche nie richtig schmutzig werden lassen! Dann genügt bei manchen Sachen, z. B. bei Strümpfen, ein einfaches Durchspülen in Wasser. Auch bei jeder richtigen Wäsche soll man alle Sachen in klarem Wasser durchschwenken, vorher aber alles gründlich ausschütteln und die Taschen und Nähte ausbürsten. Auf diese Weise entfernt man schon viel Schmutz, der sonst unnötig Waschmittel verschlingen würde.



Dein Kind ist Dein Glück

und die Zukunft Deines Volkes! Kräftige seine Gesundheit – und erhalte ihm vor allem die gesunde Haut. Dafür ist auch FISSAN-Paste mit colloidem Milcheiweiß dem Kind vorbehalten.

FISSAN

FISSAN ist sparsam im Gebrauch – sei Du auch sparsam mit FISSAN!

Deutsches Mädel werde Schwester des Deutschen Roten Kreuzes

„Rotkreuzarbeit ist selbstloser Dienst an Volk und Vaterland in ständiger Hilfsbereitschaft. Ich rufe alle Deutschen auf, diese Arbeit zu fördern.“ *Adolf Hitler*

Ein Verzeichnis der 73 DRK.-Schwesternschaften, die über die Einstellung von Lernschwestern und ausgebildeten Schwestern Auskunft geben, ist zu erhalten im DRK.-Präsidium, Amt f. Schwesternschaften, Potsdam-Babelsberg 2

Anzeigen an Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C 1. Fernruf 64201. Postscheckkonto Leipzig 66746. Verantw. Anzeigenleiter: Hans Burkel, Leipzig C 1. Erscheinungsort Leipzig. Preisliste 6. Druck und Verlag: Velhagen & Klasing, Berlin, Bielefeld, Leipzig

THE LIBRARY OF THE
JUL 22 1948
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Rubens' erstes Töchterchen
Gemälde von Peter Paul Rubens

Velhagen & Klafings Monatshefte

58. Jahrg. Juni 1944 10. Heft

DIE SCHÜSSE AM MILJACKA-KAI

VON DR. WALTHER NEUBACH

Da, wo die Straße von der herzegowinischen Landeshauptstadt Mostar nach Trebinje und Montenegro die Narenta-Niederung verläßt und sich in kühnen Windungen auf die Karsthöhen hinaufschraubt, liegt das kleine Städtchen Stolac. Der Fremde pflegt an dieser Stelle seinen Wagen anzuhalten, denn die alten Befestigungswerke, die sich am Eingang zur Stadt über einem Hügel erheben, lohnen im Verein mit dem kleinen Flüßchen und seinen von Laub- und Nadelhölzern bestandenen Ufern zu einem längeren Verweilen. Man trinkt dann nach einem Rundgang unter den alten Nußbäumen des Marktplatzes türkischen Kaffee, und bald ist das Bild von Stolac überschattet von den neuen und starken Eindrücken, die von der Landschaft der Schwarzen Berge und der adriatischen Küste ausgehen. Und doch lebte in diesem verschlafenen und lautlosen kleinen Ort bis zum Ausbruch des Krieges ein Mann, der mehr zu erzählen wußte als die Hunderte von Fremden, die den Weg durch seine Heimat gezogen sind. Vielleicht geht er heute noch seinem Beruf als Bauer nach, wenn er nicht ein Opfer der Partisanenkämpfe und politischen Wirren dieses Krieges geworden ist. Denn gerade die, die den Bandenkrieg in dieses Land getragen haben, könnten ein Interesse daran haben, daß der bisher schweigsam gebliebene Muhamed Mehmedbasic für immer schweigt. Er hat es getan von dem Augenblick an, als er im Frühjahr 1917, der Teilnahme an dem Attentat von Sarajewo bezichtigt, vor dem Militärtribunal in Saloniki stand und nur zu einer geringen Strafe verurteilt wurde. Hat ihn sein Herr und Meister Dragutin Dimitrievic-Apis vor den Gewehrkugeln gerettet, die das Leben dieses serbischen Generalstabsobersten beendeten? Oder war die Rolle, die der einfache Bauer aus Stolac spielte, so klein, daß man ihn am Leben lassen durfte, ohne ein politisches Risiko einzugehen? Wenn sich auch Muhamed Mehmedbasic vor aller Welt zurückgezogen und selbst vor den alten Freunden seiner Heimat über alles das geschwiegen hat, was seine Vergangenheit anging: er hätte wohl nie das erzählen können, was Dragutin Dimitrievic-Apis und Rade Malobabic, die Hauptangeklagten des Prozesses von Saloniki, gewußt haben. Und weswegen sie vor den Gewehrläufen der eigenen Landsleute sterben mußten.

Wer in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg nach Sarajewo und nach Bosnien kam und in den die Landesgrenzen überschreitenden Ausstrahlungskreis jener Attentatsatmosphäre vom 28. Juni 1914 geriet, bekam sehr viel zu hören. Es war selbst für den, der sich mit den Forschungsergebnissen über die geschichtlichen Zusammenhänge vertraut gemacht hatte, nicht leicht, aus dem Wust von Gerüchten, Phantastereien und böswilligen Ausstreuungen die Bestandteile herauszufinden, die zusammengefaßt nach dieser oder jener Richtung wenigstens ein in sich geschlossenes Bild ergaben. Sprach man mit einem fanatischen Serben, so konnte man hören, daß eigentlich Ungarn für das Blut verantwortlich gemacht werden müsse, das in Sarajewo und damit vier Jahre lang in ganz Europa vergossen worden sei, denn die ungarischen Dienststellen und Beamten hätten die Warnung der serbischen Regierung, daß Verschwörer die Grenze überschritten hätten und daß der Thronfolger von seiner Reise nach Sarajewo Abstand nehmen möge, absichtlich bagatellisiert und nicht nach Wien an die richtige Stelle weitergeleitet. Man stutzt zuerst über das Unsinnige und Hirnverbrannte einer solchen Behauptung, aber der in dieser Äußerung liegende Hinweis auf den zweifelsohne vorhanden gewesenen Gegensatz zwischen Franz Ferdinand und einflußreichen ungarischen Kreisen führt zu einer anderen Erkenntnis. Nämlich, wie widersinnig es war, daß gerade dieser Fürst, der Gatte der tschechischen Gräfin Chotek und der ausgesprochene Freund der slawischen Völker der Doppelmonarchie, durch eine slawische Hand getötet wurde. Man wird dadurch von selbst auf den weiteren Weg geführt, der bei den Hintermännern und Kreisen endet, die den politischen Chauvinismus eines Volkes für ihre eigenen Zwecke ausgenützt haben. Vor Jahren sagte mir einmal ein ehemaliger österreichischer Finanzbeamter, der in Sarajewo lebte und mit dem ich unter der fragwürdigen Gedenktafel für den Thronfolgermörder Princip ins Gespräch gekommen war: „Auch wenn die Bomben und Schüsse am Miljacka-Ufer ihr Ziel verfehlt hätten, lebend wäre Franz Ferdinand aus Bosnien nicht herausgekommen. Das Netz war zugezogen."

Als am 11. Juni 1903 der letzte Obrenovic Alexander mit seiner Gemahlin Draga von Offizieren ermordet wurde, ging es um mehr als die Beseitigung eines unwürdigen Fürsten. Solange das Haus Obrenovic in Serbien regierte, hatte Belgrad eine österreichfreundliche, zumindest nicht gegen die Doppelmonarchie gerichtete Politik getrieben. Sie entsprach oft nicht den Wünschen der politischen Heißsporne und Feuerköpfe, die ohne den historisch und wirtschaftlich fundamentierten Übergang aus einem türkischen Vasallenstaat ein großserbisches Reich schaffen wollten. So lag es fast im Zuge der Entwicklung, daß die Nachfolgerdynastie aus dem Hause Karadjordjevic sich der politischen Großmacht verschrieb, der die Habsburger Balkanpolitik zuwider war: Rußland. Die herrschende Partei unter den neuen Fürsten, die Radikalen, stützten sich auf den „großen slawischen Bruder", und Rußland war es, das die panslawistischen Ideen in den Köpfen der leitenden Männer nährte und den Traum von einem großserbischen Reich Wirklichkeit werden zu lassen versprach. Diese Pläne erfüllten einen Mann, den man ohne Übertreibung als einen „Verschwörer von Format" bezeichnen muß. Es war der junge, bereits beim Königsmord vom 11. Juni 1903 beteiligt gewesene Offizier Dragutin Dimitrievic-Apis, ein Mann von hohen geistigen Fähigkeiten und von einem

krankhaften Chauvinismus. Zum ersten Male tauchte der Name des damals Siebenundzwanzigjährigen bei dem Königsmord im Konak auf, aber er verschwand neben den anderen. Von dem Tage an blieb das unheilvolle Wirken dieses Mannes unsichtbar. Nach einem militärisch beispiellosen Aufstieg wurde Dimitrievic-Apis Chef des Generalstabes und Leiter des Spionagedienstes. Nun waren alle Fäden in seiner Hand. Im Mai 1911 hatte Bogdan Radenkovic die Geheimorganisation „Ujedinjenje ili Smrt", zu deutsch „Vereinigung oder Tod", ins Leben gerufen. Das war ein paar Jahre nach der bosnischen Krisis. In diesen Gebieten setzte die Wirksamkeit der neugegründeten Geheimorganisation ein, die wegen ihres Siegels auch „Crna ruka", „Schwarze Hand", genannt wurde. Der geistige Führer des Bundes war Apis. Die Mitglieder der „Schwarzen Hand", die in allen Ministerien und Regierungsstellen saßen, waren unangreifbar, und erst recht galt das für das Militär. Jeder Minister, der gegen sie vorzugehen wagte, war verloren. Bosnien, Dalmatien, die Herzegowina, Mazedonien und das Banat waren das Tätigkeitsfeld der „Schwarzen Hand". Bald danach schloß sich die als kulturelle Vereinigung getarnte „Narodna odbrana" an, ohne daß nach außen hin ein Zusammenarbeiten erkenntlich wurde. Wie geschickt die Tarnung war, beweist die Tatsache, daß nach dem Mord von Sarajewo die österreichischen Memoranden und Denkschriften immer nur von der „Narodna odbrana" sprechen und die „Schwarze Hand" mit keinem Wort erwähnen. Die Netze der Bünde waren sehr weit gespannt. So wirkte in Lausanne der Herzegowiner Emigrant Gacinovic, und gerade seine Wirksamkeit wirft ein interessantes Licht auf die Zusammenhänge zwischen Stellen und Mächtegruppen, die sich an sich auf Leben und Tod befehdeten. Man weiß heute, daß der damalige russische Militärattaché bei der Belgrader Gesandtschaft, Oberst Artamov, unmittelbar in die Attentatspläne eingeweiht war; es ist bekannt, daß der Gesandte Hartwig selbst die Geheimorganisationen unterstützte, und den letzten Zweifel über diese Verfilzungen nimmt das an diese Adressen in Sarajewo nach dem Attentat aufgegebene Telegramm: Pferde gut verkauft. Aber der Emigrant Gacinovic stand zur selben Zeit in der Schweiz mit den aus Rußland verbannten Revolutionären Lunatscharski und Trotzki in Verbindung, und mochten auch der Zarengesandte in Belgrad und der Jude Bronstein Todfeinde sein, deren gegenseitige Waffen Bomben und Sibirien waren: hier zogen sie an einem Strang.

Die Schüsse von Sarajewo wurden von unreifen Schülern und Studenten abgegeben, die österreichische Staatsangehörige waren. Es mag sein, daß einem so klugen und gut orientierten Manne, wie es Apis war, diese Schüsse zu früh gefallen sind, weil er wußte, daß Serbien noch an den Wunden litt, die ihm zwei Balkankriege geschlagen hatten. Es ist auch bekannt, daß dem serbischen Ministerpräsidenten Nikola Pasic, der selbst einer anderen Organisation, der „Weißen Hand", nahestand, die Tätigkeit des von Apis geleiteten Geheimbundes nicht in sein politisches Konzept paßte, und das hat dann später vor allem der Prozeß gegen Apis vor dem Militärgericht in Saloniki bewiesen. Aber von Apis stammen die im Café Kolarac in Belgrad gesprochenen Worte über den Thronfolger: „Wir werden ihm ein paar Bomben vor die Füße werfen müssen." Apis war es, der kurz vor dem Sarajewoer Attentat mit dem dortigen Lehrer Ilic, dem Leiter des durch den Mord an Franz Ferdinand bekanntgewordenen „Sarajewoer Zirkels", eine Zusammenkunft hatte. Es ist auch belanglos, daß „halbamtlich" von Belgrad aus eine Warnung nach Wien gerichtet wurde. Was sich in Sarajewo ereignete, war die Ernte der Saat, die Rußland Jahre hindurch systematisch ausgestreut hatte, und so kann man für Jugoslawien als den Nachfolgestaat des ehemaligen Serbiens beinahe von einem „dreißigjährigen Krieg" sprechen, der damals begann und der mit dem von Sowjetrußland aufgehetzten und gestützten General Simovic des Belgrader Putsches vom April 1941 zu Ende ging, anders, als es sich damals und heute die Drahtzieher gedacht haben. Als 1917 die neuen Machthaber in den Kreml einzogen, haben sie im allgemeinen das von ihnen auf Leben und Tod bekämpfte Zarenregime nicht geschont und waren nicht geizig mit Enthüllungen, die das Haus Romanow und seine Minister bloßstellen konnten. Nur über eines schwiegen sie: über die kritischen Tage vor und nach Sarajewo. Es wurde nicht ein einziges Dokument oder Telegramm veröffentlicht, das etwas über die Rolle der russischen Diplomaten in jenen kritischen Tagen ausgesagt hätte. Hierin durfte auch das Zarenregime nicht angeprangert werden, denn diese Gedankengänge und Ziele werden, wie es dieser Krieg ja eindeutig beweist, heute schärfer denn je gehegt und angestrebt. Damals hieß das Werkzeug Oberst Dimitrievic-Apis, heute nennt es sich „Marschall" Tito.

Es ist unter dem Kanonendonner von Wytschaete, St. Eloi und Ypern, vom Doberdo-Plateau und der Champagne im Frühjahr 1917 Europa gar nicht bewußt geworden, daß sich, als Dimitrievic-Apis auf den Schießständen von Saloniki sein Leben verhauchte, etwas abgespielt hatte, das man vom rechtlichen Standpunkt aus nicht anders als Justizmord bezeichnen kann. Gewiß ist mit Dragutin Dimitrievic-Apis kein Unschuldiger gestorben, aber schon 1923 wurde von einem Journalisten, der selbst zu den Verschwörern zählte, in einer Belgrader Zeitschrift darauf hingewiesen, daß die gegen Apis in dem Prozeß von Saloniki erhobenen Beschuldigungen jeder Grundlage entbehrten. Gründliche historische Untersuchungen haben bewiesen, daß das angebliche Attentat auf den serbischen Thronfolger – deswegen machte man Dimitrievic-Apis in Saloniki den Prozeß – fingiert war oder zurechtkonstruiert worden ist. Man stelle sich das Ungeheuerliche der Beschuldigung vor: nach einem bereits verlorenen Krieg wird ein führender Offizier des Heeres, über dessen außerordentliche Begabung und Leistungen keine Zweifel bestehen, des Hochverrates, der Geheimbündelei, der Aufwiegelung zur Meuterei, des Mordversuches an dem damaligen Kronprinzen Alexander bezichtigt. Die erste Anklageschrift mußte man abändern, weil für den Tag des angeblichen Attentates Malobabic, der zweite Angeklagte, ein Alibi beibringen konnte. Noch am 4. März, also elf Tage vor Erhebung der Anklage, war man sich nicht klar darüber, welches Datum man für das angebliche Attentat auf den Thronfolger einsetzen sollte. Um Dimitrievic-Apis an den Strang zu liefern, mußte vor allem Rade Malobabic überführt werden. Und hier bewies der große Verschwörer eine Haltung, die man nicht immer bei Todeskandidaten von seiner Art findet. Daß er sterben mußte, wußte er, und in seinem Testament schrieb er: „Obwohl von beiden Gerichten zum Tode verurteilt und der Gnade der Krone verlustig, sterbe ich unschuldig, in der Überzeugung, daß mein Tod aus höheren Gründen für Serbien notwendig war." Mit allen Mitteln versuchte er, wenigstens die Mitangeklagten Malobabic und Mehmedbasic zu retten. Rade Malobabic war ein alter Verschwörer, der schon 1909 in einen Hochverratsprozeß verwickelt war. Nach

Abbüßung seiner Gefängnisstrafe ging er 1910 nach Belgrad und wurde dort mit Apis bekannt, der ihm wichtige Aufträge übertrug und ihn zu einer Art Vertrauensperson machte. Nach dem Zusammenbruch der serbischen Armee kam Malobabic mit Apis nach Korfu und von hier nach Saloniki. Interessant ist, daß in einem Bericht eines serbischen Kreisvorstandes mit dem Datum des 16. Juni 1914 Malobabic erwähnt wird und zwar als einer der Männer, der an dem Schmuggel beteiligt war, durch den die Sarajewoer Attentäter mit Waffen ausgerüstet wurden. Aus diesen mageren Angaben ist jedoch nicht die weitaus größere Rolle zu erkennen, die Malobabic bei dem Attentat gespielt hat. Die Attentäter von Sarajewo selbst verrieten ihn mit keinem Wort, und ob und wieweit Malobabic in Saloniki geständig gewesen ist, weiß man nicht. Ein wichtiges Dokument hat Prof. Dr. Uebersberger in den serbischen Geheimarchiven entdeckt und in der Zeitschrift „Auswärtige Politik" veröffentlicht. Es handelt sich um ein Schriftstück, auf das sich serbische Politiker der Kriegs- und Nachkriegszeit wiederholt berufen haben, ohne jedoch von dem Inhalt etwas bekanntzugeben. Das Dokument ist ein Geständnis Dimitrievic-Apis', in dem er seine Beteiligung am Sarajewoer Attentat eingesteht und seine Mitangeklagten zu entlasten versucht. Die beiden Schriftstücke, um die es sich handelt, befanden sich im Nachlaß Dragutin Dimitrievics, der nach seiner Erschießung vom Kriegsministerium beschlagnahmt worden war. Sie erklären den eigenartigen Satz in dem Testament des Verschwörers: „. . . daß mein Tod aus höheren Gründen für Serbien notwendig ist."

Was hat die verantwortlichen Männer der serbischen Emigrantenregierung auf Korfu und in Saloniki bewogen, den Mann zu opfern, der den Stein ins Rollen gebracht und sich sein Leben lang für sein Vaterland, wenn auch in oft verbrecherischer Weise, eingesetzt hatte? Daß Pasic die „Schwarze Hand" unbequem geworden war, steht außer Zweifel. Pasic hatte großserbische Träume, die Männer der „Crna ruka" aber dachten eher „südslawisch" im Sinne der Koordinierung, wie der spätere südslawische Staat bei seiner Gründung gedacht und geplant war. Die Mitglieder der „Schwarzen Hand" wußten zu viel, und Apis selbst hatte durchblicken lassen, daß er sich nötigenfalls nach dem Kriege auch mit Gewalt gegen die Feinde im eigenen Lande durchsetzen würde. Aber nicht nur aus innen-, sondern auch aus außenpolitischen Gründen mußte Apis fallen. Wir wissen heute, u. a. aus den Memoiren des Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma, daß in den Zeiten, in denen der Prozeß von Saloniki aufgerollt wurde, der Habsburger Karl bereits in Verhandlungen mit der Entente stand, die so weit gediehen waren, daß man im serbischen Lager mit Sicherheit an einen Sonderfrieden glaubte. Eine der wichtigsten Bedingungen, die jedoch Karl stellte, war die restlose Austilgung der serbischen Geheimbünde. In London und Paris stach ohnedies die serbische Karte nach der Vernichtung der Armee nicht mehr, und in serbischen Regierungskreisen hatte man zum Rußland Kerenskis nicht viel Vertrauen, trotz der Offensive Brussilows, die damals gerade im Gange war. Da war es wertvoll, sollte es zum Sonderfrieden mit dem Habsburger kommen, daß man seinen guten Willen gezeigt und zugleich diesen gefährlichen Geheimbund der „Schwarzen Hand", der seine Schuldigkeit getan, vernichtet hatte. „Um die Lage der Dynastie Karadjordjevic und der Radikalen zu bessern und um sich die Gewogenheit des Kaisers Karl zu sichern, mußte ihrer Ansicht nach etwas getan werden, was 1. Österreich-Ungarn als Genugtuung für die Verletzung seines Ansehens und als offensichtlichen Beweis des guten Willens der serbischen Regierung betrachten würde, 2. was als Garantie für das Verhalten Serbiens in der Zukunft dienen könnte." (Svetozar Pribicevic.) Nun wird deutlich, was Apis mit den „höheren Interessen Serbiens" meinte. Die serbische Regierung brauchte dieses Dokument nicht nur, um die Erschießung Dimitrievic-Apis' zu rechtfertigen, sie benötigte es auch, um die Bedingung zu erfüllen, die Karl von Habsburg für die Anbahnung von Sonderfriedensverhandlungen gestellt hatte. Die Geschichte hat jedoch einen anderen Verlauf genommen; es kam nicht zu dem erhofften Sonderfrieden. Zwar war mit der Erschießung von Apis und Malobabic die Forderung Karls erfüllt, aber das mehr oder weniger erpreßte Geständnis der beiden Angeklagten wurde geheimgehalten. Wäre es zu Friedensverhandlungen gekommen, dann hätte man regierungsseitig damit nachweisen können, wer die eigentlich Schuldigen am Morde von Sarajewo waren. Aber da der Separatfriede nicht zustande kam, mußte das Dokument geheimgehalten werden, denn es hätte Deutschland und Österreich-Ungarn als Beweis für die Schuld Serbiens an der Entfesselung des ersten Weltkrieges dienen können.

Gerade die Vorgeschichte und das Nachspiel zu dem Mord von Sarajewo verlangen eine gründliche historische Durchforschung, die jedes Pauschalurteil vermeiden muß. Wenn man z. B. liest, daß die Mörder von Sarajewo Freimaurer gewesen seien, so stimmt das nicht. Apis und seine „Schwarze Hand" kann man ebensowenig als Freimaurer bezeichnen, wie es die russische Diplomatenclique in Belgrad war. Das schließt nicht aus, daß unter den Verschwörern auch Freimaurer waren; von dem Major Tankosic, der die Attentäter im Schießen und Bombenwerfen unterrichtete, steht es fest. Geheimbünde des Landes und überstaatliche Organisationen sind sich bei dem Mord auf halbem Weg entgegengekommen. Wie der Franzose Mousset richtig sagte, war Apis der „instigateur intellectuel de l'attentat de Sarajevo", aber er konnte seine Pläne erst ausführen, als es der „Pijemont", das Organ der Bewegung, offen wagen durfte, von einer Zerschlagung der Habsburger Monarchie zu sprechen.

Wie bei jedem Krieg müssen auch bei dem durch die Schüsse vom Miljacka-Kai ausgelösten Ursache, Veranlassung und Vorwand voneinander geschieden werden. Gewiß hat man von verschiedenen Seiten dem jungen serbischen Staat das Leben sauer gemacht. Die strikte Weigerung Savoyens, dem auf die Ausfuhr seiner Agrarprodukte angewiesenen Land einen Ausgang zum Meer zu gewähren, die auf dem gleichen Wirtschaftsgebiet unnachgiebige Haltung gewisser Agrarierkreise in Österreich-Ungarn und andere Wirkungskräfte haben zu einer Vergiftung der öffentlichen Meinung im Lande beigetragen und dem Boden Nährstoffe zugeführt, auf den dann die von auswärts genährte und gestützte Propaganda einer „Schwarzen Hand" ihre Saat ausstreuen konnte. Und auch das Urteil von Saloniki wäre in seiner Schärfe wohl nicht zustande gekommen, wenn die serbische Emigrantenregierung auf Korfu und in Saloniki nicht die Marionette der Mächte gewesen wäre, denen an einem Bundesgenossen ohne Land und Heer nicht mehr viel lag. Das hat bei dem Urteil ebensoviel mitgesprochen wie die Angst vor dem Manne, der unbequem geworden war und der der Regierungspartei und der herrschenden Dynastie gefährlich zu werden drohte. Der alte k. k. Finanzer aus Sarajewo hatte nicht Unrecht mit seinen Worten: „Das Netz war zugezogen."

ALFRED SEMERAU

Der Fang am Durchhau

Eine friderizianische Geschichte

Am neunten September 1756 erfuhr Dresden die peinliche Überraschung, die vom Marschall Keith befehligte Armee in seine Mauern rücken zu sehen, und am nächsten Tag erschien König Friedrich von Preußen, wie ein stiller Reisender, ohne Kanonendonner, Glockengeläut und sonstige Empfangsfeierlichkeit. Er nahm Quartier in dem Palais Mosczynski, dessen gräfliche Besitzerin das Weite gesucht hatte.

Die Kurfürstin und Königin Josephine war mit dem Kronprinzen und der übrigen Familie zurückgeblieben, hielt nach wie vor Hof und mußte mit Wut im Herzen den Höflichkeitsbesuch Friedrichs hinnehmen, in dem sie als österreichisch-katholische Prinzessin nicht nur den Ketzerkönig, sondern auch den räuberischen Eindringling haßte.

Friedrich ging ungeduldig durch die Zimmer, die mit ihren kostbaren Möbeln, Seidentapeten, Gobelins und venezianischem Glas von dem Reichtum der flüchtigen Besitzerin zeugten. Er warf einen mißmutigen Blick auf sein Spiegelbild. Falten auf Stirn, um Augen und Mund, gelbliche Haut straff über die Knochen gespannt – Jahre und Kämpfe hatten ihre Zeichen unerbittlich geschnitten. Er sah aus einem Fenster in den blauen Septembertag. Noch sommerlich grün lag der Garten, der ihn mit seinen Bosketts, Marmorbildern und Weihern an Rheinsberg erinnerte. Aber wo waren der Friede und die Heiterkeit jener glücklichen Tage!

Die Tür ging, Friedrich wandte sich und blickte gespannt auf den Major von Wangenheim, der mit einem Blatt in der Hand eintrat und salutierte. Wangenheim, einer der stattlichsten Offiziere Friedrichs, war Major des Grenadierbataillons, das nebst drei andern Bataillonen, alle unter dem Kommando des Generalmajors von Wylich, die Garnison Dresdens ausmachte.

„Wo bleibt Er nur, Wangenheim? War die Bataille so heiß und lang? Klirrten die Hofdegen gegen Seinen Waffenrock? Türmte die Königin eine Festung vor das Archiv? Versuchte Er es mit Güte? Er steht sich doch mit den Cotillons!“ sagte Friedrich ungeduldig.

Der Major, über dessen Gesicht bei den „Cotillons“, wie der König häufig die Frauen nannte, ein Schatten flog, berichtete. Ja, es gab eine Schlacht im Dresdner Schloß. Mit Güte war nichts zu erlangen gewesen, es brauchte eines Zuges Grenadiere, die der Major, der die Schwierigkeit des Unternehmens vorausgesehen, vor das Schloß postiert hatte.

Friedrich lächelte, er sah die Szene.

„Er hat also die Bataille gewonnen“, sagte er mit Genugtuung. „Wie, ist gleich. Die Hauptsache, daß Er die Archivschlüssel von der Königin bekam!“ Er nahm sie aus der Hand des Majors mit triumphierenden Augen. Das Archiv, das die Königin nicht mehr rechtzeitig hatte in Sicherheit bringen können, gab ihm alle Dokumente, die Sachsens feindliche Pläne mit Österreich und Frankreich gegen Preußen offen zeigten und seinen Einbruch in das Land rechtfertigten.

„Brav, Wangenheim! Er hat dafür etwas bei mir zugute. Mir machen die Cotillons das Leben sauer!“

Friedrich dachte an die Kaiserin Maria Theresia, die Zarin, die Pompadour und Josephine von Sachsen. Er nickte dem Major verabschiedend zu, da sah er das Blatt, das der Major unruhig in der Hand hielt.

„Was hat Er noch? Einen Rapport?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, nahm er das Blatt und las. „Wie? Was?“ Sein Gesicht rötete sich. „Skandal an offener Gasthaustafel! Zwischen meinem Hauptmann von Möcking und einem sächsischen Jagdjunker! Wegen Beleidigung des Königs August und seiner Gemahlin! Der von Möcking von dem Junker handgreiflich attackiert!“ Er knitterte das Blatt zornig in der Hand. „Der Junker entwischt! Strengste Untersuchung, hört Er, Wangenheim? Ich lege die Sache in Seine Hände. Der von Möcking kommt sofort in Arrest. Und der Junker wird gefunden. Man hat sein Signalement, kennt seinen Namen – Löbau – Franz von Löbau.“

Wieder flog ein Schatten über das Gesicht des Majors.

„Wie kam der Junker nach Dresden? Wie kam er durch meine Vorposten?“ Er legte die Hand an die Stirn. „Sag’ Er mal, Wangenheim – war nicht etwas mit dem von Möcking im letzten Jahr in Berlin?“

Das Gesicht des Majors rötete sich, er räusperte sich und brachte stockend hervor: „Zu Befehl, Majestät – Sturz vom Pferde – längeres Krankenlager . . .“

Friedrich nickte. „Richtig! Hat sich den Schädel flicken lassen müssen. Vielleicht steht sein Koller heute bei der Gastwirtstafel damit in Verbindung. Ich entsinne mich jetzt. Er war zur selben Zeit wie der von Möcking krank, nicht wahr, Wangenheim?“ Auf die stumme Bestätigung des Majors, der wieder die Farbe wechselte, fuhr er fort: „Was war denn mit Ihm damals?“

„Armverletzung, Majestät.“

„So so – wohl auch Sturz vom Pferde?“ Friedrich sah wieder in den Bericht und bemerkte Wangenheims Verlegenheit nicht. „Nach dem Zeugnis der Anwesenden hat der von Möcking zuerst den Junker mit allerlei Spitzen attackiert – da muß ihm doch dieser Franz von Löbau nicht unbekannt gewesen sein – Richte Er Sein Augenmerk darauf, Wangenheim! Und daß mir der Junker gefunden wird!“ Er winkte verabschiedend, und der Major ging.

Friedrich legte den Bericht auf einen Tisch neben kleine Lederbände, steckte einen von ihnen zu sich und trat durch die Glastür auf den Altan. Die Berge standen fern in bläulichem Dunst. Bunt und leuchtend lagen Beete und Rabatten. Übersonnt glitzerten die gepflegten Kieswege. Friedrich stieg die Stufen hinab und ging in die grüngoldene Einsamkeit hinein. Eine Flora in einer Taxusnische schüttete ihr Füllhorn aus. Ein Rondell zeigte seinen kunstvollen Fächerschmuck von bunten Blüten. Ein Weiher mit einer schmalen Brücke spiegelte die Bläue des Herbsthimmels. Eine Laube lud an ihren Marmortisch. Allmählich ging der in französischem Geschmack gehaltene Garten in einen Park von alten hohen Bäumen über. Die Wege kreuzten sich und liefen oft wie Laubwege dahin. Vogelrufen in den Zweigen, pickende Amseln unter dem Gesträuch, das mannshoch mit roten und dunklen Beeren stand.

Friedrich genoß die tiefe Stille, das Buch blieb ungelesen, vergessen waren die Cotillons, der Gasthausskandal. Doch sorgende Gedanken flogen zu Schwerin, der den Österreichern entgegengezogen war, und zu dem Sachsenlager drüben. Ein Sturm auf das Lager war nicht möglich, denn die steilen Höhen waren, wenn überhaupt, nur mit schweren Verlusten zu nehmen. Aber man konnte auf einen andern Verbündeten rechnen: den Hunger. Wie wollte man die Truppen versorgen, wenn aller Proviant abgeschnitten wurde und keine Vorräte vorhanden waren? Friedrichs Gesicht erhellte sich. Wenn es gelang, die Österreicher bei ihrem Abmarsch aufzuhalten und anzugreifen, blieb den von aller Zufuhr abgeschnittenen Sachsen nur die Kapitulation.

Fern hinter Bäumen und Strauchwerk wuchs die Parkmauer hoch. Weiter rechts leuchteten die hellen Mauern der Dienerhäuser. Ein Pavillon erhob sich in einer kleinen Lichtung. Quer durch den Park wie ein Keil ging bis zur Mauer ein Durchhau, der von den Fenstern des Pavillons eine schöne Fernsicht auf die Berge bot. Die Mauer selbst war dort unten niedriger, trug aber auch hier ein Eisengitter.

Friedrich sah neugierig um sich. Er war hier noch nie gewesen. Als er den Durchhau hinaufschritt, schimmerte ein Mädchenkleid durch das Gebüsch, und bald erkannte er, durch hohes Strauchwerk verdeckt, ein anmutiges, durch große Augen belebtes junges Gesicht, das nachdenklich vor sich hinsah.

Friedrich wollte seinen Weg fortsetzen, da ratterte jenseits der Mauer ein Wagen und hielt an ihrer niederen Stelle. „Gut angepackt, Leute!" rief eine frische, helle Stimme. „Das Brett bis zur Mauer vorgeschoben und festgehalten, damit ich hinüberbalancieren kann! Höher! Dicht ans Gitter! Jetzt steig' ich hinauf."

Das junge Mädchen sprang auf und starrte, wie auch Friedrich tat, nach der Mauer.

„Vorsicht! Das Brett rutscht!" rief jenseits ein Baß.

„Unsinn, ich gehe wie auf ebener Erde", gab die junge Stimme zurück.

Jetzt erschollen ängstliche Rufe hinter der Mauer, und die junge Stimme schrie: „Zum Donner! Es rutscht doch!" Aber da packten mit jähem Griff zwei kräftige Hände das Gitter, während das Brett hinunterpolterte, und eine schlanke Gestalt in einem leinenen Fuhrmannskittel mit einer Tuchmütze hob sich auf dem Mauerrand empor. „Vivat, hoch das Glück! Nun fort mit euch und besten Dank!" Während der Wagen davonratterte, kletterte der Fuhrmannsbursch über das Gitter und sprang zur Erde.

Jetzt lösten sich die Spannung und Angst des Mädchens in einem Schrei: „Franz!"

Der junge Mensch schwenkte seine Mütze. „Vivat, hoch das Glück! Schwester, daß ich dich gleich treffe!" Er lief heran und umarmte sie. „Tränen, Julie? Ein Soldatenkind und Tränen? Da bin ich doch, heil bis auf ein paar Hautrisse!"

„Ja, Soldatenkind und Tränen! Vergaßt du, daß unser Vater jetzt noch lebte, wäre er bei Soor nicht so ungestüm voran gewesen?" Sie schüttelte ihn, halb erzürnt, halb lachend. „Was bedeutet diese Maskerade, Tollkopf? Woher kommst du, und wie kommst du über die Mauer?"

„Ohne den Kittel hätten sie mich schon erwischt. Sie waren scharf hinter mir, aber ich . . . Wir Sachsen sind helle!" Er zog sie neben sich auf die Bank.

„Wer war hinter dir?" fragte sie ängstlich.

„Wer anders als die Preußen! Ich bin ihnen schon zum zweitenmal entwischt. Gestern nacht und heute mittag. Ich wette, sie durchstöbern ganz Dresden nach mir, und keinem fällt es ein, mich hier, im Schloß der preußischen Majestät, zu suchen." Seine Augen glänzten lustig. „Drei Wochen gefangen im Lager und die Aussicht, wer weiß wie lange es noch zu sein – du kannst dir denken, wie ich dagegen rebellierte! Dazu die Lagerkost! Und es wird immer knapper. Mir wässerte der Mund, wenn ich an das gute Essen hier bei Zimmermann in der Pirnaischen Gasse dachte. Dann stieg auch Karolines Bild lockend vor mir auf und nicht zuletzt deins, Schwesterchen, kurz, ich wollte sehen, wie es hier im Schloß steht, seit die Gräfin, unsere gute Patin, flüchtete. Dann sollte auch mein Cäsar wieder einen tüchtigen Ritt tun. So preschte ich denn gestern Nacht los. Einige Preußenkugeln rissen Löcher in die Luft. Den Cäsar stellte ich in Räcknitz beim Bauern Ulrich ein, der hier fürs Schloß Gemüse lieferte, und kam in seinem Planwagen heute früh unangefochten durchs Tor in die Stadt. Und nun rate, wen ich zuerst sah. Denk' an Berlin und einen guten Freund!"

Ihr Gesicht wurde lichte Glut. „Doch nicht den Major?"

Er nickte lustig. „Getroffen! Wangenheim! Schade, daß ich ihn nicht begrüßen konnte! Ich sprang in einem Herbergstorweg ab und lief zu Vitzthums. Aber Karoline ist mit ihrer Mutter auf dem Gut. Nun ging's zu Zimmermann. Da traf ich gute Freunde. Als wir so heiter beieinander sitzen, öffnet sich die Tür, und wer tritt ein? Auch ein Bekannter aus Berlin, doch einer von der üblen Sorte . . ."

„Der Hauptmann von Möcking?" sagte sie mit gerunzelter Stirn. „Ich sehe ihn noch, wie er weintrunken mir bei Gröbens lästig wurde und –"

„– und Wangenheim ihn so scharf zur Rede stellte, daß ein Duell sich nicht vermeiden ließ. Nun, er bekam ja seinen Lohn. Kaum war der Hauptmann da, ging's an mit Spitzen und Sticheleien. Er trank aufs Wohl der Jagdjunker, die, fern vom Krieg, sich's gut sein lassen, und fragte, was wir jetzt im Lager jagten. Ich tat, als hörte ich ihn nicht. Nun wurde er immer unverschämter und endlich so frech, unsern König und die Königin anzupöbeln. Da sprang ich auf und schlug ihm ins Gesicht. Er wollte auf mich zu. Die andern aber traten zwischen uns und drängten mich zur hinteren Tür hinaus. Ich sprang im Hof über die Mauer, lief zu Ulrich, warf den Fuhrmannskittel um und dann mit dem Wagen her und übers Gitter!"

„Es hätte dich den Hals kosten können. Wie kommst du wieder fort?"

„Schlag zwölf Uhr nachts erwartet mich Ulrich dort wieder, wo ich hereinkam, am Hasensprung, wie wir immer sagten. Ich klettere übers Dach des Dienerhauses und lasse mich an einem Strick hinab. Dann geht's nach Räcknitz und im Galopp zurück. Was meinst du, wenn ich mal nachts den gleichen Weg wiederkäme, mit genügender Begleitung, und nähme die preußische Majestät gefangen? Das wäre ein Spaß!" Er lachte. „Nun komm zu unserm guten Möbus, damit mich keiner sieht!"

„Ein Sakramenter! Mich fangen wollen", sagte Friedrich, als die Geschwister im Hause des Kastellans verschwunden waren, ging den Durchhau bis zur Mauer hinauf und sah durchs Gitter. Da war der Hasensprung, ein tiefer, wasserloser Graben. Die Mauer fiel steil ab, doch war der Weg in den Park mit einer Leiter nicht schwer zu machen.

Im Schloß rief Friedrich den Hauptmann der Wache zu sich. „Weiß Er in Schloß und Park Bescheid?"

Der Hauptmann nickte zuversichtlich. „Zu Befehl, Majestät.“

„Kennt Er den Hasensprung?“

Der Hauptmann sah ihn verdutzt an. „Hasen – sprung? – Natürlich kenne ich den Hasensprung, Majestät, ich bin doch Jäger und . . .“

„Ich meine nicht Seine dummen Hasensprünge“, unterbrach ihn Friedrich ungeduldig, „den Hasensprung im Park meine ich. Also hör’ Er zu und nicht weiter geschwatzt!“

Am Abend meldete Wangenheim, bedrückt und zugleich erleichtert, der Jagdjunker sei nicht gefunden worden.

Friedrich sah ihn scharf an, so daß der Major in dunklem Schuldbewußtsein die Augen senkte. „Da ist Ihm wohl ein Stein vom Herzen, daß Sein Freund durchgeschlüpft ist. Oder ist der von Löbau nicht Sein Freund? Was hat Er mir vorgeflunkert? Steckt da im Hinterhalt ein Cotillon? Ich verlange jetzt reine Wahrheit von Ihm!“

Der Major errötete bis zum Dreispitz, räusperte sich und erzählte. Die Geschwister von Löbau, verwaist und unter der Vormundschaft der Gräfin, hatten im letzten Jahr in einer Erbschaftssache in Berlin geweilt, wo ihnen der Major häufig in Gesellschaften begegnet war. An einem Abend bei Gröbens war es dann durch das taktlose Betragen des Hauptmanns von Möcking zu einem Zusammenstoß mit ihm gekommen und darauf das Duell gefolgt.

„Nun, und das Fräulein von Löbau? Hat Er es hier nicht wiedergesehen? Nicht? Soll ich Ihm dazu helfen? Er hat ja bei mir noch etwas zugute, wenn Er mich auch angeflunkert hat!“

Um Mitternacht wurde es im Kastellanshause lebendig. Möbus erkundete, ob das Unternehmen des Junkers ungefährdet sei. Der Himmel war bewölkt. Ein wilder Wind brauste durch den Park. Möbus mußte Hut und Perücke halten, daß sie ihm nicht weggerissen wurden, als er vom Wind durch die finsteren Alleen getrieben wurde. Das Schloß lag still und dunkel, die Wachen erschienen ihm wie ein Spuk mit ihrem geisterhaften Auf und Ab und dem Klirren von Säbel und Gewehr.

Alles sei sicher, meldete er, aber bei diesem Teufelswind könne der Junker nicht übers Dach des Dienerhauses, sondern nur mit einer Leiter über den Hasensprung. Julie ging mit einer Blendlaterne voran, der Junker und der Kastellan trugen die Leiter. Sie wurde, während der Wind mit unverminderter Gewalt über die Bäume brauste, durch das Gitter geschoben, vom Kastellan und Julie festgehalten, und der Junker stieg behend über das Gitter und die Sprossen hinab.

„Käme er nur gut heim!“ seufzte Julie.

„Dem Junker glückt alles“, erklärte Möbus, und als er im Bett auf den Schlaf wartete, dachte er noch: ein anderer wäre von den Preußen gefangen worden oder hätte sich im Graben Hals und Bein gebrochen, und er kam wie auf einen Ball hereingetanzt.

Im Morgentraum lief Möbus wieder im Sturm durch den Park zum Schloß, aber es war nicht dunkel. In einem hellen Fenster hob der König seine Hand, und die Geisterwachen setzten sich in Trab. Klirren von Säbel und Gewehr, feste Tritte, immer näher. Möbus warf sich beklommen im Bett herum. Da trommelte es gegen die Tür. „Aufgemacht!“ Und wieder Trommeln und der gleiche Ruf. Das war kein Traum mehr. Möbus fuhr erschrocken aus dem Bett, schlüpfte in wilder Hast in die Kleider, öffnete und prallte zurück. Da stand ein Korporal mit vier Mann. „Er ist der Kastellan Möbus? Er soll sofort aufs Schloß!“

‚Es ist was mit dem Junker!‘ durchfuhr es Möbus. ‚Wenn es nur nicht gleich das Fräulein erfährt!‘ Aber auf dem Flur stand schon Julie und warf ihm einen Blick zu, der alles sagte. Des Kastellans Stirn feuchtete sich vor Erregung. Wenn man den Junker für einen Spion hielt . . . wenn man glaubte, daß er sich gegen den König verschworen! Sein Mut sank vollends, als er im Schloß den Bauern Ulrich sah, der noch ganz verdattert war, seit ihn nachts am Hasensprung Grenadiere vom Wagen geholt hatten.

Während Julie weitergeführt wurde, verhörte ein Leutnant den Kastellan und berichtete dann dem König. Friedrich nickte. „Schicke Er mir den Major von Wangenheim!“

Der Major erschien, mühsam beherrscht.

„Er tut die Augen nicht auf, Wangenheim. Er weiß nicht, was um Ihn vorgeht. Komm’ Er mit mir!“ sagte Friedrich und ging voran.

Da stand vor einer grünen Seidentapete eine wunderliche junge Gestalt im Fuhrmannskittel über dem grünen Jagdrock.

„Was ist mit Ihm? Er Sakramenter kommt heimlich in die Stadt, skandaliert beim Traiteur Zimmermann, attackiert einen meiner Offiziere und flüchtet hierher. Erzähle Er, wie das kam! Aber reine Wahrheit! – Nun, Wangenheim, Er steht ja wie Lots Weib! Vorwärts, Junker! Ist Er stumm? Ich denke, die Sachsen sind helle. Er sieht, die Preußen haben ihn doch gekriegt . . .“

Franz von Löbau sah vom König auf Wangenheim, vom Major auf Friedrich. In den Augen des Königs war immer noch das leise Lächeln, das gab ihm Mut. Er erzählte und nannte seine Zeugen: den Bauern Ulrich, den Kastellan, seine Schwester.

„Hört Er, Wangenheim? Das Fräulein wohnt hier im Schloß, und Er hat es nicht gewußt. Er hat es an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen lassen. Ich hätte Ihm mehr zugetraut.“ Friedrich klopfte mit seinem Stock auf den Boden, da ging die Tür, und Julie trat ein. Sie beugte sich tief vor dem König. Als sie sich wieder erhob, sah sie ihren Bruder und stürzte auf ihn zu. „Hab’ ich dir’s nicht gesagt, daß es übel ergehen würde? Er ist unschuldig, Majestät!“

Jetzt sah sie den Major, und in ihr Gesicht stieg ein lichtes Rot. Das Lächeln in Friedrichs Augen wuchs, aber er sagte streng: „Der Junker führte verdächtige Reden, daß er mich fangen wollte, und ich weiß nicht was noch. Ich weiß, die Sachsen sehen mich nicht gern.“

„Die Sachsen hängen an ihrem Kurfürsten. Das wäre ein schlechtes Volk, das gleich zu einem andern überliefe. Würden die Preußen, wenn ein Feind bei ihnen einfiele, ihn lieben?“ rief Julie.

„Sie weiß Ihre Sache geschickt zu führen, Fräulein von Löbau. Sie hat recht. Sie ist eine gute Sächsin. Aber ich möchte Sie bekehren. Hat es Ihr nicht in Berlin gefallen? Sie kennt doch auch von daher den Major . . . Wangenheim, schreibe Er einen Paß für den Junker, daß er heil durch meine Husaren kommt. Und wenn Er wieder her will, Junker, zu Braut und Schwester, frage Er lieber erst Seinen königlichen Herrn. An meinem Paß soll es Ihm nicht fehlen. Vielleicht kommt Sie wieder einmal nach Berlin, Fräulein von Löbau. Der Major hat nicht gewußt, daß Sie im Kastellanshaus wohnt.“

Der König grüßte und wandte sich zur Tür, Wangenheim wollte ihm folgen, aber Friedrich hob die Hand. „Bleibe Er nur, Wangenheim, Er muß doch die Bekanntschaft mit dem Fräulein erneuern, und denke Er, daß man nicht nur in Bataillen Glück haben kann!“

Mein Freund, der Haselhahn

Erlebnisse in den rumänischen Ostkarpaten · Von Erich Kloß

Unvergeßlich werden mir die goldenen Herbsttage in den Wäldern der rumänischen Ostkarpaten bleiben. Ein Tag war so blau und tannenwürzig wie der andere, und die Pürschgänge auf heimlichen Urwaldpfaden, das Lauschen und Lauern, Spähen und Schleichen in weltabgeschiedener, menschenferner Wildnis war ein unvergleichlicher Genuß. Gewiß, die Hirsche waren faul und meldeten schlecht; die Tage waren zu sonnig, die Nächte zu warm, und die Brunft spielte sich still in den Dickungen ab. Doch ich hatte ja Zeit. Lange vor Morgengrauen war ich mit meinem rumänischen Heger draußen, spät abends, wenn das Büchsenlicht verlosch, kehrten wir heim, und zwischen Nacht und wieder Nacht lag der lange, schimmernde Tag mit seinen seltenen Freuden und Erlebnissen.

„Hier müßte es viele Haselhühner geben!" sagte ich zu dem rumänischen Jagdrat, der mich begleitete, und er bestätigte es mir. Mischwälder aus Buche, Eiche, Birke, Espe, Weide, Bergahorn, Pappel und Nadelhölzern wechselten mit reinen Fichtenbeständen, auf Althauen, Blößen und Räumden, an Bachufern und Wegrändern wucherten Eberesche, Hasel, Schneeball, Bergholunder und Wildrose durcheinander, und vor allem fanden sich viele Fichtendickungen, die durch Laubhölzer aufgelockert waren. Solche Waldbestände aber, zumal wenn sie durch natürliche Verjüngung entstanden und darum reich an Unterholz sind, bilden die bevorzugten Lebensräume des scheuen Wildhuhnes. Hier gab es sicher Haselhuhnoasen, denn auch Preißelbeeren, Heidelbeeren, Erdbeeren und Brombeeren gab es die schwere Menge. An Deckung und Äsung fehlte es den Hühnern also ebensowenig wie an weltabgeschiedener Stille, die dieser Kulturflüchter unbedingt verlangt.

Ich kannte das Haselhuhn bereits von mehreren deutschen Mittelgebirgen her, in denen es aber nirgendwo häufig zu sein schien. Trotz aller Hege ist es im Schwarzwald, Taunus, Erzgebirge, Jura, in der Rhön, im Riesengebirge, im Bayrischen Wald, wo es als Brutvogel vorkommt, doch recht selten geworden. Daran können bei uns nicht Raubwild und Raubzeug allein schuld sein, denn auch in den Karpaten gibt es davon mehr als genug. Edelmarder und Fuchs, Wildkatze, Iltis, Wiesel und Dachs bedrohen Gehege, Gesperre und Althühner Tag und Nacht, Eulen, Falken und Habichte suchen unablässig nach ihnen, und auch Bär, Luchs und Wolf schätzen Haselhuhnbraten. Es kommt hinzu, daß der strenge Karpatenwinter die Hühner zehntet, denn sie sind Bodenschläfer und lieben es, sich in lockeren Schnee einzugraben. Folgt auf Tauwetter der Plattfrost, so bekommt der Schnee eine glasharte Kruste, die Hühner können sich nicht im warmen Schneelager bergen und sind der unbarmherzigen Kälte preisgegeben und erfrieren.

Entscheidend für das Vorkommen des Haselhuhns ist vielmehr das Alter und die Zusammensetzung der Waldbestände. Nicht reine Laubwälder gefallen ihm, und in reine Nadelhölzer verstreicht es nur zur Beerenzeit. Besonders im Herbst, wenn das flirrende Rauschgold der Birken und das orangegelbe Geflatter der Aspen raschelt, wenn sich das rostbraune Laubdach der Buchen lichtet und das blutrote Leuchten der Bergahorne verglimmt, wenn also bei jedem Hauch ein Rischeln und Rascheln durch den Wald geht und selbst bei Sonnenstille das Flüstern und Tuscheln, Knistern und Anstreichen der todmüden Sommervögel kein Ende findet und den Wald mit wehmutsvollem Abschiedssang erfüllt, dann behagt es den Haselhühnern schon gar nicht im Laubwalde. Da gefällt es ihnen nach meinen Beobachtungen am besten, wo in vierzig bis sechzigjährige Fichtenbestände einige Laubbäume und -büsche eingesprengt sind, vor allem Eberesche und Hasel, Erle und Ahorn. Solche Bestände aber sind in unseren Mittelgebirgen selten, und es kommt die Unruhe hinzu, mit der der Mensch und seine Gefolgschaft, das Weidevieh, sie erfüllen.

Langsam ritten wir bergan. Mein braves kleines Karpatenpferd kannte Weg und Steg genau, nicht einmal stolperte es, und selbst auf schmalen, nicht ungefährlichen Pfaden schritt es sicher dahin. Ich ließ ihm darum seinen Willen, gab ihm die Zügel frei, ließ die Augen umherwandern und lauschte auf jeden Ton. Da – ein spitzes, dünnes Stimmchen; schrill und doch angenehm zu hören, stach es in das ruhevolle Schweigen des Urwaldes und versickerte irgendwo im Laubwerk. Tsii tsi tsi tsitsi tsi tsi tsui! Ich war wie elektrisiert. Mein Begleiter hielt neben mir und war belustigt über mein Gesicht, in dem sich wohl die Spannung des glücklichen Augenblicks deutlich widerspiegelte, und nickte mir bestätigend zu. „Da, das war er, diesen erwarteten wir!"

Schon glitt ich aus dem Sattel und pürschte mich vorsichtig heran. Der Hahn verschwieg, und ich vermied es, mich durch das Knicken und Knacken des brechdürren Gehölzes am Boden zu verraten. Dann wieder der helle, frohe Minnesang und Suchruf des verliebten kleinen Waldritters. Es war kein Kampfruf wie das Säbelschleifen und Waffenklappern des Urhahns im April und Mai, kein wütendes Zischen und Wetzen wie bei den Zweikämpfen der Kämpen vom Moosbruch, der Birkhähne. Frisch und fröhlich, unbekümmert und sehnsuchtsfroh war dieses Sätzlein, werbend und lockend. Selten genug hört man in Deutschland den Balzruf des Haselhahns, und so lauschte ich gebannt und dachte nicht an Pferd und Begleiter. Immer tiefer drang ich ins Dickicht ein. Wo stand der Sänger? Ich versuchte die Entfernung zu schätzen, es war unmöglich. Plötzlich hartes Flügelrauschen; ich hatte mich doch zu weit vorgewagt, und ungesehen war er verschwunden. Es tat mir nicht leid, denn ich wußte, daß ich noch manches Sprüchlein von ihm hören würde.

Gegen Mittag langten wir in der Jagdhütte an. Die Pferde wurden abgesattelt, und während sie friedlich grasten, richteten wir uns häuslich ein. Ach war das schön hier oben! Unter mir lag die dunkle Fichtenschlucht, aus der wir aufgestiegen waren, vor mir am Südhang der lichtüberflossene herbstbunte Laubwald, links der goldbraun schimmernde Heiderücken, und in der Ferne rechts verblauten

hohe Berge. Ein eigenartiges Gefühl überkam mich, und ich lag versunken und versonnen, einbezogen in die Größe und Erhabenheit dieser unberührten, stillen Welt. Mein rumänischer Heger, der gerade vorüberkam, las wohl meine Gedanken. „Schön sind unsere Karpaten!" sagte er. Er hatte recht. Glückliches Rumänien, dachte ich, wie reich bist du an Naturschönheiten, und ich begriff, warum dieses naturverbundene Volk mit besonderer Liebe an seiner Heimat hängt und sie so trotzig gegen den bolschewistischen Todfeind verteidigt.

Nach dem Mittagessen hielt es mich nicht länger bei der Hütte. Erst gegen Abend wollten wir auf den Hirsch gehen, die Zeit bis dahin mußte ich nützen; vielleicht traf ich meinen Freund, den Haselhahn, wieder. Ich warf den Drilling über die Schulter und vertraute mich geheimen Pfaden an, mutterseelenallein, denn ich wollte ja nur den gegenüberliegenden Hang, an dem ich mich nicht verirren konnte, nach Haselwild absuchen. Wie ein Trapper, wie ein Waldschleicher kam ich mir vor. Obwohl ich nicht rechts, nicht links vom Pürschsteige abbog, machte ich doch bald drei Haselhühner hoch. Niemals entdeckte ich sie rechtzeitig; völlig verschwamm ihr graubraunes, dunkelgeflecktes, buntgesprenkeltes Kleid mit dem rostroten, goldgelben, erdbraunen Prachtgewand der Büsche. Aber weit flogen sie nicht. Irgendwo saß der Vogel im Laubwerk des Ahorns, doch niemals da, wo er eingefallen war. Ich kannte seine Gewohnheit, schnell auf Zweigen entlangzulaufen, sich zu überstellen, sich zu drücken. Er war ein Meister im Versteckspielen. Ich guckte mir fast die Augen aus, suchte mit dem Glase jeden Zweig ab – er blieb verschwunden. Längst hatte ich das Gewehr schußbereit. Noch zwei, vier Schritte wagte ich mich vor, trat zur Seite. Da, da war er ja! Der schwarze, weißumrandete Schlips hatte ihn verraten. Er duckte und erhöhte sich, streckte den Hals vor, hielt den Kopf schief, sträunte die Scheitelfedern und beobachtete mich scharf. Glutrot leuchteten die Rosen. Da ließ ich das Gewehr sinken. Ich sollte meinen lieben kleinen Freund erschießen? Ich konnte es wirklich nicht. Lange beobachteten wir uns. Wer bist du, was willst du? Ich rührte mich nicht. Er wurde unruhig, hüpfte auf den nächsten Zweig und war weg. Ich mußte noch näher heran, auf achtzehn, fünfzehn Schritt. Da polterte er davon und ging im Buschwerk nieder. Als ich hinzueilte, war er längst heidi. Ich suchte und suchte, er blieb verschwunden.

„Keinen geschossen?" fragte mich der Heger verwundert, als ich heimkehrte. Es kam mir keiner schußgerecht, wollte ich mich erst herausreden, aber ich zuckte nur verlegen mit den Achseln. Gegen Abend ging es auf den Brunfthirsch, und als noch alle Sterne flimmerten, waren wir schon wieder draußen. Doch die Hirsche glänzten durch Abwesenheit, hier und da hörte ich in der Dickung einen faulen Grohner, dann blieb es immer wieder still. Es ärgerte mich nicht; das Pürschen und Schleichen, Beobachten und Lauschen war mir stets das Schönste an der Jagd, nicht der Schuß.

Die Sonne stand schon hoch, da gab der Rucksack seine Schätze frei: gekochten Schinken, Geräuchertes, gutes Brot, süßen ‚cash', vorzüglichen Schafkäse, wie man ihn nur in den Bergen bekommt, und natürlich fehlte der Tuica nicht, der Pflaumenschnaps. Der Heger schmunzelte; das war einmal etwas anderes als Mamaliga und wieder Mamaliga. „Ihr sollt leben, Herr!" Und „Euer Wohl!" erwiderte ich ihm. Dann schickte ich den Heger – es war ein wohltuend bescheidener, liebenswerter Mensch wie alle rumänischen Heger, die ich kennenlernte – heim; er mußte ja auch nach seinen Schafen sehen.

Ich legte mir den Rucksack unter den Kopf und träumte – so wunschlos glücklich, wie ich es nur fern von Menschen sein kann – in die blaugoldene Sonnenluft hinaus. Da spisst hinter mir in der Dickung ein Haselhahn! Hoch und fein klang es wie klingendes Glas. Es war wieder das zischende Pfeifen, das in einem Triller endet: Tsii tsi tsitsi tsitsi tsi ritsui! Gleich bin ich hellwach. Ich lange das Haselhuhnpfeifchen aus der Tasche, nehme den Lodenmantel über die Schultern, ziehe mir den Pichler tief in die Augen, sitze mucksstill wie ein moosüberwachsener Baumstumpf und beginne mein Konzert. Genau so dünn und fein klingt es und durchdringend, wie es mich der Heger und vor allem der Haselhahn selber lehrte. Gleich bekomme ich Antwort; der kampflustige kleine Waldritter hat die Herausforderung angenommen. Ich zähle bis zwanzig, und wieder reize ich. Wieder. Hin und her gehen die Rufe, näher und näher kommt die Antwort. Ich rühre kein Auge im Kopf und schließe die Lider halb. Nur keine Bewegung jetzt!

Da sitzt er plötzlich vor mir in einem Sonnenfleck, wie hingezaubert. Trotz aller Aufmerksamkeit habe ich ihn nicht kommen sehen. Er reckt den Hals und sucht den Gegner, den Unverschämten, der es wagt, in sein Revier einzudringen. Erregt sträubt er die Scheitelfedern, die Ohr- und Kehlfedern, die roten Rosen glühen, und wie ein blankes Schild schimmert der schwarze Kehlfleck. Es kocht vor Wut unter dem hellbraunen Harnisch. Jetzt senkt er die Schwingen, spreizt den schwarzgebänderten Stoß und läuft herum. Weg ist er. Hat er mich doch eräugt? Schon will ich das Pfeifchen an die Lippen führen, burrrr, ist er wieder da. Das Farnkraut zappelt, die Schmiele erzittert, und selbstbewußt blickt er um sich und wundert sich über den erbärmlichen Feigling, der sich nicht zum Kampfe stellt. Er trippelt erregt hin und her, pickt aus Verlegenheit hierhin und dahin und läßt die Hauptfahnen der Schwingen über den Boden schleifen. Wo bist du Jämmerling?

Ach, ich habe ja solche Angst vor dir! Nur mühsam verkneife ich mir das Lachen und kann mich nicht sattsehen an dem drolligen kleinen Kerl, der in seinem Ärger so urkomisch wirkt.

Da steht er plötzlich regungslos, hält den Kopf schief, lauscht nach links und schnurrt hastig ab. Hat ihn etwas erschreckt?

Ich höre es heimlich knistern; Borke blättert. Wie gebannt lausche ich und versuche das Dunkel des Fichtendickichts zu durchdringen. Nichts.

Da sitzt wenige Meter vor mir, genau da, wo vorhin der Haselhahn stand, ein Edelmarder! Am hellichten Tage ein Edelmarder. Hell leuchtet der gelbe Kehlfleck, erregt funkeln die Seher, hin und her geht der dreieckige Kopf. Er bewindet die Losung des Haselhahns, macht einige Kreuz- und Quersprünge, richtet sich kerzengerade auf, erniedrigt sich, wird mit einem Ruck wieder hoch, holt sich erregt schnuppernd Wind und ist mit hastigem Seitensprung in den Heidelbeeren verschwunden . . .

Noch eine ganze Weile saß ich regungslos. Wachte ich, oder war das alles nur ein schöner Traum? Wahrhaftig, der Heger hatte recht: in den Karpaten mußte man jeden Augenblick auf Überraschungen gefaßt sein . . .

Fröhlich schritt ich heim, und als ich die Hütte erreichte, baumelten doch – ich will mich nicht besser machen, als ich bin – zwei Haselhähne am Rucksack. Und ich kann versichern, sie haben köstlich geschmeckt!

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald

Zu den Bildern des Malers Fritz Merwart

Von Dr. Ludwig Böer

Es wird immer das Wahrzeichen des echten Künstlers bleiben, ob wir in seinem Werk die Wahrheit des Seins durchspüren, ob das von innen her geforderte Tun eine Einheit eingegangen ist mit dem Gegenstand, den der Künstler sich aus einer Wahlverwandtschaft heraus zum Motiv bestimmt. Wird in einem Kunstwerk die Wahrheit – und damit die Schönheit – einer Darstellung offenbar, spüren wir die Echtheit des Daseins, dann Gott Dank für die Tiefen des Erlebnisses, und Gott Dank für den begnadeten Menschen, den Schöpfer des Werkes. Man möchte meinen, daß ein Porträt etwa solche Wahrheit verständlicher, leichter faßbar zum Ausdruck bringen kann als eine Landschaft. Aber tiefer geschaut, hat eins wie das andere seinen eigenen Ausdruck. Oder haben Häuser etwa weniger Möglichkeiten, ihr Dasein zum Ausdruck zu bringen als die Menschen? Hat eine Landschaft weniger „Gesicht?" Es bedarf der Einfühlungsgabe in jeden der Darstellung würdigen Gegenstand, besonders aber in Landschaften.

Der Landschafter hat es überhaupt nicht leicht. Nicht nur jene eben angedeuteten Schwierigkeiten der Einfühlung stehen ihm entgegen; er hat auch mit einer viel größeren Mitbewerberschaft zu rechnen. Leicht ist auch unserem Maler Fritz Merwart der Lebensweg nicht gemacht worden. Bevor er zu der verdienten Anerkennung kam, hatte er viele Jahre der Stille hinter sich. Mißgunst der Verhältnisse, Mißverständnis von seiten der Erzieher – Fritz Merwart ist 1882 im Angesicht der schlesischen Berge geboren – haben den phantasiebegabten Jungen lange Irr- und Umwege machen lassen. Er begann seine ersten Versuche mit einem aus seinen eignen Haaren gefertigten Pinsel: Phantasiefiguren und auffallende Dinge wurden gemalt, seine mühseligen Versuche aber nicht beachtet, geschweige denn ernst genommen. Wer sollte darin einem Dorfjungen auch schon helfen? Seine einzigen Vorbilder waren Reproduktionen im „Daheim" und andern Zeitschriften. Erst mit achtzehn Jahren erblickte er das Wunder eines Malers vor seiner Staffelei in der freien Natur. Und auch die Realschule konnte ihm mit ihren mechanischen Nachzeichnungen von Ornamenten und Gipsmodellen nicht weiterhelfen. Die Verwirrung aber wurde erst vollständig, als der Jüngling auf den Wunsch der Eltern Volksschullehrer wurde. Zu dem falschen Beruf kam nach Antritt der Lehrzeit die Öde des damaligen Dorflebens im östlichen Schlesien, das jede musische Anregung vermissen ließ; war doch auch eine lebendige Volkskunst nicht mehr vorhanden. Trotzdem wurde ge-



Kopenhagen

arbeitet. Jedes neue Heft von „Velhagen & Klasings Monatsheften“ bedeutete unter diesen Umständen ein Erlebnis. Es machte ihm aber auch das Unbefriedigende seiner Stellung klar. So reifte der Plan, trotz der eben erst gegründeten Familie nach einer größeren Stadt zu gehen, die Weiterbildung versprach. In Hamburg bot sich die Möglichkeit, durch den Besuch der Staatskunstschule und durch Lehrkurse einheimischer Künstler eine gediegene Ausbildung zu erfahren. Das praktische Ziel blieb dabei das Zeichenlehrer-Examen. Das alles neben dem Brotberuf und der Familie durchzusetzen, erforderte manchen Kampf. Nach dem Examen setzte Merwart seine Studien in Akt- und Porträtklassen fort, doch wurde mehr und mehr die freie Tätigkeit in der Landschaft für ihn zum Erlebnis. Noch einmal wechselte er auf einige Jahre den Wohnsitz. Von Tarnowitz aus kam Merwart im Jahre 1920 nach Schwedt (Oder) an die Hohenzollernschule, an der er auch heute noch tätig ist.

Seine Malweise hatte sich inzwischen verfeinert. Ich kenne feinsinnige Feder-, Blei- und Aquarellskizzen aus den Anfangsjahren, deren Sinn für das Malerische noch verdeckt ist durch die zeichnerische, saubere Technik. Mehr und mehr griff Merwart jetzt zu Aquarell- und Ölfarben. Die Nähe Berlins bot zudem neue Möglichkeiten. Die neue Heimatstadt allerdings brachte dem Künstler anfangs kein Verständnis entgegen. So mußte er wie so viele seinesgleichen erfahren, daß erst demütigende Nichtbeachtung den Willen fester macht und das Ziel klarer erkennen läßt. Die Landschaft bei Schwedt mit ihrem malerischen Wechsel von Wald, Wasser und Bergen bot reichlich Entschädigung für die un-



Kirche in Oberbayern



Buchenwald im Herbst

gewollte Einsamkeit. Liebevoll ging der Künstler den Schönheiten der Oderlandschaft nach, die sich für den Einheimischen erst nach jahrelanger Vertrautheit enthüllen. Schlichte Ausschnitte aus den stillen Talseen mit ihren gelben Mummeln, dem roten Blutweiderich oder den königlichen Wasserschwertlilien haben die Anerkennung stiller Betrachter gefunden. Wenn Hochwasser die Wiesen kilometerweit überschwemmte und Neuschnee die Konturen versilberte oder das Herbstlaub die mächtigen Buchen und Kastanien färbte, dann überkam ihn das Malfieber. Mit einem angeborenen Sinn für Bildausschnitte und Farbgebung weiß er eine Situation blitzschnell zu erfassen, wie es die von ihm anfangs bevorzugte Aquarelltechnik auch verlangte. Wer den Künstler, dessen bewegliches, lebhaftes, aber auch energisches Temperament sich seinen Bildern mitteilt, hat arbeiten sehen, begreift, daß er nachträgliche Verbesserungen nicht liebt; eher versteht er sich zu einem neuen Bild. Jene Kirche in Oberbayern, die unsere Abbildung zeigt, mag einen ersten Eindruck vermitteln von dem



Kirche Fischers von Erlach in Haindorf Sudetengau



Oderkähne am Schwedter Bollwerk

sprühenden Pinselstrich. Sie zeigt auch, wie virtuos der Künstler den Malhintergrund für die Bildwirkung zu nutzen versteht. Dabei blieb Merwart stets gegenständlich, ohne sich in jene expressionistischen Spielereien zu verlieren, wie sie in den zwanziger Jahren so gepriesen wurden. Schon die Wahl seiner Motive bewahrte ihn vor der krankhaften Verschwommenheit jener Zeit, denn was er malte, war ihm stets heilig und mit ganzer liebevoller Seele erfaßt.

Dabei vergaß er seine Fortbildung nicht. Der Drang, seine eigenen künstlerischen Möglichkeiten voll auszuschöpfen, führte ihn von neuem in die „Lehre“. Er arbeitete über das Wochenende und auf Ferienstudienreisen kameradschaftlich mit Berliner Malern zusammen, im Winter suchte er in Berliner Ateliers bei Stilleben-, Porträt- und Aktstudien seiner Malweise neue Anregung zu geben. Damals trat jene dunkle Umrißmalerei – er hatte sich mehr und mehr der Malerei in Öl zugewendet – in sein Werk, wie sie etwa die „Oderkähne am Schwedter Bollwerk“ zeigen. Heute ist sie fast ganz aus seinem Werk wieder gewichen. Jene dunkle Note in seinen Bildern mag zusammengehen mit der ständigen Enttäuschung, die ihm bei Ausstellungen, bei offiziellen Persönlichkeiten usw. widerfuhr, sie brachte seiner Malweise aber eine klare Umgrenzung der Gegenstände und sonderte ihn noch stärker von den „Kunst“bestrebungen jener Zeit. Um so inniger verwuchs er mit der Landschaft, und die „Oderkähne“ oder die „Winterliche Straße in Schwedt“ mögen zeigen, wieviel Anregung das empfindliche Auge des Künstlers auch aus einer Kleinstadt zu



Käsmark in der Zips

Quartier latin



schöpfen vermag. Daß die Schwedter Landschaft in seinem Werk gut vertreten ist, wird daher nicht wunder nehmen.

Jetzt erst, nach seinen erneuten Bemühungen in den Berliner Ateliers, in den reifen Mannesjahren also, hat sich der Künstler, so fühlt er selbst, eine brauchbare handwerkliche Übung angeeignet, die ihn jedoch nicht um seinen Stil bringt. Mit neuer Lust geht er ans Werk. Die Umgebung von Schwedt genügt ihm nicht mehr. Er will dieser Landschaft nicht untreu werden, aber er braucht neue Anregung. „Ich brauch' wieder einmal ganz neue Motive ... am liebsten wäre mir ja ein ganz fremdartiges Land zur Auflockerung." So oder ähnlich klingt es aus den Briefen am Anfang der dreißiger Jahre. Er muß hinaus aus der lähmenden Einsamkeit und dem einengenden Beruf. Allmählich ist auch sein Gesamtwerk angeschwollen, die Blätter häufen sich. So ist es kein Wunder, daß er auf Ausstellungen erneut zu Wort zu kommen sucht. Es beginnt die Zeit der Reisen und Ausstellungen. Bei letzteren ist ihm die Gattin, die sein Ringen um Vollendung mit innerem Anteil begleitet hat, eine liebevolle Helferin. In der Kunsthalle des Stadttheaters in Frankfurt a. d. Oder, im Görlitzer Museum, in Stralsund, in den Galerien von Meder und Gurlitt in Berlin erscheinen seine Werke auf Ausstellungen. Die Presse nimmt verständig und anerkennend Notiz. So wird die Bresche des Schweigens gebrochen, die sich jahrelang um den Unbekannten legte.

Er selber aber kennt keinen Stillstand; es gibt zwar keine gewaltsamen Umbrüche im Werke dieses Mannes; es gibt Zeiten des schnelleren und ruhigeren Wachstums, weitergeführt von äußeren Anregungen, innerem Sichbereiten, von schnell gefaßten Entschlüssen, beweglichem Künstlertum. Immer aber blieb er der deutschen Heimat verpflichtet, und aus dem Fremdartigen entnahm er nur den Stachel zu neuem Schaffen. Seine Reisen führten ihn in die Hafenstädte der Ost- und Nordsee, die dem Auge so viel zu bieten haben, nach dem Sudetengau mit seinen freundlichen Bergkirchen, nach Bayern und Tirol mit dem für den Norddeutschen so anziehenden Volkstum. Das Riesengebirge gab reiche Motive, und aus der Tatra (Zips) brachte Merwart farbenfrohe Bilder heim. Ein kurzer Abstecher nach Dänemark und ein längerer Aufenthalt in Paris und der Bretagne haben seinem Stil neue Wendung gegeben.

Von einer sprunghaften Wendung kann jedoch nicht die Rede sein; es ist vielmehr eine organische Weiterentwicklung. Die alte Linie ist in ihren Grundzügen geblieben: Der Blick für das Wesentliche, der empfindsame Sinn für die augenblickliche Stimmung, die treffende Wahl des Bildausschnittes, der gefällige Farbton. Dazu traten aber im letzten Jahrzehnt neue Werte. Man spürt das Reifere in seiner „Kirche in Haindorf". Wie hier die Farbtöne der Bauernhäuser mit dem Dach der Kirche zusammenstimmen, das ist schlechthin einzigartig. Die Farben sind unaufdringlich, die Konturen ohne harte Umrisse klar, das ganze Bild wirkt wie der milde Himmel darüber. Hier ist ein reifes Werk des spät Gereiften. In den letzten Jahrzehnten sind viele solcher Kostbarkeiten entstanden, die zum Besten gehören, was seine Hand hervorbrachte. Man muß Merwarts Bilder inmitten einer größeren Kunstausstellung gesehen haben; liebt der Maler auch nicht große Formate und sind daher seine Bilder auch nicht auffällig in einer solchen Zurschaustellung vieler Künstler, sie bringen ihre eigne Note mit, die man sogleich empfindet, mag man sie mit flüssiger Malweise, mit sparsamen Mitteln oder ähnlich bezeichnen. Hat Merwart im letzten Jahrzehnt – er wurde vor einiger Zeit 60 Jahre alt – auch die Beachtung staatlicher Stellen gefunden, hat man auch begonnen, seine Werke für Museen und Sammlungen anzukaufen, mehren sich auch Freunde und Käufer, so hat er doch sein letztes Wort in der Sprache der Farben noch nicht gesprochen.

War anfangs die Feder, dann Pinsel und Palette bevorzugt, so hat er sich in letzter Zeit, so scheint es, dem Kreidestift mehr gewidmet. Übrigens bergen seine Mappen auch ausgezeichnete Zeichnungen in Kohle, die er meisterhaft handhabt, wie er denn keine Technik – auch nicht den Linolschnitt – ganz außer acht gelassen hat. Ernst Wetzenstein in Berlin, der 1930 ein Porträt Merwarts schuf, das im Besitz unseres Malers ist, scheint mir das Charakteristische an ihm ausgezeichnet getroffen zu haben: den Künstler darzustellen, der trotz seines harten und langen Weges zu sich selbst und zu seiner Kunst nie sich und sein Werk aufgab, sondern in ihm mit seinem ganzen Dasein wurzelt.



Winterliche Straße in Schwedt

Der Moses des 20. Jahrhunderts

Von Prof. Dr. Johann von Leers

Kürzlich hat ein jüdischer Kongreßmann in USA. den Präsidenten Franklin Delano Roosevelt bezeichnet als den „Moses des 20. Jahrhunderts, der das Volk Israel in das gelobte Land führen werde". Die Bezeichnung ist so pathetisch, daß sie auffallen muß. Wer die außerordentliche Achtung kennt, die die Juden der Gestalt des Moses zollen, wird verstehen, daß es keinem Juden je einfallen würde, etwa einen Nichtjuden als Moses zu bezeichnen. „Die Legende, die sich im Laufe der Jahrhunderte bildete, machte Moses zum Schöpfer des gesamten sozialen und geistigen Bauwerks der (jüdischen) Nation", schreibt der jüdische Historiker Simon Dubnow. Wenn also ein repräsentativer Jude dem Präsidenten Franklin Delano Roosevelt den Namen „Moses des 20. Jahrhunderts" gibt, so ist das ähnlich zu verstehen wie die zweimalige Verleihung der Gottheil-Medaille an Roosevelt, wie die Überreichung der handgeschriebenen Pergamentrolle der Thora, des Gesetzes Moses, am 30. Januar 1939 vor ereignisschweren Monaten durch den Präsidenten des Landesrates Jung-Israel Zabronski oder wie die merkwürdige Erklärung des Präsidenten selbst, daß in früheren Zeiten seine Vorfahren vielleicht Juden gewesen sein könnten. Man hat daraus immer eine jüdische Abkunft der Familie Roosevelt schließen wollen, die sich aber nie eindeutig festlegen ließ, während der Genealoge A. Schmalix nachweisen konnte, daß die mütterliche Familie des Präsidenten, Delano, eine alte spanioljüdische Familie ist, die zum erstenmal auf Curaçao im Besitz von Plantagen und, was sich damit selbstverständlich verband, Sklaven und „Negereien" erwähnt wird. Wir wissen nicht, in welcher Verdünnung Frau Sarah Roosevelt, geb. Delano, die Mutter des Präsidenten, noch jüdisches Blut gehabt hat, immerhin ist sie bei Lebzeiten mehrfach von durchaus innerjüdischen Organisationen besonders ausgezeichnet worden. Sollte sie aber nach jüdischem Recht noch als Jüdin gegolten haben – die alten Spanioljudenfamilien haben, auch wenn sie einst die Taufe genommen hatten, fast stets nur unter sich geheiratet –, so wäre der Präsident nach jüdischem Recht Jude, denn für das Abstammungsrecht des Talmud und des Schulchan Aruch ist das Kind einer Jüdin, auch wenn der Vater Nichtjude ist, in jedem Falle Jude, auch wenn es zu jüdischen Priesterämtern nicht berufen werden kann. Solche Fälle sind gar nicht selten, daß ein Mann nach außen hin als Nichtjude gilt, im Innenverhältnis des Judentums aber, weil seine Mutter Jüdin war, als Jude mitgerechnet wird. Einen solchen Mann als Moses zu bezeichnen, besteht dann keinerlei Bedenken für einen überzeugungstreuen Juden mehr.

Aber auch in der Familie Roosevelt selber muß es einen alten jüdischen Einschlag gegeben haben, denn über den Großonkel des jetzigen Präsidenten Franklin Delano Roosevelt, den Präsidenten Theodore Roosevelt, schrieb der bekannte englische Dichter und Schriftsteller Rudyard Kipling: „Er dankte Gott mit inbrünstiger Stimme dafür, daß er keinen Tropfen englischen Blutes in seinen Adern habe, denn seine Vorfahren seien Holländer und Juden einer sehr vornehmen Amsterdamer Familie . . . Das schadete ihm damals ziemlich viel, denn zu jener Zeit war das jüdische Element (in den Vereinigten Staaten) noch nicht hoch genug gekommen, um ein neues und selbstsicheres Zion zu bilden."

Alte dunkle Verbindungen zum Judentum liegen also schon in der Abstammung des Präsidenten. Äußerlich hatte der Lebenszuschnitt, in dem er aufwuchs, keine besonders jüdischen Züge. Er ist am 30. Januar 1882 in Hydepark, nahe Neuyork, geboren; die Familie, recht wohlhabend, ohne reich zu sein, ahmte im Lebenszuschnitt den englischen Landadel nach, wie ja auch heute der Präsident nicht ein amerikanisches, sondern im Grunde ein Londoner Englisch spricht. Bis zum vierzehnten Jahre wurde Franklin Delano durch Privatlehrer unterrichtet; jedes Jahr fuhr man auf einige Zeit nach Europa, so daß er einen Teil seiner Jugend in Bad Nauheim verbrachte, etwas französisch und ein wenig deutsch spricht. Mit vierzehn Jahren kam Franklin nach Groton, einer ganz nach dem Muster von Eton und Harrow aufgebauten Schule jener dünnen, England imitierenden wohlhabenden Schicht in Neuyork, die aus der Hemdsärmeligkeit des Geschäftsmannes herausgewachsen war. Er war ein Durchschnittsschüler, hatte seine Freude am Wassersport und wollte eigentlich Seeoffizier werden. Man hätte ihn daran nicht hindern sollen – schlimmstenfalls hätte die USA.-Navy einen schlechten Kapitän mehr gehabt, der kaum mehr Schaden anrichten konnte als einmal in seinem Leben ein Schiff zu verlieren – die Welt aber hätte viele Zehntausende von Toten weniger gehabt. Andererseits zeigt sich, wie früh er unter den Einfluß der geistigen Strömungen in seinem Lande kam, denn es war die Zeit, als die auch menschlich bedeutende Persönlichkeit des Konteradmirals A. T. Mahan mit dem Werk „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" den Blick des werdenden Imperialismus der USA. auf die Ozeane lenkte und der Raubzug gegen Kuba 1898, jene schändliche Vertreibung der hochverdienten spanischen Kolonialmacht aus Amerika, sich vorbereitete. Der Vater aber hatte für die Marinepläne seines Sohnes wenig Verständnis und brachte den jungen Franklin nach Harvard zum Studium der Rechte; die Mutter mietete dort ein Haus und überwachte ihn beinahe eifersüchtig. Ein Examen machte er nicht, erst an der Columbia-Universität in Neuyork erreichte er die Zulassung zur Anwaltschaft, nicht ganz aus eigener Kraft und wohl mehr mit Hinblick darauf, daß sein Großonkel Theodore Roosevelt Präsident war. Er heiratete dort seine Kusine Eleonore Roosevelt, damals noch ein schüchternes Mädchen, von der niemand annehmen konnte, welche expansive Beredsamkeit und welchen beunruhigend erweckerischen Tätigkeitsdrang sie einmal entfalten würde. In Manhattan, wohin er zog, trat Franklin Delano Roosevelt in die Finanzierungsgesellschaft Carter, Ledyard & Milburn ein. Aus jener Zeit datiert auch seine Verbindung zur demokratischen Partei, die unter dem entscheidenden Einfluß von Tammany Hall, der großen politisch-kriminellen Organisation, stand, die für sie die Wahlen machte, deren eigentlicher Boß der wüste Charles Francis Murphy, Kneipwirt, Bandenführer und Saloon-Besitzer, war und in der nach dem Sturz des Boß Nixon das jüdische Element immer mehr ausschlaggebend geworden war. Überraschen mußte, daß Franklin Delano Roosevelt sich den Demokraten anschloß, während sein Großonkel, Präsident Theodore Roosevelt, strammer Republikaner war, aber vielleicht lag gerade in dieser Tatsache der Wert, den der junge Anwalt für die demokratische Partei hatte. Als Präsident William H. Taft

(1909–1913, Republikaner) einigen von den Demokraten kontrollierten Trusts sehr unbequem wurde, war die Stunde gekommen, da Tammany Hall und die demokratische Partei Franklin Delano Roosevelt in Neuyork herausstellten und ihm in den Senat verhalfen. Das fiel merkwürdigerweise zusammen mit einem starken Ansteigen des jüdischen Einflusses, denn 1912 hatten die großen Bankiers Jakob und H. Schiff, Herbert Lehman, später Franklin Delano Roosevelts intimer Freund und Nachfolger auf dem Posten als Gouverneur von Neuyork, ferner Henry Morgenthau, Vater des jetzigen Schatzsekretärs Henry Morgenthau jun., in der Tammany Hall-Organisation den damaligen Boß William Sulzer gemeinsam gestürzt und die Organisation fest in die Hand bekommen. Diese Gruppe von 1912 ist im Grunde der Kern der späteren Rooseveltclique. Sie setzte es durch, daß zur Präsidentenwahl nach dem Abgang Tafts Woodrow Wilson von der demokratischen Partei nominiert wurde. Für dessen Wahl hat der junge Roosevelt sich auf das lebhafteste bemüht – also gerade im Auftrag von Jakob Schiff und Morgenthau sen. Beide waren alles andere als unbeschriebene Blätter. Jakob Schiff war nicht nur ein sehr mächtiger und einflußreicher Bankmann, sondern ein höchst aktiver jüdischer Politiker, Gründer der Privatbank Kuhn, Loeb & Co., eng verbunden mit Abraham Kuhn und Salomon Loeb, Paul M. Warburg und Felix Warburg, dazu hochpolitisch und Träger der Unterstützung des nordamerikanischen Judentums für das Judentum im alten Rußland, zusammen mit Oskar S. Strauß 1906 Gründer des American Jewish Committee, dem es gelungen war, zusammen mit Richter Mayer Sulzberger und Louis Marshall die Kündigung des seit vielen Jahrzehnten ausgezeichnet funktionierenden Handelsvertrages mit Rußland zu erreichen, nur weil die Judenpolitik des zarischen Rußlands die nordamerikanischen Juden aufbrachte. Die Wilson-Gruppe war zugleich eine Gruppe des jüdischen Aktivismus, und für sie verdiente sich der junge Senator Franklin Delano Roosevelt die ersten Sporen. Bei der Verteilung der Beute nach der Wahl Wilsons 1913 wurde er mit dem Posten eines Unterstaatssekretärs für die Marine belohnt. Er hatte dort die Aufgabe, die Flottenaufrüstung der USA. durchzuführen, und kam früh in enge Zusammenarbeit mit Bernard Manasse Baruch, geboren 1870 zu Camden in Südcarolina. Dieser Jude hatte als Börsenspekulant in Rüstungswerten angefangen, sich aber frühzeitig gut über die Fragen der Rüstungsproduktion orientiert und erkannt, daß die nordamerikanische Rüstung im Grunde rückständig war. Er bombardierte den in wirtschaftlichen Dingen unerfahrenen Präsidenten Wilson mit Vorstellungen über die Notwendigkeit einer großen nordamerikanischen Aufrüstung. Er und Unterstaatssekretär Roosevelt spielten sich die Bälle zu. Beide gehörten zu den entschlossenen Kriegstreibern während des ersten Weltkrieges, zusammen mit dem Staatssekretär für den Krieg, Baker, und dem Pressechef George Creel. Die Aufgabe Roosevelts war wesentlich, nicht nur die Aufrüstung der nordamerikanischen Marine voranzutreiben, sondern vor allem auch dafür zu sorgen, daß die großen Aufträge der Marineaufrüstung in die richtigen Hände kamen, d. h. den von Baruch und seinen Freunden gewünschten jüdischen Industriefirmen und Maklerfirmen zugeschoben wurden. Über Baruchs Tätigkeit während des Weltkrieges schrieb der jüdische Schriftsteller Bernard Lazare in seinem Buche „Antisemitism“: „Die Juden machten die einzige Eroberung, für die sie ausgerüstet waren – die wirtschaftliche Eroberung, auf die sie sich seit vielen Jahren vorbereitet hatten. Sie brachten das Gold an sich und wurden so die Herren ihrer Herren.“ Bernard M. Baruch hat selber lange nach dem Kriege (Congressional Report vom 27. Juni 1934, S. 13080) vor einem Kongreßausschuß bezeugt, daß er die völlige Herrschaft („the complete control“) über die Hilfsquellen des amerikanischen Volkes hatte. Er sagt: „Ich hatte wahrscheinlich mehr Macht als irgendein anderer Mann während des Krieges ... Die letzte Entscheidung lag in meinen Händen, d. h. die Entscheidung, ob die Armee oder die Flotte es (Kriegsmaterial) haben sollte, hing von mir ab.“ So eng war Bernard M. Baruch mit Franklin Delano Roosevelt verbunden, daß er diesen zur Friedenskonferenz nach Paris mitnahm, gewiß nicht nur als seinen Aktenträger. So sehr konnte das Judentum Franklin Delano Roosevelt vertrauen, daß er nach dem Weltkrieg bei Ablauf der Präsidentschaft Wilsons von den Demokraten als Kandidat für die Vizepräsidentschaft aufgestellt wurde. Wilson hatte man gar nicht mehr aufzustellen gewagt, sondern einen ziemlich farblosen demokratischen Präsidentschaftskandidaten Cox. Im Wahlgang 1920 wurden die Demokraten und mit ihnen Franklin Delano Roosevelt von dem Republikaner Warren Gamaliel Harding als Präsidentschaftskandidat und Calvin Coolidge als Kandidat für die Vizepräsidentschaft mit einer Mehrheit von 7 Millionen Stimmen gründlich geschlagen.

Man war der Korruption der Wilson-Clique und ihrer außenpolitischen Verwicklungen, in die sie die USA. geführt hatte, satt. Man wollte eine andere Korruption, und man bekam sie. Die Republikaner blieben erst einmal bis 1932 am Ruder. Erst mit Harding, der 1923 höchst unerwartet und gehüllt in eine Wolke von Ölskandalen starb, dann mit Coolidge, der 1924 wiedergewählt wurde, schließlich mit Hoover, bei weitem dem besten der drei republikanischen Präsidenten.

Verdrängt aus der Politik, konnten Franklin Delano Roosevelt und seine jüdischen Freunde nachsinnen, was sie erreicht hatten. Die Demokraten hatten im Grunde schon Wilson mit den Schlagworten einer Reform auf sozialem Gebiet herangebracht. Je mehr die Vergroßstädterung und der krasse Gegensatz zwischen arm und reich in USA. zunahm, um so mehr mußten solche Forderungen Anklang finden. Gebracht hatte die Wilson-Periode in dieser Hinsicht nichts, wohl aber eine gründliche soziale Umschichtung. Noch 1916, kurz bevor die USA. durch Woodrow Wilson, Bernard M. Baruch, Henry Morgenthau, Franklin Delano Roosevelt und Rabbi Wise in den Krieg gehetzt waren, hatte ein Kongreßausschuß festgestellt, daß in USA. 2 v. H. der Bevölkerung 60 v. H. des nationalen Vermögens besaßen – das war die plutokratische Oberschicht. 65 v. H. der Bevölkerung besaßen 5 v. H. des nationalen Reichtums – das war die Armut. Dazwischen aber standen immer noch 33 v. H. der Bevölkerung, die 35 v. H. des Nationalvermögens besaßen – das war der gesunde Mittelstand von Farmern und kleineren und größeren Gewerbetreibenden. Diese Gruppe hatte man in Wirklichkeit unter Druck genommen, hatte die Besteuerung, notwendig geworden, weil die riesigen Anleihen der USA. an seine Verbündeten nicht hereinkamen, der Staat aber den anleihegebenden Banken die Risiken abgenommen hatte, so eingerichtet, daß vor allem der Mittelstand betroffen wurde. Seiner Natur nach muß ja das Judentum wünschen, um seine letzten Ziele zu erreichen, daß die wirtschaftlich Selbständigen verschwinden, die ihm gegenüber auch politisch selbständig sein könnten.

War Hardings Verwaltung korrupt, so war diejenige von Coolidge und erst recht von Herbert Hoover wesentlich besser. Seit 1921 hatte man die Inflationspolitik Wilsons sofort gebremst, die Wirtschaft kam auf immer höhere Touren, die Arbeitslosigkeit verschwand, allgemeiner Wohlstand kehrte ein. Die Welt sprach vom amerikanischen Wirtschaftswunder. Das hochindustrialisierte Gebiet der USA. produzierte ungehemmt, die Vollbeschäftigung mit gutem Einkommen führte zur Bildung von Sparkapital, zum Ausbau von Industrien, zur Vermehrung der Wohnungsbauten und zu einer allgemeinen Geldflüssigkeit, so daß die Verzinsung der Geldkapitalien sank, das Finanzkapital sich beunruhigt fühlte, weil das Einkommen aus Arbeit sich erhöhte, das arbeits- und mühelose Einkommen aus Zins und Rente fiel. 1929 brachten die Aktien in USA. durchschnittlich nur noch 2 v. H., kurzfristige Geldanlagen wurden von den Banken überhaupt nicht mehr verzinst, sondern nur noch gegen Verwaltungsgebühr angenommen. Infolge der ungeheuren Menge „eiserner Sklaven", die die moderne Wirtschaft und Technik den Menschen zur Verfügung stellte, schien eine Überflußwirtschaft heraufzuziehen, die die Macht des Finanzkapitals lahmlegen mußte.

Mit großer Besorgnis sahen die jüdischen Finanziers und ihre nichtjüdischen Freunde diese Entwicklung.

Franklin Delano Roosevelt hatte sich nach seiner Wahlniederlage in die Wirtschaft zurückgezogen, war neben anderen Posten Präsident einer sonderbarerweise in Kanada eingetragenen „United European Investors Ltd." Was diese Gesellschaft wollte, zeigt eine Anzeige vom 12. Oktober 1922 im „San Francisco Chronicle": „Die neue Gesellschaft wurde ausdrücklich gegründet, um die Tatsache auszunutzen, daß die Mark, wenn sie mit Dollar gekauft wird, sehr billig ist. Die Gesellschaft wird diese Mark entweder in Deutschland oder in deutschen Werten anlegen. Die Gesellschaft wird aus den in Deutschland bestehenden Bedingungen Nutzen ziehen. In Anbetracht der hohen Verantwortlichkeit und des Charakters des Mannes, der hinter der Gesellschaft steht (gemeint ist Franklin Delano Roosevelt), hat Karl Offer es unternommen, als ihr Vertreter in San Francisco zu arbeiten. Die ersten Rothschilds wurden dadurch reich, daß sie heruntergewirtschaftete Währungen von zusammengebrochenen Wirtschaften aufkauften." Und nun ging die Gaunerei los. Am 22. Oktober 1922 boten die Agenturen der United European Investors Ltd. in allen Zeitungen eine Million Mark für 200 Dollar. Am 29. Oktober 1922, also in der folgenden Woche, boten sie eine Million Mark für 100 Dollar, und am 5. November brachte „San Francisco Chronicle" die folgende Anzeige: „Deutsche Mark wird gekauft oder verkauft gegen Kasse oder monatliche Raten. Wir bieten für eine Million Mark 75 Dollar. Falls Sie welche besitzen, verwerten Sie sie. Verdienen Sie sich große Dividenden durch die ‚United European Investors Ltd.' Franklin D. Roosevelt, Präsident. 434–439 Merchants Exchange Bldg., 465 California Street, Carfield 1531." So spekulierte er fröhlich à la baisse der Mark und hatte zwischen dem 22. Oktober und dem 5. November 1922 schon diejenigen, die eine Million Papiermark für 200 Dollar kauften, 125 Dollar verlieren lassen. Es war nicht das einzige faule Geschäft. Mit seinem Freund Henry Morgenthau zusammen gründete er eine „Gesellschaft für automatische Betriebe". Als die Aktionäre eingezahlt hatten, waren die Werte verschoben, und es wurde eine glanzvolle Pleite gemacht. Zugleich pflegte er engste Beziehungen zu Tammany Hall. Dort war sein Freund und Schützer der Boß J. W. Hines, seinerseits eng befreundet mit dem Gangster Dutch Schulz Flegenheimer, geschützt vom Rechtsanwalt Flynn und in guter Verbindung mit Richter Samuel J. Rosenman.

Konzentrisch von der politischen und von der wirtschaftlichen Seite aus stieß nun die alte Wilson-Clique vor. Wirtschaftlich mußte die „prosperity" zerschlagen werden, um die Macht des Finanzkapitals wiederherzustellen. So organisierte die Neuyorker Börse den berühmten Schwarzen Freitag des Oktober 1929. Die Banken warfen Pakete auf Pakete von Aktien auf den Markt, während sie gleichzeitig das Geld kündigten, die Forderung nach Senkung der Preise ins Volk trommelten und künstlich eine ungeheure Geschäftsstockung mit Arbeitslosigkeit und Zusammenbrüchen herbeiführten, mit den zurückgezogenen Geldmitteln aber im Ramsch die Konkursmassen zusammenkauften. Dabei gelang es vor allem, den Mittelstand furchtbar anzuschlagen.

In Neuyork aber wurde Franklin Delano Roosevelt zum Gouverneur gewählt. Er paktierte fröhlich mit Tammany Hall, würgte die Untersuchung über den großen Konkurs der City Trust Cie. als Gouverneur ab, weil die United States Company, die seine Wahl finanziert hatte, daran beteiligt war. Der Richter Rosenman wurde sein Berater und dafür aus einem recht zweifelhaften Rechtsanwalt zum Mitglied des Obersten Gerichtshofes des Staates Neuyork berufen. Die große, im Grunde vom Finanzkapital künstlich herbeigeführte Krise wurde benutzt, um den verarmten und verzweifelten Massen Roosevelt als Retter aufzureden. In der Tat wurde er 1932 zum Präsidenten gewählt – mit ihm kam die ganze alte Wilson-Gruppe, vermehrt durch Prof. Felix Frankfurter, geboren zu Wien, mit dem Beinamen „Karl-Marx-Professor von Harvard", und eine ganze Flut kleinerer und größerer Juden.

Mit unzusammenhängenden sozialen Gesetzen suchte Roosevelt seine Wähler zu befriedigen. Wirksamer als diese, von denen eigentlich nur wenige wie das Gesetz über die Erschließung des Tennessee-Tales sinnvoll waren, andere wie die Landwirtschaftsreform geradezu verhängnisvoll sich auswirken mußten, wirksamer auch als das Versprechen eines New Deal, eines neuen „Verteilens der Karten", war im Grunde die wirtschaftliche Beruhigung, so daß die riesige Produktion wieder zu arbeiten begann. Mehr als seine Reform des Bankwesens (Glass-Steagall-Bill von 1933), seine Herabsetzung des Dollar und seine „kontrollierte Inflation" oder gar als die National Recovery-Act (Nira) half im Grunde die eigene Produktionskraft der USA.-Wirtschaft. 1937 war der Zins wieder auf 2,5 v. H. heruntergegangen, wieder nahmen die Banken kurzfristige Anlagen nur gegen Verwaltungsgebühr an. Nun stand der Sozialreformer Roosevelt wirklich vor der Entscheidung: sollte er mit dem Volk und der Arbeit gehen und ohne Rücksicht auf die Zinsverluste der Nichtarbeitenden weiter arbeiten lassen – oder die Politik des Finanzkapitals machen? Sein alter Kompagnon aus dem mehr als zweifelhaften Grundstücks- und Reichsmarkgeschäft, Morgenthau, suchte einen Mittelweg und kaufte als Schatzsekretär zu Überpreisen Gold auf. Dieses Gold wurde in Fort Knox gehortet. Statt der Anlage neuer Produktionsmittel suchte das Zinskapital seinen Gewinn in der Goldspekulation, weil alle Welt Gold aufkaufte und es nach USA. brachte. Auf diese Weise wurde also auf Kosten der produktiven Wirtschaft dem Zinskapital ein doppelter Vorteil geboten: einmal der Spekulationsgewinn und zum anderen das Begräbnis

der angekauften Goldsumme in Fort Knox, die so den Zins nicht mehr senken konnte.

Das Aushilfsmittel hatte aber seine natürlichen Grenzen, als der größte Teil des Goldbestandes in USA. zusammengeströmt war. Die außerordentlich hohe Produktion der nordamerikanischen Wirtschaft führte zu einer solchen Steigerung des Angebotes auf dem Kapitalmarkt, daß die Zinsgewinne gefährdet waren. Und nun brach der Präsident, weil dies das einzige Mittel war, „die Produktion zum Fenster hinauszuwerfen", in den Krieg aus. Am 5. Oktober 1937 in seiner sog. Quarantänerede in Chicago teilte er die Welt in die „friedliebenden Nationen" und die „Aggressoren", bezeichnenderweise unter dem Beifall des kommunistischen Blattes „Daily Worker". Umgeben von Bernard M. Baruch, Henry Morgenthau jun., Adolf S. Berle, Rosenman, der ganzen Judenclique aus der Wilson-Zeit, und zahlreichen anderen drängte er, der schon 1933 herzliche Beziehungen zur Sowjetunion aufgenommen hatte, England zum Kampf gegen Japan, damals noch vergeblich. Bernard M. Baruch forderte: „Amerika braucht einen Aufrüstungsplan, der in fünf Jahren 5,7 Milliarden Dollars verschlingen wird." In der Sudetenkrise bereits hetzte der Präsident zum Kriege. Kein Zweifel – er wollte den Konflikt im Auftrage des Judentums, wie er ihn 1916 gewollt hatte. So gab er im März 1939 die geheime Zusicherung, daß im Kriegsfall England und Frankreich durch Materiallieferungen und notfalls durch aktiven Kriegseintritt der USA. unterstützt werden würden. Ohne diese Garantieerklärung hätte England seinerseits nie seine Garantieerklärung für Polen abgegeben, Polen niemals die deutschen Ansprüche abgelehnt – sie löste den Krieg aus, wie ja auch im März 1939 Roosevelt dem englischen Premierminister Sir Neville Chamberlain mitteilen ließ, England könne keine materielle oder moralische Hilfe von USA. erwarten, wenn es an der Ausgleichspolitik von München festhalte. Im April 1939 schrieb die offiziöse „Washington Post": „Es ist nun die Sache der Vereinigten Staaten, die Führung in der Bekämpfung der Diktatoren zu übernehmen, sei es durch Drohungen, sei es, wenn das nicht ausreicht, durch den Krieg." In der Pressekonferenz billigte der Präsident ausdrücklich diese Gedankengänge. Er stellte die deutsche Ausfuhr nach USA. unter Sonderzölle, er kündigte am 27. Juli 1939 den seit dreißig Jahren funktionierenden Handelsvertrag mit Japan, setzte im Frühjahr 1940 die Allgemeine Wehrpflicht durch, lieferte am 2. September 1940 England fünfzig alte Zerstörer, brachte durch seinen jüdischen Seelenfreund Sol Blum – früher Besitzer eines An- und Auskleidekabaretts in Chicago, heute der Sprecher des Präsidenten im Kongreß – am 10. Januar 1941 das Leih- und Pachtgesetz durch, das in größtem Umfang die Möglichkeit gab, die nordamerikanische Wirtschaft auf Kriegsproduktion umzuschalten.

So ging es in den Krieg, der ohne Roosevelt nicht sein würde. Aber vergessen wir nicht, daß schon während des ersten Weltkrieges die Wilson-Gruppe, besser gesagt die hinter ihr stehenden Juden noch weitere Pläne hatten. In einem Bericht des United States Secret Service vom 6. März 1920 gerade über die Finanzgruppen, die hinter Wilson und Franklin Delano Roosevelt standen, heißt es: „Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das jüdische Bankhaus Kuhn, Loeb & Co., in sehr naher Verbindung zu den Bankhäusern Lazares Frères in Paris und Gunsbourg in Paris, Leningrad und Tokio steht und daß all diese Unternehmen wiederum direkt mit den jüdischen Finanziers Speyer & Co. in London, Paris und Frankfurt zusammenarbeiten, so steht fest, daß die bolschewistische Revolution in gewissem Maße der Ausdruck einer jüdischen Bewegung ist und daß bestimmte jüdische Bankhäuser an ihrer Organisation besonders interessiert sind." Das gleiche besagte inhaltlich ein Bericht des französischen Geheimdienstes aus dem ersten Weltkrieg. Wickham Steed schrieb: „Die Hauptdrahtzieher der bolschewistischen Revolution waren Jakob Schiff, Warburg und andere internationale Bankiers, die vor allem die jüdischen Bolschewisten deswegen unterstützen wollten, um ein Feld für die jüdische Ausbreitung in Rußland zu schaffen." Von Roosevelts Mitarbeitern nun sind mehrere Bolschewisten und Dreiviertelbolschewisten, nicht nur Felix Frankfurter und seine zahlreichen jungen jüdischen Anwälte, sondern auch die Gewerkschaftler Sidney Hillman und David Dubinsky, die die Arbeitslosen zu betreuen haben. Schon am 29. Dezember 1934 stellte Walter S. Steele, Hauptschriftleiter der Zeitschrift „The National Republic Magazine", über die Roosevelt-Verwaltung fest: „Die Zahl der Kommunisten in USA. ist gegenwärtig schon sechsmal größer, als sie in Rußland war, als dort die Revolution ausbrach. Es gibt in USA. mehr Kommunisten und mit ihnen verbündete Gruppen als Mitglieder der kommunistischen Partei in Rußland selbst." Mit diesen Kommunisten aber befindet sich Roosevelt in den angenehmsten Beziehungen. Sie haben bis jetzt bei jeder Wahl im Grunde für ihn gearbeitet; in der sog. American Labour Party, der heute auch die Kommunisten zahlreich angehören, haben Sidney Hillman und Oberbürgermeister La Guardia von Neuyork durchgesetzt, daß sie für Roosevelt stimmt. Carry Chapson Catt, eine der gefährlichsten bolschewistischen Agitatorinnen, bezeichnet die Frau des Präsidenten, Eleanor Roosevelt, als „eine der Unsrigen und die erste Kommunistin im Weißen Haus". In der Tat hat Eleanor nicht nur den blutigen Geiselmörder Toller aus München empfangen, sondern überschlägt sich heute auch in Kundgebungen der Sympathie für Stalin und den Bolschewismus. Selbst der wirklich nicht judenfeindliche Senator Dies sah sich am 31. März 1944 auf Grund des in seinem „Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe" angefallenen Materials veranlaßt, festzustellen, daß Stalin bereits Agenten in den höchsten Regierungsstellen der USA. habe, weigerte sich aber, sein Material dem Präsidenten oder dem Justizstaatssekretär zu Verfügung zu stellen, weil es bei diesen „eingesargt" würde, und überließ es dem Senator Cock, der gerade riesige Korruptionsfälle in der Kriegsversorgung aufgedeckt hatte. Während noch die Kriegsgewinnler ungeheure Gewinne an diesem Kriege kassieren, eine Welle des Verbrechertums über die USA. geht – der Chef der Bundespolizei, Edgar Hoover, sprach von einer „Feuersbrunst des Verbrechens" und rief aus: „Die Hijackers kommen wieder (die bewaffneten Alkoholschmuggler), während die Jugend verwildert und verkommt!" –, konnte eine scharfsinnige Amerikanerin, Miß Dillings, in ihrem Buch „Das rote Netzwerk" die durchaus zutreffende Schlußfolgerung aus der Tätigkeit dieses Präsidenten der Synagoge ziehen: „Wer vom nationalen Standpunkt die marxistische Weltbewegung untersucht, sieht in Roosevelt und seiner Richtung eine entschlossene, zielbewußte Bewegung, die amerikanische Regierungsform in eine rote Diktatur zu verwandeln." Roosevelt ist der Kerenski der USA., der völlig an die Juden und ihre Interessen verkaufte, chemisch moralfreie, bis in den Grund seiner Seele unwahrhaftige Demagoge – das war er in der Wilson-Zeit, das ist er heute. Es sind die gleichen Namen, die gleichen Gesichter – und die gleichen verbrecherischen Ziele.

DAS SOMMERFEST

ERZÄHLUNG VON HANS NIEDERMEIER

Alfred war zehn Jahre alt, als seine Eltern ihn in den Sommerferien zu Onkel Martinowsky aufs Land schickten. Martinowskys wohnten in einem Herrenhaus, aus dessen zahllosen Fenstern man in einen riesigen Park sah; sie hatten drei Söhne, rauhbeinige Burschen mit immer zerrauften Haaren und zerschundenen Knien, und sie liebten es, laut zu reden und jedermann zu zeigen, daß sie sich ihres Lebens freuten. Alfred, großgeworden in einer städtischen Beamtenwohnung, erschien ihnen als ziemlich bleichsüchtiges Gewächs, und sie versuchten alsbald, ihn zu einem ordentlichen Kerl zu erziehen. Er mußte täglich im Fluß baden, mit einem Luftdruckgewehr nach der Scheibe schießen und auf einem kleinen, aber temperamentvollen Pferd reiten. War er dem Tod durch Ertrinken oder durch einen Sturz vom Pferderücken mit knapper Not entgangen, dann knufften seine Vettern ihn wohlwollend in die Rippen, und Onkel Martinowsky, vor sich einen Humpen Bier, sagte dröhnend: „Es wird schon werden!"

Abends betrachtete er seine Wunden, blauen Flecke und blutigen Schrammen. Sie schmerzten nicht sehr, aber sie erinnerten ihn an die Demütigungen des Tages und an die Ängste, die immer, wie Raubvögel mit ausgebreiteten Flügeln, über ihm schwebten. Er hatte Lust zu weinen, aber getraute sich nicht, denn im Bett neben ihm saß sein Vetter Egon und verschlang einen großen Brocken Schokolade.

„Morgen kommt Tante Mill", sagte Egon.

Alfred, in der Familiengeschichte ziemlich gut bewandert, kannte keine Tante dieses Namens. Und weil ihm die Sippe der Martinowskys schon groß und geräuschvoll genug erschien, fragte er ängstlich: „Wer kommt?"

Egon fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. Die Schokoladenspur sah aus, als trüge er einen Schnauzbart. „Wir nennen sie bloß so. Sie hilft uns bei den Schularbeiten. Nettes Mädchen, aber ein bißchen dünn. Und schießen tut sie hundsmiserabel." Er wollte diesen Steckbrief wohl noch erweitern, doch plötzlich fiel ihm etwas anderes ein, und er begann mit lauter Stimme zu singen: „Tante Mill – das Krokodil – die tut immer – was sie will." Kaum hatte er die erste Zeile ziemlich mißtönend herausgebracht, erschienen die Brüder Fritz und Erich, in lange Nachthemden gehüllt, auf der Türschwelle und stimmten in den Gesang ein. Alfred erschrak. Jeden Augenblick erwartete er ein furchtbares Strafgericht für diesen nächtlichen Höllenlärm. Aber nichts erfolgte, denn der Lautsprecher unten in der Halle gab gerade einen donnernden Militärmarsch von sich.

Am nächsten Morgen rollte, von zwei Füchsen gezogen, der Jagdwagen über die Auffahrt und hielt vor dem Portal. Etwas Weißes, Weibliches stieg aus, und der Kutscher, der von den Martinowskyschen Buben Rübezahl genannt wurde, trug einen Koffer ins Haus. Die Vettern rannten mit Indianergeheul in die Halle. Alfred folgte ihnen zögernd.

Als er schüchtern eintrat, bemüht, sich so klein wie möglich zu machen, sagte der Onkel: „Und das ist unser Bleichgesicht". Alfred wollte eine Verbeugung machen, aber die fremde Dame hatte ihn schon mit beiden Händen an den Schultern gefaßt, schüttelte ihn ein bißchen, als spielte sie mit einem jungen Hund, und sagte: „Na, wir werden uns ja noch näher kennenlernen". Sie trug einen weißen Staubmantel und eine weiße Kappe. Alfred starrte sie verblüfft an. Irgendwo mußte er sie schon einmal gesehen haben, doch er wußte nicht wo.

Beim Mittagessen wurde viel geredet. Die ganze Familie Martinowsky schien wochenlang Fragen gesammelt zu haben, um sie jetzt wie aus einem riesigen Füllhorn über Tante Mill auszuschütten. Sie antwortete fleißig und mit der sanftesten Stimme, die Alfred jemals gehört hatte, und währenddessen zerteilte sie die Speisen auf ihrem Teller mit so anmutigen Bewegungen, als äße sie nicht Schnitzel mit grünem Salat, sondern himmlisches Manna. Von dem, was gesprochen wurde, begriff Alfred nur so viel, daß Tante Mill einen kurzen Urlaub bei ihren Eltern verbracht hatte und daß sie jetzt hierbleiben würde. „Schießen tut sie hundsmiserabel" hatte Egon gesagt, und das mochte wohl stimmen. Wahrscheinlich konnte sie auch nicht schwimmen und reiten, und es würde nicht gar so schwer sein, ihr zu imponieren. Insgeheim befühlte er seine Armmuskeln. Ein wenig härter waren sie schon geworden. Was die Vettern konnten, das würde er auch bald gelernt haben, das und noch viel mehr. In Gedanken sah er sich mit dem Gewehr im Arm lässig dastehen, im Herzen der Scheibe staken drei Bolzen dicht nebeneinander, und alle beglückwünschten ihn. Oder er sah sich auf ungesatteltem Pferd über eine Hecke springen, die so hoch war wie der Kutscher Rübezahl. Oder schwimmend im Fluß, immer einen halben Meter unter der Oberfläche, daß die andern schon dächten, er sei ertrunken.

Plötzlich erschrak er. Es war ganz still geworden, alle sahen ihn an. „Unser Bleichgesicht hat wieder mal geträumt", sagte Onkel Martinowsky. „Tante Mill möchte wissen, wie es dir bei uns Indianern gefällt."

„Danke, sehr gut", antwortete Alfred und fühlte, wie er rot wurde. Tante Mill lächelte ihm zu, während schon eine neue Gesprächswelle über den Tisch flutete. Sie lacht mich aus, dachte er und schob sich in seiner Verzweiflung einen so großen Bissen in den Mund, daß er fast erstickt wäre.

Als Alfred am nächsten Morgen mit den Vettern zum Fluß trabte, war Tante Mill schon da. Sie trug einen flammend bunten Bademantel und über das blonde Haar gezogen eine ziegelrote Gummikappe. Sie hatte sich auf der Wiese aus Decken und Kissen eine Art Nest gebaut und las in einem Buch. Sie sah kaum auf, als die Jungen ins Wasser gingen, und auch der Lärm der sofort entbrennenden Seeschlacht schien sie nicht aus der Ruhe zu bringen. Alfred, der einen Augenblick daran gedacht hatte, freiwillig zu tauchen, um sich als ganzer Mann zu erweisen, gab diesen Plan wieder auf. Er war durch Tante Mills Teilnahmslosigkeit so enttäuscht, daß er seine Rolle als schwerer Schlachtkreuzer vergaß und von Fritz dem Admiral kurzerhand als gesunken erklärt wurde. Mit einem Gefühl der Erleichterung kroch er ans Ufer und beobachtete, versteckt hinter dem mageren Blattwerk eines kleinen Strauches, Tante Mill. Sie saß halb aufgerichtet, im Rücken ein großes, geblümtes Kissen, und hielt das Buch auf den angezogenen Knien wie auf einem Lesepult. Sie schien sehr langsam zu lesen, denn schon waren

mindestens zehn Minuten vergangen, und sie hatte die Seite nicht umgeblättert. Vorsichtig pirschte sich Alfred näher heran. Als er um die Strauchecke bog, sah er, daß in dem aufgeschlagenen Buch eine Photographie lag. Sie zeigte einen Herrn in dunklem Jackett und weißen Hosen, der vor einer umrankten Veranda stand. Plötzlich wandte Tante Mill den Kopf, klappte mit einer kleinen, zerstreuten Bewegung das Buch zu und erhob sich. Während sie langsam zum Park zurückging, grübelte Alfred darüber nach, ob sie ihn wohl gesehen hatte.

Sie liebte es nicht, das zu tun, was die andern taten. Alfred merkte es oft in den nächsten Tagen. Wenn es regnete und die ganze Sippe in den Zimmern herumsaß, dann ging sie in ihrem weißen Mantel im Garten spazieren, und wenn die Sonne so sehr auf den Rasen brannte, daß alle halbnackt herumliefen und sogar der bärtige Kutscher Rübezahl seinen silberbordierten Rock ablegte, dann saß sie in der Halle, dort, wo sie am dunkelsten war, und schrieb endlose Briefe, den Kopf dicht über das Papier gebeugt. Fritz, Erich und Egon hatten schon recht, wenn sie mit ihren mißtönenden Stimmen sangen: „Tante Mill – das Krokodil – die tut immer – was sie will.“ Übrigens hatte sie den Beinamen das Krokodil nur des Reimes wegen bekommen.

An einem Sonntagvormittag – die dicken, alten Bäume standen regungslos unter dem tiefblauen Himmel – fuhr Rübezahl den Jagdwagen vor. Tante Mill wollte ins nächste Dorf fahren, um der Witwe Siebert Eier und Butter zu bringen. Alfred und Egon durften sie begleiten. Fritz und Erich hatten Hausarrest, weil sie eine der besten Legehennen mit einem Lasso eingefangen und erwürgt hatten. Hinter dem Wald, dort, wo die Straße schnurgerade zum Dorf hinunterführte, begegneten sie einem Reiter. Er verhielt sein Pferd und grüßte höflich. Tante Mill dankte, und nachdem der Reiter gewendet hatte und neben dem Wagen hertrabte, sprach sie so fein und vornehm mit ihm wie in einem Salon. Alfred beobachtete sie, wie sie die Lippen bewegte, wie sie lachte, wie sie sich mit der Hand das Haar aus der Stirn strich. Sein Herz war schwer von Bewunderung.

Die Witwe Siebert, deren verstorbener Mann der Vorgänger des Kutschers Rübezahl gewesen war, wohnte in einem kleinen Haus mit halb erblindeten Fensterscheiben. Sie nahm die Spenden, die Martinowskys ihr in regelmäßigen Abständen schickten, mit einer leicht verärgerten Dankbarkeit entgegen. Sie zürnte dem Zeitengott, weil er seine Uhr so rasch abdrehte, und jedesmal, wenn sie einen von der Martinowskyschen Brut sah, pfiff sie mißbilligend durch die Zahnlücken. „Groß geworden bist du“, sagte sie, und es klang wie eine Beschimpfung. Egon, der diesen Vers kannte, bemächtigte sich sofort einer altertümlichen Spieldose, die, wenn man sie schüttelte, ein paar dünne Töne von sich gab. Alfred, zu großer Höflichkeit bei fremden Menschen erzogen, saß auf der Kante eines Stuhles, während die Witwe Siebert, Unverständliches vor sich hinmurmelnd, in der niedrigen Stube umherschlurfte.

Tante Mill war nach Ablieferung des Korbes mit Butter und Eiern verschwunden. Alfred, durch das emsige Wandern der Witwe erschreckt, wollte nach ihr fragen, aber er getraute sich nicht. Egon schien es nicht zu interessieren, was die Erwachsenen trieben, wie überhaupt die Gleichgültigkeit der Vettern Tante Mill gegenüber groß war. Es waren eben rauhe Burschen, unempfänglich für sanfte Stimmen, und das Leben bestand für sie aus widerwillig geleisteter Arbeit und aus fröhlichen Prügeleien. Das, wonach Alfred sich mit aller Kraft sehnte und wofür er keinen Namen wußte, das andere und schönere Gesicht des Daseins, schien für sie nicht zu bestehen.

Die Witwe Siebert stand am alterstrüben Stubenfenster und schimpfte leise und ingrimmig vor sich hin. Sie hatte auf einem winzigen Petroleumkocher echten Bohnenkaffee bereitet und wartete jetzt vergeblich auf den Gast.

Als Tante Mill endlich erschien – Alfred hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben, sie jemals wiederzusehen – war sie in größter Eile. „Höchste Zeit zum Heimfahren“, rief sie, „das Essen wartet nicht!“ Und ehe Alfred wußte, wie ihm geschah, hatte sie ihn in ihre Arme gezogen und ihm einen Kuß auf die Stirn gegeben. „Laßt's Euch gut schmecken, Sieberten!“ sagte sie noch, und dann saßen sie wieder im Wagen, und Rübezahl ließ die Peitsche knallen.

Weil die Sonne heftig brannte, spannte Tante Mill den Sonnenschirm auf. Leicht zurückgelehnt saß sie auf dem Wagen, und die blau- und rotgestreifte Seide des Schirms warf einen matten Schein auf ihr Gesicht. Jedesmal, wenn sie sich bewegte, oder wenn der Wagen in einer Kurve sich zur Seite neigte, veränderte sich das Bild. Es war, als würde über diesem zarten Gesicht mit den großen, grauen Augen ein lautloses Feuerwerk abgebrannt, in dem es bald flammend, bald bläulich kühl erschien. Alfred, der ihr gegenübersaß, sah sie an. Sein Herz klopfte laut, und er fühlte sich so merkwürdig beklommen. Wäre ihm eine Fee erschienen, hätte er sich gewünscht, daß diese Fahrt niemals enden möge.

Beim Essen fragte der Onkel nach dem Verlauf der Fahrt. Tante Mill erzählte von der Hitze und vom Staub und daß die Witwe Siebert sich kaum verändert hätte. Für ihr Alter sei sie immer noch recht rüstig.

„Nicht schlecht geschimpft hat sie“, sagte Egon.

„Weswegen denn geschimpft?“

„Weil Tante Mill solange mit dem Sandgruber spazierengegangen ist.“

Pause. Das Ehepaar Martinowsky zwinkerte sich zu. Franz und Erich boxten sich verständnisinnig in die Rippen, und Tante Mill senkte den Kopf so tief, daß man nur das blonde Haar sah und darunter einen rosigen Schimmer.

Alfred begreift nicht, was geschieht. Er weiß nur, daß der fremde Reiter also der Sandgruber war, der Besitzer des Gutes Sanderszell, und daß Tante Mill eine Gefahr droht. Alle anderen am Tisch sehen sie an wie Verschwörer. Da gibt er sich einen gewaltigen Ruck und sagt mit ziemlich fester Stimme: „Tante Mill war gar nicht lange weg.“ Und obgleich er genau weiß, daß das eine faustdicke Lüge ist, setzt er hinzu: „Höchstens fünf Minuten.“

„Bravo!“ ruft Onkel Martinowsky dröhnend über den Tisch. „Aus dir wird noch mal ein richtiger Kavalier!“

Tante Mill nickt Alfred zu und lächelt. „Du bist ein guter Junge.“ Und dann stoßen sie alle an und prosten sich zu. Die Erwachsenen mit Wein und die Kinder mit Saft. Jeder ist auf seine Art mit der Weltordnung zufrieden. Nur Egon brummt leise vor sich hin.

Weil der Sommer, beladen mit Düften und Farben, gerade in diesen Tagen seine höchste Pracht entfaltete, beschlossen die Martinowskys, ein Sommerfest zu geben. Vielleicht hatten sie auch noch einen anderen Grund, aber darüber sprachen sie nicht.

Um auch den Rauhbeinen, wie die Vettern ringsum genannt wurden, einen Spaß zu bereiten, wurde

für den frühen Abend ein Preisschießen angesetzt; anschließend sollten die Gäste Bowle trinken und tanzen. Kreimels Tanzmusik, vier Männer in altgedienten Gehröcken, übten schon die neuesten Schlager aus dem vorvergangenen Jahr, ein paar Burschen zimmerten unter Rübezahls Anleitung einen Tanzpavillon, und die Rauhbeine bastelten an einer üppigen Illumination.

Tante Mill saß in ihrem Zimmer hinter versperrter Tür. Alfred hörte, wenn er das Ohr ans Schlüsselloch legte, ein leises metallisches Surren.

„Sie näht sich ein Kleid", sagte Egon, und als Alfred erschreckt auffuhr, setzte er hinzu: „Was stehst du denn hier so blöde herum! Hilf lieber die Lampen montieren!" Sprach's und verschwand pfeifend. Alfred folgte ihm mißmutig und beschämt.

Der Sonntag, an dem das Fest stieg, war makellos klar. Schon zur Kaffeestunde kamen Gäste in Automobilen oder in blumengeschmückten Wagen, und Rübezahl hatte genug zu tun, um jedem Kraftfahrer und jedem Kutscher seinen Warteplatz anzuweisen. Kreimels Tanzmusik spielte zur Eröffnung ein Salonstück, die buntgekleideten Damen naschten Gebäck, und die Herren rauchten dicke Zigarren. Eine Wolke von Geschwätz und Gelächter hing über dem Park.

Als das Preisschießen begann, sah Alfred Tante Mill. Sie trug ein weißes Kleid und als einzigen Schmuck einen großen blutroten Stein, der an einer dünnen Goldkette von ihrem Hals herabhing. Sie saß in einem Korbsessel, und hinter ihr stand der Sandgruber in blauem Jackett und weißen Hosen.

Als erste schossen die Ehrengäste, ältere Herren mit buschigen Bärten und burgunderfrohen Gesichtern. Sie trafen nur die äußersten Ringe der Scheibe, und Onkel Martinowsky, der als Zielrichter fungierte, mogelte ein wenig.

„Fast in Schwarze getroffen!" rief er laut, und die gutmütigen jungen Damen klatschten Beifall. Ernst wurde es erst, als die Rauhbeine antraten. Fritz, zum erstenmal in langen Hosen, schoß dreimal die Zwölf, Erich brachte es auf dreiunddreißig und Egon, das Nesthäkchen, auf neunundzwanzig.

Jetzt war die Reihe an Alfred. Er nahm das Gewehr, legte es an, wie er es gelernt hatte, senkte den Lauf von oben herab, bis er den schwarzen Zielpunkt haarscharf über der Kimme hatte, und drückte ab.

Eine Neun!

„Nicht schlecht für ein Bleichgesicht!" schrie Onkel Martinowsky, und die Vettern gröhlten.

Der zweite Schuß war eine Zwölf. Donnernder Beifall. Alfred, der dieses Glück kaum glauben konnte, segelte auf einer rosigen Wolke hoch über den Wipfeln der Bäume. Als er zur festen Erde zurückgekehrt war, suchte er mit Siegerblick Tante Mill.

Ihr Stuhl war leer, und auch der Sandgruber war verschwunden. Nichts, nichts hatte sie von seinem Triumph gesehen. Wie im Schlaf legte er zum dritten und letztenmal an und drückte ab.

Der Bolzen fuhr einen Meter neben der Scheibe vorbei in einen Baum. Dort fand ihn nach längerem Suchen Fritz, der Admiral, der eine Viertelstunde später zum Schützenkönig ernannt wurde, während Alfred, zornig gegen sich und die Welt, allein auf einer Bank saß, weitab vom Trubel des Festes, und an Tante Mill dachte.

Um zehn Uhr, als die Dunkelheit einfiel und Rübezahl, der Getränkeverwalter, zum drittenmal die gläserne Bowle füllte, wurden die Kinder in die Betten geschickt. Die Rauhbeine röchelten vor Müdigkeit, denn sie hatten bei einem Streifzug in den Keller eine Flasche Sekt erbeutet und sie in einem Gebüsch unter sich kreisen lassen.

Nachdem Egon sich, gähnend und hin und wieder einen Satzbrocken murmelnd, ausgezogen hatte, löschte Erich das Licht, und Alfred kauerte sich ans offene Fenster. Gerade unter ihm auf der Terrasse standen zwei Korbsessel. Über der Lehne des einen hing ein weißer Mantel. Zwei grauköpfige Herren gingen vorüber, dann kam eine Dame. Sie blieb stehen, nahm aus einem winzigen Täschchen einen Spiegel und betrachtete aufmerksam ihr Gesicht. Als sie den Kopf zurückbog und sich mit der Hand über das Haar fuhr, erkannte Alfred sie.

Es war Tante Mill. Sie schien sehr blaß, aber vielleicht war es auch der Widerschein der Bogenlampe über der Terrassentür. Einen Augenblick später trat ein Herr aus dem Hause, nahm den weißen Mantel und legte ihn ihr um die Schultern. Sie dankte, er sprach ein paar leise und rasche Worte, und dann gingen sie dicht nebeneinander durch einen von Buschwerk umsäumten Weg, der vom Terrassenlicht matt erhellt wurde. Nach ein paar Schritten blieb Tante Mill stehen, pflückte von einem Strauch die Spitzen der Zweige und streute sie achtlos auf den Boden. Da wußte Alfred plötzlich, an wen sie ihn bei ihrer ersten Begegnung erinnert hatte. Im vergangenen Dezember waren seine Eltern mit ihm im Theater gewesen. Draußen lag Schnee, und ein kalter Wind pfiff durch die Straßen, drinnen saßen die Menschen in samtenen Sesseln, und auf der Bühne bewegten sich Zwerge und Bösewichter zwischen riesigen Wunderblumen. Später kam ein Prinz, der mit einem silbernen Degen die Bösewichter verscheuchte, und während die Zwerge eine Pyramide aus Zuckerbrezeln bauten, teilte sich der Hintergrund, und eine Fee, ganz in Weiß gekleidet, einen diamantenen Stern im Haar, stieg eine Treppe herab, umrauscht von Licht und Musik. Und diese Fee hatte genau so ausgesehen wie Tante Mill.

Alfred, noch in der Erinnerung verzaubert, hielt den Atem an. Das Paar unten im Park stand noch an derselben Stelle. Tante Mill hatte sich umgewendet, ihr Gesicht schimmerte weiß zwischen dem Schwarz der Sträucher, der Mantel war halb von ihren Schultern geglitten. Plötzlich hob der Herr den rechten Arm, es sah aus, als schlüge er zu; Tante Mill machte eine Bewegung als wollte sie ihn abwehren, er umschlang sie, einen Augenblick schienen sie miteinander zu ringen, in der nächsten Sekunde waren sie im Dunkel verschwunden.

Alfred bebte vor Entsetzen. Er mordet sie, dachte er. Ohne zu wissen, was er tat, sprang er vom Fensterbrett auf und lief auf bloßen Füßen durch das Zimmer, über den Korridor und die Treppe hinunter. In der Halle saß ein alter Herr, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, und schlief. Alfred rannte an ihm vorbei auf die Terrasse, deren Steinboden glatt und kühl war. Als er die Stimmen hörte, machte er eine rasche Schwenkung und versteckte sich hinter einem Rhododendronstrauch. Rübezahl und ein Mädchen kamen mit Tabletts voll leerer Gläser aus dem Garten. „Gleich ist es soweit", sagte Rübezahl, und das Mädchen kicherte.

Alfred pürschte sich auf den Weg, von dem Tante Mill und der Herr verschwunden waren. Die Sträucher schlugen ihm ins Gesicht, und der Kies stach in seine nackten Fußsohlen, aber er gab keinen Laut von sich. Mit zusammengebissenen Zähnen stürzte er sich in das Dickicht, das Tante Mill verschlungen hatte. Modriges Laub bedeckte die Erde, ringsum knackte und raschelte es, durch die Zweige schimmerten die blauen und roten Lichter des Tanzpavillons.

Alfred hatte gerade, geschüttelt von eiskalter Angst, den Rand des Dickichts erreicht, als ein gewaltiger Lärm ausbrach. Viele Stimmen riefen und lachten durcheinander, und über sie erhob sich ein greller Tusch, geblasen und gefiedelt von Kreimels Tanzmusik. In der Mitte des Pavillons, wie auf einer magisch bestrahlten Bühne, standen Tante Mill und der Sandgruber.

Geblendet von diesem Tumult, begriff Alfred nicht, was geschah. Er wußte nur, daß Tante Mill noch lebte und daß die Erwachsenen schimpfen oder ihn auslachen würden, wenn sie ihn hier fänden, im Nachthemd zusammengekauert, dreckig und mit zerschundenen Knien. Mit einem verzweifelten Satz sprang er auf den Rasen und jagte über die Terrasse und durch die Halle, in der noch immer der schlafende alte Mann saß, in sein Zimmer und in sein Bett.

Wütend und beschämt beschloß er, die ganze Nacht wach zu bleiben und auf die verworrenen Geräusche zu horchen, die aus dem Garten heraufdrangen.

Im nächsten Augenblick war er fest eingeschlafen.

Als Alfred und die Vettern an den Kaffeetisch kamen, stand vor Tante Mills Teller ein riesiger Strauß weißer Rosen. „Ihr dürft gratulieren!“ rief Onkel Martinowsky. „Tante Mill hat sich gestern abend verlobt.“

Die Rauhbeine, die mit dieser Nachricht nicht viel anzufangen wußten, machten ihre Kratzfüße und stürzten sich auf die Kuchenreste, die, zu Pyramiden getürmt, vom Fest übriggeblieben waren. Alfred, der mühsam sein „Ich gratuliere“ herausgebracht hatte, sah ängstlich umher, aber die Martinowskys kauten und plauderten emsig. Niemand schien seinen nächtlichen Ausflug bemerkt zu haben.

„Wann haust du ab?“ fragte Fritz.

Tante Mill zerbröckelte ein Stück Kuchen, Hunger schien sie nicht zu haben, und sagte lächelnd: „In einer halben Stunde. Ich fahre zu meiner Mutter. In vier Wochen ist die Hochzeit.“

„Verdammt flink geht das“, äußerte Erich anerkennend, und Egon brummte zwischen zwei Bissen ein „Schade“. Das war das einzige Zeichen des Bedauerns, das die Rauhbeine für diese Veränderung aufbrachten.

Nach dem Kaffee versammelte sich die ganze Familie an der Auffahrt. Rübezahl schleppte Koffer herbei. Tante Mill trug wieder den weißen Mantel und die weiße Kappe, in denen Alfred sie zum erstenmal gesehen hatte. Sie war ziemlich aufgeregt und sah alle paar Minuten auf ihre Armbanduhr.

Von der Landstraße herüber klang ein klopfendes Geräusch, und gleich darauf trabten zwei muntere Schimmel, hinter sich einen eleganten Jagdwagen, die Auffahrt herauf. Der Sandgruber, der selber kutschierte, trug im Knopfloch seiner blauen Jacke eine weiße Rose. Auch das Zaumzeug der Pferde war mit Blumen geschmückt, mit kleinen, rosig schimmernden Crimson Ramblers.

Tante Mill schüttelte den Martinowskys die Hand, küßte die Kinder und kletterte eilig auf den Kutschbock. Bevor noch Rübezahl die Koffer richtig verstaut hatte, rollte der Wagen davon.

In diesem Augenblick stimmte Egon das Abschiedslied an: „Tante Mill – das Krokodil – die tut immer – was sie will“. Er krähte wie ein junger Hahn, und die Brüder fielen mit ihren dunkleren Stimmen ein.

Tante Mill drehte sich um und winkte. Das letzte, was Alfred von ihr sah, war die weiße Kappe, die in der Sonne leuchtete.

Als die Rauhbeine zum Fluß trabten, um sich in das Getümmel einer Seeschlacht zu stürzen, war Alfred verschwunden. Er saß, zwischen Brombeergesträuch verborgen, am äußersten Ende des Gartens. Allmählich verstummten die Rufe der Vettern, und es wurde ganz still. Alfred legte sich zurück und sah in den Himmel, über den langsam zwei große weiße Wolken zogen.

In der Ferne pfiff eine Lokomotive. Das war der Zug, in dem Tante Mill für immer davonfuhr. Alfred schloß die Augen. Er versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Er dachte an sein Zuhause, die Kameraden, aber alle diese freundlichen Bilder versanken in einem dunklen Strom von Traurigkeit. Niemals wieder, dachte er, werde ich richtig glücklich sein.

Und während die Rauhbeine sich, vom Wasser des Flusses umschäumt, eine furchtbare Schlacht lieferten, lag Alfred wie ein Igel zusammengerollt zwischen den Brombeersträuchern und beweinte sein, wie ihm schien, verlorenes Leben.

Der Roggen blüht

Noch liegen die Felder
unter des Vorsommers
gemäßigtem Himmel.
Kaum rührt sich das schwere
blaugrüne Korn.
Es warten die Pollen
auf Wärme und Wind.
Pfingstlich entrückt
stehst du am Hecktor
und läßt deine Augen
über die Ähren
wie über Geliebtes
andächtig wandern.

Auf einmal durchstößt
die Sonne den Dunst,
ein Wind kommt auf,
es rauscht in den Halmen,
und siehe, von Silber
und Grau zieht ein Dampf
übers Roggengewoge.
Vom Südwind getragen
fliegen die Pollen.
O Hochzeit der Felder!
Du atmest den Duft
von Honig und Brot.
Dein Leben, wie heiter
liegt's unter der Sonne!

Heinz Friedrich Kamecke



Graf Albrecht von Habsburg

Bronzefigur am Grabmal des Kaisers Maximilian I.
Von Hans Leinberger. Innsbruck, Hofkirche. Entstanden 1514-18



Unsere Rundschau

Das Ende der bürgerlichen Welt

Viele Leser erinnern sich gewiß noch des bedeutenden „platonischen Gespräches", das kurz nach dem Siege der nationalsozialistischen Revolution der Kämpfer und Dichter Hanns Johst in diesen Heften mit dem Führer über das Bürgerliche führte. Unmißverständlich kam darin zum Ausdruck, daß das bürgerliche Zeitalter sich neige. Manchem wird die Feststellung dieser Tatsache peinlich, manchem überraschend geklungen haben. Heute wird sich ihr unter den jungen Völkern niemand mehr verschließen. Haben wir doch inzwischen erfahren, worin der letzte Grund dieses Weltkrieges zu suchen ist. Die überalterte Gesellschaftsauffassung unserer Feinde wendet sich mit allen Kräften, über die sie noch verfügt, gegen den ihre Macht, ja ihre Existenz bedrohenden Sozialismus deutscher Prägung. England trat als Führer dieses Kampfes in den Krieg ein, denn es fühlte sich am unmittelbarsten gefährdet. Es gab vor, die Überlieferungen der bürgerlichen Welt wahren zu wollen, während es in Wahrheit nur die Interessen einer reichen Oberschicht in seine Hut nahm und um derentwillen das eigene Volk, ja die ganze Welt in das furchtbare Abenteuer des zweiten Weltkrieges stürzte.

Wie ahnungs- und hilflos man auch heute noch in England den einfachsten Forderungen sozialer Gerechtigkeit gegenübersteht, ist an dieser Stelle schon mehrfach beleuchtet worden. Besonders klar tritt der Unterschied deutscher und englischer Gesinnung hervor, wenn man einen Blick auf die Frauenarbeit hüben und drüben wirft, ein Gebiet, auf dem sich die vielberufene demokratische Humanität besonders leicht und rühmlich Verdienste erwerben könnte. Wir wissen, wie sorgsam das Reich auch im Kriege darauf bedacht ist, die Arbeitskraft der zum Dienst am Vaterlande berufenen Frauen zu schonen. Soziale Einrichtungen zu ihrem Schutz, wie sie teils schon lange bestanden, zu einem größeren Teil in den letzten zehn Jahren entwickelt worden sind, kommen auch jetzt unverkürzt jeder Arbeiterin zugute. In allen Angelegenheiten wird ihr mit Rat und Tat geholfen, namentlich dann, wenn sie der Mutterschaft entgegensieht, und grundsätzlich ist sie von jeder gesundheitsschädlichen Arbeit ferngehalten. Von all dem ist auf der britischen Insel keine Rede. Hier kennt man auch heute noch wie in der Blütezeit des bürgerlichen Kapitalismus höchstens eine Wohltätigkeit, die sich der „niederen Stände" annimmt, aber die Handschuhe nicht auszieht, um ja nicht in zu nahe Berührung mit dem gewöhnlichen Volk zu geraten. Wohltätigkeitstees und Bazare, die im wesentlichen der Eitelkeit und dem Vergnügen ihrer Veranstalter und Teilnehmer dienen, bringen im Vergleich zu dem, was nottut, lächerlich kleine Beträge auf, die den Bedürftigen zugute kommen, jedoch gleich jedem Almosen keinen gründlichen Wandel schaffen können. Reiche Leute mit schlechtem Gewissen glauben sich von unbehaglichen Gefühlen, die ihnen ihr Reichtum und seine Herkunft bereiten, dadurch loszukaufen, daß sie einen Wohltätigkeitsverein gründen oder ein Heim für gefallene Mädchen stiften. Das englische Volk antwortet auf eine solche Gesinnung mit einer in diesem Krieg bedenklichen Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des Vaterlandes, das sich gegen die meisten seiner Kinder seit Menschengedenken hart, ja unbarmherzig verhält und nur wenige Bevorzugte mit seinen Gaben überschüttet. Es gibt für die Frauen keine Kindertagesstätten, keine Krippen, keine Säuglingsheime, keine Werkverpflegung, keine Gesundheitsführung in den Betrieben, und wer ein Kind erwartet, muß bis an die letzte Grenze der Möglichkeit arbeiten, denn eine Unterstützung erhält die junge Mutter erst dann, wenn das Kind zur Welt gekommen ist. Ein Anspruch auf Urlaub, Ablösung und Erholung besteht nicht, und so hat die arbeitende englische Frau, ausgenützt und überlastet, nur dann einen Trost, wenn sie so einfältig ist, an die plutokratischen Versprechungen einer besseren Zukunft zu glauben.

Wir wollen nicht sagen, daß wir Wilden immer und unter allen Umständen bessere Menschen sind oder waren. Wir haben gleich den Engländern, wenn auch in bescheidenerem Maße, den Aufstieg des bürgerlichen Kapitalismus im 19. Jahrhundert erlebt, und so ehrenvoll in unserem Gedächtnis die führenden Männer unserer Industrie auch als Vertreter sozialer Gerechtigkeit dastehen, es gab manche Unternehmer, die sich ihrer Pflichten gegen ihre Arbeiter nicht bewußt waren und an nichts eifriger als an den eigenen Geldbeutel dachten. Die Antwort der Arbeiterschaft war Mißtrauen, war Haß, war Revolution. Schon vor mehr als hundert Jahren wurde in Deutschland der Samen der internationalen Sozialdemokratie gestreut, und daß er auf empfänglichen Boden fiel, war nicht zuletzt die Schuld eines auf seinen Besitz wie ein ewiges Erbe pochenden Bürgertums. Der Unternehmer und der Arbeiter standen sich oft als Gegner gegenüber, und nicht erst zu Ende des Jahrhunderts, sondern gleich zu Beginn des industriellen Zeitalters. Auch das gemütliche und harmlose Biedermeier hatte seine ernsten sozialen Kämpfe. Einen von ihnen hat Gerhart Hauptmann in seinen „Webern" gestaltet, und es ist bezeichnend für den kapitalistischen Geist der Jahrhundertwende, daß die Stützen der damaligen Gesellschaft ihm dieses Stück nicht verzeihen konnten. Sie erblickten in dem Dichter einen Parteigänger der fluchwürdigen Sozialdemokratie, die ihn in der Tat auch als einen Gesinnungsgenossen beschlagnahmte, während doch beide Teile irrten und der Poet keinem Parteigebot, sondern nur dem seines fühlenden Herzens gefolgt war. An der kleinen Welt des schlesischen Weberaufstandes im Frühsommer vor hundert Jahren läßt sich die Schuld des Bürgertums ablesen. In einer Wirtschaftskrise, die den schlesischen Webwaren die wichtigsten Märkte des Auslandes verschloß, dachte ein Mann wie der Fabrikant Zwanziger in Peterswaldau nicht daran, selbst ein Opfer zu bringen, sondern legte alle Lasten auf die für ihn fronenden Heimarbeiter, denen er den ohnehin dürftigen Lohn um über die Hälfte kürzte. Die Maschine zeigte dem Menschen ihr grausames Gesicht. Sie schien, wie man anklagend schrieb, zu ermöglichen, mit der Macht des Geldes ihre Besitzer reich und alles in der Runde arm zu machen und abhängig zu erhalten. Am 4. Juni 1844 kam es in Peterswaldau und in anderen Weberorten zu Krawallen. Die Weber stürmten Zwanzigers Fabrik und Wohnung. Maschinen wurden zerstört, ein mit beruhigenden Worten auftretender Pastor ins Wasser geworfen. Als die Unruhen um sich griffen, rückte Militär aus Schweidnitz ein, vier Kompanien und eine Batterie unter einem Major. Es wurde geschossen und gab Tote und Verwundete. Mit Blut wurde der Aufruhr beendet. Wenige ahnten, daß es mehr

als ein Krawall gewesen war. In den Schulgeschichtsbüchern stand nichts von den Webern zu lesen. Die bürgerliche Welt hielt es für ratsam, von diesem und von ähnlichen Vorkommnissen zu schweigen. Sie glaubte lange, allzu lange, daß man der sozialen Schwierigkeiten des industriellen Zeitalters mit kleinen Mitteln der Beruhigung oder der Betäubung Herr werden könne, und wurde sich nicht darüber klar, daß sie eine geschichtliche Schuld auf sich lud. Das Bürgertum hat sie bezahlt, indem es auf die ihm zugefallene Führung des Volkes frühzeitig verzichten mußte.

Es hat keinen Zweck, Vergangenem nachzutrauern oder gar zu erwägen, wie man besser gehandelt hätte. Unser deutsches Bürgertum, in seinem Kern immer vaterländisch gesinnt, hat rechtzeitig erkannt, wie umwälzend nicht nur, sondern auch wie segensreich die durch den Nationalsozialismus herbeigeführte Beseitigung der Klassen und ihrer Gegensätze auf die Einheit des Volkes wirken mußte, und hat sich vorbehaltlos in den Dienst der neuen Idee gestellt. Seine politische Rolle ist ausgespielt, und auch die gesellschaftliche ist dahin, seitdem jeder entsprechend seinen Fähigkeiten und ohne Rücksicht auf Abkunft oder Vermögen in die höchsten Stellungen rücken kann, die der Staat zu vergeben hat. Unangetastet geblieben ist, was unantastbar ist, weil es zu den teuer erworbenen Kronschätzen der Nation zählt: die bürgerliche Leistung der vier Jahrhunderte seit der Reformation in Kunst und Dichtung, in Wissenschaft und in Musik, der vier Jahrhunderte, die der Bürger geprägt hat, ohne daß er jemals dazu gekommen wäre, die Zeit auch politisch herrschend zu formen.

Die bürgerliche Welt auf der anderen, der uns feindlichen Seite hat nicht das Glück, durch eine große Persönlichkeit gewandelt zu werden. Sie macht es wie der Fabrikant Zwanziger vor hundert Jahren in Peterswaldau: wenn sie in Gefahr gerät, weniger zu verdienen, so hängt sie den ihrem guten oder bösen Willen Überantworteten den Brotkorb höher. So haben die Engländer und die Amerikaner es mit den eigenen und fremden Völkern immer gehalten. Der Sturm, der sich gegen die Plutokratien erhoben hat, wird nicht so harmlos verlaufen wie die Weberrevolte für Herrn Zwanziger vor hundert Jahren. Um ihn hin- und anzuhalten, reden die Fabrikanten der Meinung in London und Neuyork ihren Völkern ein, sie müßten für die Demokratie gegen die Tyrannei des Nationalsozialismus kämpfen. Jedoch allmählich gehen der Welt, auch der uns feindlichen, mehrere Seifensieder auf, und man erkennt, daß hinter der Maske, die die Vertreter der angeblich so soliden bürgerlichen Welt in den angelsächsischen Ländern tragen, der jüdische Bolschewismus sich verbirgt.

Paul Oskar Höcker †

Am 6. Mai ist ein Mann gestorben, der den Monatsheften, ihren Lesern und ihrem Verlage durch viele Jahrzehnte besonders eng verbunden gewesen ist, Paul Oskar Höcker, ehedem Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter dieses Blattes. Unserem ganzen Volk war er als Romandichter wohlbekannt, einer der erfolgreichsten Schriftsteller seiner Zeit. Viele seiner besten Werke sind in Velhagen & Klasings Monatsheften zuerst erschienen, und wenn Höcker es als Schriftleiter immer als die vornehmste Aufgabe unserer Zeitschrift erkannte, daß sie Freude in die Häuser und Herzen bringen sollte: er hat diese Aufgabe auch als Dichter gelöst. Eine manchmal in der allzu dünnen Luft ästhetischer Spekulationen schwebende Literaturkritik hatte für ihn und für verwandte Begabungen die Bezeichnung des Unterhaltungsschriftstellers geprägt und verband damit einen mehr oder weniger abschätzigen Sinn. Höcker durfte es mit Recht als eine Ehre empfinden, wenn man von ihm sagte, daß er Unterhaltungsromane schrieb, denn wenn er eine Abneigung gegen eine Literaturgattung verspürte, so war es die gegen langweilige Bücher, womit er abermals recht hatte. Wieviel Kunst er in seiner Gattung zu entwickeln verstand, hat erst vor kurzem in diesen Heften Eckart von Naso auseinandergesetzt, als er den neuesten Roman von Paul Oskar Höcker besprach.

Der weit über die Grenzen Deutschlands reichende Ruhm Höckers lag zu einem Teil darin begründet, daß er mit untrüglicher Sicherheit Stoffe fand, die jedermann interessierten. Jedoch man irrte, wollte man glauben, daß sich in dieser journalistischen Fähigkeit seine Begabung erschöpft hätte. Gleich jedem echten Dichter war auch er ein Herzenskündiger, und wenn es unter seinen frühen Büchern manches um des lieben Brotes willen schnell geschriebene gibt, an das er sich später nur noch mit gutmütiger Selbstironie erinnerte: je älter er wurde, um so tiefer packte er seine Probleme an, etwa in dem hier erschienenen „Thaddäus“ oder dem aus Bismarcks Leben geschöpften Roman „Die reizendste Frau – außer Johanna“. Es lag ihm nicht, seine Probleme tragisch zuzuspitzen; er zog, wo es eben möglich war, die harmonische Lösung vor, und wenn man sagt, daß das eine Schwäche war, so war es gewiß auch ein Vorzug, zumal in einer literarischen Welt, die in weiten und einflußreichen Kreisen den Krampf für das Zeichen höherer dichterischer Berufung hielt.

In einem seiner reizvollsten Bücher, das er nach einem Wort Goethes „Gottgesandte Wechselwinde“ genannt hat und das im Verlage von Velhagen & Klasing erschienen ist, hat Höcker sein Leben und mit besonders liebevoller Ausführlichkeit seine Kinderzeit beschrieben. Sein Vater, der ausgezeichnete Schauspieler Oskar Höcker, war einer der meistgelesenen Jugendschriftsteller seiner Zeit, und manche seiner ihre Stoffe vorzugsweise und verdienstlich aus der vaterländischen Geschichte wählenden Bücher sind noch heute wie vor dreißig oder sechzig Jahren imstande, junge Herzen zu begeistern, junge Köpfe zu belehren. Noch in seinen alten Tagen hat es Paul Oskar Höcker Freude gemacht, wenn man ihn mit seinem Vater verwechselte, und er hat ihm zu seinem hundertsten Geburtstag im „Daheim“ einen von dankbarer Sohnesliebe erfüllten Gedenkaufsatz geschrieben. Als Höcker am 7. Dezember 1865 geboren wurde, war der Vater Mitglied des Hoftheaters in Meiningen, doch hat sich Höcker nie als Meininger betrachtet. Er ist in Karlsruhe aufgewachsen und fühlte sich im Badener Land als in seiner Heimat. Schriftsteller ist er auf dem Umweg über den Musiker geworden. Die Liebe zur Musik und die Kenntnis dieser Kunst offenbaren sich in vielen seiner Romane, von den „Musikstudenten“ bis zum „Schloß Favorite“. In Berlin, wo er sich als freier Schriftsteller niederließ, begann sein in den Anfängen mühsamer, bald glänzender Aufstieg, und in Berlin fand er in der Schriftleitung dieser Hefte eine Stellung, die ihm bald genau so am Herzen lag wie seine Dichtung.

Er war ein ausgezeichneter Schriftleiter, was auch ein berühmter Schriftsteller nicht immer zu sein braucht. Niemals ist er der Versuchung erlegen, die eigene Art als die allgemein verbindliche anzusehen. Im Gegenteil hatte er ein weites Herz und nahm auch das ihm Fremde gern auf, sofern es ihm nur echt und vor allem deutsch erschien. Seine heitere und offene Persönlichkeit gewann ihm das Vertrauen

derer, die auf seinen Ruf ihre Arbeiten den Monatsheften gern übergaben. In der Schriftleitung selber, im Kreise seiner Kollegen war er der fruchtbarste Anreger. Kaum ein Tag verging, an dem er nicht mit einem Einfall erschien, den ihm der vergangene, ein Bummel über den Kurfürstendamm, ein Ritt durch den Grunewald, ein Gespräch in einer Gesellschaft geschenkt hatte. Schmiegsam und willig wuchs er in die bürgerliche Überlieferung der Zeitschrift, die ja auch seine Überlieferung war, aber noch als Siebziger war er sorgsam bemüht, sie innen und außen vor dem Veralten zu bewahren. Er verstand die Zeichen der Zeit.

Als bald Neunundsiebzigjähriger ist er nun wahrhaft heimgegangen, in Baden-Baden hat den bewundernswert Rüstigen ein Schlag gerührt, in Rastatt ist er bei seiner ältesten Tochter gestorben, in dem Lande seiner Jugend. Er war ein glücklicher Mensch, der Sorgen und Bedrückungen mit strahlendem Optimismus zu überwinden wußte. So ist denn auch nach einem reichen und wohlausgeschöpften Leben der Tod als Freund zu ihm gekommen und hat ihn der letzten Sorge enthoben, der nach einem neuen Heim, nachdem ihm das durch eine erlesene Geselligkeit ausgezeichnete von feindlichen Brandbomben zerstört worden war. Wenn ihm etwas den Abschied schwer gemacht hätte, so wäre es die nun unerfüllte Sehnsucht gewesen, den siegreichen Frieden zu erleben. Er gehörte zu den Kämpfern des vorigen Weltkrieges, zu dessen Beginn er als Landsturmhauptmann das in zahllosen Auflagen selbst in Japan verbreitete Buch „An der Spitze meiner Kompanie“ geschrieben hat und in dessen späterem Verlauf er der Schöpfer der besten Kriegszeitung, der Liller, geworden ist. Aufs schmerzlichste berührte ihn der schmähliche Ausgang im November 1918, und mit Begeisterung begrüßte er die große Wende, die den Dichter, den Bürger, den Soldaten mit neuer und unerschütterlicher Hoffnung auf das große deutsche Vaterland erfüllte.

Von Uschi zu Ursula

ROMAN VON OTTO ANTHES

(1. Fortsetzung)

Es war Frühling geworden. Auch in Seedorf, wo das lange zu währen pflegte. Diesmal war er sogar früher gekommen, als es dortzulande der Brauch war. Da schlenderte ein Mann, wie man sie im Ort nicht oft zu sehen kriegte, die sonnige Dorfstraße hinab. Er trug ein wollenes Hemd ohne Kragen. Der Mann schaute angelegentlich nach rechts und nach links, suchte offensichtlich einen Eingeborenen zu erspähen, den er fragen könnte. Aber es war kein Mensch zu erblicken. Es ging auf den Mittag, und alles war in der Tiefe der weiträumigen Gehöfte beschäftigt. So gelangte der Fremde unbeschieden und unversehens zum Schulhaus. Als er den Barren auf dem Rasenplatz entdeckte, sagte er befriedigt: „Aha! Die Akademie der Wissenschaften kündigt sich an.“ Im selben Augenblick aber vernahm er durch die offenen Fenster der Schulstube die lehrhaft erhobene Stimme dessen, der drinnen seines Amtes waltete. Da duckte er den Kopf, schlich am Haus vorüber und drückte sich die Dorfstraße weiter hinab, bis sich zwischen Häusern und Bäumen hindurch der See vor ihm öffnete. Er trat ans Ufer. Es gab da eine Art von Hafen, ein kleines von Findlingen eingefaßtes Becken. Aber nur ein einziger Kahn lag darin, und der war so alt und baufällig, daß man sah: die Einwohner gaben sich der Seefahrt nur in geringem Maße hin. Die Schenke indessen, die sich ein wenig erhöht über dem Hafen erhob, zeigte sich einladend durch ein buntes Schild, unter dem eine schmale, sauber gestrichene Holzveranda die Vorderseite des Hauses entlanglief. Es war genau so still und menschenleer hier wie im ganzen Dorf.

Der Fremde betrachtete sich alles eingehend. Darauf war er im Begriff, die zwei Stufen zur Veranda hinaufzusteigen, als ein kleiner Junge und zwei kleine Mädchen in kurzem Abstand hinter ihm in schnellem Lauf vom Dorf her sichtbar wurden. Sie schwenkten alle drei ihre Schulranzen übermütig um sich her. Der Fremde gab seine Absicht auf die Schenke auf und ging den Kindern entgegen.

„Ist die Schule aus?“ rief er sie an.

Die Kinder blieben stehen, traten zur Seite und ließen ihre schlenkernden Ranzen zur Erde sinken. Eine Antwort gaben sie nicht. Da der Fremde auch keine brauchte, ging er weiter.

Da erst schrie der Junge hinter ihm her: „Jo! De School is ut.“

„Na also!“ sagte der Fremde vergnügt.

Er beschleunigte seine Schritte, bis er die Schule wieder erreicht hatte. Da machte er Halt und spähte durchs offene Fenster in die Schulstube. Der Lehrer, Armin Holzer, der ihn von drinnen bemerkt hatte, erschien im Fensterrahmen und fragte höflich: „Wünschen Sie etwas?“

„Das walte Gott!“ sagte der Fremde mit einem leisen Lachen in der Stimme. „Ob ich etwas wünsche!“

Er näherte sich dem Fenster und streckte Holzer eine mächtig große Hand hin. „Jobst Wunderlich heiße ich. Ich bin der Musiker, der Ihnen damals aus Wien geschrieben hat.“

Holzer erschrak und unterließ im Schreck, die dargebotene Hand zu ergreifen. „Ich komme hinaus“, stotterte er.

Er wandte sich ins Zimmer zurück und machte sich einiges Überflüssige zu schaffen, um erst einmal seine Fassung wiederzugewinnen. Er schlug die Schranktür geräuschvoll zu, rasselte mit dem Schlüsselbund an der Schieblade seines Lehrstuhls und wischte die Wandtafel säuberlich mit dem Riesenschwamm ab.

Der Musiker wartete draußen geduldig und mit allen Anzeichen innerlichster Vergnügtheit.

Dann hatte sich Holzer so weit gesammelt, daß er, hinaustretend, die Unfreundlichkeit von vorher wieder gutzumachen, dem Musiker nun seinerseits die Hand reichte. „Wollen Sie nicht näher treten?“ fragte er.

„Natürlich will ich“, erwiderte Jobst Wunderlich und lächelte breit. „Wenn ich darf.“

„Ich bitte", sagte Holzer, ließ den Gast zur Tür ein und wies auf die schmale hölzerne Stiege, die nach oben führte.

Oben schaute Annedore aus der Küchentür.

„Ich habe Besuch", rief Holzer ihr zu. Und sich zu Wunderlich wendend, fügte er hinzu: „Meine Frau." Da hatte Annedore aber die Tür schon wieder zugeklappt.

Wunderlich lachte übers ganze Gesicht.

„Ich errege Schrecken, wo ich erscheine", stellte er mit feistem Behagen fest.

„Nein, nein", wollte Holzer leugnen.

„Doch, doch", sagte jener unerschütterlich. „Sie sind auch erschrocken. Aber das gibt sich."

Holzer ließ ihn ins Wohnzimmer treten. Da der Tisch vor dem kleinen Ledersofa schon zum Mittagessen gedeckt war, bat Holzer den Ankömmling, in dem uralten Ohrenstuhl am Fenster Platz zu nehmen.

Holzer empfand das Bedürfnis, zu der Veranlassung ihres Zusammenseins etwas zu sagen. „Ich habe Ihnen damals geantwortet . . ." fing er an.

„Nichts davon!" wehrte Wunderlich ab. „Ich bin jetzt lediglich hier, um den Mann von Angesicht zu sehen, der ein Stück wie die ‚Cornelia' geschrieben hat. Zu sehen, wie er ausschaut, wie er haust, wie er lebt." Er war dabei, sich seine Pfeife anzuzünden, als er den gedeckten Tisch gewahrte. „Oh!" sagte er gedehnt und ließ von seiner Pfeife ab. „Sie wollen essen. Ich störe Sie."

„Gewiß nicht", beeilte sich Holzer zu versichern. Und da ihm allgemach seine Sicherheit wiederkam, setzte er mit freundlichem Lächeln hinzu: „Von Störung kann gar keine Rede sein. Am allerwenigsten, wenn Sie einen Teller Suppe mit uns essen wollen."

„Das wäre ja noch schöner! Das heißt, ich meine, das wäre sicher sehr schön. Aber das geht nicht an. Nein, nein, ich danke Ihnen bestens."

Holzer wurde immer zuversichtlicher. „Haben Sie denn schon gegessen?" fragte er pfiffig.

„Nein, das nicht. Aber . . ."

„Also!" sagte Holzer aufmunternd. Er ging zur Tür und rief hinaus: „Annedore, kannst du einen Augenblick kommen?"

Annedore kam und sah reizend aus.

„Herr Wunderlich", stellte Holzer vor, „aus Wien. Du weißt, der Herr, der eine Oper aus meiner ‚Cornelia' machen wollte. Hast du für uns drei zu essen?"

„Aber selbstverständlich. Wenn der Herr vorlieb nehmen will."

„Was gibt's denn?"

„Ich habe nur eine Erbsensuppe mit Einlage. Und ein bißchen selbsteingemachtes Obst."

„Erbsensuppe!" Wunderlich reckte sich voller Begeisterung. „Herrlich! Eine Frau, die eine Erbsensuppe richtig kochen kann, hat meine ganze Hochachtung. Ich möchte sagen: meine ganze Liebe. Und daß Sie es richtig können, seh' ich Ihnen an der Nasenspitze an."

Sie zupfte mit spitzen Fingern ihr kräftiges Näschen und lachte. „Mit der Nase koch' ich nun allerdings nicht."

Er wurde eifrig. „Oh, sagen Sie das nicht! Die Nase spielt eine wichtige Rolle beim Kochen. Ich muß das wissen, denn ich koche selbst mit Leidenschaft."

„Um so schlimmer!" Dabei zog sie sich nach draußen zurück. Er aber drängte nach und folgte ihr in die Küche, indem er Holzer einfach stehen ließ.

Holzer strich sich mit der Hand über die Stirn. ‚Was ist das nur mit diesem Mann?' dachte er unruhig. ‚Er gefällt mir so gut, und ich möchte doch gar nicht, daß er mir gefiele.'

Als er wenig später nachfolgte, saß der Musiker auf dem hölzernen Küchenstuhl, hatte sich seine kleine Pfeife angebrannt und war mit Annedore in ein eifriges Küchengespräch verwickelt.

„Was haben Sie für eine Frau!" rief er den Eintretenden an. „Kein Wunder, daß Sie sich in Ihrer Wildnis wohl fühlen."

„Haben Sie keine?" fragte Annedore.

Wunderlich schwieg ein Weilchen. Dann sagte er ernst: „Ich hatte eine. Ich war auch verheiratet. Mit einer ausgezeichneten Frau. Ohne sie wäre ich schon früh vor die Hunde gegangen."

Alle drei blieben darauf stumm. Dann schüttelte Wunderlich den Ernst von sich. „Aber das erzähl' ich Ihnen alles später. Jetzt wollen wir mal bloß an die Erbsensuppe denken."

Das Essen, denkbar einfach, verlief in großer Heiterkeit.

„Was sind Sie eigentlich für ein Landsmann?" fragte Annedore.

„Berliner."

„Dacht' ich's doch!"

„Warum?"

„Weil Sie . . ."

„Weil ich eine solche Schnauze habe?" fiel er ein.

„O nein!" Sie erschrak und sah auf seinen großen Mund, der bei aller Laune, die er hervorsprudelte, doch auch einen Zug von Ernst, ja von Leid und Weh zu haben schien.

„Ich bin übrigens", erläuterte er, „ziemlich jung schon von Berlin weggekommen und seitdem eigentlich nirgends recht heimisch geworden. Meine Heimat ist die Musik."

Nach dem Essen gingen Wunderlich und Holzer zum Krug nach dem See hinunter. Es gelang Holzer nach längeren Verhandlungen, die Krügersfrau zu überreden, daß sie dem Fremden ein Stübchen und nach weiteren Bemühungen auch das dazugehörige Frühstück einräumte.

„Mittags und abends müssen Sie dann schon bei uns essen", sagte Holzer, als sie den Krug wieder verließen.

Sie beschlossen einen kleinen Spaziergang zu machen. Vom Hafenplätzchen gingen sie einige Schritte am Wasser entlang. Unendlich still wirkte die weite Wasserfläche, von keinem Kahn belebt, und ebenso ruhevoll umstanden sie die dunklen Wälder auf beiden Ufern.

„Schön!" stellte Wunderlich fest.

Und plötzlich sich zu Holzer wendend, fragte er: „Wie sind Sie in dieser Umwelt, in Ihrem geheimnisvoll ruhigen Leben und mit dieser Frau auf die Handlung Ihrer ‚Cornelia' gekommen?"

Holzer zuckte zusammen.

„Das ist eine lange Geschichte", suchte er abzuwehren.

„Das müssen Sie mir sagen", bestand der andere auf seinem Drängen.

Holzer ergab sich. „Den Kern der Handlung bildete die Frage, die sich mir aus menschlichem Erleben und geschichtlichem Vorgang auftrug: wie weit kann Treue gehen und wie weit darf sie gehen? Ist eine Treue mit Grenzen, mit Bedingungen und Einschränkungen – ist sie überhaupt noch Treue? Und ich antwortete: nein. Ich fragte weiter: wenn ein Mensch jederzeit bereit ist, sein Leben hinzugeben für den, der sein Alles, sein Stern, sein Gott ist – sollte er nicht auch bereit sein können, die Frau hinzugeben? Und ich antwortete: ja. Aber meiner Cornelia Stolz bäumt sich dagegen auf, zwischen zwei Männern hin und her getauscht zu werden. Und während der Große sie erwartet, um sie zu nehmen,

geht sie zu ihm, um ihm darzulegen, daß sein Verlangen übel ist. Die Treue des Dieners, sagt sie, hat zum notwendigen Gegenspiel die Treue des Herrn. Ist der Diener aus Treue bereit, alles zu geben, so darf der Herr aus Treue nimmermehr nehmen, was des Dieners Letztes, Eigenstes, Unverschenkbares ist. Ercole ist schon halb überwunden, da verrät sie im Feuer ihrer Beredsamkeit, wie sehr sie selbst unter dem Zwang seiner übermächtigen Persönlichkeit steht . . .“ Und indem Holzer weiter von seinem Stück berichtete, waren sie wieder beim Schulhaus angelangt.

Am Abend gab es Schinken und Wurst zu köstlichem Bauernbrot.

Wenn er verwöhnt sei, meinte Annedore zu Wunderlich, dann würde ihre ländliche Kost ihm wohl wenig behagen. Er hörte auf zu kauen, legte seine Hand auf ihren Arm und sagte: „Kindchen! Wenn Sie wüßten, was ich an Armut durchgemacht habe, würden Sie das nicht sagen. Denn dann wäre es grimmiger Hohn.“

„Das wollte ich doch nicht!“ sagte sie betreten.

„Natürlich nicht. Denn Sie wissen ja nicht. Aber Sie sollen es wissen. Ich war von Jugend auf zu nichts anderem zu gebrauchen als zur Musik. Ich begann als Klavierspieler in niederen Hamburger Kneipen. Ich mußte mein Leben fristen, so oder so. Denn die Musik, die in mir nach ihrem Leben drängte, brannte mir auf der Seele. Obgleich ich Nacht für Nacht bis zum frühen Morgen die Tasten drosch, reichte das, was ich an barem Gelde verdiente, gerade für die Wohnung. Denn darauf hielt ich: ich mußte ein sauberes Stübchen in einem anständigen Hause haben. Also hungerte ich mich tagsüber durch, bis ich am Abend die Orte meiner künstlerischen Tätigkeit aufsuchen konnte. Da bekam ich zu essen.“

Er hob mit der Gabel die große Scheibe Schinken hoch, die Annedore ihm auf den Teller legte. „So etwas war’s nicht. Aber es war immerhin zu essen. In dieser Zeit lernte ich meine spätere Frau kennen. Bei ihrer Mutter wohnte ich. Sie selbst war in einer Musikalienhandlung tätig. Wir sahen uns eigentlich nur des Sonntags. Am Tage war sie beschäftigt und ich in der Nacht. In meiner freien Zeit komponierte ich auf Teufel komm raus. Und am Sonntag spielte ich ihr vor, was ich geschrieben hatte. So rückten wir uns nah und näher und kamen überein. daß wir fürs Leben zusammenhalten wollten.“

Annedore hatte ein Tränchen in jedem Auge.

Holzer saß still und warf nur von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf den redenden Musiker. Der Mann mochte fünfunddreißig Jahre auf dem Buckel haben, und man sah ihm nicht an, daß er so Schweres durchgemacht hatte. Eher daß er noch ganz andere Dinge ertragen hätte, ohne sich unterkriegen zu lassen. Jetzt legte er Messer und Gabel beiseite und schien mit der Mahlzeit auch die Erzählung seiner Erlebnisse beendigen zu wollen.

„Weiter!“ bat Annedore.

„Es wollte nichts werden mit mir in Hamburg. Da erzählte mir jemand, daß in England bessere Aussichten für Musiker wären. Stracks packte ich auf und fuhr nach London. Das Geld für die Überfahrt schoß mir meine Braut vor. In London ging’s mir zuerst noch dreckiger, aber ich biß mich durch und erlangte sogar nach einiger Zeit eine feste Anstellung. Eine herrliche Anstellung. In einem großen feinen Restaurant. Jeden Abend mußte ich mich aufputzen wie ein Affe, einen roten Frack anziehen und eine Damenkapelle auf dem Flügel begleiten. Aber es bezahlte sich doch so gut, daß ich meine Braut konnte nachkommen lassen. Wir heirateten und konnten leben. Ich schrieb auch jetzt wieder, leichte Gebrauchsmusik, Tänze und sentimentale Lieder. Und da ich jetzt eine Kapelle zur Verfügung hatte, konnte ich meine Sachen auch aufführen. Sie gefielen und wurden gedruckt. Ein kleines Orchesterstück ‚Pamela‘ wird von den Kaffeekapellen in London noch immer gespielt. Aber ich verleugne es.“

„Und wie sind Sie nun nach Wien geraten?“ warf Holzer ein.

Er nickte ein paarmal vor sich hin und sah auf seine Pfeife nieder. „Ich hatte es in London schließlich so weit gebracht“, fuhr er schwerfällig fort, „daß ich den Affenkasten verlassen konnte, weil ich eine Anstellung als Lehrer an einem großen Konservatorium bekommen hatte. Da wir inzwischen auch zwei Kinderchen gekriegt hatten, schien nun endlich das Glück bei uns eingekehrt zu sein. Und dann kam das Unglück. Im Laufe von acht Tagen starben unsere beiden Würmer an einer ansteckenden Kinderkrankheit, und ein Vierteljahr darauf starb meine Frau.“

„O Gott!“ Annedore erschrak im Tiefsten. Und Holzer richtete sich auf, als ob er zu Hilfe kommen müßte.

Wunderlich nickte wieder. „Ja, die Frau! Sie hatte wohl in der Zeit unserer Not und Armut sich zuviel zugemutet und zuviel entbehrt. Was merkt ein Mann davon, wenn er im täglichen erbitterten Kampf ums Brot steht? Und der schnelle Tod der Kinder hat ihr dann den letzten Rest von Widerstandskraft geraubt.“

Es war so still um den Tisch, daß man das leise, bedrückte Atmen der drei hörte. Dann hob Wunderlich den Kopf. „Ja, und dann Wien! In meiner grenzenlosen Vereinsamung nahm ich meine Zuflucht zu der Musik, die in meinem Innern lebte und bis dahin noch nie recht ans Tageslicht gekommen war. Aus meinem Leid heraus schrieb ich eine Symphonie, die vielleicht das beste bleiben wird, was ich je werde machen können. Eine berühmte Musikgesellschaft in Wien hatte ein Preisausschreiben erlassen, ich schickte mein Werk ein, es erhielt den ersten Preis, und einflußreiche Leute der Musikwelt wurden auf mich aufmerksam. Sie wechselten Briefe mit mir und luden mich schließlich ein, doch nach Wien überzusiedeln. Ich legte ihnen offen und ehrlich meine Lage dar, daß ich von meiner Lehrerstelle lebte und keinerlei sonstige Einkünfte hätte. Darauf gründeten meine Gönner eine kleine Gesellschaft musikliebender und wohlhabender Leute, die bereit waren, mir auf ein paar Jahre eine ausreichende Summe zu gewährleisten. Es war sogar ein Fürst darunter. Ja, so etwas gibt’s doch noch. Und so kam ich nach Wien. Aber das alles macht mich nicht unabhängig, setzt mich nicht in den Stand, meinen Geldgebern von der Tasche zu rutschen, geschweige denn dazu, ihnen ihre Unkosten zurückzuzahlen. Ich müßte eine Oper komponieren, die über die Bühnen ginge.“

Er schwieg, und eine tiefe Stille lagerte um den Tisch.

Plötzlich stand er auf. „So!“ sagte er abschließend. „Nun muß ich in meinen Krug.“

„Ich bringe Sie hin“, erbot sich Holzer.

Als die Lehrersleute nachher in ihren Betten lagen, sagte Annedore: „Wirst du ihm dein Stück zu seiner Oper geben?“

„Ich weiß nicht.“

„Überleg’ dir’s!“

„Das sagst du so! Mit Überlegung komme ich da nicht ins Reine. Es dreht sich um ein Gefühl.“

„Dann gib’s ihm aus dem Gefühl!“ bat sie.

Holzer antwortete nicht mehr.

Als Wunderlich erwachte, sah er geradewegs in die Sonne hinein. Das einzige Fenster seines Stübchens ging auf den See, und einen Vorhang gab's nicht. Er sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster. Beinahe hätte er einen lauten Jubelruf ausgestoßen. Der Wald am jenseitigen Ufer, gestern noch bräunlich und ruhevoll, hatte über Nacht grüne Lichter aufgesetzt und feierte im Sonnenschein ein reges Fest der Farben. Ein leichter Wind ging über die Seefläche und warf kleine Wellchen auf. Leben, Frühling, Hoffnung! Er steckte Holzers „Cornelia", deren Buchausgabe er sich gleich bei ihrem Erscheinen gekauft hatte, in die Tasche und ging hinunter, wo ihn sein Frühstück erwartete. Der Mangel an Bereitwilligkeit, den die Krügersfrau bei seiner Aufnahme gezeigt, hatte sich nicht auf die Güte der Bewirtung übertragen. Es gab trinkbaren Kaffee, grauschwarzes Brot und köstliche Butter, dazu Wurst, Schinken und Käse. Er frühstückte mit Behagen, wobei es ihm sogar gelang, ein paar Worte mit der Wirtin zu wechseln, die ab- und zuging.

Den Vormittag verbrachte er sitzend, umhergehend, wieder sitzend, lesend, sinnend, den Klängen lauschend, die seine musizierende Seele emporwarf. Erst als ihm die Uhr zeigte, daß die Schule vorbei sein müßte, lenkte er die Schritte zum Schulhaus. Annedore erschien im Giebelfenster.

„Schnell! Schnell!" rief sie. „Die Kartoffelpuffer werden sonst kalt und drög."

„Kartoffelpuffer!" schrie er und rannte ins Haus. Im Flur prallte er wider Holzer, der im Begriff war, vor die Tür zu treten und nach ihm auszuschauen. Er packte seine Hand.

„Mensch!" sagte er stürmisch. „Holzer! Gib mir deine Hand und sag du zu mir! Wir sind ja doch verwandt, magst du wollen oder nicht. Man sucht sich seine Verwandten nicht aus, sie sind eben da, und man muß sich mit ihnen abfinden. Find dich damit ab, daß ich da bin!"

Holzer war rot geworden und wußte nichts zu sagen. Aber die Hand Wunderlichs umschloß er mit festem, langem Druck.

Dann stürmte Wunderlich die Treppe hinauf. Annedore trat, von dem Gepolter gerufen, aus der Tür.

„Annedore!" rief Wunderlich atemlos. „Holzer und ich sind eben Vettern geworden. Also bist du meine Base. Komm! Vettern drückt man die Hand, Basen küßt man auf den Mund." Und schon hatte er es wahr gemacht und die Überraschte geküßt.

„Ja, was ist denn los?" brachte sie endlich gänzlich verwirrt, doch selig verwirrt, aus dem geküßten Mund heraus.

Wunderlich tanzte auf dem kleinen Vorflur umher. „Los! Los!" sang er. „Der Frühling ist los. Die Freundschaft ist los. Das Glück ist los."

Als sie danach um den Tisch saßen, waren sie alle drei ein bißchen verlegen.

„Ja", fing Wunderlich schließlich an, „nun hab' ich euch wohl bös überrumpelt. Aber das mußte sein. Ich hab' euch schon, euch beide, so tief ins Herz geschlossen, daß etwas geschehen mußte, wenn mein Herz nicht platzen sollte."

Sie reichten sich um den Tisch herum die Hände, sahen sich tief in die Augen und nickten einander zu.

„Amen!" sagte dann Annedore und legte jedem einen Puffer auf den Teller.

Es wurde ein köstlicher Tag. Zunächst saßen sie zusammen, sprachen nicht viel, schauten einander an und wunderten sich. Am Nachmittag lief Wunderlich davon – „auf einen Augenblick! Ich bin gleich wieder da" – und suchte den Krug auf. Es glückte ihm, des Krügers habhaft zu werden, den er bis dahin noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Er fragte ihn, ob er Wein hätte.

„Win?" sagte der Krüger bedächtig. „Ick hev woll Win. In Keller. Awwer de is düer."

Wunderlich war begeistert von seinem Äußeren und seinem Gehaben. „Natürlich ist er teuer. Darum will ich ihn ja gerade haben!"

„Jo", sagte der Krüger unerschütterlich, „een poor Buddel Rotspon liggen dor. Vun Lorenz Harms un Seuhne, in Lübbeck, Engelsgrov. Den trinken die Lübbecker, wenn sei in Summer kamen."

„Her damit!" Wunderlich packte ein paar Flaschen auf und zog damit zum Schulhaus zurück.

„Gläser her, Annedore!" kommandierte er.

„Wo hast du denn den her?" fragte Holzer maßlos verwundert, als er die Flaschen sah.

„Vom Krüger."

„Das muß man sagen! Du bist ja wohl ein Hexenmeister. Blinkfüer rückt sonst seinen Wein nur für seine bestbekannten Gäste heraus."

„Ich denke noch ganz andere Hexenstückchen zu vollbringen", sagte Wunderlich mit tiefgründigem Lächeln.

Er hatte eingeschenkt und ergriff sein Glas.

„Holzer! Armin! Bruderherz! Trink mit mir! Auf daß unsere Seelen ineinander strömen. Dichtung und Musik!"

Sie tranken. Annedore stand dabei, ihr Glas in der Hand.

Als Holzer ausgetrunken hatte, faßte er Wunderlich fest ins Auge.

„Jobst", sagte er feierlich, „weil du es bist – du sollst mein Stück komponieren."

Annedore stieß einen kleinen Jubelruf aus. Sie setzte schnell ihr Glas zur Seite, fiel Holzer um den Hals und küßte ihn.

„Annedore!" rief Wunderlich. „Schwesterseele! Mich auch!"

Im Oktober, genau ein Jahr nach der Uraufführung der „Cornelia", begann Uschis Triumphzug über die Varietébühnen und Kabarette. Aloys Pfundtner hatte ihr erstes Auftreten in der „Hölle" ermöglicht, einer Kleinkunstbühne für die anspruchsvolleren Liebhaber dieser Kunstgattung. Es wurden dort außer Einzelvorträgen allabendlich auch kleine Stücke geboten, in denen Schauspieler von Namen auftraten. Die kamen aus ihren Theatern, nachdem sie dort ihre Rollen gespielt hatten, spät am Abend noch in die Hölle, um sich eine Zubuße zu ihren Gagen zu holen. Pfundtner hatte wochenlang vorher schon eine emsige Werbetätigkeit für das erste Auftreten seines Schützlings entfaltet und es fertiggebracht, daß außer den Stammgästen der Hölle auch eine große Anzahl von angesehenen Leuten der Kunst und des Schrifttums auf den bequemen Sesseln des kleinen, geschmackvoll geformten und geschmückten Saales saßen. Der Abend wurde zu einem Bombenerfolg für Uschi.

Als die Nummer vorüber war und Uschi nach zahllosen Hervorrufen endgültig in die Kulisse zurücktrat, stand Pfundtner da mit ausgebreiteten Armen.

„Uschi!" konnte er nur sagen, und die Stimme zitterte ihm dabei.

„War's gut?" fragte sie mit kurzem Atem.

Er schloß sie in die Arme.

„Ausgezeichnet war's. Ganz ausgezeichnet. Nun sind wir gemacht, Uschi. Hab' ich es dir nicht gesagt?"

„Ja, das hast du!" Sie strahlte ihn an. Und das Du, das ihr zum erstenmal über die Lippen trat, kam ungerufen. Es mußte sein. Sie gehörten zusammen.

Er sah sie mit sich verdunkelnden Augen an.

Uschis alter Gesangsmeister, Professor Seerock, hatte auf einem Sperrsitzplatz der zweiten Reihe neben einem Komponisten gesessen, der zur Zeit in Wien einige Aufmerksamkeit in den musikalischen Kreisen erweckt hatte durch eine Symphonie, ein paar Kammermusiken und schöne Lieder, einem gewissen Jobst Wunderlich, den er seit einigen Wochen kannte.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte der Alte.

„Ja, wie komme ich her?" Wunderlich lachte. „Ich weiß es eigentlich selber nicht. Seit Tagen höre ich um mich herum, man müsse unbedingt hierhergehen, um eine ausgezeichnete neue Chansonsängerin zu hören. Konnte mich im Grunde gar nicht reizen. Aber dann hat man mir eine Karte in die Hand gesteckt, geradezu mit der Verpflichtung, sie auch zu benutzen. Und schwach, wie man ist . . ."

„Ja, ja, der Pfundtner! Der versteht zu trommeln."

„Wer ist Pfundtner?"

„Der Direktor des Theaters, an dem die Frau da oben engagiert ist. Wie fanden Sie sie übrigens?"

„Ich fand sie so gut, daß ich nur bedaure, sie in dieser Umwelt zu sehen."

„Ja, nicht wahr", unterbrach ihn der Professor eifrig. „Das sag' ich auch. Sie studiert nämlich bei mir und mit einem Fleiß und einer Auffassung, daß ich immer beklage, sie nicht für die Oper ausbilden zu dürfen."

„Für die Oper?" Wunderlich zweifelte. „Das heißt, ja", fügte er sinnend hinzu, „wenn die Oper... Es sind ja verschiedene Arten von Opern denkbar. Eine ganz neue Art könnte vielleicht . . . man könnte sich das vorstellen . . ."

Der alte Meister verstand nicht, was der Komponist mit seinen abgerissenen Sätzen im Sinn hatte.

Pfundtner hatte einen Wagen bestellt, um Uschi nach Hause zu bringen. Das war noch nie vorgekommen. Er war überhaupt von einer Aufmerksamkeit, die sie bis dahin an ihm nicht kennengelernt hatte.

Nun hatte sie es erreicht, nun hatte sie ihren ersten großen Tag erlebt, nun würde auch zu ihr der Ruhm kommen. Wie damals zu Holzer. Holzer! Sie hatte in der letzten Zeit ihrer Aufregungen und Anstrengungen nur selten noch an ihn gedacht. Zu schnell war er selbst aus ihrem Gesichtskreis und sein Name aus dem Gerede der Menschen entschwunden. Nun stand er mit einem Male wieder in voller Lebendigkeit vor ihr, der merkwürdig einfache Mann, der ein so seltsam schönes Werk geschaffen und an dessen Aufflammen am Wiener Kunsthimmel sich ihr eigenes Leuchtenwollen zur Gluthitze entzündet hatte.

‚O Gott', dachte sie gerührt und voller Mitleid, ‚wie mag ihm jetzt in seiner Einsamkeit zumute sein?'

Zu Hause angelangt, machte Uschi es sich bequem. Eine wohlige Abspannung, Glieder und Gedanken lösend, senkte sich auf sie herab. Sie warf nur, nachdem sie das Kleid abgelegt hatte, einen bunten Kimono um und streckte sich auf den Diwan. Pfundtner ging im Zimmer auf und ab.

„So weit wären wir nun", sagte er und rieb sich sacht die Hände. „Aber wir wollen uns nun nicht etwa einbilden, daß wir schon am Ziel wären. Ein Erfolg ist etwas und ist wiederum gar nichts, wenn man ihn nicht auswertet." Er blieb vor ihr stehen. „Auswerten! Darauf kommt es an. Und das werd' ich tun. Für dich. Uschi!"

Und plötzlich verließ ihn wieder seine Haltung. Mit einem fast schmerzlichen Ausdruck im Gesicht sank er am Diwan in die Knie, schlug ihren Kimono auseinander und preßte seinen Mund auf ihre Brust.

Am nächsten Tag stürzte sich Pfundtner in die Arbeit. Er sammelte die Pressestimmen, zog sie aus, ordnete sie nach dem Gesichtspunkt der größtmöglichen Wirkung. Dann schleppte er Uschi zum Photographen und ließ einen Haufen Aufnahmen von ihr machen, im Straßenkleid, in ihren verschiedenen Bühnenkostümen, eine auch ohne jedes Kostüm, nur mit einem Pelz um Brust und Nacken. Als das alles beschafft war, stellte er ein kleines Heft mit Text und Bildern zusammen, ließ es auf bestem Kunstdruckpapier vervielfältigen und verschickte es an alle großen Varieté- und Kabarettbühnen. Ein Bild von Uschi brachte er in einem großen Wiener Modenblatt unter, ein anderes in einer großen Illustrierten. Uschis Name und Gesicht fing an durch die Welt zu wandern. Und bald kamen Anfragen, die er prompt beantwortete, und Anträge, die er geschäftsmäßig und geschickt behandelte. Der Monat, für den Uschi in der „Hölle" verpflichtet war, ging noch nicht zu Ende, als bereits eine Reihe von Verträgen abgeschlossen war, die den halben Winter festlegten.

Uschi hatte in dieser Zeit lange Tage. Da ihr Vertrag mit dem Theater nicht wieder erneuert worden war, hatte sie nichts zu tun, als um elf Uhr nachts für eine halbe Stunde auf der Bühne der „Hölle" zu stehen und ihre feststehende Vortragsfolge zu wiederholen. Wenn sie am Morgen nach dem Frühstück ihre Nummern noch einmal durchgenommen hatte, was sie täglich tat, um ganz fest darin zu bleiben, dann wußte sie den Tag hindurch nicht recht, was sie mit sich anfangen sollte. Pfundtner rief: „Du kannst doch spazierengehen und dir die Läden beschauen, oder . . ."

Sie schüttelte den Kopf und rief: „Ich meine, ich möchte etwas zu tun haben, was ein wirkliches Tun wäre." Aber sie konnte auch nicht sagen, was sie nun eigentlich vermißte.

Ein paar Tage nach ihrem ersten Auftreten saß Pfundtner an ihrem Tisch und schrieb seine Briefe, was er jetzt immer bei ihr tat, während sie vor dem Klavier hockte und in Gedanken bei ihrem Meister Seerock war. Da kam die Kietzinger und meldete, daß ein Herr Schlumberger Uschi sprechen möchte.

„Mich?" sagte sie überrascht.

Aber schon hatte Pfundtner seine Briefe zusammengeschoben und sagte: „Lassen Sie ihn nur herein!"

Ein kugeliger Mann rollte flink durch die Tür, stockte aber alsbald in seiner eiligen Fortbewegung, als er Pfundtner erblickte.

„Ah!" rief er mit sauersüßer Miene. „Da treffe ich ja gleich die ganze Kompanie beisammen. Das hätte ich gar nicht zu hoffen gewagt. Ich dachte . . ."

Pfundtner lächelte boshaft. „Sie dachten Fräulein Seyb allein zu überrumpeln."

„Aber warum nicht gar!" verteidigte jener sich betroffen. Um sich dann eifrig in ein anderes Gespräch zu werfen. „Aber sagen Sie, Pfundtner, kann ich . . ."

Pfundtner unterbrach ihn: „Ich habe die Absicht, mein Theater weiter zu verpachten und mich ganz dem Geschäft für Fräulein Seyb zu widmen."

Schlumberger erschrak sichtlich, faßte sich aber schnell und griente. „Also Kollegen? – Was Sie nicht sagen!"

„Nur für Fräulein Seyb", verbesserte Pfundtner. „Um Ihre sonstigen Vertretungen brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Da werde ich Ihnen nicht ins Gehege kommen."

Als der Agent gegangen war, fuhr Uschi lebhaft auf.

„Das ist doch nicht dein Ernst", rief sie, „daß du dein Theater abgeben willst?"

„Warum sollte es nicht mein Ernst sein?“ sagte er mit seinem schönen tiefdunkeln Ton. „Wenn ich mich ganz und gar für dich und dein Fortkommen einsetzen will?“

„Aber das ist doch ...“ wehrte sie eifrig. „Das tut man doch nicht. Ein Theater ist doch immer ein Theater. Und wenn man es hat ...“ sie brach ab, weil sie nicht aussprechen mochte, was ihr auf der Zunge lag. Aber er hatte sie auch ohnedies sehr wohl verstanden.

„Hast du dir den Unsinn noch immer nicht aus dem Kopf geschlagen?“ sagte er und traf sie mit einem scharfen, mißbilligenden Blick. „Du hast doch nun einmal nicht das Zeug zu einer bedeutenden Schauspielerin. Während dir auf dem Varieté eine Zukunft winkt wie selten einer Frau.“

Sie schwieg, geschlagen und beschämt.

Uschi lernte in den Stunden bei Seerock gelegentlich auch andere Menschen von der Kunst kennen und nahm alles, was bei solchen Anlässen Bedeutsames und Eindringendes gesprochen wurde, als willkommene Nahrung für ihren Wissenshunger in Dingen der Kunst in sich auf. Einmal traf sie dort den Komponisten Jobst Wunderlich. Er erinnerte sich Uschis und ihres ersten Auftretens in der „Hölle“ wohl, aber er ging sehr kurz darüber hinweg. Sein Eindruck davon war offenbar nicht übermäßig stark, jedenfalls nicht nachhaltig gewesen.

Der alte Meister wollte seinem Liebling die etwas bittere Pille dieser Nichtbeachtung versüßen und sagte: „Ja, dieses Kind! Sie hat sich nun dem Brettl ergeben und wäre doch zu ganz was anderem geschaffen.“

„Jeder, wozu es ihn drängt!“ sagte Wunderlich obenhin. Er schien mit seinen Gedanken weit weg zu sein. Und plötzlich, da der Meister und Uschi betreten schwiegen, brach er los: „Wissen Sie, Professor, woran ich jetzt Tag und Nacht denke? An eine Oper, an der ich schreibe.“

„Eine Oper?“ horchte Seerock auf. „Das ist ja sehr erfreulich.“

Wunderlich sah ihn erstaunt an. „Ach was!“ schnauzte er dann. „Erfreulich! Hören Sie doch erst zu! Mir schwebt da eine neue Gattung der Oper vor. Drama über Musik möchte ich sie nennen. Sehen Sie, darin sind wir uns wohl einig, daß die alte Nummernoper nicht wieder zu neuem Leben zu erwecken ist. Aber auch die durchkomponierte Oper hat mit Richard Wagner nicht nur ihre Erfüllung gefunden, sondern auch ihre Mängel offenbart, die eine Fortsetzung und Weiterentwicklung ihres Stils verbieten. Man müßte das noch ganz anders machen.“

„Ja, aber wie?“ drängte der angeregte Professor.

„Nun“, fuhr der Komponist fort, „alles, was sich nicht in wirkliches Singen, das heißt in Melodie erheben läßt – und das ist in einem Drama immerhin allerlei – wird gesprochen, mit unaufdringlicher Untermalung des Orchesters gesprochen. Wenn Handlung und Text sich verdichten, wird das Sprechen unversehens – unversehens sage ich – zum Sprechgesang, in dem die musikalischen Motive des Folgenden vorklingen und der also selbst, wenn auch nur andeutungsweise, melodisch ist. Bis dann auf den lyrischen und dramatischen Höhepunkten der Gesang in aller Fülle und Schönheit ausströmt, dann aber auch mit der Durchschlagskraft, die der Arie in der alten Oper eigen war.“

Der Professor nickte versonnen, Uschis Augen leuchteten in heller, wacher Anteilnahme.

„Und haben Sie schon ein geeignetes Buch?“ Seerock fragte zögernd, zweifelnd.

„Ja, ich habe es gefunden.“ Der Musiker strahlte. „Ein wundersames Stück mit einer prachtvoll dramatischen Handlung, ganz und gar dichterisch gesehen und empfunden. Und in einer Sprache, die selbst schon ihre eigene Musik hat, aber eine Musik, die der meinigen nicht widerstrebt, sondern ihr entgegenkommt wie eine liebende Frau dem liebenden Mann. Da wurde vor etwa einem Jahr hier in Wien ein Stück aufgeführt, ‚Cornelia‘ hieß es ...“

„Von Holzer!“ schrie Uschi auf.

„Ja, von Holzer.“ Wunderlich stutzte. „Kennen Sie es?“

„Ich hab' doch darin gespielt“, sagte sie vorwurfsvoll. „Das heißt, nur eine ganz kleine Rolle“, setzte sie, sich besinnend und wieder bescheiden, hinzu. „Aber ich habe dadurch den Dichter kennengelernt und ein paar seltsam schöne Stunden mit ihm verlebt.“

„Der Mann wollte zuerst von einer Vertonung seines Werks durchaus nichts wissen. Er stellte sich an, als ob ich mich erboten hätte, ihm ein geliebtes Kind zu ermorden. Aber ich habe ihn aufgesucht in seinem Nest da oben zwischen Wald und See.“

„Oh, Sie haben ihn gesehen! Gesprochen!“ rief Uschi dazwischen. „Was macht er, der Arme? Er ist wohl totunglücklich?“

Wunderlich sah sie verständnislos an. „Warum soll er denn unglücklich sein?“

„Nun, ich meine, weil sein Stück doch nicht den Erfolg gehabt hat, den es damals versprach.“

Wunderlichs Gesicht nahm einen kühl abweisenden Ausdruck an.

„Das ist für unsereinen, für Leute wie Holzer und mich, doch ganz nebensächlich“, sagte er kalt. „Wir schaffen unsere Werke, dann sind sie da, und ob das Publikum oder die Kritik sie mag, darauf pfeifen wir.“

Er sah mit großem, starkgläubigem Blick vom Professor zu Uschi. Als er dabei ihr verdunkeltes Gesicht bemerkte, schlug ihm das Gewissen.

„Holzer und ich, wir können warten, können noch warten, wenn wir schon im Grabe liegen. Das heißt, ich will mich verbrennen lassen. Wie es Holzer damit hält, weiß ich nicht.“

In einer merkwürdigen Benommenheit kam Uschi von dieser Stunde nach Hause. Sie ließ sich am Tisch nieder und suchte in ihrem Innern nach einer Rechtfertigung ihres eigenen Tuns. Gewiß, es war keine große Kunst, was sie trieb. Aber wie sie's trieb, das war doch Kunst! Jede Strophe ihrer Liedchen bis aufs genaueste durchgefühlt, jede Bewegung damit in Einklang gebracht, die Strophen untereinander abgestimmt, abgewandelt, gesteigert, und dann das Ganze vorgetragen mit der vollen Unmittelbarkeit, als spränge es aus dem Augenblick hervor – das war doch Kunst!

Sie ließ die Hände sinken und schaute gerade vor sich hin. Man sollte ihr nur erst die großen Aufgaben stellen! Dann würde es sich zeigen, wessen sie fähig war.

Und dann war es plötzlich doch wieder da, das lähmende Gefühl der eigenen Kleinheit. Wie dieser Wunderlich das gesagt hatte: „Wir können warten, wenn wir schon im Grabe liegen!“ Aber das war doch der immer sich erneuernde Reiz: zuerst die stets wieder fragende leise Angst und dann die Wollust des endlichen Siegs. Was hat es für einen Zweck, ein Kunstwerk zu schaffen, wenn es die Menschen nicht in Flammen setzt?

Aus ihren Gedanken riß sie die Stimme Pfundtners, der draußen mit der Kietzinger sprach. Er kam, um sie zur „Hölle“ abzuholen.

Pfundtner! Der verstand doch wohl auch etwas von der Kunst. Und was sagte er? „Wenn man ein Couplet“, hatte er neulich noch gesagt, „bis in

seine letzten Möglichkeiten durchgearbeitet hat und es so vorträgt, daß Wort und Ton und Bewegung eins sind, dann hat man mehr Kunst gemacht, als wenn ein Kerl mit großem Namen seine achthundert Verse Shakespeare herunterspielt und auch nur ein einziges Mal im Ausdruck stolpert. Und einmal stolpert er bestimmt."

Als der Monat in der „Hölle" herum war, ging es auf Reisen. Das Deutsche Theater in München und das Apollotheater in Nürnberg waren die ersten Haltepunkte. Darauf folgte das Schumann-Theater in Frankfurt am Main, dann Groß-Köln, nachher das Hansatheater in Hamburg. Pfundtner fuhr selbstverständlich überallhin mit. Und überall wiederholte sich der große Erfolg der Wiener „Hölle". Von der ersten Vorstellung an erregte Uschi Aufsehen und Aufhorchen, das sich von Abend zu Abend steigerte und die Häuser füllte. Als der Wintergarten in Berlin sich – für die üblichen vierzehn Tage – um ein Gastspiel bewarb, ließ Pfundtner wohlweislich die darauffolgenden zwei Wochen unbesetzt, um freie Hand zu behalten. Und wirklich kam es so, wie er gehofft hatte. Am ersten Abend schon bot man ihm eine Verlängerung auf einen ganzen Monat an. Er ging, scheinbar zögernd und überlegend, darauf ein und konnte gleichzeitig auf einen weiteren Monat zu Winters Ende abschließen. Mit diesem wiederholten Engagement an einem der bedeutendsten Varietétheater Deutschlands stand Uschis Ruf als einer der ersten Varietésängerinnen fest.

An allen Plätzen, die sie berührten, nahm Pfundtner in einem erstklassigen Hotel zwei Zimmer für Uschi, ein Schlafzimmer und einen Salon; er selbst begnügte sich mit einem bescheidenen Stübchen. Aber in Uschis Salon hielt er Hof, empfing Besuche, nahm Ferngespräche ab und erledigte seine schriftlichen Arbeiten. Uschi war fast nie allein. Wenn er ausging, nahm er sie mit und begleitete sie wiederum in die Läden und Schneiderinnenateliers, wo er für sie auswählte, was ihm passend schien, Änderungen anordnete, Bestellungen aufgab und schließlich die Rechnungen bezahlte. Die Gagen waren schon recht ansehnlich. Pfundtner rechnete gewissenhaft mit Uschi ab. Aber da er, wie sein Vertrag ihm erlaubte, vorweg die Hälfte für sich einbehielt und den ihr verbleibenden Anteil auf ein für sie errichtetes Bankkonto einzahlte, so hatte sie fast nie Geld in der Tasche. Als sie sich darüber beklagte, sagte er wie erstaunt: „Aber wozu brauchst du denn Geld? Du hast deinen Hofmarschall, der für dich zahlt. Wie eine Prinzessin."

Ärgerlich rief sie: „Ich will aber gar nicht vornehm sein. Ich möchte nur wie ein erwachsener Mensch behandelt sein, der sein selbstverdientes Geld auch selbst ausgeben kann."

Sein Blick, der darauf über sie hin und zur Seite glitt, war böse und ängstlich zu gleicher Zeit.

„Uschi", sagte er, indem er ihr einen Geldschein übergab, „du mußt dich nicht so gegen mich stellen. Sieh mal, ich tue doch alles für dich, nicht für mich. Ich habe doch alles aufgegeben um deinetwillen."

Sie schwieg. Aber sie dachte, daß er eigentlich gar nichts aufgegeben hätte. Von einer Verpachtung seines Theaters war nie mehr die Rede gewesen, und die Berichte und Abrechnungen, die Rübsam schickte, lauteten so günstig, daß es ein Wahnsinn gewesen wäre, jetzt aus dem Geschäft auszusteigen. Daß er das unter solchen Umständen nicht tun würde, wußte sie. Dazu kannte sie ihn jetzt schon gut genug.

Aber die kleine Verstimmung ging vorüber. Uschi war im Grunde doch zu glücklich und stolz auf die großen Erfolge, die sie Abend für Abend errang, um sich kleinem Ärger hinzugeben. Und Pfundtner schien seitdem seine Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit nur zu verdoppeln. Wobei er allerdings bemüht blieb, Uschi von jeder näheren Berührung mit dem Publikum wie mit den Kollegen zu unterbinden.

„Was willst du mit den Leuten?" sagte er. „Die reden doch nur von ihren Nummern, ihren Tricks und ihren Gagen."

Uschi mußte bei Gelegenheiten, die sich dennoch fanden, feststellen, daß er im großen und ganzen nicht unrecht hatte. Aber es kam auch der Fall, der ihr allerlei zu denken gab. Von der Bühne abtretend, traf sie auf „Inge und Velten, die besten Faßspringer der Welt", Mann und Frau, beide noch jung, aber im Gegensatz zu der halsbrecherischen Springerei, die sie auf der Bühne betrieben, im Leben von einer besonders stillen, ehrpusseligen Gehaltenheit. Sie warteten auf ihren Auftritt. Uschi wollte mit dem gewohnten flüchtigen Gruß vorbeigehen, als sie in den Augen der jungen Frau Tränen stehen sah.

„Was haben Sie?" fragte sie in plötzlich aufwallender Teilnahme. „Haben Sie Kummer?"

Die Frau schluckte an ihren Tränen und konnte nicht antworten. Der Mann aber, überrascht und gefangen von Uschis unerwarteter Anteilnahme, gab Auskunft.

„Ja, denken Sie sich, da hat in London ein Faßspringer einen neuen Trick herausgebracht, der uns kaputtmacht, wenn wir ihn nicht noch überbieten können."

„Aber wieso denn nur?" sagte Uschi ungläubig. „Zwei Leute wie Sie, so tüchtig in ihrem Fach . . ."

„Ja ja", unterbrach sie der Mann und nickte leidenschaftlich. „So ist das: Unser Fach ist nicht sehr besetzt. Es gibt wenige Faßspringer. Und es ist auch nicht sehr gefragt. Wenn wir nicht mehr die besten sind, dann sind wir für die ersten Häuser erledigt."

Uschi hatte die Hand der jungen Frau gefaßt und sagte, um einen Trost zu spenden, mit heiterem Gesicht: „Dann müssen Sie eben einen noch größeren Trick erfinden."

Der Faßspringer wiegte den Kopf. „Das sagen Sie so! Aber was der Mann in London macht, das ist eben nicht zu überbieten."

Der Inspizient kam und machte die beiden aufmersam, daß ihre Nummer drankomme. Uschi ging nachdenklich in ihre Garderobe.

So war das also hier, beim Varieté! Man lebte von seinem Kunststück, und wenn ein anderer ein besseres, ein schwereres, verblüffenderes erfand, dann war man erledigt. Stand es mit ihr eigentlich anders? War die Art des Vortrags, mit der sie ihre Zuhörer hinriß, nicht auch Kunststück? Nur Kunststück?

Ihr fiel ein Wort Seerocks ein, der einmal gesagt hatte: „Echte Kunst veraltet nie, Schubert ist so lebendig wie je, trotz Hugo Wolf und Richard Strauß." Kunst also, die blieb. Das Kunststück wurde überholt.

Das Gespräch beschäftigte sie so, daß sie es Pfundtner mitteilte. Der tat geradezu empört.

„Wie kannst du dich mit den Springern vergleichen!" rief er. „Deren Talent liegt eben bloß in den Beinen."

„Und meines in der Kehle", warf sie dazwischen.

„Nein", gab er im Eifer wider Willen zu, „nicht bloß in der Kehle". Dann aber verbesserte er sich schnell: „Und schließlich hast du doch mich. Mir wird immer wieder etwas einfallen."

‚Dann lebe ich also nur durch dich!' dachte sie ingrimmig. Und zum erstenmal fühlte sie einen heftigen Widerwillen gegen dieses ihr Leben, das nicht ihr eigenes Leben war, und gegen ihre Kunst, die keine Kunst war.

Wie immer, wenn sie sich bedrückt und einsam fühlte, flüchtete sie sich in ihre Gesangsstudien, die ihre Erholung, ihr Trost und ihr Glück waren. Sie wechselte auch regelmäßig Briefe mit Professor Seerock, teilte ihm ausführlich mit, worin sie sich noch schwach fühle, welche Fehler sie nach ihrer Meinung noch zu bekämpfen habe, und was dergleichen Sängersorgen sind. Und der alte Meister antwortete ihr mit rührender Sorgfalt, freute sich an ihrem nicht erlahmenden Eifer, gab ihr Ratschläge und spornte sie zu weiterem Fleiß an. Was sie ihm nicht schrieb, war, daß sie sich auf eigene Faust an schwierigere Opernstellen wagte. Damit dachte sie ihn zu überraschen und freute sich darauf, nicht ohne die leise Befürchtung, daß er sie um dieser Eigenmächtigkeit willen ausschelten würde.

Der Vorfall mit den Faßspringern ereignete sich in Hamburg. Von dort sollte Uschi den ersten Sprung nach Berlin tun. Sie bangte ein wenig, diesen Boden zu betreten, der in Wien als besonders gefahrvoll verschrien war. Doch Uschis eigenartige Vortragsweise siegte gleich am ersten Abend. Sie wurde der Liebling des Wintergartenpublikums.

In der Freude über den glücklichen Ausgang ihres Wagnisses versank ihr für eine Weile alle Beklemmung der letzten Zeit, und auch die unterdrückte Glut, die öfter als zuvor aus Pfundtners Augen auf sie eindrang, schien ihr minder bedrohlich. In solch gehobener Stimmung lief sie – sie mochten etwa vierzehn Tage in Berlin sein – eines Vormittags auf der Straße Wunderlich in den Weg. Er stapfte, die Pfeife im Mund, ebenso unbekümmert mit seinem schweren, doch nicht langsamen Schritt durch den Strudel des Berliner Straßenlebens, wie er es durch das gemächlichere Treiben der Wiener Bürgersteige getan hatte.

„Oh, Herr Wunderlich!“ rief sie beglückt über die unerwartete Begegnung und stürzte auf ihn zu. „Was machen Sie in Berlin?“

Er stutzte und erkannte sie erst nach einem Augenblick des Besinnens. „Das frage ich Sie“, erwiderte er mit seiner gewohnten Ruhe.

„Ich? Oh, ich tingele doch hier.“

„Ach so! Ja. Na ja, mit irgend etwas muß der Mensch ja sein sündiges Leben herumbringen.“

Sie war so herzfroh, ihn getroffen zu haben, daß sie die Bemerkung, die sie sonst wohl verstimmt hätte, mit Lachen hinnahm.

„Und ich“, fuhr er fort, indem er sich wieder in Bewegung setzte, „ich gebe hier einen Liederabend.“

„Ihre eigenen Lieder?“ sagte sie und schaute andächtig auf ihn hin. „Wann? Und wo?“

Er hörte gar nicht hin auf ihre Fragen. „Natürlich meine eigenen. Was denn sonst? Ich bin doch kein Tenor. Meine Wiener Freunde meinen, ich müsse mir Berlin erobern. Ich halte mich ja nun nicht gerade für einen geborenen Eroberer, aber den Versuch muß ich schon machen, den guten Leuten in Wien zuliebe. Wenn es auch mir selbst mehr zuleide ist.“

Er blieb stehen, bocksteif mitten im Straßentreiben, hatte die Augen geschlossen und sang leise vor sich hin: „Zuliebe – zuleide! Zuliebe – zuleide!“ Einen Augenblick sann er noch in sich hinein, dann blickte er wie erwachend auf und ging weiter.

„Jetzt haben Sie der Geburt eines musikalischen Gedankens beigewohnt“, sagte er.

„Oh!“ staunte sie ehrfürchtig. „Wird es ein Lied?“

„Weiß ich's?“ erwiderte er. „Ich habe ja noch gar kein Lied dazu. Bloß die zwei Worte. Es müßte mir einer ein Lied machen mit zuliebe – zuleide.“

„Holzer!“ platzte sie heraus.

Er musterte sie von der Seite, schien jetzt erst richtig zu erkennen, wen er vor sich hatte, und sich zu erinnern, wo er sie getroffen hatte. „Seerock!“ sagte er und nickte.

„O ja, der Meister!“ fiel sie freudig ein. „Haben Sie ihn kürzlich gesehen? Wie geht es ihm?“

„Gut“, sagte er kurz und trocken. Er war schon wieder abwesend, schon wieder bei seinen eigensten Gedanken. „Berlin“, fuhr er fort, „ist nämlich meine Vaterstadt. Sie hat mich bis jetzt noch nicht mit Vaterliebe verwöhnt. Aber manche Väter müssen ja mit der Nase auf die Vorzüge ihrer Söhne gestoßen werden.“

„Ja, stoßen Sie ihn tüchtig darauf, den Rabenvater!“ rief sie vergnügt.

Darüber hatte er sie bis in das Zeitungsviertel mitgeschleppt. Vor einem großen düsteren Hause machte er Halt. „Hier muß ich hinein.“ Weg war er. Und sie stand, jäh verabschiedet, allein auf der Straße. Aber sie war nicht im mindesten gekränkt. Allein das bedauerte sie, daß sie noch immer nicht wußte, wann und wo sein Liederabend stattfinden würde. Doch das würde zu erfahren sein. Sie ging den Weg zurück, den sie mit ihm gekommen war. Und ein leise schwingender Jubel war in ihr. „Zuliebe – zuleide!“ summte sie vor sich hin und suchte nach einer Melodie, die auf den beiden Worten wohl aufgebaut sein könnte.

Als sie Pfundtner mitteilte, daß sie das Konzert eines ihr bekannten Musikers besuchen wollte, war er erstaunt. „Was ist es denn für ein Konzert?“ fragte er mit hochgezogenen Brauen.

„Ein Liederabend. Eigene Kompositionen meines Bekannten.“

Nun horchte er auf. „Ein Liederabend? Denkst du, daß da etwas für uns zu holen sein könnte?“

Sie lachte gerade heraus. „Nein, das denk' ich wahrhaftig nicht. Es handelt sich um einen durchaus ernsthaften Komponisten, einen ...“, sie suchte nach einem zutreffenden Ausdruck – „einen jenseitigen, einen, der ganz außer der Welt und ganz in seiner Kunst lebt.“

Da erlosch sein Anteil augenblicks. „Was willst du da?“ sagte er geringschätzig.

„Ja, was will ich da?“ fragte sie sich selbst, als er gegangen war. „Ich will, ich will, ich weiß selbst nicht ...“ Und wieder war der schwebende, schwingende Jubel in ihr ... „Ich will mir ein Geschenk machen“, schloß sie ihre schwankenden Überlegungen.

Es war ein kleiner Saal, in den sie trat, und er war nur zur Hälfte besetzt. Sie konnte sich ihren Platz aussuchen. Sie setzte sich entfernt vom Podium hinter ein recht umfängliches Menschenpaar, so daß sie hoffen konnte, von Wunderlich nicht gesehen zu werden. Es währte nur einige Minuten über die festgesetzte Anfangszeit, dann kam er hinter einer schönen Frau in langfließendem weißem Kleid, er selbst im Frack, der ihm nicht sonderlich saß. Er musterte die leeren Plätze unmittelbar vor dem Podium mit einem, wie es Uschi schien, mitleidigen Lächeln. Darauf nahm er vor dem Flügel Platz und schlug mit übermäßiger Stärke einen Akkord an. Wie eine Kriegserklärung klang das. Und dann sang die schöne Frau seine Lieder. Sie hatte eine wunderbare, klare Stimme, die dennoch ohne jede Schärfe war, und sie sang mit vollendeter Kultur. Und doch war Uschi, als fehle etwas in ihrem Vortrag. Wunderlichs Lieder waren Gebilde von einer ungewohnten Art. Immer lag es zu Anfang darin wie ein Suchen, ein Tasten nach dem notwendigen, dem allein richtigen Ausdruck. Ein Motiv tauchte auf und riß ab, kam wieder, nun schon gewandelt, tiefer mit Musik gefüllt, voller, runder, sprechender, um dann zuletzt als vollendete Melodie sieghaft einherzuströmen.

Uschi mußte an die Erklärungen denken, die Wunderlich seinerzeit bei dem Meister zu seiner geplanten Oper gegeben hatte, und jetzt erst verstand sie recht, was er gewollt hatte. Der Zuhörer mußte nach der Melodie suchen helfen, so fühlte sie es, mußte mitarbeiten am Aufbau der Komposition, um dann auf der Höhe des Liedes die ganze Freude des Findens und Vollendens mitzugenießen. Uschi lebte in sich das ganze Konzert, sie zitterte im leidenschaftlichen Mitsuchen, sie stand selbst da oben und sang, was er geschrieben hatte, besser als die schöne Frau, richtiger jedenfalls, weil sie den Komponisten tiefer verstand, weil sie von ganzem vollem Herzen ihm und seiner Kunst zuliebe sang. Zuliebe – zuleide!

Als das Konzert mit mäßigem Beifall zu Ende gegangen war, stand sie draußen zur Seite des Eingangs im Dunkeln und wartete, wie sie es manchmal als junges Ding in Wien getan hatte, wenn ein Großer des Burgtheaters nach einer mächtigen Rolle durch die Tür des Bühnenausgangs kommen sollte. Genau so ergriffen wie damals und genau so ängstlich bedacht, nicht gesehen zu werden. Denn sie wollte ja nichts von dem Großen, wollte nur seine Nähe spüren, wollte – ach Gott, was wollte sie?'

Wunderlich kam und mit ihm die schöne Sängerin. Sie waren in lebhaftem Gespräch. Wunderlich lachte, als er ihr in den Wagen half, sein breites, ausschwingendes Lachen.

„Nun haben wir die Leute mal wieder gründlich enttäuscht", sagte er mit ingrimmiger Befriedigung.

Und dann stieg auch er ein. Der Wagen rollte vorüber.

Uschi stand noch ein Weilchen, dann ging sie in plötzlicher Eile davon.

„Zuliebe – zuleide!" sang sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen.

Oh, sie würde die Melodie dazu schon noch finden.

Am nächsten Morgen erwachte sie, ihr selbst verwunderlich, mit der verstohlenen Frage im Herzen, ob wohl Wunderlich auch einmal um ihretwillen in den Wintergarten kommen würde. Sie hätte ihm gerne gezeigt, daß sie auch ein Etwas war. Als sie am Abend herauskam, tat sie, was sie sonst geflissentlich vermied: sie musterte während des Vorspiels zu ihrem Chanson die ihr zunächstsitzende Zuhörerschaft mit scharfem Blick. Wunderlich war nicht da. Und obwohl dies nur zu sehr ihren Befürchtungen entsprach, verspürte sie eine tiefe Enttäuschung. Indem sie noch einmal die Reihen der Gesichter ablief, blieb ihr Blick in einem Augenpaar hängen, das mit einem ihr nicht gleich verständlichen Ausdruck auf sie geheftet war. Sie kehrte während ihres Vortrags noch mehrere Male zu diesem sie eigentümlich berührenden Blick zurück und nahm so viel in sich auf, daß er von einem jungen Mann ausging, dessen lange Gliedmaßen einen auffallenden Gegensatz zu seinem kleinen Kopf bildeten. Er saß allein an einem der kleinen Tischchen, die auf der Terrasse vor der Bühne aufgestellt waren, halb hinter einer Lampe mit rotem Seidenschirm versteckt. Da ihre Aufmerksamkeit einmal geweckt war, wurde sie sich bewußt, auch ohne daß sie gerade hinsah, daß dieses Augenpaar mit einem an dieser Stelle ungewohnten Ernst, ja einer gewissen Traurigkeit unausgesetzt an ihr hing. In der Niedergeschlagenheit, die Wunderlichs Ausbleiben ihr verursacht hatte, fühlte sie sich von dieser melancholischen Anteilnahme merkwürdig stark angerührt.

Am darauffolgenden Abend wiederholte sich das stumme Spiel. Wieder fand sie den Mann hinter seiner Lampe und wieder die müd-ernste Huldigung seiner Augen. Am dritten Abend wurde in ihrer Garderobe ein wundervoller Blumenstrauß für sie abgegeben. Aber es war ihm keine Zeile beigefügt, kein Name, kein Gruß. Dennoch dankte sie beim Auftreten dem, in dem sie den Spender wußte, mit einer kaum merklichen Beugung ihres Kopfes und einem Senken der Lider. Und eine unwillkürliche Bewegung des Gegrüßten bewies ihr, daß sie nicht im Irrtum war. Als sie wieder in ihrer Garderobe saß, war sie entschlossen, sich nach dem Namen des Mannes zu erkundigen. Indem sie noch überlegte, wie sie unauffällig zu ihrem Ziel kommen könnte, schlüpfte der Theaterfriseur herein.

„Fahrendal", fragte sie, „kennen Sie einen Herrn, der jeden Abend drin ist: ein langer hagerer, blasser Mensch, mit einem feinen kleinen Gesicht? Er sitzt stets unmittelbar an der Bühne. Sie müssen ihn kennen."

„Nein", antwortete der Friseur, der solche Fragen zur Genüge kannte, dienstwillig, „kennen tu' ich ihn nicht. Aber ich werde es nachher gleich ausfindig machen."

„Ja, aber . . ." zögerte sie, „ich möchte nur den Namen wissen. Weiter nichts. Verstehen Sie?"

„Natürlich versteh' ich. Morgen abend haben Sie Bescheid."

Andern Abends, noch vor ihrem Auftreten, war der Friseur zur Stelle. „Ein Prinz von Hohenringen", berichtete er wichtig. „Mächtige Besitzungen in Süddeutschland und Österreich. Übrigens" – seine Stimme nahm einen merklich vertraulicheren Klang an – „ein sehr solider junger Herr, selten bei uns, regelmäßig nur, wenn" – er machte eine leichte Verbeugung – „Fräulein Seyb auftritt".

„Sie Schwindler!" Uschi lachte ein bißchen gezwungen. „Wie wollen Sie das wissen?"

Der Friseur legte den Kopf auf die Seite. „Unsere Kellner geben sehr genau auf die Herrschaften acht, die auf den besseren Plätzen sitzen. Und es gibt für sie Mittel genug, um zu erfahren, wer sie sind."

„Gut", sagte Uschi, „ich danke Ihnen". Sie steckte ihm ein Geldstück in die Hand. „Und Verschwiegenheit, Fahrendal, nicht wahr? Kein Mensch darf wissen, daß ich mich erkundigt habe."

„Fräulein Seyb!" sagte er vorwurfsvoll und legte die Hand aufs Herz.

Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, fuhr Uschi von ihrem Stuhl in die Höhe.

„Ein Prinz!" Eine Welle des Triumphs ging durch sie hindurch. Um gleich darauf in sich zusammenzusinken.

‚Was wird er von dir wollen? Was sie alle wollen, wenn sie einer Brettlsängerin ihre Gunst zuwenden.' Und ein Hauch wehen Bedauerns flog hinter Wunderlich her. Warum war er nicht gekommen?

Da wurde die Tür wieder geöffnet, und der Theatermeister brachte einen Strauß, noch prächtiger und kostbarer als der erste.

‚Nein', dachte sie und hielt die Blumen in der Hand. ‚Dieser nicht. Dieser hat ein vornehmes und gutes Gesicht.' Sie nahm eine Rose aus dem Strauß und heftete sie sich an die Brust. Dann kam ihr Auftritt.

Sie sah, wie seine traurigen Augen aufleuchteten, und war glücklich.

So ging es die letzten acht Tage ihres Gastspiels weiter. Jeden Abend ein Strauß, ein kurzer Austausch von Blicken – weiter nichts. Er machte keinen Versuch einer näheren Anknüpfung, und es war ihr beinahe lieb so. Aber als die Abreise ins nächste Engagement kam, nach Hannover, war ihr doch, als habe sie etwas versäumt oder gar verloren.

Ihr Verhältnis zu Pfundtner fing an, ihr mehr und mehr Unbehagen zu erregen.

Es war klar, daß er sich immer tiefer in das Netz verstrickte, das er um sie zu legen gedacht hatte. Nie hatten bis dahin die Frauen bestimmenden Einfluß auf ihn gehabt. Aber indem er sie nun Tag für Tag zu beobachten Gelegenheit hatte, wurde er sich ihrer einzigartigen Begabung immer klarer bewußt, und eine geheime Angst zehrte an ihm, daß sie ihm entwachsen und seiner Leitung nicht mehr bedürfen würde. Darum war er bemüht, sie nicht zur wahren Erkenntnis ihrer Möglichkeiten kommen zu lassen. Aber gerade diese vor ihr selbst verheimlichte Genialität ihres Wesens schlug den Mann in ihm in tiefen und tieferen Bann. Er liebte sie auf seine Art, selbstsüchtig und darum argwöhnisch und leidvoll. Und diese seltsam mit Berechnung gemischte Liebe machte ihn unsicher und ließ sein Betragen ihr gegenüber wechseln zwischen übertriebener Herzlichkeit und verstimmter Unhöflichkeit.

Uschi hätte keine Frau sein müssen, wenn sie die tieferen Gründe seines Gehabens nicht erkannt hätte. Wenn er während der Zeit ihrer Ausbildung mit Vorliebe den überlegenen Meister und strengen Lehrer hervorgekehrt hatte, hatte er sich, seit sie auf Reisen waren und Uschi von Triumph zu Triumph eilte, zum milden und erfahrenen Freund und Führer gewandelt. Jetzt schwankte er zwischen beiden Rollen hin und her. Und gerade daß es im Grunde doch nur Rollen waren, die er, wenn auch fast unwillkürlich, spielte, machte ihn ihr unangenehm. Sie hatte die herrische Selbstverständlichkeit, mit der er anfänglich über sie verfügte, als etwas hingenommen, das nun einmal gegeben war in der Welt, in die sie hineingestellt war, ihre Unterwürfigkeit als ein Opfer betrachtet, das jede Frau bringen mußte, die sich der Kunst ergab. Sie hatte in der Zwischenzeit durch Seerock und Wunderlich einen Einblick bekommen in eine ganz andere Welt, in der Kunst und Menschentum ein schöneres Bündnis miteinander hielten. Nun graute ihr leise vor seiner Liebe, in der heißes Begehren und kühle Berechnung schier unlöslich ineinander gewachsen waren.

Es war der Mai, der sie zu ihrem zweiten Gastspiel nach Berlin führte.

‚Schon Frühjahr!' dachte sie. ‚Da wird der Prinz wohl nicht mehr in Berlin sein. Solche Leute wie er gehen wohl um diese Zeit aufs Land, auf ihre Güter' – was wußte sie, wie diese Menschen ihr Leben einrichteten! Aber gleich am ersten Abend fand sie ihren Strauß wieder in ihrer Garderobe vor. Glückselig wie ein Kind nahm sie die ganze Blumenpracht in den Arm und trat so hinaus. Da saß er wieder an seinem Tischchen vor der Bühne, halb hinter seinem roten Lampenschirm verborgen, und schickte ihr den bekannten halb traurigen Blick hinauf, in dem doch ein blasses Leuchten von frohem Wiedersehen sprach. Als er seine Blumen in ihrem Arm erkannte, wurde er sichtlich verlegen und rückte noch ein bißchen tiefer in den Schutz seines Seidenschirms. Uschi hatte nicht Zeit, sich an seiner Verlegenheit zu freuen oder Anstoß daran zu nehmen. Denn die gesamte Zuhörerschaft bereitete ihr einen so stürmischen Empfang, daß sie, überrascht von so viel Herzlichkeit, ihr glückstrahlendes Gesicht dem ganzen Hause zuwenden mußte. Die Einleitung ihres Lieds, von der Kapelle schon angestimmt, mußte abgebrochen werden, weil sie in den fröhlichen Lärm hinein unmöglich singen konnte. Endlich ließ man sie anfangen. Mit gesteigerter Energie holte sie aus ihrem Lied alle Wirkungen heraus, deren es fähig war. Der dröhnende Beifall sagte ihr, daß sie wieder einmal auf der ganzen Linie gesiegt hatte. Der Beifall stieg von Stück zu Stück ihrer Vortragsfolge, sie fühlte selbst, wie gut sie war, und wuchs an dem Bewußtsein, daß sie diesen Abend als einen ihrer besten buchen dürfte. Indem sie sich zum Schluß viele Male im Halbrund verbeugte, streifte sie noch einmal schnell den Prinzen. Er saß unbeweglich und rührte nur leise die Fingerspitzen wider einander. Aber ihren Blick hielt er aus.

Pfundtner stand in der Kulisse und machte Anstalten, sie in die Arme zu schließen. Sie wich ihm aus. „War ich nicht sehr gut heute?“ sagte sie leichthin.

„Prachtvoll!“ sagte er zurückgestimmt. Und der Rückschlag trieb ihn an, sie zu tadeln. „Man nimmt doch nicht Blumen mit auf die Bühne, ehe man gesungen hat. Von wem sind die denn?“

„Weiß ich nicht“, log sie ohne Bedenken. „Aber sie haben mir so viel Freude gemacht, daß ich es dem Spender zeigen mußte.“

Er knurrte hinter ihr her, als sie sich zum Gehen wandte.

Als sie am nächsten Abend, zum Auftritt fertig, in den Gang von ihrer Garderobe trat, stand Pfundtner schon da, und sie sah ihm an, daß er etwas Besonderes zu sagen hatte.

„Du“, sagte er hastig, „da war eben ein Herr bei mir, ein Baron von – Rexleben glaube ich verstanden zu haben – der sagte mir, er käme im Auftrag des Prinzen von Hohenringen Durchlaucht, der um die Erlaubnis bäte, dir vorgestellt zu werden.“

„Oh, ein Prinz!“ rief sie, und das Frohlocken ihrer Stimme war ehrlich, so heuchlerisch sie zugleich leugnete, von ihm zu wissen.

„Ja“, fuhr er aufgeregt fort, „und zu dem Ende bäte er, uns für morgen nach der Vorstellung einladen zu dürfen.“

„Uns beide?“ fragte sie unbedacht.

Er sah sie verständnislos an. „Natürlich uns beide“, sagte er dann vorwurfsvoll. „Oder dachtest du etwa . . .?“

Sie hob die Achseln. „Ich dachte gar nichts. Ich freue mich bloß. Du hast doch zugesagt?“

„Ja“, zögerte er, „was will man machen? Bei einem Prinzen! Das ist ja beinahe soviel wie ein Befehl.“

„Herrlich!“ Sie lächelte hinterhältig. Sie wußte zu gut, daß er großem Namen, Rang und Stellung gegenüber ohnmächtig war, so unabhängig er sich sonst gebärdete, weil er, wie alle echten Komödianten, eine unbegrenzte Hochachtung vor ihnen empfand. Und es bereitete ihr ein boshaftes Vergnügen, zu denken, daß er diesmal nur mit schwerem Herzen getan hatte, was ihm unter andern Umständen eine hochwillkommene Gelegenheit gewesen wäre.

Der Inspizient rief Uschis Namen in den Gang. Sie eilte auf die Bühne. Der Prinz saß auf seinem gewohnten Platz, diesmal aber in Gesellschaft eines zweiten Herrn, der, etwas älter als er, mit Glatze und Monokel den üblichen Kavaliertyp darstellte, wie sie in Varietés gebräuchlich sind. Uschi ließ den Blick nur ganz schnell über die beiden hingleiten. Aber sie konnte sich dabei überzeugen, daß ihre vorsichtige Zurückhaltung den Prinzen befriedigte. Er selbst blieb auch während ihrer Darbietung still und zurückgezogen, indes sein Begleiter Feuer und Flamme schien, seinem Beifall durch lautes Klatschen Ausdruck gab und mit allen Anzeichen des Entzückens auf seinen Nachbarn einredete.

Auf der Heimfahrt war Pfundtner stumm und in sich gekehrt.

„Was hast du?“ fragte sie, in der es vor Freude wogte.

„Ach, nichts. Ich überlege nur, was du morgen zu der Einladung anziehst. Ich denke mir, eine gewisse Einfachheit würde am meisten am Platze sein.“

„Ich werde mein bestes Abendkleid anziehen“, trumpfte sie lachend auf.

Als sie mit Pfundtner durch den Bühnenausgang ins Freie trat, standen der Prinz und sein Begleiter zu beiden Seiten des geöffneten Wagenschlags. Herr von Rexleben wollte eine förmliche Vorstellung übernehmen, aber der Prinz ließ sich nicht darauf ein. Er führte Uschis Hand flüchtig an die Lippen und sagte leise: „Ich danke Ihnen.“

„Aber nein“, rief sie eifrig. „Ich habe Ihnen zu danken. Für so viel Liebes“ – sie stockte – „und vor allem für Ihre liebenswürdige Einladung.“

Der Prinz neigte ein wenig den Kopf und sagte nichts. So kam der Baron wenigstens dazu, Pfundtner in aller Form dem Prinzen bekannt zu machen. Dann stieg man ein, Uschi kam neben den Prinzen zu sitzen, Pfundtner und Rexleben ihnen gegenüber. Uschi zerbrach sich den Kopf, was sie nun wohl Passendes sagen müßte oder ob sie überhaupt zu warten hätte, von dem Prinzen angeredet zu werden. Aber ihr fiel nichts ein, und der Prinz saß stumm an ihrer Seite. So ergab sie sich in Geduld. Pfundtner machte einen Versuch, ein Gespräch mit dem Prinzen anzuknüpfen. Da der aber auch ihm nur mit einem schwachen Lächeln antwortete, versank auch er in Schweigen. Und so wäre es wohl eine etwas bedrücksame Fahrt geworden, wenn nicht der Baron in die Bresche gesprungen wäre. Er schwatzte unbedenklich drauflos, sagte Uschi dicke Schmeicheleien, pries das Künstlerdasein, das den Menschen über den grauen Alltag hinaushöbe, und was desgleichen Geredes mehr war.

Vor einem Weinrestaurant Unter den Linden stiegen sie aus und wurden bei ihrem Eintritt mit allen Zeichen der Ehrerbietung zu dem vorbestellten Tisch geleitet. Als der Geschäftsführer, dienstbeflissen herbeigeeilt, den Prinzen mit „Eure Durchlaucht“ anredete, bekam Uschi einen kleinen Schreck. Aber sie faßte sich schnell. Als der Mann weg war, wandte sie sich zu dem Prinzen und fragte treuherzig: „Muß ich nun auch Durchlaucht zu Ihnen sagen?“

„Aber nein!“ wehrte der Prinz mit einem dünnen Lächeln ab.

„Ja, wie soll ich denn sagen? Soll ich Prinz sagen?“

„Wenn Sie wollen“, meinte er verlegen.

Pfundtner wollte sich einmischen und Uschi entschuldigen, deren Betragen er als ungeschickt empfand, aber der Baron kam ihm zuvor.

„Sagen Sie Prinz Botho! Das dürfte sich für unsern kleinen trauten Kreis am besten schicken. – Überhaupt schlage ich vor“, fuhr er übermütig fort, „daß wir uns für diesen Abend allesamt bei den Vornamen nennen. Das nimmt dem Zusammensein von vornherein jede Schwere und gibt ihm den leichten Schwung, ohne den solche Veranstaltungen auch nichts anderes sind als die bekannten gesellschaftlichen Anödungen. Am andern Tag steht jeder wieder hinter seiner Grenze: Gnädige Frau – Herr Baron! Wir nennen das die gleitende Skala.“

Uschi fand den Vorschlag reizend, aber sie wagte es nicht zu zeigen. „Ich weiß doch nicht . . .“ sagte sie zweifelnd und schaute den Prinzen fragend an.

„Warum nicht?“ sagte der.

„Also!“ der Baron ergriff ermunternd sein Glas.

Der Prinz stieß mit Uschi an, beide tranken, dann sagte er über sein erhobenes Glas hinweg: „Fräulein Uschi!“

Sie mußte einen kleinen Anlauf nehmen. Aber dann erwiderte sie tapfer: „Prinz Botho!“

Darauf kam der Baron: „Fräulein Uschi!“

Nun konnte sie schon lachen. „Ich weiß ja aber gar nicht, wie Sie heißen.“

„Fritz. Schlechtweg Fritz. Der kleine Fritz, so nennen mich meine Freunde, zum Unterschied von dem großen Fritz.“

Nachdem auch dieser Gruß getauscht war, kam Pfundtner an die Reihe.

„Herr . . .?“ fragte der Baron.

„Aloys“, antwortete Pfundtner steif.

Da lachten die andern drei, weil Name und Miene so schlecht zueinander passen wollten.

„Herr Aloys!“ rief der Baron dann schnell und hob dem Angesprochenen sein Glas entgegen. „Aber warum so ernst? Aloys, das ist so süddeutsch, das klingt so losgebunden, so hemdärmelig möchte ich sagen – also seien wir locker!“

Pfundtner zwang sein Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln, als er nun mit dem Prinzen und zuletzt mit Uschi anstieß.

Es wurde nach und nach recht vergnügt unter der neuen Losung. Das hauptsächliche Verdienst daran kam immer wieder dem Baron zu. Er war ein munterer Mann, der nette Einfälle hatte, und seine Scherze und Anspielungen, wenn sie auch oft keck und lebemannsmäßig waren, hielten sich doch stets in festen Grenzen. Aber auch Uschi verlor bald alle Befangenheit. Sie bot dem Spaßmacher lustig die Spitze, es glückten ihr ein paar treffende Erwiderungen, und ihre frohgemute Laune breitete ein festliches Licht über die kleine Gesellschaft. Sogar Pfundtner gab sich Mühe, sein Teil zur Unterhaltung beizutragen. Nur der Prinz sprach noch immer wenig, aber seine Augen richteten sich oft auf Uschi, und sie behielten auch in der angeregten Lustigkeit der Umgebung den ernsten, fast traurigen Ausdruck, den Uschi an ihnen kannte.

Obwohl Pfundtner sich standhaft wehrte und immer wieder das Wort an den Prinzen richtete, gelang es dem Baron doch schließlich, ihn in ein anhaltendes Gespräch über das Varieté, seinen künstlerischen Anspruch und sein Verhältnis zum Theater zu verwickeln. Das gab dem Prinzen endlich die Freiheit, sich ausschließlich an Uschi zu wenden.

Nachdem er sie eine Weile fest angeschaut hatte, legte er plötzlich seine Hand sacht auf die ihrige. „Ich bewundere Sie“, sagte er leise.

„Warum?“ fragte sie ebenso.

„Weil Sie so frei und leicht durchs Leben gehen.“

„O Gott!“ platzte sie heraus. „Frei? Und leicht?“ Und unwillkürlich wanderten ihre Augen flüchtig zu Pfundtner hin.

Der Prinz überhörte ihren Widerspruch. „Ja“, fuhr er fort, „wenn ich Sie so auf der Bühne sehe, wie Sie unbedenklich und unbeschwert Ihre Fröhlichkeit vor sich hertragen und auf die Zuhörer ausschütten . . .“

„Ja, auf der Bühne!“ warf sie dazwischen.

Aber er ging wieder nicht auf ihre Einschränkung ein. „Ich dagegen“, setzte er seine Ansprache langsam fort und zog seine Hand zurück, „ich bin so schwer, so unbeweglich, so beladen. Glauben Sie mir, ich bin gar nicht ein so dummer Kerl, wie es scheint. Mir fällt auch manchmal etwas Gescheites ein. Aber ich wage es meist nicht zu sagen, weil ich fürchte, es könnte am Ende doch eine Dummheit sein. Nachher, wenn es ein anderer sagt und alle freuen sich darüber, dann merke ich, daß ich es sehr wohl hätte sagen können. Aber dann ist es zu spät. Und so geht es mir immer und mit allem.“ Und indem er sich zu ihr vorbeugte, sagte er noch leiser als vorher: „Ich bin hilfsbedürftig.“

Uschi wußte nicht, was sie auf diese seltsame Beichte erwidern sollte. Sie hatte die Hände gefaltet und sah ihn geradezu unglücklich an. Da schlug er einen leichteren Ton an. „Und sehen Sie, Sie mit Ihrer Art, mit Ihrem Temperament, Sie helfen mir. Das danke ich Ihnen."

„Oh, Prinz Botho!" murmelte sie.

„Ja" – jetzt lächelte er wahrhaftig – „sind Sie nicht erstaunt, wie ich zu Ihnen mit einemmal zusammenhängend reden kann? Das kommt bei mir sehr selten vor. Aber" – seine Augen verdunkelten sich schon wieder – „ich weiß nicht, ob das Ihnen zu Danke geschieht. Wenn ich Sie nun mit meinem langatmigen Gerede langweile?"

„Wie können Sie das nur denken!" fuhr sie erschrocken auf. „Ich fühle mich ja so geehrt, daß Sie mir diese Dinge sagen."

Er schüttelte nachsichtig den Kopf. „Nicht geehrt! Bitte!"

Sie stutzte einen Augenblick. Dann warf sie den Bann von sich, den seine unerwartete Vertraulichkeit über sie gelegt hatte, und frei und fröhlich sagte sie: „Aber freuen darf ich mich darüber?"

„Dann freuen wir uns beide", stimmte er zu.

Die Wirkung dieses Abends auf Uschi war groß und nachhaltig. Ein neues Selbstbewußtsein war in ihr erwacht, das sich nicht auf ihre Erfolge im „Faxenmachen" gründete – so bezeichnete sie in Stunden der Bitternis selbst ihre Berufstätigkeit. Der Prinz hatte gespürt, daß hinter ihrer Spaßmacherei auf der Bühne noch etwas mehr lebte, etwas Besseres, Wertvolleres. Sie fühlte sich durch ihn als Mensch und Frau angesprochen, und dies Bewußtsein hob und beschwingte sie. Dabei war in ihrem Empfinden nicht das geringste von Verliebtheit. Seine müde, dünne und trockene Art hatte ihr zu wenig Männliches, als daß ein Verlangen in ihr angeregt worden wäre. Aber sie suchte auch gar nicht den Mann in ihm. Ein Mensch, ein guter Mensch hatte sich freundlich und verstehend zu ihr geneigt – das war so schön, daß ihr ganzes Wesen davon wie durchleuchtet erschien.

Pfundtner merkte den Wandel in ihr sehr wohl und deutete ihn auf seine Art, konnte sich auch nicht enthalten, seine nörgelnden Bemerkungen darüber zu machen. „Du scheinst dir ja sehr viel auf die Bekanntschaft mit dem Prinzen einzubilden", sagte er.

„Wieso?" fragte sie, ohne zu verstehen, wie er darauf kam.

Seine Augen blitzten boshaft auf. „Meinst du, ich sähe nicht, wie du ordentlich blühst und glühst innerlich?"

‚Gott im Himmel!' dachte sie. ‚Er ist wahrhaftig eifersüchtig!'

Und es stieß sie so, daß sie sich am Tisch niederließ, den Kopf in beide Hände nahm und in ein krampfiges Lachen ausbrach. Aber die häßliche Schadenfreude, die in diesem Lachen war, sank alsbald in sich zusammen und machte einer wehen Empfindung der Leere Platz, so jäh, daß sie plötzlich, während ihre Kehle noch lachte, ihre Augen sich feuchten fühlte. Sie liebte den einen nicht, und den andern ebensowenig. Konnte sie überhaupt nicht lieben?

Sie stand schnell auf und wischte die Träne hinweg, die sich auf ihre Wange stehlen wollte. So heimlich sie das zu tun gedachte, mit einer scheinbar zufälligen Handbewegung – er sah es doch und war nun erst recht überzeugt, daß er sie in ihrem Geheimsten durchschaut hätte. Er wich ihr nun kaum mehr von der Seite, beobachtete sie ständig aus mißtrauisch lauernden Augen, begleitete sie allabendlich ins Theater und wartete vor ihrer Garderobe, bis sie, abgeschminkt und umgezogen, zur Heimfahrt herauskam.

Der Prinz hatte beim Abschied die Hoffnung ausgesprochen, seine Einladung wiederholen zu dürfen. Doch nachdem er noch mehrere Tage seinen gewohnten Platz innegehabt und ihr seinen Blumengruß geschickt hatte, vermißte sie ihn eines Abends beim Auftreten. Dafür stellte ihr der Theatermeister, als sie in ihre Garderobe zurückkam, mit einem prachtvollen Blumenkorb ein Briefchen zu, in dem der Prinz schrieb, daß er im Auftrag seiner Familie als Vertreter des Hauses einer Hochzeit an einem thüringischen Hofe beiwohnen und daher auf das gehoffte zweite Zusammensein zu seinem innigen Bedauern verzichten müsse. Er dankte ihr nochmals von ganzem Herzen – „von ganzem Herzen" war unterstrichen – für das Glück – „Glück" war wieder unterstrichen – das sie ihm geschenkt habe, und wünschte ihr alles Gute auf ihrem ferneren Lebenswege.

Sie nickte vor sich hin, als sie gelesen hatte. Das mußte ja einmal so kommen, dachte sie. Sie war nicht eigentlich traurig. Nur das Gefühl der Leere, das sie in der letzten Zeit öfter überkam, kroch wieder in ihr auf.

Sie gab den Brief Pfundtner zu lesen. Er las ihn zweimal, mit offensichtlicher Genugtuung. „Er zieht sich zurück", sagte er dann und vermied es nicht einmal, sein Frohlocken durchklingen zu lassen.

Sie zuckte nur die Achseln. Wozu sollte sie sich mühen, ihm begreiflich zu machen, was der Prinz ihr gewesen war? Er würde es doch nicht verstehen. Und wenn er schon ihre Worte verstünde, würde er nicht glauben, daß sie ehrlich wären.

Das Gastspiel am Wintergarten ging zu Ende.

„Nach diesem", sagte Pfundtner eines Tags, „werden wir Schluß machen. Ich habe keine weiteren Abschlüsse getätigt. Du mußt dich erholen, und es wird ganz gut sein, wenn wir die Leutchen nun ein wenig darben lassen. Wir wollen irgendwohin aufs Land gehen. Wohin möchtest du?"

„Ich möchte nach Wien", erwiderte sie.

„Nach Wien?" sagte er gedehnt. „Was willst du in Wien?"

„Ich will zu meinem Professor und studieren." Und ehe er zu einer weiteren Widerrede kam, fügte sie hinzu: „Außerdem müssen wir ein neues Programm für den nächsten Winter ausarbeiten, und wo könnten wir das besser als in Wien? Wir brauchen neue Texte und neue Melodien. In Wien kennst du alle Leute und weißt, was sie können. Und am Orte sein muß man, wenn man das alles richtig in die Wege leiten will."

Er sah sie erstaunt an. „Ja", sagte er zögernd, „da hast du eigentlich recht."

„Nicht wahr?" rief sie, froh, das Richtige getroffen zu haben. „So schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe."

Er aber tanzte schon auf dem Seil, das sie ihm gespannt hatte.

„Wir brauchen zwei neue Sachen", sagte er, „nicht mehr. Die Leute werden die guten alten noch lange Zeit immer wieder hören wollen, und wenn wir dann zwei dazu haben zum Auswechseln, dann kommen wir gut durch den Winter. Ich habe selbst eine Idee, die ich für sehr gut halte. Ich werde den kleinen Kapitzke" – das war der Kapellmeister an seinem Theater – „damit beauftragen, mir eine Musik dazu zu schreiben. Er ist zwar im übrigen ein bösartiger Ochse, aber er hat hier und da brauchbare Einfälle."

Also fuhren sie nach Wien.

Am Bahnhof nahm Uschi gleich einen Wagen nach der Favoritenstraße zu Frau Kietzinger.

„Dort möchte ich wieder wohnen“, bat sie.

Die Kietzingerin war aus dem Häuschen vor Freude, als sie Uschi wiedersah, und Uschi war glücklich, wieder in der altvertrauten Umgebung zu sein. Ihr erster Gang war zu Professor Seerock. Der alte Meister strömte über vor zärtlichem Glück. Er klopfte ihr die Backen, fand sie wohl aussehend und – noch hübscher, wie er fast verschämt sagte. Ihre Erfolge auf dem Brettl streifte er nur kurz, diese Betätigung Uschis war ihm nach wie vor ganz und gar gegen den Strich. Desto eingehender erkundigte er sich danach, was sie nun in Wien zu tun gedenke, und war selig zu hören, daß sie vor allem bei ihm studieren wolle.

„Na“, sagte er und setzte sich an den Flügel, „dann wollen wir einmal hören, was das Kind in der Zwischenzeit verlernt hat.“

„Oh!“ trumpfte sie scherzhaft auf, „ich habe auch dazugelernt.“

„Und was?“

„Die Habanera aus ‚Carmen‘ habe ich studiert.“

Er drehte sich mitsamt dem Klavierstuhl um. „Bist du größenwahnsinnig?“

„Das muß man manchmal sein“, erwiderte sie ernsthaft, „wenn man nicht kleinmütig werden soll.“

„Also meinetwegen!“

Er schlug an, und sie sang. Die merkwürdig gebrochenen Töne, mit denen sie in ihren komischen Vorträgen die eigenartigsten Wirkungen erzielte, wandte sie auch hier in den chromatisch abwärts gleitenden Tonfolgen der Zigeunerin an. Es sang das Urwesen Weib, das nicht danach strebt, durch Anmut und Zierlichkeit seines Werbens Eindruck zu machen, sondern nur sein unverhülltes begehrliches Weibtum spielen läßt.

Als sie zu Ende war, saß der alte Meister eine Weile still vor seinen Tasten. Dann schüttelte er ratlos den Kopf.

„Es ist alles anders“, sagte er, „als es eigentlich sein soll. Aber es ist erstaunlich gut. – Sag’ einmal, Kind“, kehrte er sich darauf zu ihr, „wo hast du das her? Diese Töne?“

„Ich habe schon als Kind gemerkt“, antwortete sie nachdenklich, „daß meine Kehle ein Instrument ist, das die merkwürdigsten Töne hervorbringen kann. Ich konnte tief reden wie ein Mann, der gar nicht da war, so daß die Leute sich erstaunt umsahen. Und ich konnte hoch pfeifen wie ein dünnes Rohr, das Dampf ausströmt. Ich kann sogar ein bißchen bauchreden.“ Und plötzlich kam es dünnstimmig von der Decke herab: „Ich glaube, du bist in deinen alten Meister verliebt.“

„Ja ja“, jubelte sie dann in ihrer gewöhnlichen Stimmlage, legte die Arme von rückwärts um seinen Hals und küßte ihn auf die weißen Haare.

„Aber Kind! Aber Kind!“ murmelte der Alte. Dann aber, um sich aus seiner Verwirrung zurückzufinden, in die ihr Übermut ihn gestürzt hatte, schlug er einen Akkord an. „Nun wird aber etwas Ordentliches gesungen. Kunststücke sind das größte Hindernis auf dem Wege zur Kunst.“

Sie war sofort bereit, ihm zu folgen.

Er war zufrieden mit dem Befund. So zufrieden, daß er beim Abschied sagte: „Du darfst täglich zu mir kommen, Kind. Abends nach sechs bin ich immer frei für dich.“

Pfundtner hatte viel mit seinem Theater zu tun. Rübsam machte ihm die Hölle heiß. Der ehemalige Dramaturg hatte jetzt den Ehrgeiz, aus dem Direktionsstellvertreter selbst unumschränkter Leiter zu werden. Er drängte Pfundtner unablässig, ihm das Theater weiterzuverpachten. Und er hatte sich so überraschend entwickelt, daß der geriebene Pfundtner auf seiner Hut sein mußte, um nicht zu Entschlüssen getrieben zu werden, die er nicht fassen wollte.

Derart in Anspruch genommen, suchte er Uschi nur jeden zweiten Tag auf, für eine Stunde oder zwei. Und dann unterhielt er sie lediglich von seinen Bemühungen um neue Nummern für ihr Programm. Uschi folgte seinen Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit und mußte sich immer wieder sagen, daß er sein Handwerk wirklich von Grund auf verstand. Und doch haftete dieser widerwilligen Achtung vor seinem Können ein leiser Ekel an, so als ob sie mit etwas Unsauberem beschäftigt würde. Das lag nicht an den Stücken, denn zweideutige Sachen zog er überhaupt nicht in Betracht. Dazu hatte er zuviel Geschmack. Es lag an seiner Person, die in ihrer unreinen Mischung ihr mehr und mehr zuwider wurde.

Wenn er gegangen war, blieb Uschi mit ihrem Geselligkeitsbedürfnis auf die Kietzinger beschränkt. Und in der Zeit, da sie bei ihr in der Küche saß oder hinter ihr herging, wenn sie ihre Hausarbeiten verrichtete, war sie oft fröhlich wie ein Kind und ausgelassen wie eine Sechzehnjährige. Sie rieb sich mit innigem Behagen an der gutmütigen Torheit der Malerswitwe und konnte aus vollem Halse lachen, wenn die Brave wieder einmal auf einen ihr gestrichenen Leim gegangen war. Bald aber fiel es ihr auf, daß die Kietzinger bei solcher heiteren Unterhaltung nicht mehr mittat wie sonst. Sonst stimmte sie ohne Bedenken in das Gelächter ein, das Uschi über ihre drollig dummen Bemerkungen aufschlug. Nun schien es Uschi so, als ob sie durch irgend etwas bedrückt wäre, als ob ihr ganzes Gehaben etwas Gezwungenes bekommen hätte.

„Was haben Sie, Kietzingerin?“ fragte sie geradezu.

„Ich? Nichts. Was soll ich denn haben? Nein, ich habe nichts, rein gar nichts.“

Ihre wortreiche Beteuerung bestärkte Uschi erst recht in ihrem Verdacht. „Also heraus damit!“ kommandierte sie.

„Ach Uschichen!“ Sie wurde neuerdings immer vertraulicher in ihren Anreden. „Uschichen, ich kann es ja nicht sagen. Er schlägt mich ja tot.“

„Wer?“

„Nu, er, der Herr Direktor.“

„Pfundtner?“

Die Kietzinger nickte verzweifelt.

„Nun will ich es aber wissen. Heraus mit der Sprache, Kietzingerin! Oder mit unserer Freundschaft ist es ein für allemal aus.“

Da kam es denn an den Tag, daß Pfundtner die Ärmste mit halben Drohungen verpflichtet hatte, Uschi auf den Weg zu passen, ihr nachzuspüren, wenn sie ausging, sie auszuhorchen, wo sie gewesen war, wen sie getroffen, mit wem sie gesprochen hatte. Ein rechtes Netz der Spionage hatte er um sie spinnen wollen. Das gestand die Kietzinger unter Stocken, Drucksen und zuletzt unter herzbrechendem Schluchzen.

Uschi saß mit einem häßlichen Gefühl da. Sie ahnte dunkel, daß selber ungut wird, wer mit unguten Menschen zu tun hat. In diesem Augenblick haßte sie ihn. Aber daß dieser Haß tatenlos bleiben, ja ohne Mund bleiben mußte, weil sie ihm verpflichtet, durch Vertrag sogar an ihn gebunden war – das war das eigentlich Unreinliche, machte ihr Gefühl schlecht und erbärmlich.

Sie ging schnell aus der Küche und ließ die Kietzinger in tiefer Kümmernis zurück.

Es war nur gut, daß jeder Tag eine sechste Stunde des Nachmittags hatte. Dann ging sie, jetzt wirklich beinahe täglich, zu Professor Seerock. Dann hatte der Meister seine Unterrichtsstunden hinter sich und war entspannt sowohl wie angeregt.

Eines Tags – der Professor erzählte gerade, wie er mit Liszt zusammengetroffen war – trat Wunderlich ein. Er begrüßte sie mit der beiläufigen Freundlichkeit, die man für eine gleichgültige Bekanntschaft übrig hat.

„Nun, was treiben Sie, Seerock?“ fing er an.

„Wie Sie sehen“, schmunzelte der Meister, „ich arbeite mit meiner Schülerin. Sie macht unglaubliche Fortschritte in letzter Zeit.“

„Hm!“ machte Wunderlich zerstreut.

„Wollen Sie nicht einmal die ‚Habanera‘ aus ‚Carmen‘ von ihr hören?“ beharrte der Meister.

„Warum nicht? Meinetwegen.“

„Komm! Los!“ befahl der Meister.

Uschi trat alsbald an den Flügel. Es war mehr als Gehorsam gegen den Lehrer, was sie so bereitwillig sein ließ. Sie wollte jetzt Eindruck auf den störrischen Musiker machen, ihn aus seiner Gleichgültigkeit herausreißen, ihn verblüffen. Sie fühlte einen starken Mut in sich, der ihr ihm gegenüber bis jetzt immer gefehlt hatte. Und sie sang das Stück mit der ganzen Glut, deren sie fähig war, mit der urtümlichen Werbekraft des verlangenden Weibes und mit der Eigenart ihrer gebrochenen Töne.

„Nun?“ Der Meister fuhr mit seinem Klavierstuhl herum, als sie zu Ende war.

Wunderlich sah sie eine ganze Weile aus großen, abwesenden Augen an. „Ein tolles Frauenzimmer!“ sagte er dann und wandte sich kopfschüttelnd vom Flügel hinweg.

Uschi sank entmutigt auf einen Stuhl. Der Meister sann ein weniges in sich hinein. Eine verärgerte Stille herrschte im Zimmer.

„Was macht Ihre Oper?“ fragte dann der Meister, um das Schweigen zu brechen.‘

„Ach, meine Oper!“ rief Wunderlich. „Die macht mir Sorgen.“

„Wieso denn? Kommen Sie nicht weiter damit?“

„Doch, doch. Beizeiten fliegt es nur so auf das Papier. Aber dann befällt mich immer wieder dazwischen die höllische Angst, der verdammte Zweifel, ob Sänger und Sängerinnen das überhaupt so können werden, wie es mir vorschwebt, wie ich es haben will – oder es gar nicht gesungen haben will.“ Die letzten Worte schrie er hinaus in einem wilden Zorn.

Uschi hatte sich auf ihrem Stuhl gereckt. ‚Wenn ich es nur könnte! Wie wollte ich es können!‘ dachte sie.

„Es gibt auch Sänger, die gute Schauspieler sind“, suchte der Meister einzulenken.

„Ja ja“, sagte Wunderlich mit sinkender Stimme, „sie spielen, wie eben Sänger spielen.“

Uschi hielt es nicht mehr aus. Sie konnte die Erregung, die in ihr tobte, nicht mehr beherrschen. Aber da sie nichts zu sagen wagte, stand sie auf, um sich zu verabschieden.

„Ich komme mit“, sagte da Wunderlich.

Eine ängstliche Freude nahm ihr fast den Atem.

Auf der Straße schlug Wunderlich sofort ein mächtiges Tempo an. Uschi hastete neben ihm her, bis ihr dies Gerenne komisch wurde.

„Warum rennen Sie eigentlich so furchtbar?“ sagte sie. „Haben Sie es so ungeheuer eilig? Wo wollen Sie denn hin?“

Er sah auf, als ob er selber erstaunte.

„Das weiß ich wirklich selber nicht. Ich fühle nur, daß ich weg muß, weiter muß. Aber schlag mich einer tot, wenn ich weiß wohin.“

Sie verstand ihn nur halb. Aber sie traf dennoch das Richtige, als sie nun fragte: „Wie leben Sie eigentlich?“

„Ich lebe gar nicht“, antwortete er. „Ich renne nur herum. Seit meine Frau tot ist, kann ich nirgendwo lange bleiben. Es jagt mich, als ob ich etwas suchen müßte. Nur wenn ich komponiere, hab’ ich Frieden.“

Sie sah zur Seite, und ihr war, als bemerkte sie zum erstenmal, daß die unbekümmerte Laune, die er meist zur Schau trug, nur eine Maske über verschwiegenem Leid war. Ein tiefes Mitleid quoll in ihr auf für den bewunderten Mann und überdeckte die Kluft, die sie zwischen ihm und sich wähnte.

„Haben Sie Ihre Frau so sehr geliebt?“ fragte sie schüchtern.

Er schwieg eine Weile und sagte dann, so als ob es das Ergebnis eines angestrengten Nachdenkens wäre: „Ich habe sie sehr lieb gehabt, solange sie lebte. Wirklich lieben tu ich sie erst, seit sie tot ist. Denn da erst habe ich gemerkt, daß sie sich für mich geopfert hatte.“ Er wandte Uschi sein Gesicht zu. „Weißt du, Mädchen, was das heißt: sich für einen andern opfern? Nein, das weißt du nicht. Ich hab’ es auch nicht gewußt. Sich für eine Idee opfern, sich für die Kunst meinetwegen opfern – das bringt auch ein Mann fertig. Weil er sich da eigentlich doch nur für sich selbst opfert. Sich selbst, sein Leben für einen andern Menschen opfern – das kann nur eine Frau.“

Uschi ging mit gesenktem Kopf neben ihm her.

Mit einemmal warf er den Oberkörper zurück und sagte in völlig verändertem Ton: „Nun also einmal von dir, fremdes Mädchen! Was ist mit dir los?“

Uschi schrak vor der plötzlichen Wendung zusammen.

„Ich singe doch noch immer auf dem Varieté“, sagte sie kleinlaut.

„Na ja doch, das weiß ich. Aber warum denn? Wenn du – der Meister ist des Lobes voll von deinem Talent, und was ich da vorhin von dir gehört habe“ – er lachte leise in sich hinein – „war ja ein toller Zauber, aber ich könnte mir denken, daß eine wirkliche Zigeunerin das so sänge“ – er deckte die Augen mit der Hand – „bei Gott, das könnte sie – ja also, warum?“

„Weil ich verpflichtet bin.“

„Wem?“

„Meinem Impresario, meinem Manager.“

„Wer ist das?“

„Mein ehemaliger Direktor am Theater. Pfundtner.“

„Pfundtner? Mir ist . . . den Namen habe ich schon einmal gehört. – Aber gleichgültig . . . was heißt verpflichtet?“

„Ich bin durch Vertrag an ihn gebunden.“

„Durch Vertrag? Was ist das für ein Vertrag? Erzähl’!“

Und sie erzählte.

Als sie fertig war, lachte er laut heraus. „Was seid ihr doch für Kinder, ihr Komödianten! Ahnungslose Kinder! Das ist ein ganz lächerliches Machwerk, dieser Vertrag. Geh damit vor Gericht, und sie lachen dort deinen sauberen Direktor einfach aus.“

Uschi stand das Herz still. Das wäre . . . aber es war ja nicht möglich!

Wunderlich fühlte, daß sie zweifelte.

„Verlaß dich drauf!“ sagte er warm. „Auf Verträge versteh’ ich mich. Das hab’ ich gelernt, als ich mich mit den größten Gaunern, den Cafébesitzern und Gewaltigen der Londoner Musikhalls, herumschlagen mußte. Dein Vertrag widerspricht den guten Sitten, wie es in der Gerichtssprache heißt,

widerspricht ihnen aufs gröblichste und ärgerlichste. Du brauchst ihn nur anzufechten, und er ist null und nichtig."

Er erblickte in der Tür einer Musikalienhandlung einen Bekannten. Schnell gab er ihr die Hand.

„Ich muß da hinüber. Muß mit dem Menschen sprechen. Mach's gut!"

Er stapfte quer über die Straße. Mitten auf dem Fahrdamm drehte er sich noch einmal um und winkte ihr mit der Hand.

Uschi ging wie im Traum weiter. Ihr war, als ob sie schwebte. Wenn das in der Tat möglich war, daß sie sich von Pfundtner löste – es war fast nicht auszudenken, was für ein Glück das wäre. Dann wäre der Weg frei zu – ach ja, wozu? Das Ziel, an das sie dachte, schwamm mit eins so fern und vernebelt im Ungewissen. Da waren noch hundert Einzelheiten, die nicht so leicht zu lösen und zu entwirren sein würden. Da war der Dank, den sie Pfundtner trotz alledem schuldig war. Da waren seine Beziehungen zu den Direktionen, die Vortragsstücke, auf denen doch auch ihr Ruhm beruhte und die sein Eigentum waren – und wenn sie jetzt vom Varieté abging, wovon sollte sie leben bis – sie erinnerte sich, daß Seerock von mehreren Jahren gesprochen hatte, die sie brauchen würde, um für die Bühne reif zu sein – als sie zu Hause ankam, stand die Hoffnung nur noch wie ein kleines Lichtlein am Ende eines langen dunklen Ganges vor ihr.

(Fortsetzung des Romans im nächsten Heft)

Labiche bittet um Mitleid

Anekdote von Paul Renovanz

Auguste Eugène Scribe, zu seiner Zeit einer der fruchtbarsten Bühnendichter – er brachte es innerhalb fünfzig Jahren auf nahezu vierhundert Stücke – hat die Härte des Alterns, des Beiseitegeschobenwerdens einmal bitter erfahren müssen. Zu denen, die ihn zu verdrängen suchten, zählte auch der Dramatiker Labiche, obgleich dessen Begabung mit der des Mannes, der das „Glas Wasser" geschrieben hatte, nicht gemessen werden konnte.

Eines Tages suchte Labiche den Direktor der „Comédie" auf, der gerade eins seiner Lustspiele mit außergewöhnlichem Erfolg gab. Es handelte sich um eine Neubesetzung der Hauptrolle, wobei der Direktor etwaige Primadonnenwünsche Labiches berücksichtigen, eigentlich aber mehr über Tantièmefragen mit ihm sprechen wollte. Monsieur Leverrier war Talent- und Gagenpächter.

Im Vorzimmer stieß Labiche auf Scribe, der, ein Manuskript auf den Knien, zwischen Zweifel und Hoffnung wartete, vorgelassen zu werden. Die Herren hatten eben ein paar höfliche Worte gewechselt, als aus dem Zimmer des Direktors ein Klingelzeichen ertönte. Eilend begab sich der Betreßte hinein, übersah jedoch, die Türe hinter sich zu schließen.

Scribe und Labiche vernahmen folgendes Zwiegespräch:

„Herr Labiche noch nicht da?"

„Gewiß, Herr Direktor. Herr Labiche ist soeben eingetroffen."

„Na, zum Teufel! Worauf warten Sie dann noch? Lassen Sie ihn eintreten."

„Sehr wohl. Wenn ich zuvor bemerken dürfte: Herr Scribe – vor einer Stunde bereits erlaubte ich mir Monsieur darauf aufmerksam zu machen – bittet, den Herrn Direktor sprechen zu dürfen."

„Wie oft soll ich Ihnen sagen, daß ich Ihre Bemerkungen überflüssig finde! Ich wünsche Herrn Labiche und nicht Herrn Scribe zu sprechen."

„Um Vergebung, meine Obliegenheiten machen es mir zur Pflicht . . ."

„Ich verbiete Ihnen, mich mit Ihren Obliegenheiten zu belästigen. Ich verhandle mit Herrn Labiche und gestatte Ihnen, sich mit Herrn Scribe zu unterhalten. Herr Scribe interessiert mich genau sowenig wie Ihre Obliegenheiten. Sie haben zu gehorchen und weiter nichts! – Ich lasse Herrn Labiche bitten."

Im Vorzimmer herrschte lähmendes Schweigen, Scribes Gesicht sah grau und verfallen aus. So weit also hatte er's mit seinem „Ruhm" gebracht, daß er mit Bedienten auf gleich und gleich gestellt wurde, daß ihn jeder direktoriale Flachkopf mit Nichtswürdigkeiten traktieren durfte und – das Schlimmste! – daß er sich, eben noch, zu der schändlichen Hoffnung herabgelassen hatte, sein Stück hier anzubringen!

Der Greis machte Labiche eine hilflose Verneigung und griff zitternd nach seinem Hut. Die Glieder flogen ihm vor Schimpf und Scham. Sein beleidigtes Herz hatte keinen Gedanken der Vergeltung, nur flüchten, sich verkriechen wollte er sich. Weg von hier, wo man den einstigen Liebling des Publikums schlimmer als einen Schuhputzer zu behandeln sich erdreistete. Ah, gallebitter war das Bewußtsein, einmal zu den „Berühmten", „Gefeierten" gehört zu haben! Vorbei! Weniger als ein geprügelter Hund galt man jetzt. Ein hündisches Los – wer hätte das dem großen Scribe auf der Höhe seiner Erfolge zu sagen gewagt! Man war alt, abgetan. Man hatte sich nicht dummen Tagesmoden gebeugt, nie einem souveränen Schaupöbel gehuldigt. Dies war wohl die Quittung. Und doch: ein herrischer Stolz wehrte sich gegen die Acht, die jener Erbärmliche über ihn verhängte. Und dieser von der Gunst des Zeitgeschmacks Emporgetragene da, dieser Allerweltsschreiber Labiche – glaubte der wirklich, das Lebenswerk eines Scribe mit seinen Eintagsmachwerken verdunkeln zu können? Wer weiß! Ein Lächeln, bitter in seiner Unsicherheit, zuckte in den Mundfalten. Genug, man hatte hier nichts mehr zu suchen.

Der Diener, mehr noch bestürzt über die Demütigung des Dichters als über die verletzende Grobheit seines Direktors, stammelte verwirrt: „Herr Labiche, Herr Leverrier erwartet Sie."

Labiche reckte sich.

Das war ja . . . eine ausgezeichnete Gelegenheit bot sich doch da, sich einmal von der nobelsten Seite zu zeigen und dem Leverrier eine Lektion zu erteilen, die man sich ohne weiteres leisten durfte. Man war begehrt, gewiß; man galt was. Die Theater rissen einem die Stücke noch naß unter der Feder weg. Er tat einen Schritt auf den Kollegen zu.

„Herr Scribe, bevor Sie gehen . . ."

Blitzschnell, dem Alten wohlwollend zunickend, überlegte Labiche: man konnte es wagen, was sollte geschehen – ihm, dessen heiterem Werke man Abend für Abend zujubelte!

„Melden Sie Ihrem Direktor", sagte er eisig zu dem Diener und legte den Arm mit stolzer, ein wenig theatralischer Gelassenheit Scribe um die Schulter, „melden Sie ihm, daß mir nicht daran gelegen sein kann, einen Mann meiner Gegenwart zu würdigen, der über keine anderen Manieren als die eines Maultiertreibers verfügt. Sagen Sie Herrn Leverrier, es gereiche mir kaum zur Ehre, eine Schwelle zu überschreiten, die sich einem Scribe versagt. Oder wenn ich mich noch nicht verständlich genug ge-

macht haben sollte: Wo Herr Scribe nicht eintreten soll, rechne ich's mir zum Verdienst, draußen zu bleiben."

Und wandelte mit hoheitsvoller Miene Arm in Arm mit Scribe hinaus.

Der Alte drückte ihm, während in seine unter rinnenden Tränen halberblindete Augen der Schein einer großen Rührung trat, wortlos beide Hände. Labiche entzog sich dem gestammelten Dank, teils weil er ihm hier, mitten auf dem Boulevard, anfing peinlich zu werden, teils aber auch, weil er das dringende Bedürfnis empfand, sich für sein chevalereskes Verhalten einen Absint zu genehmigen ...

Jedoch, ganz insgeheim hoben schon Bedenken ihr Haupt.

Vielleicht – Labiche stockte plötzlich – wär's doch geraten, die Parlamentärflagge beizeiten zu hissen. Teufel, was für eine dumme Geschichte! Reue? Zum Lachen: was war denn schon geschehen! Dem einen hatte sein impulsives Temperament ... Gefühl der Kameradschaftlichkeit ... wenn ihr wollt, nennt's: das Lockende der großen Gebärde Beistand geleistet. War das nicht aller Ehren wert! Dem andern freilich hatte er böse zugesetzt ... Böse? Oh lala, die Zunge ging ihm wohl ein wenig durch. Das bißchen verletzte direktoriale Eitelkeit war zu heilen ... Leverrier war ihm gleichgültig, aber sein Herz hing an der „Comédie" ...

Bei schicklicher Gelegenheit, tröstete sich Labiche, hat man sein Versöhnungslächeln schon zur Hand.

„Ein frisches Glas, Ninette!"

Das grüne Gift ist viel zu schade, als daß man sich dabei den Tag zergrübelt. Die Nächte sind noch lang genug.

Zwei Stunden später ließ sich Labiche bei Leverrier melden.

„Monsieur Labiche?" Der Diener hatte runde Augen.

„Ich lasse um den Vorzug bitten, sofort empfangen zu werden."

„Ich fürchte ..."

„Was fürchten Sie?" Der Dichter trommelte nervös auf der spiegelnden Platte eines Bouletischchens.

„Fürchte, der Herr Direktor sind beschäftigt, haben Besuch: Herrn Scribe."

„Wie das?"

„Der Herr Direktor gaben Befehl, ungesäumt Herrn Scribe einzuholen. Die Herren verhandeln eben über dessen neues Stück ‚Erzählungen der Königin von Navarra', so heißt es wohl. Es ward mir eingeschärft, jede Störung fernzuhalten."

„Störung?" Labiches Augen glühten vor Empörung und Absint.

„Um Vergebung, Herr Labiche", der Diener rieb sich die Hände, „zu meinen Obliegenheiten ..."

„Zum Teufel damit! Hat es ein Labiche nötig, zu antichambrieren? Geschwätz und Possenspiel!" Und knallend riß er den Zylinder auf den Schädel.

Das Zerwürfnis zwischen Labiche und Leverrier konnte nicht verborgen bleiben. Der Konflikt wurde rasch bekannt. In allen Salons sprach man davon, in allen literarischen Zirkeln hatte man dafür nur ein untergründiges Lächeln. Man bezeugte dem Dichter ein höfliches Bedauern, daß sein Werk so peinlich brüsk vom Spielplan der „Comédie" abgesetzt wurde, aber man beglückwünschte ihn zu seinem edelmütigen Eintreten für den hilflosen alten Mann.

„Was wollen Sie", erwiderte Labiche melancholisch und mit bitterer Offenheit, „in dem Punkt irren Sie: hilflos? Sie unterschätzen ihn. Scribe sammelt seinen Nachruhm vor dem Tode. Glauben Sie doch nicht, daß ich für ihn eingetreten bin ... was sollte mich dazu veranlassen? Ich tat es vielmehr, weil ich, als ich Scribe auf solche Art behandelt sah, mein eigenes Los erkannte. Ich spürte, daß man in zehn, in fünfzehn Jahren genau so mit mir umspringen wird. Vielleicht schon früher. Ich tat mir leid. Bemitleiden Sie nicht ihn: ich kann Ihr Mitleid brauchen."

WALDGESANG

Des Tages Stimmen sind verstummt,
kein Vogel singt, kein Bienlein summt;
und was um Farn und Busch geschwirrt,
im Taumelflug die Luft durchsirrt,
ist in der Nacht zerstoben.
Nun hat allein der Wind das Wort
und saust und flüstert hier und dort,
und Zweige rauschen immerfort,
den lieben Gott zu loben.

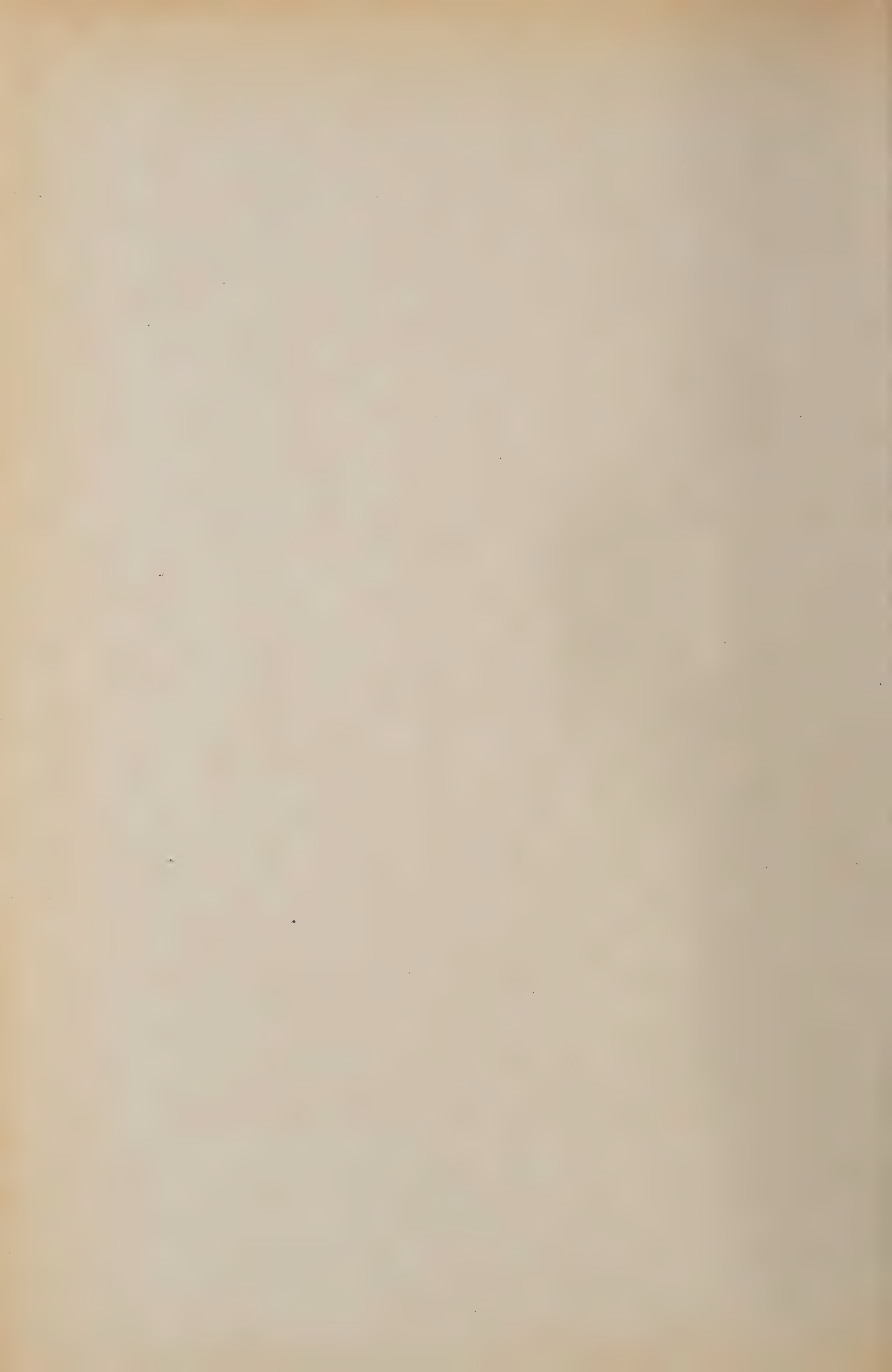
Die Erde lauscht dem Lobgesang.
Einstimmend klingt ein leiser Klang.
In Tagesunrast überhört,
hat in der Nacht sich ungestört
der Erde Lied erhoben:
Aus dunklem Grund, durch Moos und Stein
singt Quellgeriesel silberrein,
mit Wind und Zweigen im Verein
den lieben Gott zu loben.

Du hemmst den Schritt und atmest kaum,
du hörst die Stimmen wie im Traum;
und was in dir am lauten Tag
vergraben und vergessen lag,
es dringt und klingt nach oben:
Im Weltgewühl und Werktagszwang
bewahre rein des Herzens Klang,
und Wort und Tat sei ein Gesang,
den lieben Gott zu loben.

Heinrich Brömse



Abschied
Gemälde von Carl Spitzweg



DER WERT DER DINGE VON JOHANNES LINKE

Wir saßen in einer russischen Bruchbude, hatten einen ruhigen Nachmittag hinter, eine ruhige Nacht vor uns und sprachen vom Wert der Dinge. Das Gespräch hatte seinen Ausgang von einem Verdruß genommen: wir hatten nämlich gar keine Gespräche führen, sondern in den Stunden der Ruhe unsere Hosen und Waffenröcke flicken wollen, die in den letzten Wochen manchen Riß bekommen hatten, und sobald der Soldat einmal aufschnaufen kann, erwachen sein Schönheitssinn und seine Ordnungsliebe. Der Wille zum Nähen und Stopfen war also da, aber keine Nadel. Unser Gepäck lag, auf einigen Schlitten verstaut, im Nachbarort ein paar Wegstunden entfernt; wir hatten nichts bei uns außer Gewehr und Handgranate, Brot, Decke und Zeltbahn. Die Russin beteuerte, sie habe seit Monaten keine Nadel mehr im Hause, und wir mußten ihr das wohl glauben, wenn wir auf das zerschlissene Gewand der Kinder schauten. Einer sagte, er gäbe gern eine Mark, nein, fünf, ja zehn Mark für eine ordentliche Nähnadel, es dürfe sogar eine Stopfnadel sein. Wir lachten ihn aus. Was bedeutete denn Geld hier in diesem Lande, wo es nichts zu kaufen gab? Unsere Taschen steckten voller Geld von den letzten drei Löhnungen her. Wir hatten keine Gelegenheit gehabt, es heimzuschicken, und der Marketender war einmal lange ausgeblieben. Waren wir nun mit unserem Gelde reich, oder waren wir arm? An jenem Abend jedenfalls waren wir arm, denn uns fehlte eine Nadel, und unser Gespräch, das sich wochenlang nur mit dem Essen, dem Postholen und den Angriffen der Russen beschäftigt hatte, entwickelte sich zu einem volkswirtschaftlichen Kolloquium, in dem es um Angebot und Nachfrage, Besitz und Bedarf ging.

„Von einem wirklichen eigentümlichen Wert der Dinge", meinte einer, „kann man nur reden, wenn man alles hat oder wenigstens alles haben kann. Dann ist eben ein Brillantring mehr wert als hundert Beißzangen. Hier heraußen aber ist ein Brillantring einen Dreck wert, wenn an einem Fahrzeug eine Schraube oder eine Mutter locker geworden ist und wir mit unserm Fahrzeug weiter müssen. Da ist dann ein Stellschlüssel oder eine Zange mehr wert als hundert Brillantringe, mit denen wir die Schraube doch nicht festziehen können."

Nun hagelte es ähnliche Beispiele. Der eine hatte einmal seine Zahnbürste, der andere seinen Kamm, ein Dritter seine Tabakpfeife verloren, und dieser Dritte war besonders schlecht daran gewesen, da mit dem Verlust seiner Tabakpfeife auch noch der sonst so kostbare Pfeifentabak allen Wert verlor. Jeder hätte damals gern für den mangelnden Gegenstand das Vielfache des Betrages gezahlt, den er in der Heimat kostete. Daß ein Messer, ein Feuerzeug, ein Stück feste Schnur einfach unbezahlbar waren, hatten wir alle hundertfach erfahren, aber wir wußten auch, daß diese Dinge nur jetzt, nur hier so wertvoll waren, und daß sie in friedlichen Zeiten wieder wenig wert werden würden, ebenso wie die Kerze, der Nagel oder die Tinte für den leeren Federhalter.

„Der Kanten Brot, der uns abgeht", meinte der Korporal, „ist immer mehr wert als die Wurst, die ich besitze", und dieses Wort war ja nun eigentlich der Weisheit letzter Schluß und hätte das Gespräch mit Fug und Recht beenden können, aber da sagte der kleine Gefreite, der bisher mehr zugehört als gesprochen hatte:

„Ihr seid, scheint mir, alle ganz grausige Materialisten geworden, daß ihr nur die Dinge wertvoll nennt, die euch im Augenblick nützlich sind. Gewiß, wenn der Russe gegen den Stützpunkt anrennt, ist mir die Handgranate mehr wert als meine ganze Briefmarkensammlung daheim, die doch mein Stolz und meine Freude ist. Aber an dieser Briefmarkensammlung könnt ihr sehen, was ich meine: manchem von euch wäre sie wahrscheinlich völlig wertlos, ein anderer würde sie vielleicht einigermaßen schätzen, wieder ein anderer aber hütet sie wie den kostbarsten Schatz. Ich sage also: Wert hat das, was mir lieb ist." Es regte sich nur geringer Widerspruch, der auch bald verstummte, denn das Wort des Gefreiten hatte in uns allen eine verborgene Pforte geöffnet.

„Ich habe in meinem letzten Urlaub – hoffentlich war es nicht der letzte! – etwas von der Art erlebt", meinte sein Nebenmann. „Unsere Stadt wird ja hin und wieder von den Tommies überflogen und auch beworfen, und da hatten nun alle Hausbewohner ihre Reichtümer im Luftschutzkeller verwahrt, der natürlich nicht sonderlich viel Platz hat. Aber ‚Reichtümer' ist vielleicht falsch gesagt, man müßte es eigentlich Heiligtümer nennen. Unser alter Hauswirt, der kostbares Meißner und französisches Porzellan und eine beträchtliche Menge Silbergerät besitzt, hatte nicht etwa das in Sicherheit gebracht, sondern eine Kiste mit Steinbrocken aller Art, die er auf seinen Reisen selber geschlagen und zusammengetragen hatte. Eine Frau hatte die Zeichnungen und Malereien ihrer Kinder im Keller verwahrt, die sie gemacht, ehe sie in die Schule gingen, und in denen sie noch ganz unbeeinflußt ihre Märchenwelt dargestellt hatten."

Er schwieg eine Weile, dann fügte er leise hinzu: „Und meine Frau hatte in ihrem Luftschutzkoffer nicht nur das Sparkassenbuch, sondern schön gebündelt die Briefe, die ihr Vater aus dem andern Kriege und die ich ihr aus diesem Kriege heimgeschickt haben."

Wir waren alle stiller und nachdenklich geworden. „Ja", knurrte einer in sich hinein, „so etwas gibt's. Die Briefe von meiner Braut wären mir auch niemals weggekommen wie damals mein Kamm."

Wir wußten einer vom andern, vor allem aber von uns selber, daß jeder einen heimlichen Schatz bei sich trug, den er vor einem schwierigen Unternehmen oder nach Stunden besonderer Gefahr verschwiegen aus seiner Brieftasche herauszog und den er den allerbesten Kameraden nur ganz selten zeigte. Unser alter Feldwebel, der über dem EK I aus dem ersten Weltkriege die Spange trug, ein alter Haudegen mit einer durstigen Kehle, sagte, fast ein wenig scheu: „Ja, ja, Männer, es ist keine Schande für alte Landser, wenn wir einmal davon reden. Der kleine Gefreite hat Recht: wir sind Materialisten geworden, denken an Essen und Trinken und Rauchen und an das, was nützlich ist. Aber das andere ist doch auch noch da und im Kriege und im Dreck erst recht. Mehr wert als alle Reichtümer sind eben doch die Heiligtümer, und den größten Wert hat das, was uns ans Herz geht, ein Stück Erinnerung, ein Stück Heimat, ein Stück Liebe."

Wir nickten leise vor uns hin, und selbst die losesten Mäuler blieben geschlossen. Da trug einer ein Paar Pulswärmer, die ihm seine Mutter kurz vor ihrem Tode gestrickt hatte, Sommer und Winter bei sich, zog sie aber nur ausnahmsweise an, um sie zu schonen, damit er sie heil wieder heimbrächte, denn sie waren für ihn kein Gebrauchsgegenstand, sondern der Inbegriff mütterlicher Fürsorge; da

hatte ein anderer einen Fetzen Papier mit dem Gekritzel seines dreijährigen Töchterchens und ein paar aufgemalten, kreisrunden Küssen in seinem Soldbuch stecken; da hatte einer den Tauftaler bei der Erkennungsmarke an der Schnur hängen, den ihm sein Großvater verehrt hatte, und damit trug er ein Stück seiner Kindheit und seiner Vorfahren auf der Brust. Das alles waren Dinge, die keinerlei Handelswert besaßen und für die der Rottennachbar keine fünfzig Pfennige bezahlt hätte, und doch bargen sie für ihren Besitzer mehr Wert in sich als Gold und Geschmeide, weil sie wie ein Zauberschein eine ganze Welt umschlossen.

„Hier draußen ist das ja verständlich, daß man sein Herz an irgendeine Kleinigkeit hängt, weil uns hier eben nichts gehört als das, was wir bei uns tragen“, sagte der hagere Obergefreite. „Aber das ist ja daheim genau so, wo wir eine ganze Wohnung, ein ganzes Haus oder einen ganzen Hof voller Sachen haben. Ich werde nie vergessen, wie mir eine Frau von dem Brande erzählte, der ihre Wohnung mit dem gesamten Hausrat in wenigen Minuten einäscherte. Sie seufzte wohl in der Erinnerung an die verbrannte Wäsche und die zerstörte Einrichtung, aber untröstlich war sie nur über den Verlust ihrer Handarbeiten, eines grausam kitschigen Wustes von Bilderkissen, Wandbehängen mit sinnigen Sprüchen und geschmacklosen Stofftieren. Ich mußte mich damals schwer beherrschen, um meinen Lachkrampf zu unterdrücken. Heute würde ich nicht mehr darüber lachen, denn ich habe begriffen, daß sie ihren Hausgöttern oder wenigstens Wohnungsgötzen nachtrauerte, die für sie freilich mehr Wert haben mußten als die Dinge, die einmal eine Menge Geld gekostet hatten.“

„Ähnliches haben wir alle bei den Flüchtlingen in Frankreich erlebt, die wir beim Vormarsch überholten“, warf der Feldwebel ein. „Es war fast genau so wie 1918, als ein Streifen Land von der Zivilbevölkerung geräumt werden mußte. Nur habe ich damals als junger Mensch darüber gestaunt, was diese Leute außer den wirklich notwendigen Dingen mitschleppten, während ich mich diesmal nicht mehr gewundert habe.“

In uns allen stiegen die Bilder der Flüchtlingsströme auf, und wir sahen nicht nur die Karren mit den Betten und dem wichtigsten Hausgerät vor uns, sondern ebenso die alten Männer, die einen Wandspiegel oder einen übergroßen Öldruck unterm Arm schleppten, und die Kinder, die einen Käfig mit dem Kanarienvogel bei ihrer Flucht in der Hand trugen. Wir hatten damals, als wir diesen Menschen begegneten, wohl gemeint, sie hätten bei ihrem plötzlichen Aufbruch alle Überlegung und die kühle Vernunft verloren, aber es war eben doch wohl so, daß sie in der Erregung des Augenblicks zuerst das ergriffen hatten, was ihnen am meisten am Herzen lag, und mochte es ihnen unterwegs auch nutzlos und hinderlich sein.

„Es ist eben so“, meinte der Korporal, „daß gewisse Dinge durch langen Gebrauch oder Umgang allmählich mit uns zusammenwachsen. Wenn wir sie neu erwerben, sind sie uns noch gleichgültig, ja fremd oder gar feindlich, aber je länger sie in unsern Diensten stehen, desto mehr nehmen sie einen Teil unseres Wesens auf, und je mehr sie angegriffen und unansehnlich werden, desto mehr erfüllen sie sich mit Erinnerungen. Ich möchte sagen: je mehr sie an Handelswert verlieren, desto mehr gewinnen sie an persönlichem Wert.“

„Das stimmt freilich“, sagte der kleine Gefreite. „Natürlich hänge ich an meinem Taschenmesser, mit dem ich 1939 ausrückte, wenn es auch schartig ist, oder an meinem Kamm, an dem nun schon ein Dutzend Zinken fehlen. Aber diese Dinge lassen sich ersetzen, lückenlos ersetzen, und wenn ich ein neues, gleichwertiges Messer eine Woche im Gebrauch habe, vermisse ich das alte nicht mehr. Diese Dinge haben für uns einen Gewohnheitswert, aber der läßt sich doch nicht vergleichen mit dem Werte des Unersetzlichen. Wenn ein Wohnhaus zerschossen wird, dann ist das ein Jammer für seine Bewohner, doch in einigen Jahren leben sie in dem Neubau vielleicht besser als früher. Wenn aber ein Turm, eine Kirche, ein Rathaus aus dem Mittelalter zertrümmert wird, dann entsteht für die ganze Stadt, ja für das ganze Volk ein Verlust, der nie mehr auszugleichen ist. Diese Bauten lassen sich nicht wieder neu errichten. Wenn eine Bombe sie trifft, dann sind sie unwiederbringlich dahin, und darum sind sie uns so wertvoll. Und genau so geht es uns mit den Dingen, die uns am Herzen liegen. Die Kinderzeichnungen, die eine Frau im Keller verwahrt, lassen sich nicht wiederholen, und die Steine, die der alte Herr auf seinen Reisen gesammelt hat, könnten durch die schönste gekaufte Sammlung nicht ersetzt werden. Es hängt ein Stück inwendiges Leben, es hängt die echte Liebe daran.“

„Ich bin manchmal darüber erschrocken“, sagte der lange dürre Obergefreite, „wie sehr der Mensch an seinem bißchen Besitz hängt, und wenn es das armseligste Zeug ist, sogar hier heraußen am Rande der Gefahr. Wir teilen zwar alles gern mit unserm Nebenmann, der es braucht, das ersparte Brot, die Decke, den Tee, das ist uns selbstverständlich. Aber verlieren, einbüßen wollen wir nichts. Erst unmittelbar vor dem Tode, wo er uns schon anpfeift, werden uns die Dinge unwichtig. Wenn eine Granate mitten zwischen uns einschlägt, dann soll sie schon unser Gepäck zerfetzen, das wir monatelang mit uns herumschleppten und sorgsam hüteten, das ist uns jetzt gleichgültig, wenn wir nur alle noch unsere heilen Glieder behalten haben. Erst in solchen Augenblicken, und nur dann, sind wir wirklich frei und erleben die völlige Wertlosigkeit aller Güter.“

„Der Güter, wollen wir sagen, die von Menschenhänden gemacht werden können!“ ergänzte der Feldwebel. „Denn die andern, die inwendig in uns sind oder die wir von oben her als Geschenk bekommen haben, die zeigen sich in diesem Augenblick erst in ihrem ganzen Wert.“

Wir hatten die fehlende Nadel längst vergessen, die übrigens am nächsten Morgen von einem kunstfertigen Kameraden in zehnfacher Ausführung aus einem Stück Draht hergestellt wurde. Solange das Hindenburglämpchen noch einen Schein gab, saßen wir beisammen und holten die Dinge hervor, die hier in diesem Lande den größten Wert für uns hatten, und gaben sie von Hand zu Hand. Es waren nur kleine Bilder, denn die Haarsträhne der Braut, der Tauftaler und die Pulswärmer wurden nicht gezeigt. Da sahen wir die alten Eltern, die Frau, die Schwester, die Kinder, wir sahen den heimatlichen Hof, sahen aber auch den Stephansdom, die Donau, den Wald und das steirische Gebirge. Ganz behutsam nahmen wir diese Bildchen zur Hand, ganz besonders das, auf dem der Führer vor dem Berghof den zwei Kindern unseres kleinen Gefreiten seine beiden Hände gab. Was konnte in dieser Stunde auch einen größeren, reineren Wert für uns haben? Hier hielten wir unsere Liebe, unsere Herkunft, unsere Zukunft, unsere Heimat, in Bildern, die Sinnbilder dessen waren, wofür wir hier heraußen standen.

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Dr. Paul Weiglin, Stellvertreter: Dr. Walther Neubach, Künstlerischer Leiter: Jul. W. Krafft, alle drei in Berlin. Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Anfragen und Einsendungen (mit Rückporto) an die Schriftleitung von Velhagen & Klafings Monatsheften, Berlin-Grunewald, Herbertstraße 24, Fernruf 97 29 09

Berliner Bühnen

Sommertheater in Berlin

Eine Erstaufführung von Gewicht ist zu vermerken: die Staatsoper Unter den Linden bringt zum 75. Geburtstag Siegfried Wagners dessen „Andreasnacht" zur Darstellung, ein Werk, in dem die besten Eigenschaften dieses sympathischen, echt deutschen Musikers noch heute lebendig sind: die Hinneigung zu Märchen und Sage, zu alten schönen Bräuchen, zum Innig-Volkstümlichen und Romantischen. Das Werk – ursprünglich „Bruder Lustig" benannt – spielt im Mittelalter; es spinnt seine Fabel um den alten Volksglauben von der Andreasnacht, in der die verliebten Mädchen den zukünftigen Liebsten schauen können. Die zarte Walburg und der tapfere Heinrich von Kempten müssen durch mancherlei Fährlichkeit und Verwirrung gehen; ihre Schicksale geben dem Komponisten Gelegenheit zur Entfaltung vieler bunter Einzelheiten, zu Chören, Tänzen, Hexenbeschwörung und Kleinstadtidylle. Siegfried Wagners Sohn Wolfgang, dem die Regie anvertraut war, wußte diese wunderlich zwischen Märchen und Wirklichkeit schwebende Welt überzeugend zu gestalten und ihr manches reizvolle Detail abzugewinnen; Paul Sträter schuf stimmungsvolle Bühnenbilder, Johannes Schüler ließ Glanz und Schönheit des farbenreichen Orchesters und der Stimmen aufleuchten. Peter Anders und Maria Müller liehen dem Liebespaar ihre Darstellungskunst und die Pracht ihrer Stimmen; Margarete Klose wußte der Hexe Urme überzeugendes Relief zu geben. Warmer Beifall dankte ihnen und den zahlreichen übrigen Helfern am Werk und bewies, wie lebendig sich diese Musik über ein Menschenalter erhalten hat.

Eine ganz andere Welt wird mit dem reizenden wienerischen Musiklustspiel beschworen, das Franz Füssel um den Hofrat Geiger aufgebaut hat, der, in jungen Jahren ein Verführer und verfluchter Kerl, nun als etwas melancholisch angegrauter pensionierter K. u. K. Hofbeamter auf behutsame Weise die Sünden seiner Jugend auszugleichen sucht. So findet er nicht nur die verlassene Geliebte von damals wieder, sondern auch ein reizendes Töchterl, von dessen Existenz er bis dato noch gar keine Ahnung hatte, erobert dessen ahnungsloses Jungmädchenherz — und auf diesem Umweg schließlich auch das herb und ablehnend gewordene der Mariandl von damals zurück. Das Rose-Theater hatte sich des biedermeirisch-gemütvollen Stücks aufs liebevollste angenommen. Traute Rose stellte mit der Mariandl von damals eine prachtvolle, runde Frauengestalt auf die Szene – bewunderungswürdig, wie sie auch den Wiener Dialekt zu meistern weiß! –, Eduard Obsieger vom Josefstädter Theater bringt als Hofrat einen Schuß Metternich-Atmosphäre und Nestroy-Melancholie in das harmlose Spielchen. Die reizende, begabte Sonja Kuska ist das süße Wiener Madl, Heinz Bauer ihr stürmischer Liebhaber. Steffy Wüstenberg erntete einen Sondererfolg mit ihrer urwüchsigen Darstellung einer unverwüstlich lebenslustigen Achtzigjährigen. Die wienerisch beschwingte Musik steuerte Hans Lang bei, während die Regie von Dr. Rolf Rönnecke mit ihrer behaglichen Kleinmalerei mitten im berlinischsten Berlin wirklich so etwas wie ein Stückchen Alt-Wien lebendig werden ließ. Kein Wunder, daß die Gäste aus der großen Frankfurter Allee begeisterten Beifall klatschten!

In den Kammerspielen des Deutschen Theater ist die Sommerzeit in Gestalt eines „Kleinen Herrn Niemand", eines Lustspiels von Just Scheu und Ernst Nebhut, eingezogen. Sie verstehen es, in drei Akten aus einem armen, unbekannten Dichterling einen berühmten, von Verlegern umworbenen Autor zu machen – und das auf höchst märchenhafte Weise, indem der Dichter in einer Nacht seinen epochemachenden Roman schreibt, darauf das ersehnte Mädchen, viel Geld und einen phantastischen Verlagsvertrag bekommt! Heinz Schroth als Dichter gibt dem unwahrscheinlichen Geschehen so viel Charme, er hat in Herta Mayen eine ebenso gutaussehende wie vergnügte Partnerin und ist von einem so flott spielenden Ensemble umgeben, daß den beiden Autoren unter der Regie Ernst Karchows ein glatter Erfolg und dem Publikum ein lustiger Abend bereitet wird.

Karla Höcker

Unser Lesekabinett

Chemie und Kulturgeschichte

In einem gewichtigen Band von über 300 Seiten läßt uns der berühmte Forscher Paul Walden „Drei Jahrtausende Chemie" erleben (Limpert, Berlin; 305 Seiten und viele Bildtafeln). Der Verfasser, der den Heften mehrfach die Ehre seiner Mitarbeit geschenkt hat, ist den Lesern als ein Gelehrter bekannt, der auch schwierige Fragen seines nicht jedermann leicht zugänglichen Fachs verständlich und anziehend zu behandeln weiß. Er zählt zu den seltenen Geistern, die noch alle Wissenschaften in großem Zusammenhang und wunderbarem Einklang schauen, und so ist auch dieser Weg durch die Geschichte der Chemie für den kulturgeschichtlich gerichteten Leser nicht minder genußreich als für den, der Geheimnissen der Natur auf die Spur kommen möchte oder gar als Fachmann über den Zaun seiner engbegrenzten Arbeit zu blicken Lust hat.

Mit einem kleinen Nebengebiet, in dem es sich aber reizvoll wandern läßt, beschäftigt sich Hans Reitzigs entzückend ausgestattetes Büchlein über „Die Laboranten von Krummhübel", Wald- und Wurzelleute, die dank uralten und ständig erneuerten Erfahrungen bis tief ins 19. Jahrhundert oft segensreich gewirkt haben, obwohl ihre Wissenschaft häufig auf dem schwanken Grunde unvollkommener Erkenntnisse und trüber Ahnungen aufgebaut war. Auch dieses Buch wird nicht bloß den Chemiker oder Arzt fesseln. Es läßt uns tief in die verschwärmte Seele des Schlesiers schauen.

Allerlei für die Jugend

Der Verlag von Franz Schneider in Berlin bringt eine reiche und mannigfaltige Folge von Jugendbüchern. Eine große Anzahl von ihnen beschäftigt sich, wie nicht anders zu erwarten, mit dem Kriege, der ja auch für junge Herzen das stärkste und oft recht unmittelbare Erlebnis ist. Selbstverständlich verlangen die Großtaten unserer Wehrmacht in allen ihren Teilen auch dem heranwachsenden Geschlecht vergegenwärtigt zu werden. Stoff gibt es in Hülle und Fülle. Was z. B. eine einzige Schnellbootflottille während eines halben Jahres leistete, bildet den Inhalt des Buches „Schatten voraus!" von Paul Reymann, der bei allem, was er erzählt, als Kriegsberichter dabei gewesen ist (187 S., RM. 4,50). – Was er auf „U-Booten im Eismeer" erlebt hat, schildert Horst-Gotthard Ost (111 S., RM. 4,—). Die Leistungen der „Minenleger am Feind" bringt uns G. F. Brandenburger zum Bewußtsein (94 S., RM. 3,—). – Neben dem der Marine ertönt der Ruhm des Heeres, so der unvergängliche der „Gebirgsjäger an der Eismeerfront" (von Franz Pichsberger; 96 S., RM. 3,—) und der Pioniere, die „Mit Sturmboot und Flammenwerfer" an allen Fronten kaum Glaubliches geleistet haben (von Paul Lindemann und Robert Biewer; 143 S., RM. 3,80). – Von fünf Tapferen, die in „Flug und Notlandung in Schnee und Eis" ihr Leben gleich Tausenden von Männern unserer Luftwaffe einsetzten und so Vorbilder für die Jugend geworden sind, erzählt Hans Eduard Dettmann (112 S., RM. 3,—).

Alle diese Bände sind illustriert, von Heinrich von Medvey, Wilhelm Plünnecke, Herbert Bartholomäus, Wilhelm Krieg.

An junge Mädchen wenden sich zwei andere Bücher des Schneiderschen Verlages. Aus der „Maidenzeit“ erzählt Ingeborg Hennemann (112 S., RM. 2,50). Die Schicksale einer „Studentin im Fabrikeinsatz“ schildert Edda Bars (112 S., RM. 3,—).

Eine Anzahl weiterer Bändchen erneuert deutsche Sagen: elsässische, salzburgische, hessen-nassauische, thüringische, sudetendeutsche. Alle sind mit hübschen bunten Titelbildern und Zeichnungen geschmückt. Ausgewählt und nacherzählt haben sie Desiderius Lutz, Hans Deissinger, Heinrich Leis, Otto Kürsten und Gustav Jungbauer. Jedes Buch kostet nur RM. 0,80.

Goethes Schwiegertochter

Ottilie von Goethe geborene von Pogwisch gehört nach Schicksal und Anteil in das Haus der Tantaliden. Goethe, der ihre Heirat mit seinem Einzigen, mit August, eifrig betrieben hat, war dem leicht beweglichen Töchterchen geneigt. August, dem sie drei Kinder schenkte, merkte früh, daß sie nicht zu seiner manchmal pedantischen Schwerfälligkeit paßte, und sein früher Tod hat ihm die Wohltat erwiesen, auf Folgerungen verzichten zu können, die er als Ehe- und Ehrenmann hätte ziehen müssen. Trotz mannigfachen Veröffentlichungen fehlen dem Bilde Ottiliens noch immer die festen Umrisse. Einen kleinen Beitrag zu ihrer Kenntnis stiften die Briefe, die sie, gereift und dennoch nicht reif, an eine italienische Freundin, die Gräfin Anna Gargallo, in den vierziger Jahren gerichtet hat, an eine Frau, die gleich ihrer ganzen Familie dem geistigen Deutschland nahestand. In einem bei Andermann in Wien verlegten Bändchen sind diese Briefe übersetzt und veröffentlicht. Gabriele Freiin von König-Warthausen hat sie umsichtig eingeleitet und gibt dem Leser alles für das Verständnis Nötige. Egon Cäsar Conte Corti steuert eine biographische Skizze Ottiliens bei. Sie war weder eine vorbildliche Frau noch eine musterhafte Mutter und auch in ihren anziehenden oder gar bedeutenden Zügen mehr launenhaft als groß, und dennoch umfaßt sie das Vermächtnis eines kaum geliebten Mannes mit Zärtlichkeit. Wir lesen in einem aus dem Jahre 1849 stammenden Brief von dem stillen Kummer, der ihre Kräfte völlig verbraucht: „Es ist der tiefe Schmerz um meine beiden Lieben (die Söhne Walther und Wolfgang), die wie unter einem bewölkten Himmel wandeln, ihre wahrhaft edlen Charaktere, die von einem Ring voll Bitterkeit umschlossen sind, erworben durch Erfahrungen, die ihrer Jugend hätten fernbleiben sollen, ihre Talente und ihre auf mancherlei Weise vereitelten Bemühungen, dazu der Schrecken vor meinem einsamen Alter – all das brach wieder in der gleichen schrecklichen Krankheit aus, die ich am Totenbett Almas (der Tochter) überwunden zu haben geglaubt hatte.“ Sie spürte die Dornen, die für sie und die Ihren in die Goethe gebotene Krone geflochten waren, und meinte, „wenn in früheren Zeiten in manchen Ländern der Brauch herrschte, Frauen, Sklaven und die kostbarsten Besitztümer auf dem Grabe eines Königs oder Helden zu opfern, daß diese Sitte für die Familien berühmter Männer noch immer zu bestehen scheint.“

Von Muhammed bis Muhammed Ali

Eine knappgefaßte, aber für den Laien übersichtliche, inhaltreiche und auch durch viele Einzelheiten lebendig gemachte „Geschichte der arabischen Welt“ bietet Franz Täschner bei Vowinckel in Heidelberg (160 S. und Karten). Kannte auch der gebildete Deutsche aus diesem den meisten bis vor kurzem fernliegenden Gebiet bisher nur wenige bedeutende Tatsachen, so zwingt ihn die Gegenwart, sich näher mit Fragen zu beschäftigen, die ihrer Lösung durch den Krieg harren und die nur dann ganz verständlich sind, wenn man ihre geschichtliche Begründung und Entwicklung zu sehen und zu verfolgen vermag. Der Band schildert das alte Arabien, führt uns den Propheten und seine Sendung vor, läßt die Weltreiche der Omaiyaden und Abbasiden vor uns wachsen und welken. Wir erleben das Zeitalter der Türken und der Kreuzzüge, Mongolen und Mameluken und werden mit einem Bildnis Muhamed Alis entlassen, des großen Herrschers über Ägypten, der vor hundert Jahren von dort aus alle Lande arabischer Zunge vereinigen wollte.

Kleine Geschichten von Rosegger

Von der hier mehrfach angezeigten umfangreichen Auswahl aus Roseggers Werken, die Staackmann veranstaltet und die Otto Janda und Gertraut Lauring mit kundiger Liebe getroffen haben, sind zwei neue Doppelbände erschienen (15, 16 und 17, 18). Sie bringen auch für den Kenner des Dichters Überraschungen. Halten sie doch ihre Ernte unter den vielen kleinen Erzählungen, die einen wesentlichen Teil im Schaffen Roseggers ausmachen, und die über ihren ersten Leserkreis nicht immer gedrungen sind. Besonders reizvoll sind die harmlos-schelmischen, und alle tragen den Stempel unmittelbaren Gestaltens, vollkommener Lebensnähe und Lebensechtheit. Eine Anzahl von ihnen sind zur Abelsberger Chronik zusammengefaßt; die Abelsberger waren für Rosegger die Schildbürger seiner Heimat. Hier begegnet der Leser manchem Stoff der Weltliteratur im Älplergewand und selbstverständlich in der eigenen Prägung des Dichters. Eine ernste und umfängliche Erzählung aus der Zeit der Reformation und der Gegenreformation ist der „Höllbart“, der eigentlich ein Roman von mehreren Bänden werden sollte, doch entschloß sich Rosegger auf Rat seines Verlegers, den Stoff kürzer zu fassen.

Geschichtliche Miniaturen

Wer an der Hand eines Dichters einen kurzen Gang durch die deutsche Geschichte tun will, dem sei ein bei der Steirischen Verlagsanstalt in Graz erschienenes Büchlein von Walter von Molo empfohlen. Es trägt den Titel einer der hier vereinigten Skizzen: „Sie sollen nur des Gesetzes spotten“. So knapp gefaßt die einzelnen Miniaturen sind, sie haben doch den großen Zug, der dem Meister des historischen Romans eigen ist. Die sechzehn Stücke schildern in knappster, der Anekdote genäherter Form Ereignisse und Gestalten auch aus der geistigen Entwicklung unseres Volkes. Schiller und Kleist schreiten über die kleine und dennoch bedeutende Bühne, die Molo aufgeschlagen hat, und der alte Vater Haydn macht den Schluß. Wie allen Bändchen der Sammlung ist auch diesem ein den Verfasser charakterisierendes Nachwort angefügt. Reizvolle Zeichnungen hat Irmgard Seidl beigesteuert.

Nebenwege der großen Historie schlägt Friedrich Wencker-Wildberg mit seinen „Rätseln der Weltgeschichte“ ein (Scherl, Berlin; 25 Tafelbilder, 287 S.). In einer bunten Folge behandelt der Verfasser Gestalten, von denen jeder etwas und selten Genaues weiß: Kaspar Hauser, die Dunkelgräfin, den Mann mit der eisernen Maske, angebliche Nachkommen Napoleons und den falschen Waldemar. Es kommt ihm dabei nicht auf Sensation, Kolportage oder auch nur Tatsachenbericht an. So flott er zu erzählen weiß, er hat den Willen, Geschichte zu schreiben, d. h. nichts anderes zu berichten, als was die nüchterne Forschung ergibt, und so tut er dem gründlichen und ernsten Leser in dankenswerter Weise auch den Gefallen, die Quellen zu nennen, aus denen er sein spannendes Buch geschöpft hat.

Dr. Paul Weiglin

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Juli 1944

THE LIBRARY OF THE
JUL 22 1948
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Velhagen & Klasings Monats-Hefte

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin · Bielefeld · Leipzig

Wenn Du Velhagen & Klasings Monatshefte gelesen hast, dann schicke sie an Soldaten, die Du kennst, oder gib sie beim zuständigen Blockleiter der NSDAP zur Weitersendung an die Front ab. Die Front dankt es Dir.

Velhagen & Klafings Monatshefte / Juli 1944
(Monatl. ein Heft z. Preise v. RM. 2.10 zuzügl. Bestellgeld)

INHALT Seite

Brandgeruch in Schillers „Räubern"

Man wird ihn nicht los, diesen penetranten Atem sinnloser Verwüstung, den man von der Straße hineinträgt in das Staatstheater am Gendarmenmarkt, und man möchte sagen: er gibt dieser Aufführung erst das Letzte an Atmosphärischem. Die Berliner Tagespresse stellte zum Teil schon in der Überschrift den Spielleiter und Franz Moor dieser Aufführung, Gustav Gründgens, in den Vordergrund, und die schauspielerische und spielleiterische Leistung von Gründgens hat es verdient. Es geht eine faszinierende Kraft, wenn auch des Diabolischen, von seinem Franz Moor aus, die so stark ist, daß sie im Gegensatz zu anderen Franz-Moor-Darstellern da gestenlos bleiben darf, wo sonst erst die Geste das Letzte gab. Kraft strömt auch aus dem Karl Moor Laubenthals, der, zweifelsohne einer unserer besten Schillerinterpreten, nie Gefahr läuft, einem Pathos zu erliegen, das man heute nicht mehr verstünde. Hier steht Gefühl in edelster Ausprägung gegen die eiskalte Vernunft Franz Moors. Ein besonderes Lob für die übrigen Räuber, die auf ihr Lied verzichten können, denen man glaubt, daß sie in den böhmischen Wäldern zu dem geworden sind, was sie verkörpern, Max Eckardt als Schweizer, Ullrich Haupt als Roller und Georg Haubenreißer als Spiegelberg. Nicht zu vergessen den alten Moor Paul Wegeners, die Amalie Lieselotte Kösters, die Bühnenbilder Willi Schmidts. Vier Stunden im Banne einer Dichtkunst und Schauspielkunst, deren zeitlichen Ablauf man gar nicht verspürte.

Dr. Walther Neubach



Briefmarken-Sammler verlangt kostenlos die **„HANSA-POST"**
Eine Werbeschrift, die Freude macht und Werte schafft. Max Herbst, Markenhaus Hamburg 20/D. Ankauf von Sammlungen.

Wäsche ohne Punkte?

Sie können in drei Jahren mehr Wäsche besitzen als andere Hausfrauen, ohne daß Sie dafür Punkte brauchen. Sie müssen allerdings darauf achten, durch systematische Wäschepflege die vielfachen Schadensmöglichkeiten von Ihrer Wäsche fernzuhalten. Wäsche, die sonst entzweigegangen wäre, wird nach Jahren noch gut und tadellos sein. Näheres hierüber, und besonders über die Vermeidung von Wäscheschäden aller Art, finden Sie in einer wertvollen Henkel-Lehrschrift, die Ihnen kostenlos zugesandt wird.

Persil-Werke, Düsseldorf

POSTSPARBUCH

Das freizügige Sparbuch für jedermann

Ein- und Auszahlungen bei allen Postämtern und sonstigen Postdienststellen sowie bei allen Landzustellern

Wer spart, hilft siegen!

DEUTSCHE REICHSPOST



Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8, gibt begabten Schwesternschülerinnen eine fachlich gründliche Ausbildung und gute Erziehung für den Schwesterndienst. Staatl. Abschlußprüfung nach 2 Jahren. - Vielseitige Möglichkeiten der Spezialausbildung und Fortbildung. - Aufnahmebedingungen: charakterliche, geistige und körperliche Eignung, abgeschlossene Mittel- oder Oberschulbildung. Volksschülerinnen werden durch Kurse vorbereitet, geringe Ausbildungskosten.
Genaue Auskunft und Druckschriften durch obige Anschrift

Anzeigen an Velhagen & Klafings Anzeigenverwaltung, Leipzig C 1. Fernruf 64201. Postscheckkonto Leipzig 66746. Verantw. Anzeigenleiter: Hans Burkel, Leipzig C 1. Erscheinungsort Leipzig. Preisliste 6. Druck und Verlag: Velhagen & Klafing, Berlin, Bielefeld, Leipzig

(4b/ 312) = | 295-
Bibliothek zur Erforschung

Velhagen & Klafings Monatshefte
58. Jahrg. Juli 1944 11. Heft

Die geschichtlichen Grundlagen des japanischen Aufstiegs

Von Universitätsprofessor Dr. Willy Andreas, Heidelberg

Japans Aufstieg zur Weltmacht ist ein Phänomen, an das größte historische Maßstäbe angelegt werden dürfen, handelt es sich doch um einen geschichtlichen Ablauf, der in knapp einem halben Jahrhundert abrollt, um einen Ausdehnungsvorgang, der Riesenräume umfaßt. Auch als Volksleistung steht er einzigartig da, zumal wenn man bedenkt, wie verhältnismäßig gering die Einwohnerzahl Japans war, als dieses Land auf die allgemeine Bühne trat. Die nationale Opferwilligkeit des einzelnen wie der Gesamtheit, die einen solch märchenhaften Aufstieg ermöglichte und herbeiführte, wird als wahrhaft heroisch in die Geschichte eingehen.

Das alte Rom hat von dem Zeitpunkt der Unterwerfung Italiens an zwei Jahrhunderte gebraucht, bis es zum Weltreich heranwuchs, das die Herrschaft über den größeren Teil des Abendlandes und des damals erschlossenen Orients antreten konnte. Die modernen Imperialismen haben fast durchweg gesteigerte Raumausmaße und schnelleres Tempo.

Mit dem englischen Empire hat Japan gewisse Vorteile der Insellage gemein und ihre Lockungen hinaus ins Weite. Aber auch England brauchte eine viel längere Zeitspanne, um Weltmacht werden zu können, und ehe es ein Weltreich in aller Form wurde, hatten mehrere Generationen britischer Staatsmänner vorgearbeitet, indem sie ihr Land zunächst als Großmacht in die europäischen Auseinandersetzungen hineingeführt und darin behauptet hatten. In Japan dagegen vollzog sich der Übergang vom asiatischen Staat mittleren Formats zur Großmacht und von der Großmacht zur Weltmacht so unheimlich rasch, daß es bis vor kurzem vereinzelte alte Männer gab, die alle drei Phasen miterlebt haben: solchen Menschen mußte der Aufstieg ihres Vaterlandes wie ein Traum vorkommen!

An Englands Weltmachtsbildung hat zwar trotz der oft so erfolgreich geübten Taktik, eigene Opfer zu sparen und andere für sich kämpfen zu lassen, der Einsatz der Waffen und namentlich der Seestreitkräfte einen nicht unerheblichen Anteil, einen größeren jedenfalls, als törichte Unterschätzung des Gegners bisweilen meint. Aber man weiß, wieviel auch der Handel als Schrittmacher späterer Herrschaft, wieviel schleichende Untergrabung fremder Verhältnisse, wieviel List, Betrug und Konjunkturnutzung aller Art zur britischen Festsetzung an vielen Orten der Erde beigetragen haben.

Japan hat es zwar nicht verschmäht, die europäischen Gegensätze für sich arbeiten zu lassen und zu nutzen, hat aber, aufs Ganze hin gesehen, stets viel rückhaltloser und mit weit stärkerem Einsatz seiner Wehrkraft um die Vergrößerung seines Reiches gekämpft als England. Als Militärmacht ist es emporgestiegen, mögen auch sein Handel, seine Wirtschaft und die Abgabe des eigenen Bevölkerungsüberschusses an fremde Länder zeitweilig den Bahnen und Zielen seines politischen Ehrgeizes vorangeschritten sein. Aber den ökonomischen Kräften kommt doch ein weit geringerer Anteil am Werden des japanischen Imperiums zu als beim britischen Empire. Die natürlichen Voraussetzungen lagen hier von Anfang an ungünstiger als bei der englischen Insel. Alle großen japanischen Raumgewinne der Vergangenheit und Gegenwart sind mit der Waffe in der Hand erstritten worden. Vieles, was Japan erreicht hat, wurde den ungünstigsten Umständen abgerungen und stärksten Nebenbuhlern abgetrotzt.

Mit der amerikanischen Weltpolitik hat die japanische den verhältnismäßig späten zeitlichen Ansatzpunkt gemeinsam. Das Ringen beider um Ostasien und den vorwaltenden Einfluß in der australischen Inselwelt setzte in einem Augenblick ein, wo andere Weltmächte wie Großbritannien und Frankreich schon längst ihre Rolle in diesen Regionen spielten und bereits in die Spätzeit ihres Imperialismus eintraten. Die zwei neuen Nebenbuhler, Nordamerika und Japan, hatten denn auch so etwas wie ein Gefühl, Tempo aufholen zu müssen. Vielleicht steckten sie eben deshalb ihre imperialen Ziele besonders weit und hoch. Der eine – möchte man sagen –, weil es ihm zu gut ging, weil er im eigenen Reichtum fast erstickte; der andere, weil er arm war und die Lebensbedürfnisse eines übervölkerten Landes auf der schmalen heimatlichen Rohstoff- und Ernährungsbasis nicht befriedigen konnte. Um so heftiger mußte der Zusammenprall sein, den eine bewegte, verwicklungsreiche, lange Vorgeschichte voll Spannungen und Reibungen ankündigte. Bei Japan war in dem Drang nach Raumerweiterung von Anfang an Not und Sorge wirksam. Das ist von vornherein zu betonen!

Die russische Expansion ist stets richtig gekennzeichnet worden als Drang nach den Öffnungen warmer Meere. Lawinengleich, in breitem barbarischem Ungestüm wälzt sie sich über ungeheure Länderstrecken hin, plump, aber in ihrer Art sehr folgerichtig. So verschieden und wechselnd die Richtungen dieser russischen Expansion sind, sie hat vorwiegend kontinentalen Charakter: indem sie von Europa bis zur äußersten Grenze Ostasiens vorstieß, wurde sie vornehmlich mit den Machtmitteln des Landheeres betrieben.

Japan hingegen hat, wie oft festgestellt worden ist, zwei Seelen in seiner Brust. Es ist maritim und kontinental, es ist seewärts und landwärts zugleich gerichtet: eine Art Amphibium! Seine Ausbreitung vollzog sich in beiden Sphären. Die Marine ist denn auch kaum minder wichtig als die Armee, ja sie wird in der Amtssprache Japans vor dem Heere genannt.

Mit allen Weltreichbildungen aber der Vergangenheit und der Gegenwart hat Japan sein besonderes Sendungsbewußtsein gemeinsam. Es ist mit dem Wachstum des Reichs – wie bei den anderen – nicht schwächer, sondern stärker geworden; gerade in Japans jüngster Entwicklungsphase hat es die Lockungen und die Steigerung bewußter Großraumgestaltung in sich aufgenommen. Es gipfelt in der doppelten Parole: Asien den asiatischen Völkern, Japan aber führende und ordnende Macht

 Nachdruck verboten. Copyright 1944 by Velhagen & Klafing

im Fernen Osten! Es ist die Formel, die von Japans Bundesgenossen und Freunden anerkannt wird, es ist das Ziel, das zu verhindern die Gegner der jungen Weltmacht riesenhafte Anstrengungen machen.

Ein weiter Weg ist es, den Japan in wenigen Jahrzehnten zurückgelegt hat, bis es von der Höhe seiner militärischen Erfolge in diesem zweiten Weltkrieg dem Erdkreis den Anspruch verkünden konnte, vorwaltende Macht im ostasiatischen Raum zu sein. Wer hätte es noch um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert geglaubt, daß dieses Volk, das feinnervige, empfindsame Fin de siècle-Menschen, im Bann seiner reizvollen ästhetischen Kultur, den Europäern in hauchzarten, fast romantischen Farben schilderten, von seiner locker geflochtenen Inselgirlande aus einen Siegeszug ohnegleichen antreten würde? Und wenn es schon damals einzelne gab, die Japans rassische und völkische Kraft, auch seinen Ehrgeiz und sein zukunftsträchtiges Wollen richtig erkannten – einen solchen Rhythmus und eine solche Folgerichtigkeit des geschichtlichen Ablaufs konnte niemand ahnen!

Die heutige Weltmachtstellung Japans, die in den verschiedenartigsten Herrschaftsformen und Einflußbereichen, in mannigfachen militärischen und politischen Verbindungen sich von Mandschukuo über einen Teil von China, über die Philippinen, über Hinterindien, die Malayenhalbinsel mit Singapore und die früheren niederländischen Kolonien nach Mikronesien und vor die Tore Australiens erstreckt, ist in der Hauptsache eine Errungenschaft erst des gegenwärtigen Krieges und der denkwürdigen japanischen Siege. Nicht alle ihre Zusammenhänge sind der historischen Erkenntnis schon zugänglich.

Dieser weltpolitische Aufstieg ist um so bewunderungswürdiger, wenn man sich klar macht, welche Mühe es Japan gekostet hat, überhaupt einmal Großmacht zu werden, d. h. bis es als ebenbürtiges Mitglied von den übrigen Großstaaten anerkannt werde: England, Frankreich, auch Rußland waren ja längst schon Weltreiche, als der kleine Inselstaat Japan aus der eigenartigen Verborgenheit heraustrat, in der er jahrhundertelang gelebt hatte.

Jene Entwicklung Japans zur Großmacht ist als Gegenstand inhaltreich und ist epochemachend genug, um eine eigene Würdigung zu verdienen. Sie läßt im Bilde einer abgeschlossenen Vergangenheit auch Dinge historisch hervortreten, die uns dem politischen Verständnis der Gegenwart näherbringen: das eine ist natürlich die Tatsache, daß ohne die vorausgegangene großmächtliche Erstarkung Japans sein weiterer Aufstieg zur Weltmacht undenkbar gewesen wäre. Dort liegen die Ansatzpunkte zu dem, was wir selbst staunend erlebten.

Die zweite Erkenntnis, die wir aus der geschichtlichen Betrachtung gewinnen, ist die, daß in jenem abgeschlossenen Kapitel schon vor einem Menschenalter die Widerstände und Gegnerschaften sich abzeichnen, die vergeblich dem späteren weltpolitischen Aufschwung sich in den Weg warfen.

Als drittes aber erschließt uns der Blick in jene früheren Jahrzehnte die Einsicht, welcher vollkommen verwandelten Voraussetzungen im allgemeinen Staatensystem und ebenso, welcher inneren Umwälzungen es bedurfte, um Japan die Bahn zu seiner heutigen Stellung in der Welt frei zu machen.

Schauen wir zurück, so steht gleich zu Anfang ein eigenartiges Phänomen, das man beinahe einen Witz der Weltgeschichte nennen möchte. Es ist folgende Tatsache: Nordamerika, der schärfste, der mächtigste und gefährlichste Widersacher, den Japan heute und morgen besitzt, Nordamerika ist es gewesen, das dem geheimnisvollen, scheinbar in sich versunkenen Lande einstmals durch sein Eingreifen das Tor in die Welt aufgestoßen hat.

Dieser Einbruch der Amerikaner in ein dem Westen abgekehrtes, fremdenfeindliches, in sich versponnenes Japan ist Ausgangspunkt für seinen Emporstieg geworden. Denn – ohne es zu wollen – bahnten die Vereinigten Staaten eine Entwicklung an, die das mittelalterliche Japan unter heftigen Zuckungen erst ins volle Licht der Neuzeit rückte. Sie haben es in den Wettbewerb mit den europäischen Großmächten hineingestoßen, der nunmehr durch den Kampf mit den beiden angelsächsischen Reichen gekrönt wird.

Lange sind die Amerikaner stolz darauf gewesen, daß die Fahrt des Commodore Perry (1854) der japanischen Abgeschiedenheit ein Ende bereitet habe. Heute mögen sie jenes Ereignis eher verwünschen und bedauern, daß er mit seinen Kriegsschiffen nicht zu Hause geblieben ist. Was ist damals geschehen, und was entwickelte sich daraus?

Der Commodore Perry – in Kürze berichtet – erschien mit einem Geschwader und weitgehenden Vollmachten seiner Regierung ausgerüstet vor der Bucht von Yedo, um Wirtschaftsbeziehungen anzuknüpfen.

Die japanische Regierung, die damals noch in den Händen des Shogun, einer Art Reichsvorstands oder Hausmeiers lag, öffnete unter dem Druck der amerikanischen Kanonen ihr bisher verschlossenes Land den Fremden und ging den von Perry geforderten Handelsvertrag ein. Diesem Abkommen folgten unausweichlich, wie vorauszusehen, Freundschafts- und Handelsverträge mit Holland, England, Rußland, Frankreich, die ähnliche Rechte verlangten. Etwas später bemühte sich auch Preußen mit Erfolg darum (1861), ebenso die Schweiz. Zunächst war der Handel wie in China auf bestimmte Einfuhrhäfen beschränkt. Man hatte die Pforten des Landes nur halb geöffnet.

War es aber nicht entwürdigend genug, daß die bisher als Barbaren verachteten Eindringlinge fortan mit ihren Schiffen anlegen durften, daß sie überhaupt mit den Einheimischen in wirtschaftlichen Verkehr treten konnten, ja daß sie sogar einer eigenen Gerichtsbarkeit sich erfreuten? Japan war, teilweise wenigstens, unter die Vormundschaft der Europäer geraten. Aber dadurch war dem Volke auch etwas wie ein erstes klares nationales Ziel aufgedrungen worden; es galt die Merkmale der Unselbständigkeit wieder abzustreifen und den fremdländischen Mächten sich gewachsen zu zeigen. Das sollte noch viele Mühe und manche Umwege kosten, ja durch eine Periode stärkster Angleichung an die europäische Zivilisation hindurchführen.

Es ist hier nicht das ganze Bild der folgenden vulkanartig hervorbrechenden Gegensätze unter den Japanern aufzurollen. Es seien nur die folgenschweren Ergebnisse dieser Vorgänge herausgeschält, bei denen sich die inneren Fronten zeitweilig ins Gegenteil verkehrten.

Die erneut aufflammende Fremdenfeindschaft führte zu Zusammenstößen der empörten Samurai mit den lästigen Ausländern. Es spitzte sich aber auch der lange überdeckte Dualismus zwischen Shogun und Mikado zu. Der Reichsvorstand trat in den Schatten zurück, in dem jahrhundertelang der Kaiser von ihm gehalten worden war, und verschwand schließlich ganz von der Bildfläche. Empor stieg aus den Wirren, den Auseinandersetzungen und revolutionären Umbildungen der fünfziger und sechziger Jahre die heilige Macht des Kaisertums

in einem der ruhmeswürdigsten Staatsmänner aller Zeiten, ebenso bedeutend durch das Gewicht der eigenen Persönlichkeit wie durch seine Fähigkeit, hervorragende Ratgeber zu hören und an der richtigen Stelle einzusetzen. Es ist Mutsuhito, der Tenno, der einer ganzen Epoche den Namen gegeben hat: der Meiji-Zeit.

Die Regierung dieses großen Herrschers, von der etwas wie ein sonnenhafter Glanz ausgeht, hat nicht bloß die gewaltige Reichserneuerung im Innern durchgeführt, die zur Grundlage werden sollte für die Anstrengungen der auswärtigen Politik. Unter ihm vollzog sich der Übergang Japans vom mittelalterlichen Feudalstaat zum Verfassungsstaat europäischen Zuschnitts. Mutsuhito und seine Staatsmänner, voran Fürst Ito, haben die Autorität der kaiserlichen Throngewalt so fest begründet, daß sie hinfort in allen Wechselfällen der inneren und äußeren Geschicke unangetastet und unerschütterlich sich behauptete. Selbst in den schlimmsten Jahren innerer Verwirrung wurde sie durch die Auswüchse des Parlamentarismus, der Parteiwirtschaft und der materialistischen Verderbnis niemals ganz überwuchert. Die Regierung Mutsuhitos hat erst die Machtmittel geschaffen, die es erlaubten, die Stille des bisherigen Inseldaseins zu sprengen und sich hinauszuwagen in die Kämpfe mit China und den europäischen Großstaaten.

Sie hat die anregenden und aufbauenden Kräfte des Abendlandes in den Dienst der inneren Erstarkung, der staatlichen Renaissance gestellt, und der Erfolg hat jener zeitweilig überstarken und der japanischen Eigenart gefährlichen Rezeption fremder Kulturgüter durchaus recht gegeben, gleichgültig wie man den Wert westlicher Vorbilder für das Eigenleben Japans auf weite Sicht hin beurteilt. Ihre auffrischende, ihre staatsformende Kraft war beträchtlich, in vielem grundlegend!

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Meiji-Tenno gewinnt in diesem Zusammenhang unschätzbare Bedeutung. Freilich kamen ihr zugleich die Überlieferungen des japanischen Mittelalters zugute: die tief ins Empfinden anderer Schichten eingedrungene Moral der Samurai, das Ethos einer hochstehenden Kriegerkaste, befruchtete auch das neugeschaffene Volksheer, und den gleichen Rittergeist des Bushido atmete jene andere Schöpfung der allgemeinen Dienstpflicht, die Flotte, zu der späterhin als dritte Gattung die Luftwaffe hinzutrat. So wurde die ozeanische wie die kontinentale Richtung des japanischen Wesens, die im kommenden Machtaufstieg sich entfalten sollte, von Anfang an durch die Wehrpolitik der Regierung Kaiser Mutsuhitos gefördert.

In dem nun folgenden Aufschwung der äußeren Politik darf neben der anstachelnden und staatsbaumeisterlichen Kraft der europäischen Vorbilder nicht verkannt werden, wieviel davon auch altjapanischen Überlieferungsmächten zu danken ist. Nur andeutungsweise sei das gesagt: unwägbar, aber ungemein hoch einzuschätzen ist es, daß Japan in Jahrhunderten der Zurückgezogenheit eine völkische Kraft in sich aufgespeichert hatte, die weder durch verzehrende Großunternehmungen geschwächt, noch durch zersetzende Einflüsse der abendländischen Zivilisation angekränkelt worden war. Der Zustand, in dem Japan gelebt hatte, ist nicht als Dornröschenschlaf zu bezeichnen, wie manche Beurteiler gesagt haben; eher könnte man mit Karl Haushofer von einer Art Halbschlaf sprechen oder noch zutreffender von einer Periode der Sammlung, der heilsamen Zurückziehung auf sich selber, einer grundsätzlichen Verteidigung und Reinhaltung des Mutterbodens. Und zugleich vollzog sich doch auch etwas wie eine innere Klärung und Auswägung der verschiedenen Rassenelemente, deren Kreuzung offenbar recht günstig wirkte und eine starke, durch die Insularität geschützte Eigenart hervorbrachte. Es war ein Glück, daß das räumlich begrenzte Inselreich nicht in Eroberungsanläufen sich verausgabte, bevor es aktiven auswärtigen Anstrengungen nach seinem volkhaften, nach seinem staatlichen und militärischen Entwicklungsgrad gewachsen war. Früher oder später hätte Japan sonst bei aller angeborenen Tapferkeit die Beute der Fremden, der machtmäßig und technisch weit überlegenen europäischen Kolonialmächte werden müssen.

So hingegen trat Japan ungebrochen, mit einem geradezu jugendlichen Schwung und einem fast naiven Kraftbewußtsein nach seiner staatlichen Wiedergeburt in die Weltpolitik ein, nachdem die Periode der inneren Umwälzungen etwas zum Abklingen gekommen war. Und zwar geschah dieser Eintritt in einem Augenblick, der – von Europa her gesehen – schon die Merkmale einer ausgesprochenen Spätzeit an sich trug.

Es hatte sich zu messen mit einem hastig zusammenraffenden Imperialismus der letzten Minute, mit einer krampfhaft beschleunigten Stützpunkt- und Kolonialpolitik, mit einer erbitterten Nebenbuhlerschaft der großmächtlichen Mitspieler, die untereinander wieder in einem offenkundigen oder verhaltenen Kampf aller gegen alle standen. Jedenfalls das, was der bedeutende schwedische Staatswissenschaftler Kjellén so zutreffend die planetarischen Verflechtungen der Weltpolitik zu nennen pflegt, war in vollem Gange.

Das zweite, was nächst dem gesunden völkischen Kern dem äußeren Aufstieg beflügelnde und zugleich verbindende Kraft verlieh, ist die geheimnisvolle, immer mehr durchdringende, auch die Nichtbekenner erfassende und formende Macht des Shinto, der japanischen Staatsreligion.

Ihr Aufschwung steht wiederum in innerstem Zusammenhang und ursächlicher Verknüpfung mit dem Wiedererstehen einer starken Kaisergewalt. Die Verehrung, ja Vergottung des Tenno, dessen Vorfahren himmlischen Ursprungs sind und von der Sonnengöttin sich herleiten, bildet den Mittelpunkt dieser den Ahnenkult pflegenden Religiosität. Sie wurde nach einer weit zurückreichenden geistigen Vorgeschichte Gemeingut des gesamten Volkes. Sie gab dem Staatsgefüge eine verbindende und beherrschende Idee. Zusammen mit dem Kulte der Gefallenen, die selber durch den Tod auf dem Schlachtfeld zur Unsterblichkeit emporsteigen und Götterehren erringen, wurde sie die vornehmste Triebkraft des japanischen Nationalismus, dem ein lebhaftes Gefühl für die Einzigartigkeit seines Vaterlandes eigen ist. Hiermit ist einer der tiefsten Lebensgründe auch der politischen und militärischen Erziehung des Japaners, seiner unvergleichlichen Hingabe, seiner Opferwilligkeit und Furchtlosigkeit vor dem Tode berührt. Der einzelne vermag restlos, unbedingt im ganzen aufzugehen. Selbstvernichtung im Dienste des Kaisers ist ein begehrenswerter Abschluß des eigenen Daseins und gibt Anspruch auf die Verehrung des gesamten Volkes. Die Schwungkraft dieser Überzeugungen des Shinto hat sich in Verteidigung und Angriff, hat sich dann auch im Siegeslauf der japanischen Waffen immer wieder in Vergangenheit und Gegenwart bewährt.

In diesem religiösen und weltanschaulichen Boden ist der japanische Reichsgedanke eingesenkt, auf ihm beruht ein großer Teil seiner weltpolitischen Stoßkraft.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Von Uschi zu Ursula

ROMAN VON OTTO ANTHES

(2. Fortsetzung)

Gegen Ende des August reisten Uschi und Pfundtner in den neuen Spielwinter. Über Dresden und Leipzig, wo die neuen Sachen ihre Bühnenprobe bestanden, kamen sie nach Berlin. Der Wintergarten hatte sich diesmal gleich zwei Monate ausbedungen. Ihrem ersten Auftreten dort sah Uschi mit einer heimlichen Spannung entgegen. Ob der Prinz wohl wieder in Berlin sein mochte? Und ob er noch den Wunsch hatte, sie wiederzusehen? Ihre leise Hoffnung wurde enttäuscht. Der Prinz war am ersten Abend nicht zu entdecken und blieb auch in der Folge unsichtbar.

Pfundtner sagte nichts, doch Uschi sah ihm an, wie er ihr die vermeintliche Niederlage gönnte. Und eine böse Empfindung setzte sich in ihr fest. ‚Die Stunde wird kommen', so sprach es in ihrem Innersten, ‚wo du mitsamt deiner heillosen Liebe abgefertigt wirst wie ein Bettler an der Korridortür'.

„Ich bin heute dem Baron Rexleben begegnet", sagte sie eines Tags beim Mittagessen.

Er legte Messer und Gabel aus der Hand. „Nun, und?" stieß er dann hervor.

„Er hat mir erzählt, daß der Prinz vor einigen Monaten eine Weltreise angetreten habe. Er habe ihm aber noch oft davon gesprochen, welche Freude ihm der Abend mit mir bereitet habe."

„Na ja", höhnte er, „dann hat er ja eine angenehme Erinnerung auf seiner Weltreise."

„Gewiß", gab sie lächelnd zurück, „solche Erinnerungen sind etwas sehr Schönes. Ich hab' sie auch." Sie war sich wohl bewußt, daß das häßlich war. Allein ihr Widerwille, der nicht Wille werden konnte, erging sich in kleinlichen und ohnmächtigen Ansprüngen.

So gingen die zwei Monate des Berliner Gastspiels hin, wenig erfreulich, obgleich Uschis Darbietungen auf der Bühne immer stärkeren Anklang fanden. Aber die Reibereien zwischen ihr und Pfundtner erneuerten sich täglich, bald durch ihre, bald durch seine Schuld. Von Berlin reisten sie nach München. Der herzliche Empfang beschwichtigte für einige Zeit die unruhige Unzufriedenheit, die in ihr arbeitete. Bis ein neuerlicher Vorfall sie völlig aus dem Gleichgewicht brachte.

Sie kam, als sie das Theater verlassen wollte, ins Gespräch mit dem Humoristen des Hauses, einem der unzähligen „besten Ansager Deutschlands", der, elegant und sprühend, auf der Bühne wie ein junger Mann erschien, jetzt aber, abgeschminkt und abgespannt, ein altes, todmüdes Gesicht zeigte.

„Sie haben heut einen großen Tag gehabt", fing Uschi an, weil sie das Bedürfnis empfand, ihm etwas Angenehmes zu sagen.

„Lassen Sie mich in Frieden mit Redensarten!" wehrte er ab.

„Ich hatte wirklich nicht die Absicht . . ."

Er tastete nach ihrer Hand und drückte sie leicht. „Ich glaub's. Nur, so gleichgültig man geworden ist, von Zeit zu Zeit läuft's doch einmal über, der Ärger, die Wut, der Ekel." – Er strich sich übers Gesicht und fuhr dann ruhiger fort: „Ich war Schauspieler, mit jungen Jahren schon an guten Bühnen. Es ging mir nicht schlecht, obwohl die Gagen damals noch kümmerlich waren. Und ich war glücklich in meinem Beruf. Da kam die verfluchte Verführung durch das Varieté mit dem scheinbar so fröhlichen Wanderleben durch alle Städte, mit der einen Stunde am Tag, in der man zu arbeiten hatte, und vor allem mit der dreifachen, fünffachen Einnahme. Ich unterlag der höllischen Versuchung, und nun bin ich das, was Sie hier vor sich sehen, ein alberner, ewig witzelnder Fatzke, den das Publikum für einen Prinzen an Geist und Eleganz hält."

„Wenn Sie nun so unglücklich sind", warf sie zaghaft ein, „warum gehen Sie nicht zum Theater zurück?"

Er lachte trocken. „Glauben Sie, wenn man sich selbst jahrelang verulkt, sich vor sich selbst lächerlich gemacht hat, man könnte sich dann noch einmal ernst nehmen?" Seine Züge nahmen den Ausdruck grimmiger Verachtung an. „Und was das Allerschlimmste ist: man kommt nicht los von dem Gelde, das einem aus der Varietékasse in die Tasche läuft. Pfui Deiwel!" Er verabschiedete sich hastig und ließ Uschi in einer dumpfen Betäubung zurück, die indes nach kurzer Zeit einem wilden Aufruhr Platz machte. Nein, das nicht! So nicht! Das durfte nicht ihr Schicksal sein. Sie stand unter der Tür, die aus dem Theater ins Freie führte, Das Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf. Da hörte sie hinter sich den Schritt Pfundtners, der sie schon gesucht hatte.

„Wo steckst du denn?" sagte er unwirsch.

‚Nur erst von ihm loskommen!' dachte sie. ‚Das zu allererst. Und das gleich.'

Sie saßen kaum im Wagen, da stieß sie heraus: „Damit du es nur weißt: ich will nicht mehr."

„Was willst du nicht mehr?" Er horchte auf.

„Nicht mehr auf dem Varieté singen. Mit dieser Spielzeit hat das ein Ende."

„Und was willst du dann?"

„Das weißt du."

Er ließ eine kleine Zeit verstreichen. Dann sagte er nur: „Du bist ja wahnsinnig." Es klang mitleidig.

Die Erregung verschlug ihr den Atem. Sie brachte kein Wort heraus.

‚Wenn wir zu Hause sind!' dachte sie.

Aber kaum waren sie in ihr Hotelzimmer eingetreten, als er vor ihr stand, beide Hände auf ihre Schultern legte und in seinem wärmsten Ton sagte: „Uschi! Was hast du denn? Das kann nicht dein Ernst sein."

„Doch, es ist mein Ernst."

Da glitt er sacht an ihr nieder auf die Knie. „Und ich? Und ich?" sagte er wie mit einem unterdrückten Schluchzen. „Was hast du denn mit mir vor? Willst du mir den Laufpaß geben? Das kann doch nicht dein Wille sein. Ich habe dich doch aus dem Nichts gezogen, habe etwas aus dir gemacht, wonach andere alle Hände strecken würden. So undankbar kannst du doch nicht sein."

Der Widerwille, der sie vor dieser Komödie schüttelte, war drauf und dran, ihr wieder Stärke zu geben. Da preßte er sein Gesicht in ihren Schoß und rief – und sie fühlte mit Erschrecken, daß dies nun echt war – rief: „Ich liebe dich ja doch!"

„Ach, laß mich!" sagte sie schwach.

Er erhob sich und klopfte das Knie seiner Hose ab.
„Wir wollen das alles erst mal beschlafen."

Weder er noch sie kamen am nächsten Tag auf das Geschehene zurück. Uschi schrieb einen Brief an ihren Meister Seerock und fragte, ob er noch immer bereit sei, sie für die Oper auszubilden. Doch sie hatte noch nicht zu Ende geschrieben, als sie das Papier wieder zerriß. Nein, das war nicht das Richtige. Gewiß, sie würde dort an Kabaretten so viel zu singen bekommen, daß sie sich davon ernähren konnte, bis sie fertig war. Aber dann? Dann würde sie als Anfängerin an ein kleines Theater gehen müssen, wo sie nur nebensächliche Rollen zu singen haben würde, wer weiß wie lange. Sie kannte das von Pfundtners Theater her, wußte, wie schwer es war, in ein Rollenfach vorzudringen, wo man sich auszeichnen und beachtet werden konnte. Und wieder ganz von vorn, von unten anfangen, das wollte sie nicht. So schrieb sie dem Meister nur, daß es ihr gut ginge, sie aber eine grimmige Sehnsucht nach den Studien bei ihm habe, fragte auch unter der Hand nach Wunderlich. Der Meister antwortete umgehend, freute sich ihres Wohlbefindens und meinte, sie solle nur kommen, sobald das leidige Brettl sie losließe. „Wunderlich", berichtete er dann weiter, „macht mir rechte Sorge. Ich habe selten einen Künstler kennengelernt, der so stark und fest in seiner Kunst ist, aber noch seltener einen, der so schwer zum Niederschreiben seiner überquellenden musikalischen Gedanken zu bringen ist. Ich glaube manchmal, er müßte wieder heiraten, eine Frau haben, die ihn an den Schreibtisch setzte und die Tür verschlösse – so, nun komponierst du und kommst nicht eher wieder heraus, als bis du dein Pensum erledigt hast."

‚Wunderlich also auch hilfsbedürftig!' dachte sie. ‚Wie Prinz Botho und wie ich selbst. Wenn alle der Hilfe bedürftig sind, wer soll dann helfen? Schließlich kommt es darauf hinaus, daß man sich gegenseitig helfen muß.' Aber Wunderlich konnte ihr nicht helfen. Sie sah nur die eine Möglichkeit, dem Varieté zu entrinnen, daß sie wieder Schauspielerin wurde. Aber wie? Und wo?

Über dem Hin- und Herraten, dem Denken, Planen, Verwerfen und Wiederaufnehmen verging ihr mählich die Spielzeit. Aus Süddeutschland reisten sie Stadt für Stadt wieder nach Norden, bis das letzte Gastspiel sie nach Hamburg führte. Uschi war bestrebt, Pfundtner nichts von dem merken zu lassen, was sie bewegte.

Eines Tages erhielt Pfundtner ein Telegramm aus Wien, nachdem schon längere Zeit ein heftiger Briefwechsel hin und her gegangen war. Rübsam stellte die Kabinettsfrage: entweder Pfundtner überließ ihm sein Theater oder er, Rübsam, übernahm die Leitung einer anderen Bühne, die ihm zur Verfügung gestellt war. Pfundtner geriet in eine gewaltige Aufregung.

„Was mach' ich? Was mach' ich?" Er lief im Zimmer auf und nieder. „Der Bursche will mich betümpeln!" Er blieb vor Uschi stehen.

„Ja", sagte sie, scheinbar kühl, aber voll innerlicher Spannung, „willst du ihm denn schließlich das Theater geben? Oder willst du es nicht?"

„Nein!" schrie er. „Auf keinen Fall. Ich werde doch ein solches Geschäft nicht aus der Hand lassen."

„Dann laß ihn doch laufen!"

„Das sagst du so! Wo nehme ich denn gleich wieder einen so geriebenen Stellvertreter her? Der Kerl ist ja so schlau und hat eine so glückliche Hand, daß man fast auf ihn neidisch werden möchte."

„Dann mußt du eben hinfahren und ihn zur Vernunft bringen."

„Das müßte ich." Die Stimme sank ihm jäh.

Er machte einen Gang durchs Zimmer und hielt wieder vor ihr still. „Und du?" sagte er mit einem lauernden Blick von unten herauf. „Soll ich dich hier allein lassen?"

Ein Blitz listiger Freude zuckte durch sie hin. Aber sie bezwang sich gewaltsam. „Ich bin doch kein Kind. Außerdem habe ich mich hier vollständig eingefügt. Das läuft nun alles von selber. Du kannst ruhig fahren."

Es wurde noch vielerlei zwischen ihnen geredet und erwogen, aber zuletzt war er entschlossen, am andern Morgen nach Wien zu reisen. Als Uschi schon angezogen war, um ihn auf den Bahnhof zu begleiten, trat er plötzlich auf sie zu und riß sie stürmisch an sich.

„Uschi?" sagte er mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte. Weiter nichts.

„Was denn? Was denn?" sagte sie begütigend und strich ihm übers Haar.

Da ließ er sie mit einem Seufzer los.

Als Uschi aus dem Bahnhof hinaustrat, hätte sie am liebsten laut hinausgeschrien vor unbändigem Jubel. Jetzt! Jetzt sollte es geschehen. Jetzt würde sie den entscheidenden Schritt tun, sich von ihm zu lösen. Stracks suchte sie einen Anwalt auf, den ihr Kollegen vom „Trichter" empfohlen hatten. Ihr Name erweckte bei ihm eine erhöhte Anteilnahme für den Fall. Er hörte ihre Auseinandersetzung mit gespannter Aufmerksamkeit an und machte sich eifrig Notizen auf seinen Schreibblock.

Als sie mit einem tiefen Aufatmen ihre Darlegung abgeschlossen hatte, nickte er ihr ermunternd zu.

„Sie vermuten mit vollkommenem Recht, daß Ihr Vertrag ungültig ist", sagte er. „Eine solche Abmachung widerspricht tatsächlich aller guten Sitte. Wir werden also, wenn es Ihnen genehm ist, Klage erheben auf Ungültigkeit und eine einstweilige Verfügung erwirken, die ihm die Einbehaltung der bisher von ihm in Anspruch genommenen Bezüge ab sofort untersagt."

„Das Letztere ist wohl nicht nötig", unterbrach sie ihn.

„Warum?"

„Weil ich wohl nicht wieder zum Varieté zurückkehren werde."

Er lächelte nachsichtig. „Man weiß nie, was man tun wird, Fräulein Seyb. Und Sie mit Ihrer Begabung und Ihrem Namen! Des weiteren", fuhr er fort, „sind auch Ihre Befürchtungen, daß Herr Pfundtner Ihnen Ihre Vortragsstücke sperren könnte, grundlos. Nebenbei – wenn Sie nicht wieder zum Varieté wollen, warum fürchten Sie das?"

„Ja", stotterte sie verlegen, „das ist richtig. Aber man kann nie wissen . . ."

„Sehen Sie! Das ist es ja, was ich sage. Wir werden also durchsetzen, daß der Vortrag dieser Stücke Ihnen auch weiterhin freisteht, da dieselben ja, wie Sie sagen, zur alleinigen Aufführung durch Sie erworben sind. Sie werden dann eben nur die gebräuchlichen Tantièmen zahlen müssen. Was die Summen angeht, die er bereits bekommen hat", fuhr er fort, „so werden wir eine genaue Aufstellung seiner tatsächlich gemachten Aufwendungen verlangen. Und auch wenn wir ihm nach Billigkeit Zugeständnisse machen, wird er unter Umständen noch einen Teil des einbehaltenen Geldes zurückerstatten müssen."

Uschi erschrak fast vor soviel Vorteil, der ihr zufallen sollte. „Das möchte ich gar nicht", sagte sie befangen. „Er hat sich ja wirklich alle erdenkliche Mühe mit mir gegeben. Und ich möchte um keinen Preis, daß er auch noch Schaden hätte. Ich will ja nur freikommen von dem Manne."

Der Anwalt sah sie voll lächelnden Verständnisses an. „Wie Sie wollen. Dann lassen wir diesen Teil der Klage fallen. Im übrigen aber verfahren wir so, wie ich vorschlug."

Sie stand auf. „Herr Pfundtner ist augenblicklich in Wien" – sie nannte die Anschrift seines Theaters – „und ich wünschte, daß die Zustellung ihm erst am letzten des Monats zu Händen käme."

„Können wir einrichten."

Das letzte war ihr erst im Augenblick eingefallen. Und nun wußte sie auch, daß sie ihm für einige Zeit entfliehen würde. Bis seine erste Wut und Enttäuschung ausgerast hätte, vor der sie doch eine heimliche Angst hatte. Sie erkundigte sich nach einem Ort in der Nähe, der zu ihrem Fluchtvorhaben geeignet wäre. Man nannte ihr Mölln im Lauenburgischen. „Ein nettes kleines Städtchen", sagte der Gewährsmann, „reizend zwischen Wald und See gelegen. Und ein Kurhaus gibt es da, hoch am Wald, wo man so gut aufgehoben ist wie nur irgend sonst in der Welt."

‚Zwischen Wald und See!' dachte sie. ‚So soll ja auch Holzer wohnen. Sein Dorf muß ja überhaupt da in der Nähe liegen. Wie hieß es doch?' Aber sie konnte sich nicht darauf besinnen.

Das Möllner Kurhaus erwies sich als ein trefflicher Aufenthalt. Es waren nicht allzu viele Gäste da, meist Hamburger, die nach sattsam bekannter Hanseatenart bei den Mahlzeiten familienweis gesondert an kleinen Tischen saßen. Uschi wurde zu einem Tischchen gewiesen, an dem nur noch ein Herr saß, der sie mit weltmännischer Höflichkeit begrüßte. Ein Mann in den mittleren Jahren, schmal in den Schultern, mit einem mageren, scharfen Gesicht. Offizier in Zivil, schätzte ihn Uschi ein.

„Schmidtlein!" stellte er sich vor.

Schmidtlein? Uschi dachte nach. Wo hatte sie den Namen nennen hören? Es mußte in Berlin gewesen sein. Aber wo? In welchem Zusammenhang? „Sie sind Berliner?" fragte sie geradezu.

„Wenigstens in Berlin wohnhaft und tätig."

Plötzlich fiel ihr ein, wonach sie in ihrem Gedächtnis gesucht hatte. „Sie sind doch nicht etwa der Theatermann Schmidtlein?"

„Geraten!" Er lachte. „Oder ertappt. Denn eigentlich hatte ich den Wunsch, hier nicht in meiner ganzen Schande erkannt zu werden."

„Darauf durften Sie ohne meine Zudringlichkeit auch rechnen. Denn offen gestanden, Sie sehen ganz und gar nicht aus wie ein Berliner Theaterdirektor."

„Ich bin auch ein weißer Rabe unter meinesgleichen. Oder ein schwarzes Schaf unter lauter weißwollenen. Ich war ursprünglich Offizier, bin aus lauter Begeisterung für die Kunst zum Theater gegangen und schließlich durch allerlei Umstände und Zufälligkeiten auf dem Direktionssessel gelandet."

„Eine nicht ganz gewöhnliche Laufbahn!"

„Das kann man sagen. Und wie ungewöhnlich ich in meiner Umgebung bin, das spüre ich tagtäglich."

„Wieso das?"

„Man nimmt mich nur ungern für voll. Und wenn man etwas zu mäkeln hat, dann heißt es allemal: Na ja, kein Wunder! Wenn einer nicht vom Bau ist!"

Uschi zögerte ein Weilchen. Dann kam es aber doch heraus.

„Ich war auch beim Theater", sagte sie. „Das heißt, nur so ein ganz kleines Mäuschen. Bis ich dann zum Varieté gegangen bin. Uschi Seyb heiße ich. Wenn Ihnen der Name etwas sagt."

„Oh, das berühmte Fräulein Seyb! Das ist ja nett, daß ich Sie auf diese Weise einmal kennenlerne. Denn zu meiner Schande gesagt: gesehen und gehört habe ich Sie noch nie. Unsereiner ist Abend für Abend an sein Theater gebannt."

„Kenne ich. Glauben Sie, daß ich einmal während des Winters ins Theater käme?"

Sie fanden Gefallen aneinander. Bald blieb es nicht bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Sie machten zuerst kleinere Gänge zusammen, stiegen ins Städtchen hinunter und betrachteten das alte schöne Rathaus mit der gotischen Gerichtslaube davor und die reizvollen kleinen Fachwerkhäuser gegenüber, in deren einem, wie eine Aufschrift kundtat, ein Heimatmuseum untergebracht war.

„Museum?" fragte Schmidtlein. „Wollen wir hineingehen?"

„Muß das sein?" wehrte Uschi lächelnd ab.

Aber als sie dann an der Außenwand der Kirche den Grabstein Till Eulenspiegels entdeckt hatten, war sie mit einem Male Feuer und Flamme, dem Museum einen Besuch abzustatten.

Oder sie wanderten auf der Höhe in den Wald hinein und gelangten an den Grundlosen Kolk, ein rätselhaft dunkles Wasser in einer kreisrunden Tiefe, die von uralten Buchen umstanden war. Sie machten auch weitere Ausflüge auf die höheren Berge der Umgebung, wo man eine weite Sicht hatte über das wellige Land, in dem zwischen den dunklen Waldhängen überall die hellen Flächen kleiner und größerer Seen aufblinkten, bis dann ganz hinten am Horizont die sagenhaft schönen Türme von Lübeck über eine braune Heide aufragten.

„Ich liebe dieses Land", sagte Schmidtlein, „mit seinem Wechsel von Schwermut und versteckter Laune. Und ich liebe auch seine Menschen. Sie sind langsam, zurückhaltend und wortkarg, aber in sich haben sie ein seltsam lebendiges Seelentreiben, das bei manchen als eulenspiegelhafte Verschmitztheit, bei andern als sinnige Grübelei, bei einzelnen auch als Kunst zutage tritt."

Uschi mußte wieder einmal an Holzer denken, und sie nahm sich vor, seinen Wohnort ausfindig zu machen, vielleicht an den alten Meister Seerock in Wien zu schreiben und ihn zu bitten, daß er Wunderlich danach frage.

Inzwischen fuhr Schmidtlein fort: „Ich muß es wissen, denn ich bin selbst hier in der Nähe zu Hause. Meine Familie besitzt noch jetzt ein Gut, nicht allzuweit von hier."

Es konnte nicht ausbleiben, daß Uschi doch eines Tags von ihren eigenen Absichten auf das Theater sprach. Schmidtlein hörte ihr aufmerksam zu und schwieg, als sie zu Ende war, lange.

„Ich bin", sagte er dann nachdenklich, „doch nicht so ganz unberührt geblieben von dem Einfluß meiner Berliner Kollegen. Deshalb wittere ich sehr wohl die Sensation, die ein Auftreten der berühmten Chansonsängerin auf dem Theater machen müßte. Und mein Theater zumal könnte einen Serienerfolg recht gut vertragen."

Uschi folgte mit höchster Spannung seinem Gedankengang.

„Aber . . ." Er zögerte. Dann sah er sie voll an. „In welcher Rolle sollte man sie herausstellen?"

„Das wäre mir ganz gleich", rief sie lebhaft. „Ich würde jede Rolle spielen, die man mir gäbe, vorausgesetzt, daß es eine Hauptrolle wäre."

Schmidtlein lachte. „Sie sind mutig."

„Ja", verteidigte sie ihren Anspruch, „sonst hätte die Sache ja gar keinen Zweck, weder für mich noch für das Theater, das es mit mir wagen würde. Die Seyb in einer kleinen Nebenrolle – das wäre eben keine Sensation."

„Das ist richtig", stimmte er zu. „Also es müßte die Seyb in der tragenden Rolle des Abends sein. Gut. Aufsehen würde das in jedem Fall machen.

Aber um einen wirklich großen und nachhaltigen Erfolg zu haben, brauchte man mehr. Man brauchte den Beifall der Kritik. Und ich fürchte, sie würde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen zu sagen: Na ja, ganz nett, aber eben – Kabarett. Man müßte ein Stück eigens für Sie schreiben lassen. Ja. Und zwar ein Stück, in dem Sie noch Varietésängerin wären und zugleich schon viel mehr. Ein Stück, in dem eben der Übergang dargestellt wäre, in dem Sie sich jetzt befinden."

Der Einfall Schmidtleins zündete wie ein Blitzstrahl in ihr. Ihre komödiantische Seele ahnte, was daraus zu machen war, und die alte Sehnsucht – zum Theater zurück! – sprang in heller Lohe empor. Und zu gleicher Zeit war der Gedanke wie eine Eingebung in ihr aufgezuckt: Holzer würde ihr dies Stück schreiben. Er war der Mann dazu.

In unruhigem Sinnen kam sie ins Kurhaus zurück. Sie ging gleich auf ihr Zimmer, setzte sich und schrieb einen Brief an den alten Meister. Durch Wunderlich mußte er erfahren können, wo man Holzer zu suchen hätte. Sie stieg selbst hinunter ins Städtchen, um den Brief auf die Post zu geben. Als sie ihn im Kasten klappen hörte, wußte sie auch schon, daß sie nicht die Geduld haben würde, die Antwort abzuwarten. Sie fand ein kleines Papiergeschäft und kaufte sich eine Übersichtskarte der Gegend. Indem sie die genau betrachtete, entdeckte sie einen See, der sich vor den übrigen durch seine Größe auszeichnete und Schaalsee benannt war. Da fiel ihr ein, daß sie diesen Namen schon einmal gehört hatte. Und nur Holzer konnte es gewesen sein, der ihn erwähnt hatte. Und als sie darauf die Orte am Rand aufsuchte, traf sie auf Seedorf. Ja, das war das Dorf, das er als seine Heimat bezeichnet hatte. Da mußte er zu finden sein.

Am nächsten Nachmittag nahm sie einen Wagen und fuhr hinaus. Als der unbekannte Wagen die Dorfstraße hinunterrollte, wurde das ganze Dorf rebellisch. Das heißt, mehrere Hunde stürzten aus den Gehöften und bellten wütend um das fremde Gefährt, und hier und da trat eine Frau, ein paar Kinder vor sich, in die Haustür. Für Seedorf bedeutete das den Ausdruck einer gewaltigen Erregung. Uschi merkte nichts davon. Vor der Schule hielt ihr Wagen. Sie stieg aus, musterte das Haus und wandte den zweifelnden Blick zu ihrem Kutscher zurück. Der nickte aufmunternd. Da trat sie zögernd in die Haustür. Hart neben dem Eingang war eine andere Tür. Sie klopfte. Es klang seltsam hohl, und niemand meldete sich. Sie schaute sich die schmale steile Stiege an, die nach oben führte. Aber ehe sie sich entschlossen hatte hinaufzusteigen, zeigte sich auf der Höhe der Treppe eine Frau in halb ländlicher Kleidung.

„Verzeihen Sie!" sagte Uschi. „Ist Herr Holzer zu sprechen?"

„Er ist nicht zu Hause", gab die Frau zurück.

„Wie schade! Kommt er bald wieder?"

„Vor Nacht wohl nicht. Er ist auf einer Lehrerkonferenz in Mölln."

„Mein Gott!" klagte Uschi tief enttäuscht. „Da komme ich ja her."

Sie stand überlegend. Die Frau sagte nichts.

Dann stieg Uschi ein paar Stufen hinauf. „Sind Sie Frau Holzer?" fragte sie. Die Frau nickte. „Dann lassen Sie mich einen Augenblick bei Ihnen bleiben!"

Uschi erklomm nun die Treppe vollends. Die Frau öffnete mit einer verlegenen Gebärde die Tür zum Wohnzimmer. Uschi trat ein und sah sich um. Nichts erinnerte daran, daß hier der Dichter der „Cornelia" zu Hause war. Es war ein sehr sauberes und ordentliches, mit alten Möbeln behaglich, doch ausgesprochen kleinbürgerlich ausgestattetes Zimmer.

Uschi wandte sich mit einem gewinnenden Lächeln auf dem Gesicht zu Annedore. „Sie wundern sich über meine Zudringlichkeit. Aber ich kenne Herrn Holzer von Wien her, von der Uraufführung seiner ‚Cornelia'".

„Oh, von Wien her!" sagte Annedore noch immer betreten.

„Ja, ich habe selbst damals in dem Stück mitgespielt. In einer Nebenrolle allerdings nur. Aber ich hatte Gelegenheit, ein paar Stunden mit Herrn Holzer zusammen zu sein, und die Erinnerung daran ist mir unverlierbar geblieben. Ich weiß nicht, ob er Ihnen davon erzählt hat. Für ihn war es ja wohl unwichtig. Aber nicht für mich. Uschi Seyb ist mein Name."

Nun lächelte Annedore schon ein bißchen. „O ja, davon hat er mir gesprochen. Sehr viel sogar. Es war auch ihm eine liebe Erinnerung."

„Und der Komponist Wunderlich, den ich kennenlernte, hat mir das Gedächtnis aufgefrischt."

Jetzt strahlte Annedore über das ganze Gesicht. „Jobst Wunderlich!" rief sie. „Ja, der ist unser Freund. Er komponiert ja meines Mannes Stück."

„Ich weiß. Und er ist begeistert davon."

„Ja, das schreibt er auch immer wieder. Wollen Sie nicht Platz nehmen?" bat Annedore.

Uschi setzte sich in den Großvaterstuhl am Fenster. „Ich hatte mich so darauf gefreut, Herrn Holzer wiederzusehen", sagte sie.

Die kleine Frau wurde eifrig. „Wenn Sie zur Zeit nach Mölln zurückkommen, können Sie ihn ja dort aufsuchen. Die Herren haben nach ihrer Sitzung ein geselliges Beisammensein im Hotel Stadt Hamburg. Da bleibt er bis etwa neun Uhr. Wenn Sie also wollen . . ."

„Lassen Sie mich lieber", erwiderte Uschi, „ein Stündchen bei Ihnen bleiben!"

„Darf ich Ihnen ein Glas Obstwein vorsetzen?"

„Ja", rief Uschi fröhlich. „Es ist heiß, und mir ist so glücklich zumute, daß ich hier bei Ihnen sitze!" Sie riß ihren Hut vom Kopf und warf ihn auf das Tischchen, das beim Lehnstuhl stand.

Annedore lief. Uschi musterte das Zimmer genauer. Über dem einfachen derben Eichentisch, der sichtlich Holzers Schreibtisch vorstellte, hing in einem bescheidenen Rahmen das Bild von Hansi Töpfer. ‚Die erste Cornelia ihrem verehrten Dichter', las Uschi. ‚Dahin komme ich auch noch', dachte sie siegessicher.

Annedore kam zurück und füllte die Gläser.

„Es muß doch schön sein", fing Uschi an, „die Frau eines wirklichen Dichters zu sein."

Annedore lächelte, und dies Lächeln, so ganz von innen her ihre Züge überleuchtend, verfeinerte mit eins ihr einfaches gesundes Gesicht. „Wenn er nicht dichtete, wäre er mir ebenso lieb. Aber ich glaube wohl, daß er so zart und gütig ist, weil er dichtet. Er dichtet auch an mir und vielleicht manches in mich hinein, was nicht darin ist. Aber ich geb' mir Mühe", schloß sie mit einem freien, offenen Lachen.

„Sie sind eine prächtige Frau!"

„Ach Gott!" wehrte Annedore ohne Ziererei ab. „Ich bin ein sehr einfaches Menschenkind. Aber meinem Mann bin ich recht so."

„Als ich ihn kennenlernte", sagte Uschi ernst, „war ich ein ganz armes jämmerliches Ding, das nichts hatte als seinen Ehrgeiz. Wenn ich jetzt mehr bin, dann verdanke ich das zu einem Teil sicherlich den wenigen Stunden, die ich damals mit Ihrem Mann verbringen durfte."

„Jetzt geht es Ihnen also gut?" fragte Annedore.

„Jetzt", erwiderte Uschi und lächelte beinahe verschämt, „jetzt bin ich so etwas wie eine Berühmtheit. Und doch . . . aber das muß ich Ihnen beiden

zusammen erklären. Darum bin ich ja eigentlich hier." Sie beugte sich vor und setzte geheimnisvoll hinzu: „Ihr Mann soll mir wieder helfen."

„Wenn er kann, wird er das sicher tun."

„Aber wann? Wann darf ich wiederkommen?" fragte Uschi.

Annedore überlegte. „Morgen ist Sonnabend, da ist mein Mann am Nachmittag frei und hat, wie er sagt, seine Dichterstunden. Auch wenn er gar nichts schreibt."

„Das ist die richtige Zeit", entschied Uschi und stand auf. „Morgen nachmittag bin ich wieder hier."

Ihren Hut in der Linken, streckte sie ihre Rechte Annedore hin und sagte in aufrichtiger Herzlichkeit: „Sie sind mir doch nicht böse, daß ich Ihren Frieden störe?"

„Aber nein!" ereiferte sich Annedore. „Wir lassen unsern Frieden auf diese Weise sehr gern einmal stören. Ich habe mich wirklich sehr gefreut, Sie kennenzulernen. Und mein Mann, das weiß ich, wird sich erst recht freuen."

Uschi wandte sich zum Gehen, und Annedore begleitete sie die Treppe hinab. Blieb auch in der Tür stehen, bis der Wagen sich in Bewegung setzte. Da winkte sie noch einmal und rief: „Zum Kaffee also!"

Holzer hatte Zeit gehabt, sich von der jähen Überraschung zu erholen, die ihm Annedores Mitteilung von dem Besuch Uschis bereitet hatte. Dennoch erwartete er den Wagen aus Mölln in einer beträchtlichen Befangenheit. Es bedrückte ihn die Ungewißheit, wie Uschi ihm entgegentreten würde, und ob nicht am Ende die kleine Verheimlichung sich rächen würde, deren er sich bei seinem Bericht über die Wiener Uraufführung seinerzeit vor Annedore schuldig gemacht hatte. Aber er ängstigte sich umsonst. Uschi hatte sich die Lehre Rexlebens von der „gleitenden Skala" wohl gemerkt und ihre Weisheit begriffen: daß man nämlich die Umgangsformen einer ungewöhnlichen Begegnung nicht ohne weiteres auf den nächsten Tag übertragen dürfe. Sie entstieg daher ihrem Wagen und begrüßte Holzer mit: „Herr Holzer! Wie freue ich mich!"

Indem bei dieser Anrede die eine Sorge von Holzer wich, überschattete ihn zugleich eine andere. Er erkannte in der eleganten Frau von heute nur mit Mühe die bescheiden gekleidete kleine Anfängerin von damals und wußte nun sich selbst nicht richtig zu benehmen.

„Fräulein Seyb!" brachte er endlich heraus, so förmlich, wie ihm möglich war.

Sie sah ihm mit sanftem Vorwurf in die Augen. „Damals haben Sie mich Uschi genannt."

„Fräulein Uschi also!" bequemte er sich.

„Meinetwegen denn!" Sie lachte und wandte sich zum Wagen zurück. „Ich habe Ihrer Frau etwas mitgebracht. Sie hat mir verraten, daß es einen Kaffee geben wird. Aber eine Torte, dachte ich mir, wird in Seedorf wohl nicht zu haben sein."

„Wie freundlich von Ihnen!" sagte er, noch immer gezwungen, während sie selbander ins Haus traten.

„Oh!" rief sie laut und fröhlich, seine hölzerne Unbeweglichkeit nicht achtend, „Ihre Frau und ich, wir haben uns bereits sehr gut verstanden."

„Ja", sagte er und fühlte, wie er sein Gleichgewicht zurückgewann, „das ist merkwürdig. Meine Frau, die stets nur in ihrem engen ländlichen Kreis gelebt hat, findet sich überraschend schnell in künstlerische Menschen. Mit Wunderlich war es auch so. Da ist sie selbst!"

Die beiden Frauen begrüßten einander wie langjährige Bekannte, und bald saß Uschi im Wohnzimmer auf dem kleinen Sofa hinter dem Kaffeetisch.

Sie umfaßte das Zimmer mit einem Blick und begann von ihrem Leben seit jenem Abend der „Cornelia"-Aufführung zu erzählen. „Haben Sie überhaupt von meinem Aufstieg in die höchsten Höhen der Brettlkunst gehört?" unterbrach sie sich.

„Oh, doch! Aber nur wie unsereiner von diesen Dingen hört, aus der Ferne und nur gelegentlich."

Uschi nickte und sprach dann von ihrer Sehnsucht nach dem Theater und der höheren Kunst, die nie in ihr gänzlich versiegt und nun mit unwiderstehlicher Kraft hervorgebrochen sei. Endlich berichtete sie von ihrer Bekanntschaft mit Direktor Schmidtlein und was der über das Stück gesagt hatte, in dem sie hervortreten müßte.

„Dies also", schloß sie, „ist der Plan: Mein eigenes Leben, wie ich es Ihnen vorhin erzählt habe, ist der Inhalt meines Stücks. Das muß geschrieben werden, und darin werde ich auftreten. Ich, Uschi Seyb, in der Rolle der Uschi Seyb. Und Sie, lieber Dichter, müssen mir das Stück schreiben."

Holzer fuhr auf seinem Stuhl zusammen. „Ich?" rief er angstvoll. „O nein! Abgesehen von allem anderen – ich glaube kaum, daß ich . . ."

Sie fiel ihm ins Wort. „Freilich glauben Sie jetzt kaum. Aber Sie werden glauben. Und mehr als das: Sie werden schreiben." Sie sagte das letzte mit flehenden Augen.

Er wehrte mit beiden Händen ab. „Nein, mein Fräulein Uschi, das müssen Sie nicht von mir verlangen."

So als ob sie nicht Antwort gäbe auf seine Worte, sondern wie mit sich selbst sprach sie weiter: „Ein Mensch, der nichts anderes will als die Kunst, seine eigenste Kunst. Das sollte kein Stoff für einen Dichter sein?"

Er saß da wie geschlagen.

Sie wechselte den Ton. „Ich habe Sie erschreckt. Aber das gibt sich auch wieder, glauben Sie mir. Und nun lassen wir Sie ein Weilchen mit sich und Ihrem Schrecken allein. Denn ich will jetzt mit Ihrer Frau einen Gang durch das Dorf machen. – Tun Sie mir die Liebe?" wandte sie sich an Annedore.

Annedore hatte die ganze Zeit, da Uschi erzählte, auf sie hingeschaut wie auf ein Wesen aus einer anderen, fremden Welt, unbegreiflich und fast beängstigend. Nun, da sie etwas wie eine Bitte um Hilfe ahnte, war sie gleich wieder sie selbst und sofort bereit.

Vor der Tür schob Uschi ihren Arm unter den Arm Annedores. So gingen sie ein Stück die Dorfstraße hinab.

„Sie haben viel durchgemacht", sagte Annedore dann voll schüchternen Mitgefühls.

„Ja", erwiderte Uschi, „ich habe eine elende Kindheit gehabt und die kläglichste Armut kennengelernt. Und später hab' ich mich selbst ärmer gemacht, als ich vordem war. Ich habe mich als Frau geopfert, um mein Ziel in der Kunst zu erreichen. Oder was ich dafür hielt. Aber ich glaube, ich hätte noch schlimmere Dinge getan, um aus meiner Niedrigkeit aufzusteigen. So schlecht bin ich."

„Nein", sagte Annedore nur und drückte leis ihren Arm.

Uschi fühlte sich ergriffen. „Und ich möchte doch so gern anders, besser sein", klagte sie.

„Sie werden sicherlich noch glücklich werden", suchte Annedore nach einem Trost.

„Ja", rief Uschi lebhaft, „wenn ich herauskomme aus dem Leben, das ich bis jetzt geführt habe. Es gibt aber für mich kein anderes Heraus aus diesen Dingen als das Hinein in die Kunst, in die wirkliche Kunst. Und dazu muß Ihr Mann mir helfen. Er kann mich jetzt nicht im Stich lassen." Es klang beinahe verzweifelt, wie sie das sagte.

„Wenn er aber doch nicht kann!“ erwiderte Annedore.

Uschi zog sie dicht zu sich heran. „Er kann“, sagte sie eindringlich. „Er kann, wenn er will. Denn er ist das, was ich einen wahrhaftigen Dichter nenne.“

Dann fuhr sie plötzlich mit einem lauten Jubelruf empor. „Oh!“ rief sie überwältigt. Sie waren unversehens an den See getreten. Vom milden Licht der Nachmittagssonne beglänzt, dehnte sich die Wasserfläche weithin, und von einer leichten Schwermut überhaucht, standen die Wälder im Kranze darum.

„Nun verstehe ich erst recht, wie er hier leben kann“, sagte Uschi nach einer langen Weile.

Nichts hätte mehr für sie in Annedores Seele sprechen können als dieses schlichte Wort.

„Sie müssen ihm zureden“, bat Uschi.

„Das dürfen Sie nicht von mir erwarten“, erwiderte Annedore bestimmt. „Das kann ich nicht, und das darf ich nicht. Ich bin viel zu dumm, als daß ich in solchen Dingen eine Verantwortung übernehmen könnte. Das muß mein Mann ganz für sich allein mit sich ausmachen.“

„Aber Sie werden nicht dagegen sprechen“, bat Uschi kleinlaut.

Annedore wurde warm. „Wie sollte ich das tun? Ich fühle doch mit Ihnen.“

Uschi ging eine Weile mit gesenktem Kopf neben Annedore her. Und so, in dieser fast demütigen Haltung, sagte sie leise: „Ich würde Sie sehr lieb haben dafür.“

Als die Frauen nach einem kleinen Stündchen zum Schulhaus zurückkamen, stand Holzer im Giebelfenster.

„Nun“, rief Uschi ihn an, „haben Sie den ersten Akt im Kopf fertig?“ Aber ihr Versuch, übermütig zu erscheinen, mißglückte.

Er antwortete nicht und blieb auch die kurze Spanne bis zu Uschis Abfahrt still und in sich gekehrt. Doch aus einer geheimnisvollen Witterung heraus nahm Uschi das nicht als ein schlimmes Zeichen, sondern schöpfte Hoffnung daraus. Sie hielt sich mit Annedore im Gespräch und fuhr mit heiterem Abschied davon, nicht ohne zu versichern, daß sie bald wiederkäme.

„Was willst du tun?“ fragte Annedore, als die Ehegatten für sich waren.

„Ich denke nicht daran“, antwortete er schroff.

Aber er dachte unablässig daran.

In einer eigentümlichen Sicherheit, daß Holzer ihr das Stück schreiben werde, kam Uschi nach Mölln zurück. Er hatte kein Wort gesprochen, das sie zu ihrer Annahme berechtigte. Aber die Frau fühlte mit hellseherischer Gewißheit, daß ein Flämmchen von ihr auf ihn übergesprungen war. Und die Komödiantin wußte zu gut, wie menschliches Empfinden und künstlerischer Gestaltungsdrang ineinander fließen, sich durchdringen, sich gegenseitig befruchten. Dennoch fand sie zwei Tage lang nicht den Mut, dem Direktor Schmidtlein von ihrer Absicht auf Holzer zu sprechen. Sie sah voraus, daß er Schwierigkeiten machen würde. Inzwischen kam die Antwort ihres alten Meisters aus Wien. Wunderlich sei nicht mehr in Wien, schrieb der Professor. Um ungestört an seiner Oper arbeiten zu können, was ihm in Wien wohl unmöglich sei, habe er sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Wohin, sei nicht genau bekannt. Man sage, in die Umgebung von Berlin. An einen der Havelseen.

Uschi legte den Brief beiseite, der ja jetzt keine sonderliche Bedeutung mehr für sie hatte. Eine Stunde später nahm sie ihn wieder vor und las ihn noch einmal. Wunderlich nicht mehr in Wien! Ein paar Atemzüge lang verspürte sie eine leichte Beklemmung. Sie hatte ihn schon als Helfer an ihrer Seite gesehen, wenn sie nachher in Wien dem Zusammentreffen mit Pfundtner nicht mehr würde aus dem Wege gehen können. Diese Stütze war ihr also nun genommen. Aber der Anflug von Mutlosigkeit ging schnell vorüber. Die wenigen Tage der Freiheit hatten ihr schon so viel Selbstsicherheit gegeben, daß sie die augenblickliche Verzagtheit bald überwand. Und daß es eine Flucht gewesen war, der sie diese Freiheit verdankte, war schon fast aus ihrem Bewußtsein entschwunden. Zudem war da in dem Brief noch eine kleine zärtliche Nachschrift, über die sie vorhin mit leichter Rührung hinweggelesen hatte, die ihr aber nun in einer neuen Beleuchtung erschien. „Mein liebes Kind“, schrieb der alte Meister da, „ich denke viel an Dich und hoffe immer noch, eines Tags zu hören, daß Du Deine Seele gerettet hast.“ Sie wußte wohl, was der greise Freund damit meinte, und es ging mit einemmal ein starker Antrieb von seinen Worten in sie über. Beim Mittagessen, Schmidtlein gegenüber, ging sie zum Angriff vor.

„Ich habe nun meinen Dichter gefunden“, sagte sie unvermittelt.

„Welchen Dichter?“ fragte er ahnungslos.

„Nun, den Dichter, der mir mein Stück schreibt, das Sie dann aufführen werden.“

„Um Gottes willen!“ Er erschrak und legte Messer und Gabel aus der Hand.

„Ja, ja“. Sie lachte ihn an.

Er fand sich an ihrer Heiterkeit zurecht. „Sie können einem aber auf den Leib rücken! Alle Achtung! Also wer ist es denn?“

Sie berichtete. Sein Gesicht wurde zusehends länger. Er erinnerte sich dunkel, von Holzer und seiner „Cornelia“ gehört zu haben. Aber was er davon aus seinem Gedächtnis heraufkramte, war nicht geeignet, ihn zuversichtlich zu stimmen.

„Das mag ja alles sein“, sagte er, als Uschi ihm die dichterische Begabung Holzers pries, „aber das ist doch nicht der Mann, den wir brauchen.“

„Gerade der ist es“, beharrte sie. „Ich will keinen kaltschnäuzigen Reißer. Ich will eine Dichtung, die den reißerischen Stoff aus seiner Niederung erhebt. Ich bringe Ihnen den Dichter. Oder besser: ich bringe Ihnen, was er schreibt. Dann werden Sie selbst sehen.“

Sie ließ ein paar Tage verstreichen, während derer sie Schmidtlein nicht zur Ruhe kommen ließ. Dann, es war an einem Sonntag, war sie gegen den Mittag wieder in Seedorf. Das Dorf war noch stiller als sonst. Das Schulhaus lag an seinem sonnenüberströmten Platz wie eingeschlafen. Uschi trat in den Flur und rief: „Hallo!“ Keine Antwort. Sie stieg die Treppe hinauf und klopfte am Wohnzimmer. Als niemand Herein rief, drückte sie auf die Klinke. Die Tür war unverschlossen, aber kein Mensch im Zimmer. Auch die Küche war leer und nirgends ein Anzeichen dafür, daß hier ein Mittagsmahl bereitet würde.

„Sie sind ausgeflogen!“ sagte sich Uschi betrübt.

Auf dem Dorfplatz stand sie eine Weile und überlegte.

‚Ich bleibe hier, bis sie zurückkommen‘, entschloß sie sich endlich. Sie befahl ihrem Kutscher, zum Krug zu fahren und dort auszuspannen. Sie selbst folgte langsam nach.

Der Krug war das einzige Haus im Dorf, das lebendig war. Man hörte Tellergeklapper und laute Stimmen aus dem Innern, und es roch kräftig nach Fisch. Vor dem Haus, im kleinen Hafen, lagen ein kleines Motorboot und eine niedliche Segeljacht. Auf der Veranda waren zwei Tische von jungen Leuten besetzt. Uschi ging ins Haus und suchte, von

Geräusch und Duft geleitet, die Küche. Drin wirkte mit einer Magd die Wirtin an einem riesigen Herd. Uschi fragte, ob sie wohl wüßte, wo die Lehrersleute wären.

„Die haben Besuch und sind auf dem See", war die Antwort. „Zum Mittagessen kommen sie hierher, sie haben Fisch bestellt."

Uschi setzte sich auf der Veranda und ließ sich von der vierzehnjährigen Wirtstochter, die schmuck und flink die Gäste bediente, eine Limonade bringen.

‚Besuch haben sie!' dachte sie unlustig. ‚Das paßt mir ja nun gar nicht. Aber trotzdem, ich weiche nicht. Ich muß es heute zu Ende bringen.' Oder ob sie nicht doch besser wieder abfuhr?

Im rückwärtigen Teil des Hauses, mit den Gast- und Wohnräumen unter einem einzigen mächtigen überhängenden Dach, lagen die Ställe. Uschi hörte ihren Kutscher mit einem anderen Mann sprechen, wohl dem Krüger.

„Ick weet nech, wat sei hie wull", sagte der Kutscher. „Bi den Schoolmeester is sei vörwest."

„Bi den Schoolmeester? Süh, süh!" sagte der andere. „Dat sche komisch. Wo kümmt de to so ne fine Dam?"

„Sei is in Mölln in Kurhaus", erläuterte der Kutscher.

„Jo jo", faßte dann der Krüger die Erörterung zusammen, „uns Schoolmeester, dat 's en ganzen Groten. De het 't binnen."

‚Nein, ich bleibe', entschied sich Uschi.

Plötzlich scholl vom See her ein lautes mehrstimmiges Gelächter. Uschi trat schnell auf die Veranda zurück.

Um den Vorsprung des Gutshofes herum kam in langsamer Fahrt ein seltsames Schiffsgetüm. Der alte baufällige Kahn, der sonst meist unbenutzt im Hafen lag, war ulkig aufgetakelt. An einer langen Bohnenstange, die als Mast diente, baumelte ein Segel, das aus mehreren zusammengeflickten Säcken bestand. Es hing zur Zeit ziemlich flügellahm und trübselig herab. Am Fuß des Mastes hockte Annedore, in der Spitze des Kahns stand Holzer und stakte mit einer zweiten Bohnenstange das Fahrzeug vorwärts. Am Steuer aber saß ein Mann, dessen Gesicht von einer beschirmten Mütze fast bedeckt war. Von seiner Unterlippe hing eine kurze Pfeife verwegen nieder.

Wunderlich, durchfuhr es Uschi. Er war es.

In die stürmische Freude, die ihr zum Herzen strömte, mischte sich alsbald eine leise Befürchtung.

‚Er sollte mir helfen', dachte sie kläglich, ‚und nun ist er da, um mich zu stören und mich zu behindern.'

Als die drei an Land stiegen, stand Uschi da.

Annedore begrüßte sie mit offenbarer Freude, Holzer mit einem ernsten, hinterhältigen Blick, den sie sich noch nicht recht zu deuten wußte. Wunderlich, der erst noch den Kahn festmachen mußte, verriet keinerlei Überraschung.

„Gut nur", sagte er, als er sich aus seiner kauernden Stellung erhob, „daß ich als großer Fresser vier Portionen Fisch für drei Mann bestellt habe. Nun kann das fremde Mädchen noch mithalten."

Er schickte sich an, in sein Kämmerchen hinaufzusteigen. In der Haustür traf er auf den Krüger, der nur um seinetwillen sichtbar wurde. Er empfand für den Musiker ein ungewohntes Wohlwollen.

„Na, Blinkfüer", rief der ihn an, „wat seggen Sei to min Fregatt?"

Sein Plattdeutsch rief ein breites Grinsen auf des Krügers Gesicht hervor. Er ruckte mit der Schulter, kniff das eine Auge zu und sagte verschmitzt: „Sei sün so 'n gooden Seefohrer as en gooden Plattdütschen."

Wunderlich schlug ihn lachend auf die hängende Schulter und verschwand nach oben. Der Krüger entwich hinter ihm ins Haus.

„Wie schön, daß Sie gekommen sind!" sagte Annedore herzlich. „Wir sind schon so vergnügt gewesen."

„Hoffentlich verderbe ich keinem die Laune", sagte Uschi und tastete nach Holzers Blick. Aber der wich ihr aus.

Beim Essen kam die Rede auf die Oper.

„Du glaubst nicht, Armin", rief Wunderlich, „wie schön sie wird. Mir kommen oft die Tränen bei meiner eigenen Musik."

Holzer nickte wehmütig.

Der Musiker beachtete es nicht. „Paß auf!" fuhr er feurig fort. „Dein Werk kommt erst mit der Musik zu seiner vollendeten Schönheit. Es schrie nach der Musik, und ich habe den Schrei verstanden."

Nachdem er in ziemlicher Eile seinen Fisch verzehrt hatte, brannte er sich seine Pfeife an, legte sich weit im Stuhl zurück und umfaßte die kleine Tischgesellschaft mit einem gewaltigen Blick.

„Ihr lieben Leute", sagte er in machtvollem Behagen, „wir sind heute ungewöhnlich glücklich in unserem Gemüt." Mit dem ausgestreckten Zeigefinger deutete er auf Uschi. „Dich schließe ich mit ein. Wie heißest du überhaupt?"

„Uschi."

„Ein verwischter Name", tadelte er. „Wäre in der Oper nicht zu brauchen. Was steckt denn nur für eine Urgestalt hinter dieser Uschi?"

„Ursula."

„Aha! Urschula, Urschi. Uschi. Eine ganz unmögliche Ableitung. Aber einerlei, du sollst mit uns glücklich sein. Was aber tut der Mensch, wenn er glücklich ist? Er geht aufs Wasser.

Das Glück der Frommen
liegt auf dem Wasser.
Und nur die Dommen
sind seine Hasser.

Wir werden also wieder unsere Fregatte besteigen. Da schon jetzt eine ziemliche Flaute herrscht, nehmen wir Riemen mit. Jeder hat auf Befehl zu rudern, auch die weiblichen Ruderknechte. Bloß ich nicht, ich bin der Kapitän, der Kapitän rudert nicht."

„Faulpelz!" warf Uschi lustig dazwischen.

„Das sagst du mit der Wahrheit, fremdes Weib. Ich bin ein fauler Hund, der ungeheuerlich arbeiten kann, wenn es sein muß. Aber du, Armin, Künder dieses Landes, sag' mir: wie heißt das Dorf dort drüben auf der Höhe?"

„Lassahn."

„Sehr gut. Dort werden wir den Kaffee nehmen. Jedenfalls gibt's dort doch eine Schenke?"

„Allerdings", bestätigte Holzer. „Das Haus ganz im Vordergrund. Es hat zudem einen Garten, von dem man den besten Blick über den ganzen See hat."

„Ausgezeichnet. Also ans Werk!"

Die beiden Frauen erboten sich, zuerst zu rudern. Wunderlich, am Steuer, unterhielt die ihm zunächst sitzende Annedore mit scherzhaften Erinnerungen an seine vielfältigen Wasserfahrten. Holzer, in der Spitze des Kahns kauernd, sprach halblaut hinter Uschis Rücken.

„Ich werde dir das Stück schreiben." Das Du von Wien stellte sich unter Wunderlichs Einfluß von selbst wieder ein. „Der erste Akt schließt sich eng an die Wirklichkeit jenes ‚Cornelia'-Abends an. Nur daß ich noch den Mann hineinzubringen habe, der später dein Schicksal und Glück wird. Ich denke an einen Schauspieler, der zu eurer Gesellschaft gehören und danach eine große Stellung an einem Berliner

Theater innehaben muß, wenn du den Sprung vom Varieté zur Bühne machst."

„Könnte es nicht der Dichter sein?" fragte Uschi, halblaut wie er, mit einem verlorenen Lächeln auf den Lippen.

„Nein, der Dichter kann es nicht sein", antwortete Holzer ernst.

„Auch nicht im Stück?"

„Auch nicht im Stück."

„Warum nicht?"

„Weil der Dichter eine Frau hat, die er liebt, und die er auch nicht mit der Andeutung einer Möglichkeit kränken darf."

Sie hielt im Rudern inne.

„Ja", sagte sie in tiefen Gedanken. Und dann stieß sie einen lauten Juchzer aus, der weit über den See hin hallte.

„Was ist?" grollte Wunderlich behaglich.

„Daß ich nun wahrhaftig glücklich bin, das ist es", jubelte Uschi.

„Das gehört sich so und ist selbstverständlich. In unserer Gesellschaft!" sagte Wunderlich.

Annedore aber drehte sich schnell nach Uschi um und nickte ihr zu. „Hab' ich es nicht gewußt?"

Sie landeten unter dem hohen Ufer von Lassahn und stiegen zum Dorf hinauf. Annedore und Wunderlich liefen vorauf, in fröhlichem Wettbewerb, wer zuerst am Ziele sei. Uschi und Holzer folgten ihnen langsam nach.

„Wie soll der Schluß sein?" forschte Uschi derweil.

„Die Liebe wird kommen", sagte Holzer, „und mit ihr die Erfüllung der Sehnsucht nach der Kunst. Eins mit dem andern und eins durch das andere."

„Ich glaube", zweifelte sie, „ich könnte nie einen Schauspieler lieben. Ich kenne diese Menschen zu gut."

Er schüttelte den Kopf. „Nicht gut genug. Ich werde einen Schauspieler zeichnen, wie er sein soll und sein kann und ist. Einen lauteren Menschen, der sich nicht zu verstellen braucht, um ein Künstler zu sein, sondern aus der Lauterkeit seines Herzens heraus gestaltet. Eine Persönlichkeit wie Friedrich Kayßler. Er wird dich lehren, daß das Glück der Kunst nicht im äußeren Erfolg beruht, sondern in der unaussprechlichen Freude, sich selbst zu finden und sich für sich selbst herauszustellen. Denn nur im Dargestellten und Anzuschauenden vermag der Mensch zu erkennen."

Wunderlich ragte oben über die niedere Hecke, die den Wirtsgarten umschloß, und rief: „Habt ihr nun das Rätsel eures Daseins gelöst?"

„Noch nicht ganz", gab Holzer heiter zurück, „aber wir arbeiten daran."

Nach dem Kaffee setzte sich Wunderlich ans Klavier. „Ich spiele euch etwas vor aus der Oper ‚Cornelia'."

Aus einem überaus sparsamen, aber eindringlich malenden Untergrund des Orchesters stieg das dramatische Geschehen in makelloser Deutlichkeit herauf, wortgetreu dem Drama folgend und den Wortsinn zugleich ins unmittelbar Musikalische erhebend. Annedore saß in scheuer Andacht seitwärts, Uschi lehnte in wacher, gieriger Aufmerksamkeit am Klavier. Holzer, im Hintergrund auf einer Bank zusammengesunken, hielt sein Gesicht in beiden Händen verborgen. Als Wunderlich die Finger von den Tasten hob und sich umkehrte: „Nun, wie gefällt's dir, Armin?", da stand der Dichter auf, schritt langsam, verklärten Gesichts zum Klavier, legte beide Hände auf Wunderlichs Schultern und sagte: „Es ist bei Gott wunderschön. Du hast mich wirklich nicht gemordet!"

„Sondern wiedergeboren!" jauchzte der Musiker.

Uschi hatte sich abgewandt und war ans Fenster getreten. Als Annedore zu ihr ging und ihr fragend ins Gesicht sah, bemerkte sie Tränen in ihren Augen. Sie legte den Arm um ihren Leib.

„Warum weinen Sie?" forschte sie kleinmütterlich.

Uschi schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht", sagte sie. „Vielleicht, weil die Stunde so schön ist, vielleicht auch . . ." sie konnte nicht weitersprechen.

Als Pfundtner die Zustellung des Gerichts erhielt, geriet er in eine ungeheure Aufregung. Er tobte im Theaterbüro herum, und dann fing er an zu überlegen. Sein erster Gedanke war, sofort nach Hamburg zu fahren und mit einem harten Eingriff das ganze Verfahren rückgängig zu machen. Aber er mußte sich sagen, daß das dortige Gastspiel Uschis inzwischen abgelaufen war und daß er sie nicht mehr vorfinden würde. Wohin aber mochte sie sich gewendet haben? Er konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß ein Mann hinter ihrem Vorgehen stünde. Und er riet alsbald auf den Prinzen, dessen angebliche Weltreise ihm nun wie eine Finte Uschis erschien. Er zog auch andere Möglichkeiten in Betracht. Aber soviel er auch in seinem Gedächtnis nachspürte und alle Männer an sich vorbeiziehen ließ, mit denen Uschi in Berührung gekommen war – er kam immer wieder auf den Prinzen zurück. Und da sank ihm jäh aller Mut. Einem Prinzen gegenübertreten, mit ihm um eine Frau ringen, das war seiner Sinnesart ein Unding. So eitel und hochfahrend er in seinem eigenen Kreise war, so tief duckte sich sein Selbstgefühl vor einem großen Namen.

Die Mutlosigkeit, die ihn befiel wie eine Krankheit, ließ ihn auf jede entschiedene Gegenwehr verzichten. Er beauftragte wohl ebenfalls einen Anwalt, seine Sache zu führen, aber um den Verlauf des Prozesses, der sich nun entspann, kümmerte er sich kaum. Müde und ohne rechte Teilnahme las er die Schriftsätze, die der gegnerische Anwalt und der seinige wechselten, und überließ es dem letzteren, zu tun, was er für gut befand.

Indessen war er keineswegs gewillt, endgültig auf Uschi zu verzichten. ‚Abwarten!' sagte er sich. Solche Sachen zwischen einem Prinzen und einer Künstlerin dauern meist nicht lange. Und wenn schon nicht gleich ein Bruch eintrat – einmal würde sie nach Wien zurückkehren. Sein ganzes Denken richtete sich darauf, diese Rückkehr alsbald zu entdecken, und indem er sich in diese Aufgabe verbiß, gewann er auch seine alte Zähigkeit zurück. Rübsam konnte in seinen Verhandlungen mit ihm nicht weiterkommen, und es war für Pfundtner eine Wohltat, da ihm Uschi entronnen war, einen andern Menschen zu haben, den er an seinem Stricke führen konnte.

Erst Anfang August fand Uschi nach Wien zurück. Sie hatte alles erreicht, was sie wollte. Holzer hatte eine Zusammenkunft mit Direktor Schmidtlein gehabt, bei der er den Plan seines Stücks auseinandergesetzt hatte. Schmidtlein hatte sich befriedigt gezeigt, und Holzer brannte seitdem im Feuer des Schaffens.

Als Uschi, in Wien angelangt, die gute Kietzingerin in der bekannten Wohnung suchte, fand sie die Malerswitwe dort nicht mehr vor. Es gelang ihr aber ohne große Mühe, den neuen Aufenthalt der Verzogenen ausfindig zu machen. Sie traf die Kietzingerin in einer sehr viel kleineren Wohnung und in ziemlich betrübten Umständen. Die Frau sah schlecht aus und war stark gealtert. Auch erwies sich der Reichtum der Bilder an den Wänden als

erheblich gelichtet. Uschi belegte alsbald das einzige größere Zimmer für sich mit Beschlag. Die Kietzingerin sollte in der danebenliegenden Kammer schlafen. Die Malerswitwe erhob keinerlei Widerspruch, äußerte nur ein scheues Bedenken. „Uschi, Kind“, sagte sie, „wird dir das auch genügen? Du bist doch jetzt eine berühmte und verwöhnte Person.“

„Das laß meine Sorge sein“, erwiderte Uschi. „Ich habe Geld genug. Aber ich denke nicht daran, es nun einfach wieder auszugeben. Ich brauche einen Rückhalt, denn ich will weiter. Immer weiter. Darum werden wir jetzt einfach und bescheiden leben.“ Und als die Witwe ein langes Gesicht ziehen wollte, setzte sie tröstend hinzu: „Deinen Wein sollst du jeden Abend wieder haben. Bloß das Rauchen deiner langen Virginia wird nicht bewilligt.“

„Das habe ich mir schon abgewöhnt“, sagte die Kietzingerin kläglich und doch schon zur Hälfte beruhigt.

Unter solchen Umständen lief das Leben der beiden Frauen recht erfreulich an. Die arme Witwe war selig, daß sie sich wieder sattessen konnte, und verlangte nichts weiter, als Uschi aus Dankbarkeit auf den Händen tragen zu dürfen. Und Uschi sah in der Guten doch etwas wie einen Schutz vor Pfundtners etwaigen Annäherungsversuchen.

Dieser hatte bald erfahren, daß Uschi eingelaufen war. Aber obwohl er darauf brannte, sie zu sehen und die Kraft seiner Überredung oder auch Drohung an ihr zu erproben, wagte er doch nichts zu unternehmen. Konnte man wissen, ob der Prinz nicht irgendwo im Hinterhalt saß und nur darauf wartete, der Liebsten seinen Schutz angedeihen zu lassen? Den alten Theaterboten hetzte er täglich nach dem vierten Bezirk hinaus, doch erfuhr er nichts, als daß Uschi an jedem Nachmittag zu ihrem Meister ginge. Und dieses Wenige machte ihn nur mißtrauischer und feiger. Wenn sie sich mit keinem traf und auch nichts anderes suchte, dann mußte das alte Verhältnis noch bestehen, dann drohte der Prinz doch noch im Hintergrund. Und über dem allen sank seine heillose Leidenschaft immer tiefer in ein ohnmächtig dumpfes Sichselbstverzehren.

Den ersten Akt ihres Stückes hatte Uschi fertig mitgebracht. Holzer hatte ihn in wenigen Tagen hingeschrieben. Jetzt schickte er ihr das Folgende nach und nach, szenenweise, wie er es gerade vollendet hatte. Es war ein merkwürdiges Stück. Die einzelnen Auftritte standen da wie Blöcke, alle Übergänge waren nur angedeutet, die szenischen Anmerkungen auf das unumgänglich Notwendige beschränkt, jegliche Ausführung im einzelnen dem Theater, dem Spielleiter, dem Schauspieler überlassen. Aber die komödiantische Seele Uschis erfühlte ohne Mühe das Wesentliche. Sie las mit brennenden Wangen, was der Dichter ihr zustellte, drängte sich, grub sich mit glühender Inbrunst in ihre Rolle, lebte stundenlang, ohne zu erwachen, in einem Traum, der ganz ihre eigene Vergangenheit war und zugleich ein höheres, von ihr selbst bis dahin nur in dunkler Sehnsucht ahnungsvoll ergriffenes Leben. Und dieses Sichversenken in ein erträumtes Ich versetzte sie in einen Rausch des Glücks. Daß Pfundtner noch in der Welt, in Wien, in ihrer Nähe war, hatte sie fast vergessen.

An jedem Nachmittag ging sie zum Meister. Das war ihre Stunde der Besinnung. Oft brachte sie die Rede auf Wunderlich. Von seinem äußeren Leben wußte der Meister auch jetzt nicht mehr, als was er ihr geschrieben hatte. Aber über sein Wesen, wie es sich ihm darstellte, sprach er sich gern aus. Und Uschi nahm ihm begierig jedes Wort vom Mund.

Wenn sie genug geschwätzt hatten, ging es an den Flügel. Und stets war Uschi den Anweisungen und Winken des Meisters, die nun schon ins Feinere und Feinste gingen, eine getreue und aufmerksame Zuhörerin. Auch zu Hause übte sie fleißig, was der Meister ihr aufgegeben hatte. Musik und Dichtung, wechselweise getrieben, ergänzten sich trefflich. Sie erholte und erfrischte sich an der einen zu der andern.

Des Abends saß sie dann wohlig ermüdet bei der Kietzinger in der kleinen Küche, wo sie beide ihr einfaches Nachtmahl verzehrten und die durstige Witwe ihren Wein trank. Die Kietzinger wurde nicht müde, sich von Uschis Fahrten in die weite Welt erzählen zu lassen. Sie konnte nicht begreifen, daß sie so wenig erlebt haben sollte. Was sie „erleben“ nannte. Und um ihrer Wißbegierde einen Brocken hinzureichen, berichtete Uschi von ihrem Zusammentreffen mit dem Prinzen.

Da erstarrte die Witwe in Hochachtung. „Aber Uschichen!“ sagte sie andächtig. „Ein Prinz! Uschichen! Das wäre etwas.“

„Was denn?“

„Nun, es ist doch schon vorgekommen, daß ein Prinz eine Künstlerin . . .“ sie machte die Gebärde des Ringansteckens.

„Du bist ein Kalb, Kietzingerin“, sagte Uschi gemütlich.

Im September lag das Stück fertig vor. Holzer schickte eine Abschrift des Ganzen und schrieb dazu, daß eine andere an Schmidtlein abgegangen sei. Bald darauf konnte er melden, daß dieser sich durchaus zustimmend, ja hocherfreut ausgesprochen habe. Und fast gleichzeitig traf von Schmidtlein selber der Engagementsvertrag für Uschi ein, in dem vom ersten Dezember ab ein Monat für die Proben vorgesehen und die Aufführung für den Januar festgesetzt war. Wenig später kam von Uschis Anwalt in Hamburg die Mitteilung, daß ihr Prozeß, nachdem Pfundtner die Einspruchsfrist habe verstreichen lassen, zu ihren Gunsten entschieden sei.

Von da ab war Uschi in einer einzigen festlichen Erregung. Eines Tages – es war gegen Ende Oktober – sagte sie unvermittelt: „Pack’ meine Koffer, Kietzingerin! Und den deinen auch! Wenn du einen hast. Sonst müssen wir einen kaufen. Ich fahre nach Berlin. Und du kommst mit.“

Die Malerswitwe war eine Zeitlang sprachlos. Sie mühte sich, etwas zu sagen, aber sie brachte kein Wort heraus. Nur ein heftiges Schlucken und Schluchzen erschütterte ihre mächtige Brust.

„Ich?“ konnte sie endlich stammeln.

„Ja, du. So etwas Dummes und Treues und Liebes, wie du bist, das brauche ich gerade. Und hier? Was soll hier aus dir werden, wenn ich nicht mehr da bin? Hier verhungerst du mir bloß still und unbemerkt, sobald die letzten Bilder verkauft sind.“

Da lösten sich ein paar glückliche Tränen aus den Augen der Kietzingerin. „Uschichen!“ schluchzte sie. „Du bist . . . du bist . . .“

„Na, was bin ich denn?“

Aber die Brave konnte nur den Kopf schütteln. Sie fand den Ausdruck nicht, der ihr hinreichend erschienen wäre.

Uschi hatte ein einziges Varieté-Engagement für diesen Winter angenommen. Eben für den November. In Berlin. Es wurde zu ihrem letzten und größten Brettltriumph. Daß es der letzte war, ahnte übrigens niemand außer den wenigen Eingeweihten. Denn erst am Tage nach dem Ablauf ihres Oktobervertrags setzte die sich wirksam steigernde Reklame für das Stück ein. Erst ganz zuletzt erschien eine immer noch halb verschleierte Andeutung, daß das Stück das Leben der Künstlerin selbst zum Gegen-

stand habe. Einzelheiten, die der Bürochef wiederum geschickt in die Presse brachte, riefen allerlei früher Gehörtes ins Gedächtnis zurück. Man erinnerte sich eines Prozesses, der vor einiger Zeit von der Seyb geführt und gewonnen worden war. So wurden alle Mittel der Reklame angewandt mit dem Erfolg, daß, als der Januar herankam, die Vorbestellungen das Haus auf eine ganze Woche füllten.

Uschi nahm an diesem Treiben nur von fern Anteil. Sie hatte sich mit der Kietzinger in der Nähe des Theaters eingemietet und teilte ihre Zeit zwischen dem häuslichen Studium ihrer Rolle und den Proben im Theater. Schmidtlein hatte einen Regisseur, Sunkel mit Namen, den manche der Berliner Kritiker genial nannten. Er verstand wie in jeder Dichtung so in jeder ihrer Gestalten den allerletzten, allertiefsten, oft scheu verborgenen Grund auszuspüren, um von dort aus die Kräfte der Darstellung mächtig emporzutreiben. Holzers Stück hatte auf Sunkel einen gewaltigen Eindruck gemacht. „Endlich einmal einer“, sagte er, „der für das Theater zu schreiben versteht. Das Stück hat einen Vorwurf, den man belanglos nennen könnte, meinetwegen auch wenig erfreulich. Eine Varietésängerin, die durchaus zum Theater will! Was ist daran schon Fesselndes? Aber wie hat der Dichter es verstanden, uns begreiflich zu machen, daß sie gar nicht will, sondern muß. Was Varietésängerin? Was Schauspielerin? Das ist jedes Künstlers Schicksalsweg. Und darüber hinaus jedes Menschen Schicksalsgang. Sich selbst finden! In dem Gefühl, sich selbst gefunden zu haben, liegt alle Erlösung aus Unrast, Zweifel, Verzweiflung beschlossen.“

Die ersten Einzelproben, die er mit Uschi abhielt, verliefen derart, daß er sich nur mit ihr unterhielt. Sie sprachen über das Stück und seine Eigenart. Kamen allmählich auf Uschis Beziehungen zu dem Werk. Er wußte Einzelheiten ihres früheren Lebens aus ihr herauszulocken und bat sie, das Erzählte gleich einmal aus dem Stegreif darzustellen. Als er so im Überblick ungefähr ein Bild ihrer selbst sowohl als ihrer natürlichen Darstellungsmittel gewonnen hatte, sagte er: „Wissen Sie, Fräulein Seyb, im ersten Akt werde ich Ihnen gar nichts hineinreden. Da geben Sie sich ganz, wie Sie sind: kühl und herb. Aber in der Liebesszene lassen Sie kalt, bei allem Getue. Fühlen Sie das nicht selbst?“

„Doch“, gab sie zu. „Aber ich dachte, ich überspiele.“

„So treibt man keine Kunst“, tadelte er. „Nein, wir müssen das anders machen. Ich nehme jetzt einmal an, Sie hätten in der Wirklichkeit die große Liebe empfunden. Meinetwegen zu mir. Können Sie sich das vorstellen?“

„Nein“, sagte sie schroff.

„Sehen Sie“, rief er, „das war gut. So werden wir das spielen. So nämlich, daß Sie selbst nicht an die große Liebe glauben, nicht daran glauben wollen, daß Sie sich dagegen sträuben, sich wehren gerade mit dem spröden Ton, der Ihnen so liegt. Sie werden alle Ihre Sätze so färben, als ob Sie die Liebe leugneten, die Sie in Wahrheit empfinden – wie das Stück es will. Und auch in Ihrem letzten Satz im dritten Akt, wo Sie, überwunden vom doppelten Glück des Erfolgs und der Liebe, an des Geliebten Brust sinken, werden Sie diesen herben Ton beibehalten, der dann nicht mehr die Leugnung der Liebe ausdrückt, sondern gewissermaßen das Brechen des harten Panzers ist, den Sie um Ihr Wesen gelegt haben und der nun vom Herzen gesprengt wird. So bekommen wir die Sprödigkeit in die ganze Gestalt, die aufs beste absticht von der überlegenen Güte, in deren Darstellung unser erster Held ein Meister ist.“

Seitdem der erste Funke auf ihn übergesprungen war, hatte Holzer im Feuer des Schaffens gelebt. Der Stoff und das Leben, das er in ihm gewann, hielten ihn ganz gefangen. Aber als er die letzte Abschrift abgesandt hatte, befiel ihn eine seltsame Müdigkeit. Ihm war, als ob ihn ein hitziges Fieber verlassen hätte, und nur der eine Wunsch war in ihm rege: Ruhe! Nichts mehr sehen und nichts mehr hören von dem, was ihn in den Wochen des Arbeitens schier ausgezehrt hatte.

„Ich glaube“, sagte er zu Annedore, „ich werde nun nie mehr etwas schreiben.“

Annedore lächelte still vor sich hin. „Das hast du schon manchmal gesagt.“

Er erschrak. „Hab' ich? O Gott, es wird mich doch nicht noch einmal so packen!“

Sie strich ihm über die Stirn. „Es macht dich doch glücklich.“

„Ja“, murmelte er, „das hat es wohl früher getan. Aber diesmal? Ich weiß nicht . . .“

Der August war wunderschön. Der See lag Tag für Tag unter dem ein wenig kühlen Glanz, den die Sonne auch im Hochsommer dort oben meist versendet, und in der überklaren Luft standen Land und Wälder in lichten, ruhigen Farben. Holzer ging oft mit Annedore vors Dorf hinaus. Er kam jetzt öfter auf die Oper zu sprechen. Doch er sprach auch von ihr wie von einer Sache, die bereits weit hinter ihm lag.

„So viel ist sicher“, sagte er, „daß die Musik zu einem Drama all das Ungreifbare, das Unwägbare, die Stimmung, die zwischen den Worten hängt, lauter und stärker zum Ausdruck bringt. Aber es hängt doch schon ohne die Musik da, schwebt um die Worte, nur feiner und leiser und darum richtiger.“

„Wenn die Menschen es aber nicht hören!“ warf Annedore ein.

Er ließ den Kopf hängen. „Ja, wenn sie es nicht hören, dann sollte man das Dichten einstellen.“

Zu Beginn des Winters kündigte Schmidtlein den Tag der Aufführung an.

„Fährst du hin?“ fragte Annedore, ein wenig befangen.

„Soll ich? Ich weiß nicht, man ruft alles wieder damit hervor, was man schon hinter sich hat.“

Annedore traute seinem Verzicht nicht so recht. „Das mußt du schon Uschi zuliebe tun“, sagte sie.

Er hob wie erschrocken den Kopf.

„Uschi zuliebe? Warum? Wieso?“

„Nun, wenn du ihr schon das Stück geschrieben hast, mußt du doch auch sehen, wie sie es spielt.“

„Ach so!“ Er ließ den Kopf wieder müde sinken.

Annedore lächelte still vor sich hin.

Nach einer Weile kehrte er sich wieder zu ihr. „Wenn ich nun führe – und du?“

Sie schüttelte wild den Kopf. „Nein, ich nicht! Ich könnte das nicht.“

Er legte den Arm um sie. „Warum nicht?“

„Ich hätte zuviel Angst.“

„Angst? Du? Wovor?“

Sie wand sich in Verlegenheit, ehe sie gestand: „Vor mir. Daß ich mich dumm benehmen würde.“

Er schüttelte sie sacht und zärtlich. „Du kannst dich gar nicht dumm benehmen.“

„Nein, so nicht“, sagte sie und barg das Gesicht an seiner Schulter.

Wenige Tage vor der Uraufführung traf Uschi auf der Straße Wunderlich. Das Herz schlug ihr bis in den Hals vor unbändiger Freude, gemischt mit Stolz. Jetzt würde er nicht wieder an ihrer Leistung vorübergehen können wie damals.

„Nanu, fremdes Mädchen!“ rief er und nahm vor Überraschung die Pfeife aus dem Mund. „Was treibst du denn hier?“

Sie holte erst einmal tief Atem, ehe sie sagte: „Ich spiele doch am Dienstag in meinem Stück. Première."

Er wußte von nichts. Denn obgleich er zur Zeit in der Nähe Berlins hauste, kümmerte er sich gar nicht um den Berliner Theaterbetrieb.

„Dein Stück? Was heißt das?"

Sie erzählte ihm in Kürze.

„Holzer hat das geschrieben!" ergrimmte er, „Da hört doch alles auf. Der hat doch nur noch die Bücher zu meinen künftigen Opern zu schreiben. Aber das muß ich mir ansehen. Ich werde mir sogar eine Karte kaufen!"

„Unmöglich!" triumphierte sie. „Alles ausverkauft. Jeder Stuhl besetzt. Aber ich werde für Sie sorgen. Am Abend liegt eine Karte an der Kasse für Sie bereit."

„Sei gesegnet, Mädchen! Oder soll ich lieber sagen: sei verflucht? Wenn du mir den Holzer ausspannst! Aber jedenfalls komme ich. Wo vollzieht sich denn nun das Unheil?"

„Bei Schmidtlein."

„Bei Schmidtlein! So so!" Er gab ihr die Hand und trollte ab, mit seinem schweren Schritt, der doch immer hastig schien.

Sie stand und sah eine Zeitlang hinter ihm her. Als sie sich dann endlich zum Gehen wandte, wurde es ganz still und feierlich in ihr. ‚Nun werde ich auch den Ton haben', sagte sie fromm zu sich, ‚den Sunkel immer vermißte.'

Die Generalprobe hatte spät begonnen und war erst zu Ende, als es schon dämmerte. Als Uschi eilfertig aus dem Theater kam, stand Holzer im ungewissen Licht des sinkenden Abends an der Straßenecke.

„Holzer! Armin!" fuhr sie auf ihn ein. „Bist du endlich da?"

„Ja, da bin ich", sagte er, fast erdrückt von ihrem Jubel.

„Warst du in der Generalprobe?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Nach meinen Wiener Erfahrungen wollte ich mir das nicht noch einmal antun."

„Es ging ausgezeichnet", sprudelte sie daher. „Alles ist entzückt. Sogar Sunkel war zufrieden."

„Wer ist Sunkel?"

„Wer Sunkel ist? Das weißt du nicht?"

„Ich weiß überhaupt nichts."

„Sunkel ist der Regisseur. Aber nun komm! Zu mir nach Haus. Du bist doch frei?"

„Frei bin ich."

„Herrlich! Komm!" Sie schob ihren Arm unter den seinigen und zog ihn mit sich fort. „Wir essen bei mir. Die Kietzingerin – weißt du wenigstens, wer das ist?"

„Woher soll ich?"

„Da siehst du, wie wenig du von mir und meinem Leben kennst. Die Kietzingerin ist mein Hausgeist, und sie besorgt das Essen aus der Stadtküche. Es sind nur ein paar Schritte zu meiner Wohnung."

Im Gehen sprach sie unaufhörlich und überschüttete ihn mit Einzelheiten aus der Probe, daß ihm der Kopf zu wirbeln begann. Plötzlich unterbrach sie sich: „Einen Augenblick!", schlüpfte in ein Geschäft und reichte ihm gleich darauf zwei Weinflaschen hinaus. Danach kam sie selbst wieder, zwei weitere im Arm. So bepackt, stiegen sie zu ihrer Wohnung hinauf.

„Kietzingerin!" rief sie schon auf der Treppe. „Du mußt ein drittes Gedeck besorgen. Wir haben einen Gast. Das ist mein Dichter", stellte sie ihn der überraschten Witwe vor. „Und nun beeil' dich! Ich habe einen Hunger wie ein Wolf."

„Ich lauf' ja schon."

Die rundliche Frau rollte die Stufen hinab.

„Du erlaubst, daß ich es mir bequem mache", sagte Uschi im Zimmer. Sie lief hinaus und kam zurück, indem sie ein weites Hausgewand umwarf.

„Du!" rief sie. „Was ich dir noch gar nicht gesagt habe: Wunderlich kommt morgen auch ins Theater."

„Wunderlich?"

„Ja. Ich habe ihn auf der Straße getroffen und ihm eine Karte hinterlegt."

Die Kietzinger fand sich wieder ein, ließ die Vorhänge herab, machte Licht, deckte den Tisch. Dann saßen sie und speisten, die Kietzinger dabei. Aber sie kam nicht viel zum Reden. Denn Uschi konnte nicht genug von der Aufführung erzählen. „Es ist alles ohne Tadel", sagte sie. „Keiner, der versagt, und keiner, der nicht mit Begeisterung bei der Sache wäre. Du wirst deine helle Freude haben."

„Glaubst du?" sagte er zerstreut.

„Ja. Pass' auf, diesmal werden wir beide zusammen von neuem berühmt."

Er nickte nur noch. Sie merkte nichts von seiner Zurückhaltung, sie war zu tief im Eifer ihrer Hoffnungen. Und er ließ sie gewähren.

Später saßen sie in zwei bequemen Sesseln nah beieinander. Die Kietzinger war unter Mitnahme einer Flasche verschwunden. Uschi wurde still. Und auch Holzer war wortkarg. Er betrachtete sie verstohlen.

Etwas an ihr war ihm rätselhaft. Das Gespräch ging langsam, mit Pausen, zwischen ihnen hin und her. Und die Augen wanderten fragend hinüber und herüber.

„Ja, nun muß ich wohl gehen", sagte Holzer schließlich. „In mein Hotel."

„Ja", sagte sie leise. „Und morgen . . ." Und plötzlich glitt sie von ihrem Sessel zwischen seine Kniee und schlang die Arme um ihn. Das Hausgewand war ihr zu beiden Seiten von den Schultern gesunken und gab ihre schöne kleine Brust frei. Ihr tränenüberströmtes Gesicht aber hob sie zu ihm empor.

„Armin!" schluchzte sie. „Du bist doch mein Kamerad. Mein bester. Seit jenen Tagen in Wien. Dir kann ich alles sagen, nicht wahr?"

„Gewiß", stammelte er. „Was hast du? Was ist dir?"

Aber schon lachte ihr Gesicht wieder, leuchtend durch das Weinen hindurch. „Ich kann es doch nicht sagen. Morgen! Es ist zu schön!"

Seine Verwirrung wich einem ungewissen Ahnen. Er legte die Hände um ihre Wangen.

‚Sie liebt!' dachte er. ‚Einen andern!' dachte er mit einem Gefühl des Gelöstseins von einer Schuld.

Soviel verstand er. Nicht mehr. Er war ein Mann.

Aber die schöne kleine Brust drohte noch in seine Träume hinein.

Als Wunderlich sich mit Stoßen und Drängeln vom Theatereingang her zur Kasse durchquetschte, sah er aus der Flut der Hineinströmenden den holsteinischen Bauernschädel Holzers emporragen. Der Dichter stand barhäuptig mitten im Menschengewühl und musterte sein Publikum.

„Du alter Gauner!" schrie der Komponist ihn an, faßte ihn unter dem Arm und zog ihn zur Seite. „Du bist ja wohl ganz des Teufels! Was fällt dir ein? Schreibst hinter meinem Rücken Stücke!"

Ein paar Vorübergehende stutzten und sahen sich um. Da sie aber keinen der beiden kannten, glaubten sie sich verhört zu haben und drängten weiter.

„Bring mich nicht in Ungelegenheiten!" erwiderte Holzer und lachte. „Ich bin hier nur Publikum."

„Der heimliche Stückeschreiber! Und heimlich sogar vor den besten Freunden! Wenn ich nicht zu-

fällig das fremde Weib getroffen hätte, müßte diese Begebenheit sich ohne mich vollziehen."

„Ich erkläre dir das noch", brummelte Holzer.

„Das hoff' ich."

Sie verabredeten, sich in jeder Pause zu treffen, dann ruderte Wunderlich weiter der Kasse zu, und Holzer ging langsam zum Eingang der Direktionsloge.

Schmidtlein, sonst so in sich gefestigt, war an den Tagen seiner Erstaufführungen in einer sinnlosen Aufregung. Das Unglück begann schon am Vormittag, wo er das gesamte Büropersonal zur Verzweiflung brachte. Eine Stunde vor der Aufführung fing er an, ruhelos im Hause umherzuwandern. Wenn er hinter der Bühne auftauchte, gingen ihm die Theaterarbeiter geflissentlich aus dem Wege. Traf er selber auf das unbewegte Gesicht Sunkels, seines Regisseurs, dann floh er, weil er sich fürchtete, sein eigenes Bild in diesem ehernen Spiegel zu sehen. Er schloß sich in seinem Zimmer ein, um nichts mehr zu hören und zu sehen. Aber lange litt es ihn auch dort nicht. Er stieg wieder hinunter, stand in seiner Loge hinter einem Vorhang versteckt und sah zu, wie das Haus sich langsam füllte. Als er zum dritten oder vierten Male diesen Lauscherposten bezog, fand er Holzer in der Loge vor. Er begrüßte ihn flüchtig und spähte in den Zuschauerraum nach Kritikern.

„Sie sind alle da", sagte er im Ton des Grausens.

„Wer denn?" fragte Holzer unschuldig.

Schmidtlein warf ihm einen zornvollen Blick zu. „Und das fragen Sie so kaltschnäuzig!" sagte er empört. „Wo nehmen Sie denn bloß die Ruhe her? Wissen Sie denn nicht, was auf dem Spiele steht?"

Holzer wußte nicht, ob er sich ärgern oder belustigen sollte.

„Herr Direktor", sagte er kühl, „ich trage meine Haut so gut zu Markte wie Sie."

„Verzeihen Sie mir!" bat Schmidtlein in ehrlichem Bedauern. „Sie kennen mich noch nicht so gut wie meine Leute. Die wissen, daß ich unerträglich bin an solchen Tagen. Mir selbst am meisten."

Und dann war er schon wieder hinaus.

Das Spiel begann.

Die Eingangsszenen, das Fest nach der Première darstellend, mit ihrem lebhaften Hin und Her der Schauspieler führten das Stück glücklich ein. Holzer sah aus der Loge, soweit das Rampenlicht reichte, vergnügt schmunzelnde Gesichter, hie und da wurde gelacht. Uschi kam als äußerlich gänzlich anspruchslose Anfängerin und wurde von den in großer Zahl anwesenden Varietéfreunden mit anhaltendem Klatschen empfangen. Widerspruch äußerte sich in heftigem Zischen und dem halblauten Ruf: „Ruhe!" Der aber alsbald von noch heftigerem Begrüßungsbeifall übertönt wurde. Ein Gespräch zwischen dem Direktor, der im Stück Krampel hieß, und dem Dichter weckte wieder allgemeine Heiterkeit. Holzer hatte hier die zweifelhafte Rolle, die der dramatische Dichter so oft bei den Aufführungen seiner Werke spielt, in scherzhafter Weise herausgestellt, ohne der Ironie allzuviel Schärfe beizugeben. Als dann Uschi ihr Couplet sang, kannte der Jubel fast keine Grenzen mehr. Die angeregte Stimmung hielt nun an, auch über die folgenden Szenen hin, obwohl da schon die Schatten des Kommenden sich über den Bühnenvorgang legten. Die Mehrzahl der Zuschauer war nun einmal in bester Laune und wollte sich nicht daraus vertreiben lassen. So ging der Akt überaus glücklich zu Ende.

Holzer erhob sich, um der Verabredung mit Wunderlich zu genügen. In der Logentür traf er auf Schmidtlein.

„Nun, wie sind Sie zufrieden?" fragte der Direktor.

„Es geht ja ausgezeichnet", stellte Holzer fest.

„Ausgezeichnet?" rief Schmidtlein in komischer Verzweiflung. „Das sagen Sie so dahin! Eine Berliner Première, die hat's in sich."

Holzer empfand den Wunsch, den aufgeregten Mann zu beruhigen. „Es hat ja vorhin auch schon Widerspruch gegeben", sagte er, „aber der ist doch überstimmt worden."

Schmidtlein wollte sich gar nicht beruhigen lassen.

„Warten Sie es nur ab!" rief er. „Der Schrecken kommt noch."

Holzer gab es auf.

„Das hilft ja nun alles nichts mehr", sagte er achselzuckend. „Der zweite Akt muß auch gespielt werden."

Schmidtlein schaute ihn an, wie man einen Irrsinnigen anschaut. „Natürlich muß er gespielt werden!" Er rannte davon.

Holzer fand Wunderlich nicht in den überfüllten Wandelräumen. Nachdem er ihn eine Weile vergeblich gesucht hatte, kehrte er in die leere Loge zurück. Er setzte sich in den dunklen Hintergrund und ließ seine Gedanken wandern. Weit hinweg schweiften sie, zu Annedore und dem stillen Dorf am See. Dort gehörte er hin. Dort war sein Platz, da war er zu Haus. Und nicht hier zwischen diesen Menschen, unter denen er ewig fremd bleiben würde.

Schmidtleins Befürchtungen um den zweiten Akt schienen sich erfüllen zu wollen. Als das Verhältnis Uschis zu Krampel-Pfundtner in seiner Doppelseitigkeit in messerscharfen Dialogen kenntlich wurde, zeigte sich in einigen Teilen des Hauses eine unbestimmte Unruhe. Und aus dem halblauten unwilligen Gemurmel schoß auf einmal der gelle Ruf: „Skandal!" wie eine Angriffsfanfare hervor. Aber das empörte Zischen der Mehrheit unterband sofort die Störung wieder. Schmidtleins Schauspieler, an stürmische Theaterabende gewöhnt, ließen sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen und spielten tapfer weiter. Aber auch Uschi, der es nicht verborgen sein konnte, daß der Widerspruch ihr insbesondere galt, wurde von ihm nicht angefochten. Ja, es schien als ob das Übelwollen da unten sie nur festigte, härter machte in ihrem Siegeswillen. Die Gegnerschaft begleitete zuerst einzelne, dann alle Sätze Uschis mit Johlen und Pfeifen. Und jedesmal deckte die Freundschaft das üble Konzert mit Klatschen und Bravorufen zu. Über die Schlußszenen des Aktes hin zog sich das Gefecht der erhitzten Parteien, und auch das Aufleuchten der befreienden und erlösenden großen Liebe, das diese Szenen ahnungsvoll durchblitzte, vermochte noch nicht einen reinen vollen Widerklang zu wecken. Als dann der Vorhang fiel, erdröhnte allerdings das Haus von einem Beifallsdonner, vor dem ein Widerspruch nicht mehr hörbar wurde. Als Uschi einmal mit kaltem Blick die erste Reihe streifte, stand Pfundtner da. Er war bleich, tupfte aber unausgesetzt die Fingerspitzen seiner beiden Hände aneinander. Neben ihm stand Rübsam und klatschte wie besessen.

Holzer suchte eilig das Freie und hatte das Glück, nach wenigen Schritten auf Wunderlich zu stoßen. Er faßte hastig den Arm des Freundes.

„Jobst! Freund! Bitte nichts über das Stück! Später. Du mußt nach der Vorstellung mit mir zusammen bleiben. Wir zwei ganz allein."

„Gut", sagte Wunderlich kurz. Und dann gingen sie mitten im Schwarm der immer noch fieberhaft erregten Theatergäste auf und ab und sprachen von Annedore und Seedorf.

Der dritte Akt brachte keine Wendung mehr in den glückhaft gewordenen Abend. Es gab unzählige Vorhänge. Neben den Darstellern zeigte sich Sunkel, auch Schmidtlein wurde gerufen. Und als endlich

Uschi sich des Dichters entsann und nach ihm suchen ließ, war er bereits aus dem Hause verschwunden.

Holzer war nach dem zweiten Akt nicht wieder in die Direktionsloge zurückgekehrt. Er sah vom Rang her, hinter den Sitzen an die Tür gelehnt, den dritten Akt und entwich, als der Vorhang sich zum erstenmal senkte. Am Ausgang traf er Wunderlich, und sie gingen eine lange Strecke stumm nebeneinander her.

„Wohin?" fragte Holzer nur einmal.

„Wirst schon sehen."

Sie kamen in eine kleine Weinstube. In einem versteckten Winkel ließen sie sich nieder, und Wunderlich bestellte einen Wein, den er kannte. Als sie angestoßen und getrunken hatten, begann Holzer: „Du wirst mir sagen, Freund, daß ich dieses Stück nicht hätte schreiben sollen. Doch ich mußte es, um ganz frei zu werden von dem, was meiner Art nicht gemäß ist."

„Hm!" machte Wunderlich. „Prost!" sagte er und kniff ein Auge zu.

Sie tranken wieder.

„Du brauchst mir gar nichts zu sagen", begann Wunderlich. „Ich weiß alles. Das Stück ist gut, das Stück ist schön, viel schöner, als all die Leute ahnen, die heut so rasend geklatscht haben, und unter anderen Bedingungen könnte man eine reine Freude daran haben. Aber in der Luft von übler Neugier, Klatsch und persönlichem Für und Gegen bekommt es etwas Unsauberes. Das hab' ich empfunden, und so fühlst du es auch."

Holzer nickte vor sich hin. „Unsauber! Das ist es." Plötzlich hob er den Kopf wieder. „Solange ich es in mir trug wie eine Mutter ihr Kind, war alles gut und schön und rein und ohne Tadel. Muß denn das Theater alles, was rein war, ins Unsaubere ziehen?"

Wunderlich wiegte den mächtigen Musikantenschädel.

„Wie stellst du dir die ewige Seligkeit vor? Meinst du, daß die Engel auf dem Himmelstheater Stücke ohne Musik spielen werden? Ich glaub's nicht. Ich meine, in einer höheren Welt ist nichts ohne Musik möglich."

Holzer lachte bereitwillig. „Was macht die Oper?"

Wunderlich kratzte sich hinter den Ohren.

„Es ist ein Kreuz mit diesem Werke. Ich werde nicht fertig und werde nicht fertig. Wenn ich etwas geschrieben habe und ich denke, es sei das Schönste, was einem überhaupt in die Feder kommen kann, dann fällt mir noch etwas Schöneres ein, und ich fange wieder von vorne an."

„Also das oft erwähnte Lebenswerk", rief Holzer unbeschwert. „Das Werk, an dem einer sein Leben lang schreibt."

„Nein, nein", erschrak der Komponist fröhlich. „Ich will's dir verraten. In diesem kommenden Sommer werde ich mit der Komposition fertig. Der nächste Winter geht wohl zum Teil noch drauf für die Herstellung der Partitur und des Klavierauszugs, und im Frühling übers Jahr haben wir die Aufführung."

Holzer hob sein Glas.

„Auf deine Frühlingsoper!"

„Auf unsere!" Wunderlich tat ihm Bescheid.

Sie tranken noch etliche Flaschen miteinander.

Von Uschi sprachen sie nur im Vorübergleiten.

„Nun wird sie ganz glücklich sein", meinte Holzer.

„Soll sie schon!" sagte Wunderlich ablehnend.

Uschi beging ihren Triumph in derselben vornehmen Gaststätte, die sie bei ihrem ersten Zusammensein mit Bodo kennengelernt hatte. Schmidtlein, Sunkel, der Spielleiter, und die Darsteller der beiden männlichen Hauptrollen bildeten mit ihr eine kleine Tafelrunde, der auf Uschis Wunsch auch die Kietzingerin angegliedert worden war. Sie war nach dem Genuß von einigen Gläsern guten Weins machtvoll aufgelebt und steigerte durch ihre abgründigen Sprüche die Heiterkeit ihres Tisches zu lauten Lachausbrüchen.

Uschi trieb auf Wogen des Glücks. Nun hatte sie es erreicht. Was sie damals, bei der Uraufführung der „Cornelia", in Wunsch und still heißer Hoffnung vorweg genossen hatte, nun war es ihr in Wirklichkeit zugefallen: auf dem Theater hatte sie gesiegt. Daß Holzer sich dem Beifall des Hauses entzogen hatte und dieser Nachfeier fernblieb, verwunderte sie nicht sehr. Sie kannte ja seine Abneigung gegen den lauten Ruhm, dem er nicht traute. Auch daß Wunderlich nichts von sich spüren ließ, berührte sie nicht schmerzlich. Er war drin gewesen, er hatte sie gesehen, er hatte ihren Sieg miterlebt, das war ihr genug. Wie eine Fürstin saß sie zwischen Schmidtlein und Sunkel.

„Wo steckt denn nur unser Dichter?" sagte Schmidtlein.

Er hatte kein reines Gewissen Holzer gegenüber, fürchtete, er könnte ihn verletzt haben durch sein aufgeregtes Benehmen während der Vorstellung; ahnte wohl auch zugleich, was um der Aufführung selber willen in Holzer vorgegangen sein mochte. War ihm doch selbst nicht recht wohl bei dem Glück, das seinem Theater beschert war. Dies behielt er indes für sich.

„Dichter sind immer merkwürdig", meinte der Liebhaber.

Sunkel sagte: „Ein Dichter ist immer in seinem Innersten enttäuscht, wenn sein Werk aufgeführt wird."

„Laßt mir meinen Dichter in Ruh!" mahnte Uschi. „Er ist besser als ihr alle. Er ist ein lieber, guter Mensch", schloß sie mit aller Wärme.

Die Kietzinger hatte einen Schwips und erzählte umständlich von ihrem gemeinsamen Leben mit Uschi.

„Vergiß nicht deinen Bettschirm zu erwähnen", rief Uschi dazwischen, „mit der zerschlissenen Seide und den echt chinesischen Zeitungen, die man durch die Risse sieht."

Plötzlich stand Rübsam am Tisch.

„Servus, Uschi!" rief er gemütlich. Sie grüßte herablassend. Er ließ sich dadurch nicht einschüchtern. „Du, Uschi", sagte er, „das Stück mache ich in Wien. Aber du mußt selbst deine Rolle spielen."

„Man wird darüber sprechen können", erwiderte sie, kühl wie eine Exzellenz, die auf der Straße angeredet wird.

Rübsam kannte Schmidtlein und schob sich unaufgefordert einen Stuhl in die Runde.

‚Pfundtner!' mußte Uschi denken. ‚Ob Pfundtner ihn geschickt hatte, den Rübsam? Oder ob er wohl gar selbst nicht weit war?' Sie empfand keinerlei Unbehagen oder gar Furcht angesichts dieser Möglichkeit. Sollte er ruhig kommen!

Aber er kam nicht.

Rübsam hatte Schmidtlein in ein Gespräch verwickelt.

Die Anteilnahme der Umsitzenden, mit der vorschreitenden Stunde kühner geworden, griff auf Uschis Tisch über. Man dachte kaum mehr etwas, man sagte Worte, lachte und trank.

Als Uschi mit der Kietzinger in ihrer Wohnung anlangte, stellte sich heraus, daß die Malerswitwe ziemlich betrunken war. Sie stolperte über den Teppich, schwankte und fiel sacht auf beide Knie nieder. Uschi beugte sich zu ihr hin.

„Was willst du denn nun noch da unten?" sagte sie. „Wir sind doch jetzt oben. Ganz oben. Auf der Höhe sind wir", rief sie jauchzend.

(Schluß des Romans im nächsten Heft)

Wiener Maler des 19. Jahrhunderts

Aus der Jubiläumsausstellung der Gesellschaft der bildenden Künstler Wiens 1861–1941

Von ANN TIZIA LEITICH

Bunte goldgrundierte Flügelgestalten säumen girlandengleich hoch oben die Front des Heinrichshofes, jenes gewaltigen und würdevollen Zinshausblockes, der vor etwa achtzig Jahren als einer der ersten Paläste der Wiener Ringstraße der Oper gegenüber erstand. Tausende gehen täglich vorüber und wissen nichts von ihnen, sehen nicht, wie die Geflügelten sich oben förmlich dem Himmel vermählen, eins mit ihm werden. Oder wenn sie es sehen, und staunen und bewundern, so kennen sie nicht den



Antonie Kaltenthaler, die Braut des Künstlers
Ölgemälde von Friedrich Ritter von Amerling. Privatbesitz

Namen des Malers Karl Rahl. Kennen ihn nicht, obwohl sie ihm noch an anderer Stelle leicht gelegentlich begegnen, am großen eisernen Opernvorhang, wo er die Sage von Orpheus und Eurydike künstlerisch gestaltet hat. Selten ist einer, der so voll Saftigkeit und urtümlichen Malertums war, so vollkommen vergessen worden, obwohl er zusammen mit seinen Schülern, unter ihnen August Eisenmenger, so Starkes schuf, daß ein Jahrzehnt lang das neu sich wandelnde Wien förmlich von ihm geprägt wurde. Aber in dieser Hinsicht erscheint Rahl, der nicht lange nach der Eröffnung der Ringstraße starb, wie die Personifizierung des Künstlertums der Zeit, jener Zeit nach 1848, da das Biedermeier ausgeklungen war und ein neues Wien unter Franz Joseph sich bildete. Wien wimmelte damals von Talenten und genialen Naturen. Ihre Kunst aber war im 20. Jahrhundert lange vergessen und gönnerhaft über die Achsel angesehen worden, obwohl sie mit einem leidenschaftlichen Streben nach Schönheit ein neues, prächtiges Wien geschaffen hatte, mit öffentlichen und privaten Palästen, an denen eine ganze Schar hochbegabter Architekten aus den verschiedensten deutschen Gauen sich bewährt hatte, in deren Sälen Decken und Wände von zum Teil genialen und sinnenbegabten Malern farbig belebt wurden und deren Firste die Bildhauer mit Gestalten von antiken Formen schmückten.

Was auf diese Weise in mehreren Jahrzehnten versäumt wurde, das sucht nun die Kunstbetreuung des nationalsozialistischen Deutschlands gutzumachen. Die von der Gesellschaft bildender Künstler Wiens veranstaltete Ausstellung „80 Jahre Wiener Künstlerhaus", die vor einiger Zeit in den Räumen des jubilierenden Hauses stattfand, war deshalb im allgemeinen und im besonderen für die meisten Besucher eine Überraschung. Denn sie zeigte, daß mit dem Biedermeier, in dem das Wienertum sich am reinsten und schönsten verkörperte, das schöpferisch-künstlerische Leben Wiens keineswegs zu Ende war; daß es im Grunde nur ein Schritt war von Schubert, Waldmüller, Grillparzer und Schwind zu den Musikern, Dichtern, Baumeistern, Bildhauern und Malern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Freilich, die bahnbrechenden Genies fehlten, und deshalb strahlte auch dieses Künstlertum nicht mehr mit der Sonnenhaftigkeit der unbedingten Originalität – die Musik ausgenommen, die damals ihrem großen klassischen Wiener Zeitalter und dem Biedermeierglanz des einzigen Schubert eine wunderbare Nachblüte schenkte, einen Ausklang, der einen Strom von Freude in alle Länder der Erde schickte im Werk des königlichen Johann Strauß und des Chors der guten Wiener Operettenkomponisten. Maler und Bildhauer jedoch erwiesen sich als richtige Kinder ihrer Stadt, der Heimstätte der Künstler. Sie reichten das große Erbe der Väter weiter. So fand man sich in jener Ausstellung des Künstlerhauses von allen guten Geistern des künstlerischen Wien umgeben, obwohl die Schau aus technischen Gründen nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Schaffen der Zeit zu geben vermochte. Die Wände wurden lebendig, die Zeit erstand, der Markart seine Farbenglut und seinen Schönheitssinn vermittelt hatte, in der Canon dem kraftvollen Ungestüm seines Pinsels eine seltene Sensitivität der Charakteristik gesellte und, das Vorbild des Rubens vor Augen, die von einem erhöhten Daseinsgefühl erfüllten Gestalten des neuen Wiens porträtierte, wohlhabende, elegante Männer und vollbusige, lachende Frauen, in Spitzen und Seide, aber auch im schlichten Kleid der Mädchen aus dem Volk. In beiden Künstlern drückten sich Seele und Schöpfungswille des sinnenfreudigen schönheitsdurstigen Wiens aus, und sie waren beide auch volkstümlich. Wenn Makart eines seiner Riesenbilder ausstellte, allein in einem Saal wie eine Kostbarkeit, so bildete die Schau das Tagesgespräch der Stadt, nicht nur der Kreise, die Zeit genug hatten, um sich um Sensationen zu kümmern, sondern die Erregung drang bis ins Volk der äußeren Bezirke. Makart war bei allen bekannt, und die Modelle zu den schönen Frauen, die auf seinen Leinwanden zu finden waren, holte er sich aus Ottakring ebenso gern wie von der Ringstraße. Die Wienerinnen wußten, warum sie für ihn schwärmten; er verfeinerte ihren Farbensinn, lehrte sie die schönen Raffinements der Kleidung, die großen koloristischen Stimmungen. Die Sinnlichkeit der Zeit bog er ins Ästhetische um und nahm ihr dadurch den stark materiellen Zug. Er wurde zum erfolgreichsten Künstler seiner Zeit.

Doch dieselbe Zeit drückte sich auch aus in seinem Gegenpol, dem unglücklichen Romako, dessen Eigenwillen neue seelische Welten erschloß, in die man ihm nicht folgen wollte. Emil Jakob Schindler wieder war mit dem Zauber und dem Kleinleben der Landschaft so vertraut wie mit ihrer Großartigkeit, weshalb er ihr Schubert genannt wurde, doch richtiger eigentlich ihr Adalbert Stifter heißen sollte. Die Sehnsucht nach elementarer Natur trieb August von Pettenkofen, der ehemaliger Kavallerieoffizier war gleich Canon, in die farbenvolle ungarische Tiefebene, Charles Wilda und Leopold Müller nach Ägypten. Es war eine Sucht nach dem Freien und dem Licht und in den Zauberkünsten, die schon vor Jahrzehnten, lange bevor es ein Pariser Freilicht gab, in Ferdinand Georg Waldmüller gewirkt hatte, der sein Jahrhundert sozusagen anzeigte und deshalb von immerwährendem Einfluß blieb. Hierher gehörte ferner der feine und starke Theodor von Hörmann, auch er eine streitbare Offiziersnatur, die der Landschaft in unermüdlichem künstlerischem Streben ihre Geheimnisse abkämpfte und tagelang auch im Winter im Freien arbeitete, wobei er sich schließlich den Tod holte. Sein ‚Mehlmarkt in Wien' – der übrigens lange schon der Neue Markt ist – zeigt ein Meisterstück. Wir sehen von oben auf den Platz hinunter, wie wenn die Stadt damit ihre Seele uns offen darböte. Es ist Winter, die Jahreszeit, die Hörmann liebte, und über der Aufgeschlossenheit des Platzes liegt der Himmel wie eine Achatkugel, eine Atmosphäre, gemischt aus schweren Donaunebeln und leichtem welligem Kaminrauch, in die hinein hell die Häuser ragen mit ihren von Neuschnee bedeckten Dächern, mit ihren in blassen Pastellfarben schimmernden Fronten, alte und behagliche Häuser, schöne Häuser, wie vorne rechts das (heute nicht mehr bestehende) Hotel Munsch, das einst Fischer von Erlach erbaute. Im Gegensatz zu der starren achatnen Oberwelt ist der Platz unten mitten in der Bewegung festgehalten, erfüllt von der Lebendigkeit hin und her eilender Wagen und Menschen, während in der Mitte das Rund des großen Brunnens von Raphael Donner leuchtet. Männer und Weiber schaufeln den eben gefallenen Schnee hinweg, Fiaker ziehen kreuz und quer; einer fährt gerade in elegantem Schwung vor dem Hotel vor, andere stehen geruhsam beisammen auf ihrem Standplatz. Als Krönung des Bildes sehen wir rückwärts über der Lebendigkeit des Tages die hohe, ewig-edle, gotisch-ernste Silhouette des Stephansdomes aufragen.

Immer wieder kehrten die Künstler, wie hier Hörmann, vom neuen Ringstraßen-Wien zu jenem Alt-Wien zurück, dem einer, der noch vom Biedermeier weit herein in die neue Zeit reichte, auf Hunderten von liebevollen, wunderschönen Aquarellen



Der Wiener Mehlmarkt (seit einem halben Jahrhundert der Neue Markt) im Schnee
Ölgemälde von Theodor von Hörmann. Besitz der Städtischen Sammlungen, Wien

seinen Pinsel geliehen hatte: Rudolf von Alt. Er war nicht der einzige Alt-Wiener in Neu-Wien. Ganz im Sinne der basteienumgürteten Stadt schuf der ausgezeichnete Johann Baptist Reiter seine Bildnisse und Genrebilder, von denen eine liebliche, übersinnliche Musik auszugehen scheint. Denn vermeint man nicht die in Farben umgesetzten Töne von Schuberts Ouverture zu „Rosamunde" zu hören vor dem noch halb kindhaften Mädchen, das doch schon die verlockende Süße eines bewußten Weibes zeigt, und sich spielerisch einen Jägerhut aufgesetzt, die Feldbinde umgehängt hat und nun lächelnd dem Beschauer mit dem geschwungenen Säbel droht? Das Genrebild des Biedermeiers, dem



Kind mit Hund und Taube. Ölgemälde von Ferdinand Georg Waldmüller
Privatbesitz

im Sinne Goethes eine ‚angenehme Welt, erhöhte Natur' vorschwebte, der Mensch in Harmonie mit Pflanze und Tier, wie sie Waldmüller in dem Bild ‚Kind mit Hund und Taube' oder Carl Riedel mit dem „kleinen Rekonvaleszenten" darstellte – es war der Lebensglut des Franz-Joseph-Wien eigentlich entgegengesetzt. Und doch konnte auch dieses nicht davon lassen. So gab es die Maler, die beide Richtungen vereinten. Amerling, der zu Beginn des Jahrhunderts arm wie eine Kirchenmaus in Wien geboren wurde und aus eigener Kraft der weltberühmte Friedrich von Amerling wurde, der drei Frauen überlebte und mit 73 Jahren den Mut hatte, zum viertenmal und noch dazu eine 35jährige zu



Mädchen mit Säbel. Ölgemälde von Johann Baptist Reiter. Privatbesitz

heiraten. Er porträtierte zwei Generationen von Wienern, unter denen der Hochadel zahlreich vertreten war. Denn Amerling verstand das Geheimnis der großen malerischen Aufmachung. Er war in dieser Hinsicht wie in seiner Leidenschaft für die Farbe ein Vorläufer Makarts, schlug die Brücke von der klaren, schlichten Bürgerlichkeit des Vormärz zum sinnlich-glühenden Farbenrausch der Makartzeit.



Katharina Mayerhofer. Ölgemälde von Franz Schrotzberg. Privatbesitz

Es war keine Gefahr, daß die große Wiener Bildniskunst ausstarb. Neben Amerling wirkte Franz Schrotzberg, dessen Auftragsbuch wie ein österreichischer Gotha aussah und dem hin und wieder Bildnisse von Bedeutung gelangen, wie jenes von außerordentlicher und unsentimentaler Süße, das Kathl Mayrhofer, eine junge Frau aus dem guten bodenständigen Wiener Fabrikantentum darstellt. Schrotz-



Der kleine Rekonvaleszent. Ölgemälde von Carl Riedel. Privatbesitz

berg wieder schien nur dagewesen zu sein, um einem anderen die Steigbügel zu halten, der weltkundiger und geschäftiger als er auch mit der größeren künstlerischen Persönlichkeit so viel glänzenderen Erfolg hatte: Heinrich von Angeli. Als der Wiener Porträtist, von dem sich die gekrönten Häupter Europas und alles, was Macht, Ruhm oder Schönheit hatte, malen lassen wollte, durfte Angeli Honorare fordern, die später nur von Lenbach erreicht und übertroffen wurden. Er malte zuviel und daher oft flach. Zu seinen besten Arbeiten gehört das Bildnis des alten Grillparzer, das den Rahmen des Einzelporträts sprengt und weit darüber hinaus unsagbare menschliche Einsichten wiedergibt. Ähnlich in solcher Universalität, wenn auch von ganz verschiedenem Stoff, ist sein Bildnis der Burgschauspielerin Katharina Schratt. Dunkelblondes Haar, blaue Augen unter dichten Brauen, kräftiges Rund der Wangen, schön geformter eigenwilliger Mund; von den bloßen Schultern niederfallend ein pelzbesetzter Brokatmantel, üppiges Haar



Die Burgschauspielerin Katharina Schratt. Ölgemälde von Heinrich von Angeli. Privatbesitz

im Nacken: ein junges, lebenvolles Weib und eine große Dame. Natur und Kunst der Persönlichkeit in einem Wesen vereint und von dem Künstler überzeugend auf die Leinwand gezaubert – das Bild der Wienerin schlechtweg. Es spielte eine entscheidende Rolle im Leben Franz Josephs. Kaiserin Elisabeth hatte es bei Angeli bestellt, um dem Kaiser, der die Schratt im Burgtheater bewundert hatte, eine Freude zu machen. Als dieser eines Tages ins Atelier kam, traf er dort die Schratt, die dann jahrzehntelang seine Freundin sein sollte, zum erstenmal persönlich.

Trotz solcher Meisterstücke der Bildniskunst ist auch Angeli gründlich vergessen worden, und es war einer Auferstehung gleich, da er, mit so vielen der anderen, in einem Panorama der Wiener Kunst des 19. Jahrhunderts auf der Jubiläumsausstellung im Künstlerhaus wieder ins Tageslicht der allgemeinen Aufmerksamkeit gestellt wurde.

Alexander der Große und seine Weltidee

Von Dr. CLAUS SCHREMPF

Die Sehnsucht nach einer neuen und besseren Ordnung der Welt hat den stürmenden Helden der alten Geschichte beseelt. Er hat sein Werk nicht vollenden dürfen, aber er hat die Kultur des griechischen Geistes für Jahrhunderte zur führenden in Abend- und Morgenland erhoben.

Gestalt und Geschichte des großen Makedoniers sind schon bei seinen Lebzeiten so üppig von der Sage überwuchert worden, daß der Historiker ein für allemal darauf verzichten muß, Wahrheit und Dichtung zu scheiden. Doch bedarf es dieser Scheidung auch gar nicht, um Alexander zu verstehen und seine geschichtliche Rolle zu würdigen. In seinem Dasein erhob sich der Mythos zu einer gewaltigen Wirklichkeit, die realer war als alle Flüsse, Gebirge und Wüsten, die der Welteroberer auf seinen Kriegszügen jemals überquerte. Es ist nicht eigentlich das Gewesene, sondern das Gewähnte, es sind die Geglaubtheiten, die überirdischen Mächte des Glaubens, durch die Alexanders Laufbahn bestimmt war und auf die es bei der Beurteilung seines Lebenswerkes ankommt. Am Anfang stand sein unerschütterlicher Glaube an sich selbst, am Ende der Glaube einer ganzen Menschheit an ihn als den Gottkönig auf Erden. Alexanders Erscheinung und Wirksamkeit sind ein einziger Beweis dafür, daß es keine größere Realität gibt als die Ideologie. Wohl schlug er feindliche Heere durch den wuchtigen Stoß der makedonischen Phalanx, aber vor allem schlug er die Geister in seinen Bann. Wie ein Traumwandler schritt Alexander über die Weltbühne, ein Gott in Menschengestalt, als Zeussohn Dionysos oder Jupiter Ammon verehrt, und alles dies ist um so erstaunlicher, als er ja nicht wie Karl der Große in der Morgendämmerung einer noch schlaftrunkenen Frühkultur, sondern am hellichten Tage der griechischen Hochkultur und vor den Augen seiner Generation auftrat, deren waches Bewußtsein durch Skepsis und Zynismus geschärft war. So beschaffen, bot Alexanders Laufbahn eher Stoff zu einem Heldenepos, als daß sie sich zum Gegenstand historischer Untersuchung geeignet hätte. Daher wurde die Alexanderbiographie von vorneherein zum Alexanderroman, und sie wird im Grunde nie etwas anderes sein können, denn zum Verständnis dieses Einzigen gelangt man nur durch dichterische Deutung seines Wesens und Wollens, nicht aber durch kritische Tatsachenforschung.

Alexander der Große hat ein Stück Weltgeschichte gedichtet im Geiste Homers, aber das Rätselvolle daran ist nicht das Gedicht, sondern der Dichter selbst, der mit zwanzig Jahren aufbricht, die Welt zu erobern, und den dreizehn Jahre später auf halbem Wege die Kräfte verlassen, so daß er sein Riesenwerk unvollendet zurücklassen muß. Seltsam sind drei Naturen in Alexander gemischt, – man möchte sagen: Achilles, Kolumbus, Napoleon, der Kriegsheld, der Träumer von fernen Welten und der Machtpolitiker größten Stils. Sein heldischer Tatendrang richtet sich zielbewußt auf Welteroberung in jedem Sinne des Wortes. Der Welteroberer ist zugleich Weltentdecker. Alexanders Kriegszüge haben den Charakter bewaffneter Forschungsexpeditionen. Wenn er als Heerführer der Hellenen den Hellespont überschreitet, um in Vollzug eines historischen Auftrags der griechischen Nation das Perserreich der Achämeniden zu zerstören, so erscheint dies Unternehmen fast nur als Vorwand, jedenfalls nur als Vorstufe zu seinen viel weiter reichenden Plänen. Er strebt nach totaler Weltherrschaft, aber die Welt ist eine unbekannte Größe, sie muß erst erforscht, ausgemessen und abgegrenzt werden. Ein Stab griechischer Gelehrter – Geographen, Ethnologen, Zoologen, Botaniker – begleitet den König ins Feld, um landeskundliche Aufnahmen zu machen. Eine besondere Kommission der sogenannten Bematisten (Schrittzähler) ist mit der Vermessung der zurückgelegten Entfernungen beschäftigt, was für die Anlage von Etappenstraßen und Militärstationen sowie für die Durchführung des Nachschubs von größter Wichtigkeit ist.

Nachdem er den ganzen vorderen Orient einschließlich Ägyptens erobert hatte, drang Alexander bei der Verfolgung des geschlagenen Perserkönigs Darius bis in die nordöstlichen Gebiete Irans vor und betrat hier Länder, von denen die Griechen bis dahin gar keine oder nur dunkle Kunde besaßen. In der Gegend des heutigen Rescht erreichte er das Südufer des Kaspischen Meeres, wo ihn lebhaft die Frage beschäftigte, ob dieses Meer wirklich, wie er von seinem Lehrer Aristoteles gelernt hatte, ein Binnensee oder nicht doch vielleicht ein Busen des äußeren Ozeans sei, der, wie man glaubte, rings um den scheibenförmigen Erdkreis herumfloß. Von hier aus marschierte Alexander etwa tausend Kilometer ostwärts und wurde durch Aufstände in verschiedenen Satrapien Ostirans zu vielverschlungenen Kreuz- und Querzügen veranlaßt, wobei die Orientierung mehr und mehr verlorenging. Er kam schließlich nach Arachosien (Afghanistan), gründete in der Nähe des heutigen Kabul eine seiner zahlreichen Alexanderstädte und überschritt mitten im Winter das fünftausend Meter hohe Gebirgsmassiv des Hindukusch in der Richtung von Süden nach Nordosten, eine Leistung, die in der Kriegsgeschichte einzig dasteht. Furchtbar setzte die Kälte den Soldaten zu, viele wurden von Schneeblindheit befallen, auch litt man unter Mangel an Lebensmitteln. Alexander teilte alle Strapazen des gemeinen Mannes, überwand die Schwierigkeiten durch sein Vorbild und führte sein Heer glücklich in die weiten Ebenen zwischen dem Hindukusch und dem Aralsee. Hier lagen die persischen Satrapien Baktria und Sogdiana, das heutige Turkestan oder Russisch-Zentralasien, in der Sowjetunion jetzt Usbekistan genannt.

Der Gegner, dem Alexander hier nachsetzte, war der Verräter Bessos, ein persischer Satrap, der den flüchtigen Darius aufgegriffen und getötet hatte, um sich dann selbst die Königswürde anzumaßen. In hitziger Verfolgung kam Alexander schließlich an den Oxus (Amu-Darja), doch hatte Bessos auf der Flucht alle Brücken hinter sich verbrannt. Ein Brückenschlag über den gewaltigen Strom, der hier im Mittellauf etwa tausend Meter breit, sehr tief und von reißender Strömung ist, hätte eine Verzögerung von Monaten bewirkt, zumal da an Ort und Stelle kein Bauholz war. Da befahl Alexander, die Zeltbahnen mit trockener Streu zu füllen, zusammenzurollen und sorgfältig zuzunähen, so daß sie wasserdicht waren. Auf diesen Schlauchbooten setzte er binnen fünf Tagen das ganze Heer über und rückte über Marakanda (heute Samarkand), die Hauptstadt von Sogdiana, weiter nach Nordosten. Als er endlich den Bessos gefaßt und abgeurteilt hatte, setzte er seinen Marsch fort, um das

ganze Land zu unterwerfen. Er bewegte sich hier in Gegenden, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. So gelangte er zuletzt an den Jaxartes (Syr-Darja).

Wo befand er sich nun? Eine heikle Frage für ihn, da man weder eine Landkarte besaß noch die Erdvermessung durch Längen- und Breitengrade kannte. Man war auf Vermutungen und Rückschlüsse angewiesen. Jenseits des Jaxartes schien eine ganz andere Welt zu sein. Dort lebte ein nomadisches Reitervolk von gleicher Art und Sitte wie die Skythen, die an den Ufern des Schwarzen Meeres zwischen Donau und Kaukasus wohnten. Da man den Hindukusch für eine Fortsetzung des Kaukasus hielt, so kam man zu dem Schluß, daß man nach der Überschreitung des Gebirges jetzt irgendwo nördlich des Kaukasus stehen müsse. Infolgedessen hielt Alexander den Jaxartes (Syr-Darja) für den Tanais, das heißt für den Don, von dem er bei Herodot gelesen hatte, er entspringe aus einem großen See (Iwansee) und münde in einen noch größeren (Asowsches Meer). In der Tat hat der Stromlauf des Jaxartes hier ungefähr dieselbe ostwestliche Richtung wie der Don in seinem Mündungsgebiet. Dann wäre der Oxus eben der Kuban gewesen. Noch ein Umstand kam hinzu. Man erblickte nämlich am andern Ufer des Jaxartes Tannenbäume, die nur in Europa, nicht in Asien vorkommen sollten.

Nach alledem war Alexander überzeugt, an der Grenze von Asien und Europa zu stehen, die nach der im Altertum herrschenden Anschauung durch den Don gebildet wurde. Daher beschloß er, seinen Marsch hier nicht fortzusetzen, sondern auf dem asiatischen Ufer des vermeintlichen Don seine äußerste Alexanderstadt (Alexandria ultima) zu gründen. Er war noch damit beschäftigt, die Stadt mit einer zehn Kilometer langen Mauer zu befestigen, als er von den am anderen Ufer sich zusammenrottenden Skythen in einer Weise verhöhnt und belästigt wurde, daß er sich zu einem Feldzug gegen sie veranlaßt sah. Zunächst ließ er die Wurfmaschinen spielen und trieb durch einen Hagel von Geschossen den Feind ein wenig vom Ufer zurück, um den Flußübergang zu bewerkstelligen. Reiter und Schwerbewaffnete wollte er auf Flößen hinüberschaffen, die Leichtbewaffneten sollten auf Schlauchbooten hinüberrudern. Auf dem Vorderteile dieser Flöße hatte er Schildträger aufgestellt, die niederknien mußten, um gegen Pfeilschüsse besser gedeckt zu sein. Hinter ihnen standen Wurfmaschinen mit ihrer Bedienung, vorn und auf den Seiten von Bewaffneten umgeben. Die übrigen Bewaffneten, welche hinter den Maschinen standen, schützten mit Schilddächern die Ruderer, die ohne Panzer waren. Ebendieselbe Aufstellung hatte man auch auf den Flößen, welche die Reiterei trugen. Die meisten Reiter zogen am hinteren Ende des Floßes ihre im Fluß schwimmenden Pferde an Riemen nach sich. Die Leute aber, welche auf den mit Stroh gefüllten Schläuchen übersetzten, fuhren hinter den Flößen her und waren dadurch in Deckung. Der König selbst fuhr mit erlesenen Truppen auf einem Floße allen voran und ließ sich nach dem anderen Ufer hinüberrudern.

Den Skythen, diesen Kosaken des Altertums, erteilte Alexander damals eine herbe Lektion, schlug sie und verfolgte sie bis in die Nähe des heutigen Taschkent. Er glaubte sich in Europa und ahnte nicht, daß er sich auf dem Wege nach China befand. Da er sich hier durch Genuß schlechten Wassers eine Darmerkrankung zugezogen hatte, kehrte er an den Jaxartes zurück.

Auf die Einladung eines Fürsten, ihn in seinem Reich am Unterlauf des Oxus zu besuchen, gab Alexander die bezeichnende Antwort, er wolle jetzt nicht nach Europa gehen, im Augenblick liege ihm Indien am Herzen, denn habe er dieses unterworfen, so sei er im Besitze ganz Asiens, und dann werde er nach Makedonien zurückkehren und von da aus in die Länder nördlich des Schwarzen Meeres vorstoßen, um dort Ordnung zu schaffen. Er warf also den Aralsee mit dem Asowschen Meer zusammen, eine Verwechslung zweier Gegenden, die rund zweitausend Kilometer auseinanderliegen. So ungeheuer verzerrt war das Erdbild des größten Eroberers der Geschichte. Daraus ersieht man, wie schwer es ist, sich durch bloßes Umherwandern auf der Erdoberfläche zu orientieren.

Die Gewinnung des richtigen geographischen Weltbildes hatte er sich durch die vorgefaßte Meinung verbaut, daß der Ozean wie ein Gürtel rings um die bewohnte Erde geschlungen sei. Daher hielt er den Aralsee für einen Teil des Kaspischen Meeres und das Kaspische Meer für einen Teil des äußeren Ozeans. Jenseits des Jaxartes vermutete er nur einen schmalen, größtenteils unbewohnten Landstreifen bis an den dahinter befindlichen Ozean. Vom Vorhandensein Chinas ahnte er nichts. Er zog den Jaxartes aufwärts, überschritt zum zweiten Male den Hindukusch, diesmal in der Richtung nach Südosten, in der Erwartung, er werde von der Höhe des Gebirges das Meer erblicken. Er drang in südöstlicher Richtung nach Indien vor, um wieder an den äußeren Ozean zu gelangen.

Als endlich seine von Strapazen erschöpften, von Heimweh ergriffenen Makedonier ihn zur Rückkehr aufforderten, bestürmte er sie mit geo- und ozeanopolitischen Argumenten in einer Ansprache, worin er nach Arrian sagte: „Wer von euch hören will, wann dieser Krieg sein Ende hat, dem sei gesagt, daß uns nur eine kurze Wegstrecke vom Ganges und vom östlichen Meere trennt, und ich sage euch ferner, daß das Kaspische Meer mit jenem Ozean in Verbindung steht, denn der große äußere Ozean liegt wie ein Band um die Erde. Ich werde euch beweisen, daß der Indische Ozean sowohl mit dem Persischen wie mit dem Kaspischen Meer zusammenfließt. Vom Persischen Meer aus werden unsere Erkundungstruppen um Afrika segeln, bis wir die Säulen des Herkules (die Straße von Gibraltar) erreichen. Dann wird uns ganz Afrika und Asien gehören, und die Grenzen unseres Reiches werden im Osten und Süden die von den Göttern gezogenen Grenzen der Welt sein."

Auf seinem indischen Feldzug verfiel Alexander wiederum einem geographischen Irrtum, der uns erstaunlich scheint. Die am Indus vorgefundenen Krokodile und Pflanzen verleiteten ihn zu der Annahme, er befinde sich hier im Quellgebiet des Nils, irgendwo in Zentralafrika. Er beschloß, den Indus hinabzufahren. Schon beim Bau der Indusflotte hatte er die Erwägung angestellt, daß, wenn der Indus sich in den Ozean ergieße, ein Seeweg zu den Mündungen des Euphrat und Tigris bestehen müsse. Als er auf dem Rückweg den Indus hinabfuhr, erkannte er an der starken Bewegung von Ebbe und Flut, daß er nun endlich das Weltmeer und die Grenzen der Erde erreicht hatte. Während er das Heer auf dem Landweg durch die Gedrosische Wüste (Beludschistan) nach Persien zurückführte, segelte die Flotte an der Küste entlang und lief nach fünfundsiebzig Tagen glücklich in die Euphratmündung ein, so daß Alexanders Unternehmen in diesem Punkte von vollem Erfolg gekrönt war. Wieder in der Reichshauptstadt Babylon angelangt, traf er Anstalten zu einer neuen Expedition und zog eine riesige Kriegsflotte auf dem Euphrat zusammen. Diesmal sollte Arabien umschifft und die Verbin-



Matthias Grünewald

Selbstbildnis von 1480



dung seiner Gewässer mit dem Roten Meer erforscht werden. Da von dort aus durch den Suezkanal, der damals zum Nil führte, eine Verbindung zum Mittelmeer bestand, so wäre der Seeweg von Indien nach Europa entdeckt gewesen, und Babylon hätte mit den entferntesten Ländern des Reiches in Seeverkehr gestanden. Zugleich ließ er auf dem Kaspischen Meer Schiffe bauen, um sich endlich zu vergewissern, ob es ein Bestandteil des äußeren Ozeans, mithin die natürliche Reichsgrenze sei. Mitten über diesen Projekten raffte ihn das tückische Malariafieber hinweg.

Aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen geht hervor, daß er noch weit Größeres im Sinn hatte. Er plante den Bau einer Militärstraße von Ägypten quer durch Nordafrika bis an die Säulen des Herkules, wobei es dem Eroberer von Tyros nicht schwer fallen konnte, auch die tyrische Pflanzstadt Karthago zu unterwerfen. Zur Unterstützung des Feldzugs war der Bau einer zweiten Kriegsflotte von tausend Schlachtschiffen vorgesehen, die das westliche Mittelmeerbecken erobern sollte. Die andere Flotte sollte um Afrika, von dessen Umfang Alexander keine Vorstellung hatte, herumsegeln und sich an der Straße von Gibraltar mit den übrigen Streitkräften vereinigen. Sodann hätte er „nur noch“ das Nordmeer um Europa herum bis zu seinem vermutlichen Zusammenfluß mit dem Kaspischen Meer umfahren müssen, damit der ganze bewohnte Erdkreis, die Ökumene, im Zeichen des Weltfriedens unter makedonischer Herrschaft geeinigt war. Denn als letztes Ziel der Weltmonarchie schwebte ihm das Friedensglück vor, wie es der Hofmaler Apelles auf einem allegorischen Gemälde dargestellt hat: Alexander triumphierend auf dem Siegeswagen, hinter ihm schreitet Ares, der verhaßte Kriegsgott, als Gefangener, die Hände auf dem Rücken gebunden. Der Sinn ist klar: Alexander hat den Krieg in Fesseln geschlagen und als Gottkönig der ganzen Menschheit Frieden gebracht. Kein Zweifel, auch bei längerem Leben wäre Alexander mit seinen planetaren Weltherrschaftsplänen an der geographischen Wirklichkeit gescheitert. Die Verschmelzung von Ost und West, von Nord und Süd ist ihm nicht gelungen. Aber die Sehnsucht nach dem Unvollendbaren, die ihn trieb, erfüllte sich, wenn auch nicht auf politischem, so doch auf geistigem Gebiet in Gestalt der hellenistischen Weltkultur. Seine schönste Stadtgründung, das ägyptische Alexandria, blieb für tausend Jahre der Sitz der Weltherrschaft des Hellenismus. Sie war das bleibende Werk des großen Makedoniers.

Ostpreußens Rotwild

Von Freiherrn von Ungern-Sternberg, Königsberg/Pr.

Der vornehmste Vertreter unserer hohen Jagd ist der deutsche Edelhirsch. Kein anderes Wild ist so in den Sagenkreis unseres Volkes verwoben und derart oft im Gemälde und Standbild behandelt worden wie dieser König der deutschen Forsten. Sein herrliches, hohes und ebenmäßiges Geweih ist das Sinnbild und Wahrzeichen der Jägerschaft und alles dessen, was zur grünen Gilde gehört.

Unsere Nordostmark darf ihr Rotwild zu dem besten des ganzen großen Deutschen Reiches zählen. So sind beispielsweise die Johannisburger und Borker Heiden bekannt für ihre guten Bestände, Romintens Hirsche stellen die höchste Klasse dar und wurden zu einem Begriff für die Hochwildjäger der ganzen Welt.

Als der Deutsche Ritterorden Ostpreußen besiedelt hatte, stand im Westen, also von der Weichsel bis zur Alle und Deime etwa, und von der Meeresküste bis zur Drewenz eine ziemlich dicht bevölkerte, verhältnismäßig waldarme Gegend einem ungeheuren, fast geschlossenen Waldgebiet im Osten und Süden des Landes gegenüber. Von dieser „Großen Wildnis“, die sich weit nach dem ehemaligen Polen und Litauen hinein erstreckte und insgesamt wohl 50 bis 60000 Quadratkilometer umfaßt haben mag, gehörten gegen Ende des 14. Jahrhunderts annähernd 25000 Quadratkilometer zu Altpreußen. Erst nach und nach wurden diese riesigen Forsten gerodet und unter den Pflug genommen, bis sie schließlich auf den heutigen Umfang von nur etwa 18 v. H. der Bodenfläche der Provinz beschränkt waren; damit ist Ostpreußen von einer der waldreichsten Gegenden Deutschlands zu einem waldärmeren Bezirk geworden.

Daß die jahrhundertelange Erhaltung von ungefähr 60 v. H. des eroberten Gebietes im unbevölkerten, ursprünglichen Zustande zum Schutz vor feindlichen Einfällen geschah, wie bisher ziemlich allgemein angenommen wurde, erscheint unwahrscheinlich. Man darf vielmehr annehmen, daß es nur Menschenmangel war, der den Wald so lange in der alten Ausdehnung ließ. Denn den leichtgerüsteten, auf kleinen, äußerst zähen Pferden berittenen Schwärmen der Polen und Litauer war die Überwindung des Einödegürtels bestimmt nicht sonderlich schwer. Ja, die Forsten, Brüche und Moore, die für die schwergepanzerten Ordensheere nur mit Mühe zu durchdringen waren, werden ihren sehr beweglichen Feinden sogar höchst willkommen gewesen sein, um unbemerkt heranzukommen und ihre häufigen, blitzschnellen Einfälle auszuführen. Die „Große Wildnis“ ist jedoch den waidfrohen Ordensgebietigern und ihren Nachfolgern, den preußischen Herzögen, ein ideales und schier unerschöpfliches Jagdgebiet gewesen. – Ihr Name erhielt sich übrigens als „Wildnis“ für die Landschaft Masuren bis tief ins 18. Jahrhundert hinein und verschwand erst 1793 auf königlichen Befehl.

Nach dem völligen Verschwinden des Urs, Wildpferdes und Wisents, sowie der Beschränkung des Elches auf die nördliche Hälfte Ostpreußens und der immer weiter fortschreitenden Ausrottung des Bären, Luchses und vor allem des Wolfes, nahmen die Rotwildbestände rasch zu. Von irgendwelcher Hege konnte indes, bis in die neuere Zeit hinein, keine Rede sein. Ja, in der Nähe der russisch-polnischen Grenze wurde das nunmehr zur begehrenswertesten Beute gewordene Edelwild von Wilderern so stark gezehntet, daß es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Osten des Landes nur noch selten vorkam und in der Johannisburger Heide sogar völlig ausstarb. 1900 aus der Schorfheide dort wieder eingeführt, hat sich das märkische Wild aber nicht nur

sehr schnell eingebürgert, sondern bestens entwickelt.

Sehr erfolgreich ist auch die Schaffung von Rotwildbeständen in den Frischingwaldungen östlich von Königsberg und südlich des Pregelstromes gewesen. Durchaus bemerkenswert sind ferner die über Ostpreußens Grenzen hinaus weniger bekanntgewordenen Rotwildreviere in den Kreisen Labiau, Fischhausen, im Pr.-Eylauer und Osteroder Gebiet und vor allem auch im Süden Teile des Regierungsbezirks Westpreußen.

Die berühmte Rominter Heide, auch landschaftlich entschieden das schönste Revier Ostpreußens, bildet eine rund 25000 ha umfassende Waldinsel, welche in die Forstämter Rominten, Szittkehmen, Nassawen und Warnen gegliedert ist. Sie liegt auf einem sehr hügeligen Grundmoränengebiet, dessen prachtvolle Fichten-, Kiefern- und Laubholzbestände höchst reizvoll von vielen Seen und Wiesen unterbrochen werden.

Leider sind die Überlieferungen aus der Ordens-, Herzogs- und Kurfürstenzeit bezüglich des Wildbestandes und des Waidwerks sehr spärlich, da die alten Jagdakten während der Napoleonischen Kriege größtenteils vernichtet wurden. So wissen wir von der Johannisburger Heide nur, daß die Herzöge von Preußen in Puppen, am gleichnamigen See, ein Jagdhaus hatten, das auf einer zeitgenössischen Karte abgebildet ist, und von Rominten, daß das Rotwild dort gegen Ende des 17. Jahrhunderts ziemlich zahlreich war. Dies darf man aus den Feststellungen des Forstassessors Jaerisch schließen, nach denen im Jahre 1674 der herzogliche Hof zu Mitau vier Hirsche und acht Tiere aus dieser Heide bekam. Im sogenannten „Brunftregister“ von 1727 werden jedoch nur 14 Geweihte und 42 Stück Mutterwild von dort gemeldet. Darauf ist allerdings ein bedeutendes Anwachsen des Bestandes festzustellen, da der „Großnassawische Forstberitt“ in der Zeit von 1763–1765 annähernd 200 Stück Rotwild angibt. Nun aber setzt, mit kurzen Unterbrechungen, ein geradezu katastrophales Absinken ein, welches 1836 mit nur drei Stück Edelwild im Forstamt Nassawen, welches damals fast die Hälfte des ganzen Rominter Reviers umfaßte, seinen traurigen Abschluß fand. 1850 wurden für die gesamte Heide etwa 36 Stück angegeben. 1857 lieferte der Potsdamer Wildpark fünf Stück zur schnelleren Vermehrung, und 1863 konnte schon ein Gesamtbestand von ungefähr 70 Stück verbucht werden.

Von dieser Zeit ab sehen wir die Bestandskurve rasch ansteigen. 1873 werden 126, drei Jahre später schon 234 und 1882 sogar 600 Stück Rotwild registriert. Von 1900 bis zum Weltkriege wurde das Edelwild in der ganzen Rominter Heide in einer Höhe von ungefähr 1300 Stück gehalten. Als dann 1914 die Russen einfielen und alles zusammenknallten, was ihnen vor die Gewehre kam, so daß man allenthalben zu Holze geschossenes und verludertes Wild antreffen konnte, und als später Wilderer ihr schändliches Werk fortsetzten, ging der hervorragende Bestand sehr stark zurück. Einer darauf einsetzenden planmäßigen Waidmannsarbeit war es aber möglich, in knapp zehn Jahren nicht nur die Zahl auf über 1200 Stück zu bringen, sondern auch Geweihe heranzuhegen, wie sie vor dem Weltkrieg nicht erreicht wurden.

In Rominten treffen verschiedene, für die Bildung eines edlen, endenreichen und starken Hauptschmuckes notwendige Voraussetzungen auf das glücklichste zusammen. Das beweisen schon Kapitalgeweihe, die um 1850 dort erbeutet wurden, in einer Zeit also, die weder Gatter noch Fütterung und keine Kunstwiesen, geschweige denn „Hege mit der Büchse“ kannte; damals waren Raum, Boden, Äsung und Klima allein maßgebend. Heute allerdings ist dieses berühmte Rotwild mehr und mehr das Ergebnis einer großartigen und vorbildlichen waidmännischen Kunst geworden, welche die verschiedenen schädigenden Einflüsse aufhebt, wie sie die Eingatterung, die forstlichen Kulturmaßnahmen und die Ausrottung der natürlichen Gesundheitspolizei, des Großraubwildes, verkörpern. Die Gastrollen, welche ab und zu herüberwechselnde Wölfe geben, fallen demgegenüber natürlich nicht ins Gewicht, da jeder bestätigte Isegrim mehr oder weniger schnell zum Abschuß gelangt.

Das unvergängliche Verdienst, diese planmäßige Hege, ganz besonders auch mit der Büchse, wie sie heute Allgemeingut der deutschen Jägerschaft ist, eingeführt und sie zielbewußt durchgeführt zu haben, gebührt dem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Rominten wirkenden Oberförster Reiff, der damit zum eigentlichen Begründer des dortigen berühmten Rotwildstandes wurde. Gefördert durch hohe und höchste Waidmänner, hat diese Heide dann jahrzehntelang das große Glück gehabt, unter ihren Revierverwaltern mehrere unserer besten Rotwildkenner und -jäger zu besitzen. So sind auch die Namen der Forstmeister Freiherr Speck von Sternburg und von St. Paul, besonders aber des bis vor kurzem noch dort seine Lebensarbeit erfüllenden Oberforstmeisters Wallmann, wohl der größten Autorität unter den noch lebenden Rotwildspezialisten, unzertrennlich mit der Geschichte dieser berühmten Heide verknüpft.

Von den Fürstlichkeiten und Herren des Landes jagte um 1600 Markgraf Friedrich von Brandenburg-Ansbach, als Administrator des Herzogtums Preußen, in Rominten. Auch der Große Kurfürst waidwerkte dort und besaß in Jagdbude sein Waidmannsheim. Dann aber geriet dieses herrliche Revier für lange Zeit in Vergessenheit und wurde erst 1865 vom Prinzen Friedrich Karl von Preußen neuentdeckt. Durch ihn aufmerksam gemacht, erkor dann 1890 Kaiser Wilhelm II. diese Heide zum Hofjagdrevier, unter der Bezeichnung „Kaiserlich Rominten“.

In Therbude, also mitten in der Forst, wo schon Prinz Friedrich Karl zwanzig Jahre lang abzusteigen pflegte, wurde 1891 das kaiserliche Jagdhaus aufgestellt. Es kam aus Norwegen und zeichnet sich durch schlichte Behaglichkeit aus. 1893 folgte die „Hubertus-Kapelle“, eine echt nordische Stabkirche; im selben Stil, jedoch von einem einheimischen Baumeister geleitet, erstand 1904 der sogenannte „Kaiserinflügel“.

Interessant ist die reiche, in vorzüglichen Nachbildungen vertretene Sammlung der von 1890 bis 1913 hier vom Kaiser erbeuteten, meist hochkapitalen Hirschgeweihe, unter denen sich auch der Hauptschmuck eines Vierundvierzigenders befindet. Dieses Geweih ist, nächst dem berühmten, in der Mark erbeuteten Sechsundsechzigender des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, das im Schloß Moritzburg hängt, die endenreichste bisher bekanntgewordene Rothirschtrophäe. Das Jagdhaus ist mit zahlreichen Gemälden des aus Gumbinnen stammenden Malers, Professor Richard Friese, geschmückt. Im deutschen Stil wurde der „Jägerhof Rominten“ an einer der schönsten Stellen mitten im Revier für den Reichsjägermeister, den Reichsmarschall Hermann Göring, errichtet.

Das Wunder

Erzählung von Hans von Hülsen

Marianne faßte den Entschluß, nach Venedig zu fahren, als sie, das Gefühl von Enttäuschung und Freiheit zugleich im Herzen, von Nagò, nachdem sie Franz in den Zug gesetzt, über den „alten Weg" nach Torbole hinabstieg. Durchs silberbestäubte Blattwerk der Oliven leuchtete der nachmittägliche Spiegel des Sees, umgeben von hohen Bergen: alles das, was sie noch vor acht Tagen so begeistert hatte. In dieser einen Woche war alle Begeisterung verdampft, so daß auf dem Grunde ihrer Seele nur ein salziger Bodensatz zurückgeblieben war. Das Telegramm der Direktion, das Franz schon nach der Hälfte des ihm gewährten Hochzeitsurlaubs zurückrief und über das er sich so verzweifelt gebärdete, hatte die junge Frau wie eine Erlösung begrüßt: es zerriß die Situation, die mit jedem Tage zerrender sich spannte, so daß sie sich immer wieder fragte, mit welchen Kräften sie dieser namenlosen Enttäuschung und Ernüchterung wohl auf die Dauer würde Widerstand leisten können. Sie fühlte keine in sich. Was durch die langen Monate ihrer Bekanntschaft ihr als höchstes Glück erschienen, die endgültige Vereinigung, das tägliche, durch keine Nacht unterbrochene Zusammensein mit dem Erwählten, hatte sich rasch in unausdenkbare Qual verwandelt. Es kam ihr vor, als hätte sie Franz vorher überhaupt nicht gekannt, weder den Schritt, mit dem er durchs Leben ging, noch die in der Tiefe seines Unbewußten schlummernden, nun jäh ausgebrochenen Wünsche und Triebe, die ihr nur Angst und Abscheu erweckten. Daheim, in Augsburg, an den freien Sonntagen, war er ihr immer als ein besonders netter, liebenswerter, über den engen Berufsrahmen hinaus interessierter Mensch erschienen; sie war mit ihm ins Theater und auch gelegentlich einmal in ein Konzert gegangen und hatte gefunden, daß ihrer beiden Neigungen und Geschmack übereinstimmten, daß er Interesse besaß für die höheren Dinge, die ihr am Herzen lagen. Wie konnte es nur geschehen, daß er hier, da doch die Loslösung vom Beruf ihn hätte über sich und seinen Alltag hinaussteigern müssen, so versagte? Daß er an all und jedem, von der Ölküche der Pension bis zu den außerordentlichen Naturstimmungen, die der See zu jeder Tageszeit schenkte, nur mäkelte und niemals den frohen Aufschwung ihrer ans Ungewöhnliche ausgelieferten Seele mitmachte, sondern sie allein ließ und wohl gar über ihre „Schwärmerei" spöttelte? Daß sie sich vom Aufstehen im jungen Morgenlicht bis zum Schlafengehen unter dem großgestirnt über den See gebreiteten blauen Himmelstuche, durch eine gläserne Wand von ihm getrennt fühlte, ihm, der ihr doch gestern vertraut gewesen war wie nichts sonst auf der Welt? So die Tage; aber die Nächte waren im Grunde schlimmer, waren noch weniger vom Gleichklang erfüllt, von dem sie früher geträumt; und wenn sie sich aus seinen Armen gelöst hatte und, derweil er, rasch in den Schlummer gesunken, mit geöffnetem Munde neben ihr lag, lange noch, die Hände unterm Kopf, unglücklich, enttäuscht und sehnsüchtig durchs offne Fenster den wandelnden Sternen nachblickte, so fühlte sie sich fern von allen Träumen des Glücks, so sehr, daß sie oft nahe daran war, laut aufzuheulen, ja, sich emporzureißen und aus dem Pensionszimmer zu laufen – wohin?

Sie war mit ihren zweiundzwanzig Jahren viel zu unerfahren, um zu wissen, daß sie in beidem zahllose Geschwister hatte: daß viele sonst brave, tüchtige und liebenswerte Menschen versagen, wenn sie aus ihrer gewohnten Umwelt herausgerissen und plötzlich dem Fremdländisch-Ungewöhnlichen gegenübergestellt werden; mit mehr Menschenkenntnis hätte sie auf den Gardasee Verzicht tun müssen, sosehr er sie auch, auf Grund von Bildern in einem grellbunten Buche, locken mochte, und als Ziel ihrer Hochzeitsreise etwa das liebliche Frankenland wählen müssen, wo der Franz sich ohne Zweifel bewährt hätte; und das andre angehend, das ihr Angst und Abscheu machte, teilte sie nur das Schicksal der meisten jungen Frauen, gegen das allein die Zeit und die wachsende innere Verbundenheit ein Heilkraut bereit hält.

Von solchem Wissen war ihre Enttäuschung, die sich mehr und mehr ins Maßlose steigerte – und um so rascher, je weniger Franz sie begriff – meilenfern. Es gab Stunden, in denen sie den Gedanken nicht wegwies, daß sie einen Irrgang gegangen sei, den sie so schnell wie möglich, auch mit größten Opfern, zurückgehen müsse; mehr als einmal dachte sie an Trennung des eben erst mit so vielen Erwartungen geschlossenen Bundes. Und darum begrüßte sie es mit einem wahren, wenn auch sorgfältig verhehlten Jubelsturm der Befreiung, als das Schicksal ihr einen Ersatz für die Trennung bescherte, vor der sie denn doch immer wieder zurückbebte. Das Ansinnen ihres Mannes, mit ihr heimzureisen, lehnte sie entschieden ab: werde er gerufen, so solle er reisen; sie jedenfalls lasse sich den kargen Urlaub, auf den sie ein Jahr lang habe warten müssen, nicht verderben! Diese Antwort hatte die erste ernstliche Auseinandersetzung in ihrer achttägigen Ehe herbeigeführt; schweigsam-verstockt waren sie nebeneinander den steilen Weg nach Nagò hinaufgestiegen; grollend, mit kaltem Händedruck, hatte sich Franz in die Kleinbahn nach Rovereto gesetzt.

Nun ging Marianne den Weg zurück, zugleich Enttäuschung und das wundervolle Gefühl von Freiheit im Herzen. Und in diesem Augenblick kam ihr der phantastische Gedanke, aus Torbole, wo sie sich so unglücklich gefühlt, mit einem Handstreiche auszubrechen und südwärts zu fahren, ins Unwahrscheinliche, ins Märchen, das sie bisher nur aus Büchern und aus dem Film kannte. Sie hat auch später nicht zu sagen gewußt, woher sie den Mut, ja die Tollkühnheit genommen hat, ihn ungesäumt auszuführen, obwohl doch solch Vorhaben ihr noch vor einer Woche, daheim in Augsburg, ganz außer dem Bereich des Möglichen erschienen wäre. Aber Bedenken kamen ihr weder in diesem Augenblick, da der Plan in ihr entstand, noch in den wenigen Abendstunden, in denen sie ihren Vulkanfiberkoffer packte, die Rechnung, nach sorgfältiger Prüfung, zahlte, der Pensionsinhaberin gegenüber ihre Abreise mehr entschuldigte als erklärte und schließlich, nach dem Nachtmahle, noch einmal an den See hinunterlief, um wie alle Abende der Ankunft des Dampfers zuzusehen, der langsam über das stille Wasser steuerte und dabei einen perlmutterfarbenen Pfauenschweif hinter sich her zog. Sie blickte ihm träumerisch nach, als er bald wieder in Richtung Riva davonfuhr.

Da er am Morgen zurückkehrte, seine Rundfahrt von neuem anzutreten, stand sie mit ihrem wenigen Gepäck schon auf dem Landungssteg. Sie hatte, statt zu schlafen, sich im Reiseführer umgesehen und forderte am kleinen Schalter beherzt eine Fahrkarte nach Desenzano, das am südlichen Ufer liegt, dort, wo die Eisenbahnlinie von Mailand nach Venedig den See wie eine Tangente berührt. Da sie sich mit dem italienischen Kassier über den Fahrpreis nicht verständigen konnte, half ihr lächelnd ein Herr, der, bereits von Riva gekommen, ihre Hilflosigkeit beobachtet hatte; er zählte für sie sogar das viele ihr herausgegebene Kleingeld – denn sie hatte einen Fünfhundert-Lire-Schein wechseln müssen, den ersten und letzten, den sie je zwischen den Händen gehalten – und so ergab es sich ganz von selbst, daß er sie auf das obere Deck begleitete und ihr, immer plaudernd, einen Stuhl zurechtrückte – und für sich einen daneben. Hier werde sie, sagte er, am besten das herrliche Westufer betrachten können – und ließ sich nieder.

Marianne war einigermaßen betroffen von soviel Liebenswürdigkeit eines Unbekannten; sie fühlte sich geschmeichelt, ohne Zweifel, aber zugleich war ihr auch ein wenig unheimlich zumute, da Vorstellungen von Abenteurern, Don Juans und selbst Mädchenhändlern durch ihren Kopf geisterten, Bleibsel mancher Besuche in Kinotheatern, wo derlei zu den geläufigen Requisiten gehörte. Nachdem sie, unter ihrem großen Strohhut, lange starr geradeaus geblickt und den Reden des Fremden mit unruhigem Herzen zugehört hatte, faßte sie Mut, wandte den Kopf ein wenig und betrachtete ihn von der Seite. Eigentlich sah er gar nicht nach Mädchenhändler aus, fand sie. Er war ein älterer Herr – denn jemand, der offensichtlich die Fünfzig überschritten hatte und dessen Schnurrbarthecke und Schläfen ergraut waren, erschien naturgemäß ihren zweiundzwanzig Jahren bereits alt – in einen Paletot aus grauer Shetland-Wolle gekleidet, weiße Gamaschen an den schmalen Füßen; seine Hände staken in gelben Wildlederhandschuhen, auf dem Kopfe, über dem länglichen, leicht melancholischen Gesicht trug er einen silbergrauen weichen Borsalino. Es war vielleicht sein Alter, vielleicht auch das Soignierte seiner Erscheinung, was sie Vertrauen zu ihm fassen ließ.

Als der Kontrolleur seinen Rundgang machte, stellte sie fest, daß der Fremde, der sich bisher auf Deutsch mit ihr unterhalten, auch das Italienische geläufig sprach. Daraufhin hielt sie ihn für einen Diplomaten auf Urlaub, und obwohl sie von den Diplomaten, die der Film zeigte, nichts hielt, stärkte diese Feststellung sonderbarerweise ihr Vertrauen, so daß sie fortan auf seine gelegentlich in das Geplauder eingestreuten Fragen Antwort gab, was sie bisher vermieden hatte, und ihm sogar, nicht ohne stolzes Schwellen des Herzens, erzählte: sie sei auf der Reise nach Venedig. – Nach Venedig? Dahin fahre er auch, erwiderte er: und also werde er das Vergnügen haben, die Reise in ihrer Gesellschaft zu machen?

Darauf entgegnete sie nichts; das machte sie stutzig; ihr Gehirn brauchte Zeit, um eine Antwort zu finden.

Ob sie Venedig kenne? Schon einmal dort gewesen sei?

Nein, niemals.

Ob sie denn ein Hotel bestellt habe? Die Stadt sei um diese Jahreszeit von Fremden so überlaufen, daß man nur schwer ein anständiges Unterkommen finde.

Auf diese Worte hin, die ihr eine unbestimmte Angst machten, hielt sie es für geraten, die rechte Hand zu entblößen, damit er ihren Trauring sähe.

Nein, sie komme zum ersten Male in die Märchenstadt, sagte sie und war einigermaßen irritiert durch sein fast unmerkliches Lächeln.

So solle sie sich nur vorsehen, daß sie nicht in eine „Fremdenfalle“ gerate! Er wohne immer in einem bestimmten Hotel nahe dem Markusplatz – er nannte den Namen –, das er ihr warm empfehle und wo er ihr, da er den Direktor seit langen Jahren kenne, wohl auch ohne Anmeldung ein Zimmer beschaffen könne, – wenn sie das wünsche?

In diesem Augenblick ward aller Verdacht in ihr wieder rege; und zugleich hatte nun ihr Gehirn die notwendige Arbeit geleistet, und sie erwiderte mit einigen dankenden Worten, sie wolle vorher noch in Padua aussteigen, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen, und wisse nicht, wann sie in Venedig ankommen werde, daher sie denn sich auf ihr gutes Glück verlassen müsse . . .

„Padua?“, antwortete er, Gott, da gäbe es nicht viel zu sehen! Wenn sie einen Zug überschlage und durch die Stadt laufe, so sei sie mit allen Merkwürdigkeiten fertig und könne abends in Venedig sein. Was er ihr sehr empfehle.

Während dieses Gespräches, das für jeden Ruhigdenkenden in nichts über die Grenzen konventioneller Unterhaltung zwischen zwei vom Zufall zusammengewehten Menschen hinausging, hatten sich die Bilder des Ufers, an dem rasch dahingleitenden Dampfer vorübergeschoben, Gargnano inmitten seiner Oliven- und Limonengärten, Maderno, Gardone, Salò, die Isola di Garda; die Gebirge traten zurück, der See weitete sich zum Meer.

Marianne war aufgestanden, sich nach dem langen Sitzen Bewegung zu machen. Sie ahnte, während sie ein Weilchen am Bug stand, nicht, daß die hellen, fältchenumspielten Augen des Fremden ihr folgten, daß in seinem Gesicht ein Lächeln nistete. Sehr verschiedene Stimmungen huschten durch ihre Seele, flüchtig wie der Hauch des Windes, der, dann und wann aus einer Bucht aufspringend, den glatten Spiegel des Sees für Sekunden kräuselte. Sie fühlte sich geschmeichelt durch die Artigkeiten des Begleiters. Derlei war ihr noch nie widerfahren. Aber zugleich wurde sie das unbehagliche Gefühl nicht los, es könnte ihm vielleicht doch nur um ein Abenteuer zu tun sein. Dabei meldete sich ein leiser Nebenton, eine kleine Eitelkeit: denn wo ein solcher Herr Abenteuer suchte, wählte er sich ja nicht gerade reizlose Frauen! Flüchtig fand sie sich beinahe bereit, einem Abenteuer – auf dieser Fahrt ins Abenteuerliche – nicht aus dem Wege zu gehen, sondern in ihm, wenn es sich anböte, so etwas wie Entschädigung zu sehen für alles, was sie in den vergangenen Tagen gelitten hatte; und fast wandelte Reue sie an, weil sie sich so kühl-ablehnend gezeigt und sogar die Absicht bekundet hatte, in Padua auszusteigen. Recht dumm war das von ihr gewesen! Was wollte sie in Padua? Die Stadt war ihr durchaus gleichgültig, nicht einmal im Reiseführer hatte sie ihren Sehenswürdigkeiten einen Blick geschenkt! Dort die Fahrt unterbrechen, bedeutete, den Aufenthalt in der Märchenstadt ohne Not verkürzen! (Denn sie besaß nicht mehr als diese fünfhundert Lire und mußte sich einrichten.) Wie, wenn sie ihm sagte, sie habe sich's anders überlegt? Aber hieß das nicht, ihm allzusehr entgegenkommen, falls er wirklich ein Don Juan war oder gar Schlimmeres? Sie fühlte einen leisen Schauer über den Rücken laufen, während sie das Verdeck auf und nieder wanderte, und erschrak, da sie einmal, den Kopf hebend, seinem hellen Auge begegnete.

Nach einer Weile stand auch er auf und trat neben sie, ihr mit leisem Wort die Orte zu nennen, an denen man vorüberglitt. Ihre Ratlosigkeit, ihre Unschlüssigkeit wurden immer größer. Sie hatte das unangenehme Gefühl, daß die Augen aller Mitreisenden auf sie beide gerichtet wären –, aber dies Gefühl war doch wiederum auf eine unbestimmte Weise angenehm. Etwas in ihr wünschte, jetzt möchte Franz zur Stelle sein, um sie zu schützen, wofern sie Schutz bedürfe, um zu beobachten, wie dieser Diplomat ihr huldigte!

Zugleich überrann eine neue Welle des Vertrauens sie, und sie erzählte ihm, wie sehr sie sich auf Venedig freue, das zu sehen seit früher Kindheit ihr Wunsch gewesen sei, seit sie einmal in einem Buche viele Bilder der Paläste und Wasserstraßen betrachtet habe. Aber dann zuckte sie wieder zusammen und verkroch sich in einem hartnäckigen Schweigen, als er sagte: wenn sie all die Herrlichkeiten in zwei, drei Tagen besichtigen wolle, so werde sie sehr eines Führers bedürfen; und da er hinzufügte: unter diesen Umständen empfehle es sich aber wirklich, auf Padua zu verzichten, stand ihr Entschluß fest, die Reise noch so kurz vor dem Ziel zu unterbrechen.

Kaum daß der Dampfer in Desenzano festgemacht, nahm sie mit raschem Kopfneigen Abschied, verschwand im Strome und flüchtete in den gerade einlaufenden Zug. Dort erst fühlte sie sich geborgen, überzeugt, daß der Fremde die Zweite Klasse benütze; und als man zwei Stunden später in Padua war, stieg sie eilends aus, schlüpfte durch die Sperre und sah sich nicht mehr um.

Padua hat der oberflächliche Blick rasch betrachtet: Sant' Antonio, die Scuola del Santo, die Eremitani-Kirche, die Loggia del Consiglio; und Marianne, die kein wahres Verlangen, nur eine Notlüge hierhergeweht, brachte nicht einmal diesen oberflächlichen Blick auf, lief vielmehr wie blind durch die Straßen, immer mit sich hadernd, immer der Begegnung auf dem Dampfer nachsinnend. Dann und wann schüttelte sie alles ab und dachte spitzbübisch-abenteuernd: wie niemand auf der Welt wisse, wo sie zur Stunde wäre! Niemand? Doch einer: und so war sie mit ihren Gedanken abermals bei dem Fremden.

Deutlich spürte sie voraus, daß sie ihm in Venedig wieder begegnen würde. All ihr Sinnen war darauf gerichtet, sich einen festen Plan zu machen, wie sie sich ihm gegenüber verhalten müßte, ob er nun harmlos wäre oder ein Don Juan oder gar ein Mädchenhändler! Jedenfalls hatte sie von der Stadt des Heiligen Antonius so gut wie nichts gesehen und übrigens ebensowenig zu Mittag gegessen, als sie sechs Uhr wieder in den Zug stieg. Ihr Entschluß war, in ein Hotel dicht am Bahnhofe zu gehen, deren der Führer mehrere aufzählte, und, falls sie ihn wirklich wieder träfe, flüchtigen Grußes vorüberzustreichen, sich aber bestimmt nicht von ihm ansprechen zu lassen oder eine Gefälligkeit anzunehmen.

Als sie in Venedig den Bahnhof verließ, stand er an der Sperre, lächelte ihr entgegen und lüftete den Hut.

„Da sind Sie also wirklich", begrüßte er sie und winkte schon mit dem Blick einen Gepäckträger heran, daß er ihr den Koffer abnähme, den sie selber schleppte. „Gondola", sagte er leise. „Ich habe mir erlaubt, ein Zimmer für Sie zu belegen. Die Stadt ist übervoll, Sie fänden kein Unterkommen, außer vielleicht in sehr zweifelhaften Hotels. Steigen wir ein? Erlauben Sie mir . . ."

Wohin waren alle Vorsätze? Nicht eine Regung von Abwehr! Marianne wußte selbst nicht, wie ihr geschah. Sie folgte ihm willenlos in das schwarze, schwanke Gefährt und ließ sich in die Kissen fallen, während der Ruderer am Heck es schon mit sanftem Schlag vom steinernen Uferkai hinwegtrieb in den von geschnäbelten Gondeln wimmelnden, faulig atmenden Kanal. Sie saß neben ihm in dem tiefen Sitz, hörte das Wasser an der Bordwand glucksen, hörte die langgezogenen Rufe des Gondelführers in ihrem Rücken, sah die alten, zierlichen, zerbröckelnden Paläste zur Linken wie zur Rechten aus den grünlichen Fluten steigen und im letzten Licht des Tages leuchten und hatte die Empfindung, als glitte sie in einen großen, tiefen Traum hinein, in dem alles, was sie vorher gefühlt, geplant, sich fest vorgenommen, wesenlos würde und vor der höheren und mächtigeren Wirklichkeit des Traumes dahinsänke.

Der Fremde neben ihr sagte dann und wann ein Wort, nannte einen erklärenden Namen, aber Namen und Worte klangen nicht von außen her. Sie gehörten zu ihrem Traum, wie er selbst dazu gehörte. Und die Verzauberung, der sie widerstandslos erlag, trug sie gleichsam in einem Nachen dahin, schwank und phantastisch wie die schwarze Gondel. Ohne daß ihr das einzelne deutlich wurde, sah sie den Kanal von festlichem Leben längst vergangener Zeiten wimmeln, Scharen bunter Lustbarken, eine dicht an den Bord der anderen gedrängt, und sich selbst, umrauscht von Musik, mitten darin, reich mit Samt, Seide, Brokat angetan, an der Seite eines Kavaliers, dessen verführerisches Lächeln sie erwiderte, frivol mit den Hoffnungen spielend, die ihr Blick in ihm entzündete, und selber das leichte Federbällchen seines frivolen Spiels . . .

Flüchtig nur kam ihr der Gedanke an Franz, der nun schon wieder einen Tag in seinem Konstruktionsbüro abgesessen hatte, an sein Nörgeln, Mäkeln, seine unbeherrschten Wünsche, die ihr Angst und Abscheu gemacht hatten. Aber auch dies war wesenlos geworden, die Traumwirklichkeit ringsher wußte nichts von Abscheu und Angst, viel wildere Wünsche hieß sie willkommen, während Fieber ihr die Wangen purpurn färbte.

Sie erwachte auch nicht aus ihrem Traum, als die Gondel an einer der wasserüberspülten Treppe hielt und der Fremde an Land sprang und ihr die Hand reichte, sie beim ungewohnten Aussteigen zu unterstützen; und auch dann noch nicht, als sie sich in der Halle eines großen Hotels fand, wo mächtige Kandelaber von zahllosen Glühbirnen funkelten, sie neben sich die Stimme des Begleiters hörte, der mit dem Portier sprach, und der Uniformierte ihr ein Formular hinschob. Und so wenig war ihr Geist gegenwärtig, daß sie, ohne es zu merken, ihren Mädchennamen hinschrieb, als gäbe es nicht jenseits der Alpen einen, dem sie sich fürs Leben verbunden . . .

Droben, in ihrem Zimmer, alleingelassen, zog sie sich von Kopf bis Fuß um, wusch Gesicht und Hände, suchte ihren schönsten Schmuck heraus, gebrauchte Parfüm, legte selbst ein wenig Rot auf Lippen und Wangen, was Franz nie geduldet hätte, und im Ohr klang ihr dabei immer die Stimme des Fremden, der gesagt hatte, er werde in der Halle ihrer warten und bitte, mit ihr speisen zu dürfen, bevor man den Weg zu den Wundern der Stadt antrete. ‚Noch mehr Wunder?', dachte sie mit taumelnden Gedanken. ‚Ist dies alles noch nicht Wunder genug?'

Wie eine Trunkene, mit gelösten Knien, stieg sie, nach dem samtbezogenen Geländer tastend, die Treppe hinab. Der ihrer wartete, erhob sich aus einem hochlehnigen Sessel, beugte sich über ihre

Hand, nannte sie „Gnädige Frau“ und sagte einen Namen, den sie nicht verstand, über den sie in ihrem allem Wirklichen abgewandten Sinne hinweghörte. Dann war um sie das feierlich gedämpfte Licht des spiegelnden Speisesaales, an dessen hohen offenen Fenstern erleuchtete Dampferchen vorbeizogen, das Glitzern von Porzellan und Silber, Duft von Fisch, Braten und Wein, das freundliche Lächeln zweier heller Augen und diese Stimme, deren sonorer Klang ihr verzauberter erschien als das je und je vom Kanal hereindringende Mandolinenspiel. Was aß sie? Was sprach sie? Sie wußte es nicht. Sie empfing Fragen und gab Antworten, an denen ihr Bewußtsein keinen Teil hatte. Es regte sich auch nicht, als sie – von fern, gleichsam vor der Filmleinwand sitzend – sah, wie der Herr an ihrer Seite den Kellner heranrief und eine große Note auf den Teller legte. Sie fand es selbstverständlich, daß er seinen Arm in den ihren schob und sie aus dem Saal hinausführte, und genoß gierig das Gefühl, daß aller Augen ihnen nachblickten.

Aus diesem großen, glühenden, wirbelnden Wirrwarr von Träumen erwachte sie erst, als es – dachte sie tieferschrocken – zu spät war. Schulter an Schulter, ohne Mantel und Hut, waren sie beide durch den lauen Sommerabend ein paar Schritte gegangen.

Da sagte der Fremde plötzlich: „Nun bitte nicht erschrecken!“ und schon fühlte sie seine Hände, die sich wie große Scheuklappen über ihre Augen legten. Sie wollte aufschreien, aber der Ton erstarb ihr in der Kehle, weil diese weiche, warme Berührung ihr wohltat wie nichts, seit die Mutter sie als Kind zum letzten Male gestreichelt. ‚Komme, was will!‘ dachte sie jäh.

Da sagte er: „Keine Angst. Folgen Sie mir so. Es ist nicht weit.“ Mit bebenden Gliedern ging sie neben ihm, fast taumelnd, den Kopf an seine Schultern gelehnt, ganz der weichen Wärme seiner Hände hingegeben. ‚Komme, was will!‘ dachte sie immer wieder. ‚Mag er mich führen, wohin er will!... Diese Hände können mir nichts Böses tun!‘ Vor ihren verdunkelten Augen tanzten Millionen Sterne. Er geleitete sie sorgsam über eine Schwelle, sie spürte, daß es noch dunkler wurde. Ihr Herz schlug, als wollte es zerspringen, aber vor einer süßen, wollüstigen Angst. Da gaben die Hände sie frei.

Sie war so geblendet, daß sie leise schrie. Vor ihr lag ein unendlicher, mit riesigen Quadern gepflasterter, von Häusern umstandener Platz. Ein Platz? Ein Festsaal, größer als der größte und schönste Festsaal, den sie sich vorzustellen vermochte. Erinnerung, von einem Bilderbuche aufschwebend, raunte ihr zu, es sei der berühmte Markusplatz, aber das dürftige Wort zerging vor der Wirklichkeit. Licht überflutete sie, strahlte von vielarmigen Kandelabern, ward aus spiegelnden Scheiben der Prunkfassaden zurückgeworfen; Musik umrauschte sie, wild, süß-melodisch, nie vernommen. In der Mitte des Saales unterm Sternenhimmel war ein Gerüst flüchtig aufgezimmert. Darauf schwang der Dirigent wie behext den Taktstock, und die Menge, nach vielen Tausenden zählend, wogte auf und nieder und umlagerte froh, lärmend, genießerisch kleine Tischchen, die strahlend erleuchtete Cafés weit auf den Platz hinausstellten. Hinter dem ganzen Licht, Farbe, Musik in einem Furioso entgegenschmetternden Bilde hing wie ein von Magierhand gewirkter Gobelin der gedämpft-bunte Prospekt der massigzierlichen Basilika mit den grauen Kuppeln, der grünen Quadriga, dem funkelnden Mosaik über den Portalen, und an den hohen Masten wehten, vom leisen Wind bewegt, die langen Fahnen.

Aus der Beklommenheit, in die sie gestürzt war, da vorhin plötzlich das warme Dunkel sie umfing, fuhr Marianne wie ein Phönix empor, auflodernd in einer Verzauberung ohnegleichen. Dem trunkenen Sinn war, als rauschte alles dies, süßer Zauberklang, Licht, Farbe, ausgelassener Jubel, Geschwätz, Gelärm, dies ganze südlich unbekümmerte Leben wie heißer Wind unter die ausgespannten Schwingen, hübe sie empor, trüge sie fort, hinweg über das weite, lackschwarze Meer, die silberne Perlenschnur jenseitigen Ufers spiegelnde Wasser, das nur, da sie Arm in Arm langsam im Rhythmus der Musik die wimmelnde Weite durchschritten hatten und zwischen den ragenden Säulen mit Löwe und Krokodil rasteten, erschreckend plötzlich vor ihr lag. Ihr kam ein Traum aus Kindertagen: daß ein riesiger Vogel Greif sie über die See hinweg entführte, unbekannten Ländern der Sehnsucht entgegen ... Mitten in der Lagune war ein großes, weißes Schiff verankert, das Glühen seiner hundert runden Fenster zitterte auf der dunklen Flut.

Der Fremde hatte, seit er die Hände von ihrem Gesicht hob, kein Wort gesprochen. Stumm war er neben ihr gegangen, in den hellen Augen den Widerschein allen Glanzes, um die Lippen immer ein melancholisches Lächeln, das ihr, hätte Verzauberung irgend Nachdenken erlaubt, Angst gemacht hätte wie vormittags auf dem Dampfer. Und er schien sein Schweigen auch nicht enden zu wollen, da er sie nun zu einem eben freiwerdenden Tischchen zog, gegenüber dem kalkweiß angestrahlten musivischen Gemäuer des Dogenpalastes, und, dem Kellner winkend, sich neben ihr niederließ. Lange saß er stumm zurückgelehnt da und grüßte nur, so kam ihr's vor, einmal mit leiser Handbewegung zu dem weißfunkelnden Schiff hinüber.

„Das ist Venedig“, sagte er endlich; dann, den Kopf wendend und die Gebärde wiederholend: „Und das ist der Abschied.“

„Abschied?“, gab Marianne klopfenden Herzens zurück, und beim Klang der Stimmen – seiner? oder ihrer eignen? – ließ jäh der Sturmwind nach, der sie solange sicher getragen. Sie fuhr nieder aus einem kühnen, wundervollen Traum, und plötzlich war die Wirklichkeit da, und sie sah sich hier neben einem Fremden sitzen, den sie vor wenigen Stunden gar nicht gekannt, den zu fliehen sie sich vor noch weniger Stunden fest vorgenommen und dem sie sich nun doch, von einer dunklen Macht vorwärtsgestoßen, willenlos ausgeliefert hatte.

Schrecken befiel sie, Verwirrung ohnegleichen. Das Wörtlein „Abschied“, eben von seinen, von ihren Lippen gefallen, klang wie dumpfes Echo nach; sie wußte nichts als diese bange Frage: „Warum tun Sie mir das alles?“

„Damit Sie nicht so schlecht von mir denken“, erwiderte der Fremde rasch und lächelnd, und da sie instinktiv eine verlegen-abwehrende Bewegung machte, fuhr er fort: „Doch, doch, das haben Sie getan, heute vormittag und wohl den ganzen Tag lang! Wer so alt geworden ist wie ich und sein Leben offenen Auges unter Menschen verbracht hat, versteht in der Seele einer jungen Frau zu lesen wie in einem durch und durch studierten Buch. Ich wollte Ihnen vielleicht nur beweisen, daß ich kein Don Juan bin. Und kein Mädchenhändler.“

„Verzeihen Sie mir!“ Marianne senkte den Kopf über das Eisgetränk.

Er legte die Hand auf die ihre, so warm, wie er sie ihr vorhin auf die Stirn gelegt. „Als ich das in Ihrem Gesichte las, sagte ich mir: Du wirst deinen letzten Abend in Europa gut anwenden, wenn du diese junge Frau, die sehnsüchtig einem Wunder entgegenfährt, davor bewahrst, das Wunder, das Venedig ist und immer sein wird, wie eine Banalität zu

erleben, von einem zweifelhaften Hotel aus, in Angst um ihre Barschaft, in Unkenntnis, womöglich in den Händen eines dieser gewerbsmäßigen Fremdenführer! Sehen Sie, morgen trägt mich der Dampfer da draußen über das Meer, in drei Tagen werde ich durch den Suezkanal fahren und in zwei Wochen in Kalkutta sein, für unabsehbare Zeit. Ich habe dies Venedig oft und oft erlebt, aber nie, das weiß ich, so wundervoll wie als ganz junger Mensch, in Ihren gesegneten Jahren. Damals hat mich ein älterer Freund die Stadt betreten lassen, wie ich heute Sie: er hat mir die Augen zugedeckt und mich so aus der Welt des Alltags durch eine dunkle Vorhalle zu dem Wunder geführt. So sollte man sich jedem Wunder nahen! Es war ein später Dank an ihn, der längst durch die letzte Dunkelheit geschritten ist, als ich Ihnen ebenso tat. Da ich das Beben Ihres Arms in meinem spürte und Ihre Hingabe und Ihr Vertrauen fühlte, war ich noch einmal ganz jung: denn Beben vor dem Wunder und Hingabe und grenzenloses Vertrauen sind die liebenswürdigsten Eigenschaften des jungen Menschen. Daß Sie mich mein junges Ich wie in einem Zauberspiegel schauen ließen, mir Gelegenheit schenkten, ein Gutes, das ich einst erfahren, weiterzugeben, wie sonst wohl der Vater es an seine Kinder weitergibt – ich habe keine! –, dafür danke ich Ihnen." Mit einer Gebärde, die ihr fast feierlich dünkte, hob er ihre Hand zum Munde. „Nun lassen Sie uns von dem reden, was Sie sehen sollen, wenn ich Sie morgen nicht mehr führen kann, wie ich einst geführt wurde." Und er begann, vom Dogenpalast, der Markuskirche, der Frarikirche, vom Kampanile, von Santi Giovanni e Paolo, Cà d'Oro und Il Redentore zu sprechen, geläufig, fein und klug.

Marianne hörte ihm zu und doch wieder kaum. Die Namen versprühten vor ihrem Ohr. Aber was er vorhin gesagt, das hallte in ihr nach und ließ sich durch keine feine Geläufigkeit aus dem Herzen spülen. Es ergriff sie, ja, sehr; doch immer schwang ein leiser Unterton dabei mit: daß sie ihm, dem sie alles hätte sein mögen, nichts hatte sein dürfen als Spiegel, sich darin zu spiegeln, und Gefäß, darein seinen Dank an einen Toten zu schütten. Sie betraf sich sogar bei dem scheu vorüberhuschenden Gedanken – während eine Serenade, lampiongeschmückt, mit Mandolinengeklimper über die Lagune schwamm –, daß sie wünschte, alles wäre anders gewesen, – viel einfacher. Angst? Sie hatte keine Angst mehr! Sie mühte sich, an Franz zu denken, den ahnungslosen Franz, dem sie von diesem sonderbaren Abend niemals erzählen durfte: allein der Gedanke verschwamm wie die bunten Lichter, die sich, klein und kleiner werdend, in der Nacht verloren . . .

„Und der Doge fuhr in die Lagune hinaus und zog seinen Ring vom Finger und warf ihn in die Flut, sich dem Meere zu vermählen", sagte der Fremde.

Schon hatten, da sie aufbrachen, die Musiker ihre Instrumente zusammengepackt; aber noch erfüllten späte Gäste den Platz, über dem nun, bei vielfach erloschenen Lichtern, geisterhafte Schatten werfend der bleiche Mond stand.

Als im Hotel der Portier die Schlüssel vom Brett nahm und „buona notte" wünschte, sah Marianne, daß ihr Zimmer nur wenige Nummern von dem des jetzt wieder ins Schweigen zurückgesunkenen Begleiters entfernt war. Gemeinsam fuhren sie hinauf; er brachte sie durch den nächtlich stillen Gang. Daß sie ihn nun morgen nicht mehr – und dann nie wieder sehen sollte, grub sich ihr wie ein Dorn ins Herz: er war ihr so vertraut geworden, unbegreiflich, daß sie sich den ganzen Tag lang vor ihm gefürchtet hatte! Sie meinte, nie für einen Menschen ein so wahres, so tiefes Gefühl empfunden zu haben wie für ihn, dessen Namen sie nicht einmal wußte. Hätte er sie mit der leisesten Miene gebeten, sie hätte sich ihm geschenkt, als ob es nicht daheim, in Augsburg, einen Mann gäbe, dem sie sich – ach, leichtsinnig, das wußte sie nun! – fürs Leben verbunden, ja, sie öffnete, während er noch ihre Hand hielt, langsam die Tür. Aber in seinen Augen stand wieder dies melancholische Lächeln. Errötend fühlte sie, wie er zwischen zwei Fingern den Ring an ihrer Rechten drehte; dann streifte er ihn gar ganz ab und hob die Hand ins Licht und steckte ihn ihr wieder auf.

Da begriff sie, was er sagen wollte. Rasch, damit er ihr purpurübergossenes Gesicht nicht sähe, neigte sie sich gegen ihn, so daß ihre Lippen seine Wangen streiften, und floh ins Zimmer. Und über ihr flammte das Licht auf und tauchte alles ringsher in eine Flut von Klarheit und Reinheit, die wohltat wie kühles Bad nach schwülem Tage.

DER SCHÖPFERISCHE AUGENBLICK

Vor Michelangelos Gemälde der Erschaffung Adams

So war ich: Adam! Denn ich lag in Träumen
gelöster Glieder in das All gestellt
und wußte nichts von mir noch von der Welt.
Da schwang sich her aus blauer Ferne Räumen

der Schöpfer: Gott! Und seinen Mantel füllte
die ganze Menschheit: Mann, Weib, Kind und Greis,
und aus des Weibes Augen brannte heiß
der ewigen Liebe Qual, die niegestillte,

so nah, daß ich dein heiliges Wehn verspürte
und sehnsuchtsvoll ins Nichts die Hand ausstreckte.
Du strichst vorüber: Gott! Und mich berührte

die Spitze deines Fingers und erweckte
aus Träumen mich „Erwach'! Du sollst gestalten,
was sich verbirgt in meines Mantels Falten!"

Hans von Hülsen

Unsere Rundschau

Der Dreißigjährige Krieg

Die Erinnerung an seine Schrecken war nach Jahrhunderten in unserem Volke noch nicht erloschen. Man wußte in Franken und Bayern, was die Schwedenzeit für den geplünderten und gemarterten Bauern und Bürger zu bedeuten hatte, und in Niederdeutschland erzählten die Alten den Kindern von Tillentiden. Mit dem Namen des Schweden oder Tillys schreckten die Mütter ihre unartigen Kleinen. Wie es damals in Deutschland zuging, brauchten wir nicht aus vergilbten Chroniken zu erschließen. Aus den Werken des Simplizissimus-Dichters, aus den Romanen Grimmelshausens, traten die Menschen jener wilden Zeit leibhaft vor uns, und wir begriffen nicht, daß unser unglückliches Volk die Not der dreißig Jahre ertragen hat.

Der große Krieg des 17. Jahrhunderts gilt als das furchtbarste Beispiel eines Religionskrieges. Jedoch so bedeutend für seine Entstehung die mit der Reformation über unser Volk hereingebrochene weltanschauliche Zerrissenheit gewesen ist: es ging auch hier um die politische Macht. Die drei Gewaltigen des damaligen Europas: Schweden, Spanien, Frankreich, machten sich die Uneinigkeit der Stände des Reichs zunutze, kämpften auf deutschem Boden und mit deutschem Blut um ihre Herrschaftsansprüche in Niederdeutschland und in Italien, in den Niederlanden und im Elsaß, und als dann endlich in Münster und Osnabrück ein europäischer Friede der Erschöpfung geschlossen wurde, folgte man einer von unseren Feinden auch jetzt wieder vertretenen Theorie, nach der der allgemeine Friede nur gesichert sein könne, wenn in der Mitte des Erdteils das Reich als ein machtloses Gebilde sein Dasein friste.

Man hat damals alles getan, um unser bei Beginn des Krieges auch wirtschaftlich blühendes Volk zu vernichten. Man hat seine Städte und Dörfer zerstört, an manchen Stellen so gründlich, daß nur eine dunkle Überlieferung von den einst zukunftfroh gedeihenden Gemeinwesen geblieben ist. Krieg und Pestilenz ließen die Bevölkerungszahl so stark schwinden, daß die feindlichen Nachbarn keine Angst vor der sich erneuernden Volkskraft zu haben brauchten. Auf die politischen Verhältnisse des Reichs sicherten sich Schweden, Frankreich, Spanien maßgeblichen Einfluß. Indem sie die Deutschland entrissenen Gebiete wie etwa Bremen und Pommern, Teile vom Elsaß und Lothringen, die südlichen Niederlande als ihr Eigen an sich nahmen, taten sie so, als trügen ihre Könige sie vom Kaiser zu Lehen, und erreichten damit, daß sie sich auf dem Reichstag vertreten lassen und jederzeit aus unmittelbarer Kenntnis in die Verhältnisse des Reichs eingreifen konnten. Als ein besonders großartiges Geschenk hatte der Friede allen, selbst den kleinsten Ständen die volle Souveränität verliehen, d. h. es war dem Kurfürsten von Brandenburg so gut wie dem Bürgermeister der freien Stadt Biberach erlaubt, Politik auf eigene Faust zu machen und sogar mit ausländischen Mächten Verträge zu schließen. Zwar war einschränkend bestimmt worden, daß sich solche Verträge nicht gegen Kaiser und Reich richten dürften. Bald hat sich erwiesen, was die listigen Diplomaten unserer Feinde und die kurzsichtigen Gernegroße unter den Deutschen im voraus wußten und worauf sie gerechnet hatten. Eine so allgemeine und dem Gutdünken des einzelnen zum Auslegen überlassene Bestimmung hatte keine Kraft, und alsbald begann die trostlose Komödie, daß unsere Potentaten Kostgänger fremder Mächte wurden. Jeder, der das Reich zu brandschatzen Lust hatte, konnte darauf rechnen, im Reich selber Verbündete zu finden, die selbstverständlich regelmäßig behaupteten, als gute Deutsche für die deutsche „Libertät" einzutreten, das heißt für die Freiheit, dem eigenen kleinen Nutzen zu leben und sich um das Wohl des großen Ganzen den Teufel zu scheren.

Man hat sich auch im 17. Jahrhundert auf Propaganda verstanden. Nur wenigen Deutschen ist bewußt geworden, daß die nach dem umständlichsten Zeremoniell barocker Höflichkeit verhandelnden Herren in Münster und Osnabrück die jahrelange Mühsal zahlloser Sitzungen darauf verwandten, Kaiser und Reich zu entmachten und das Unheil unserer Zerrissenheit zu verewigen. Als die berittenen Boten die Nachricht von dem endlich geschlossenen Frieden in alle vier Winde verbreiteten, stießen sie auf ein „Friede jauchzendes Teutschland". In dem Wahn, daß nun ein ewiger Friede sich auf die geplagte Menschheit senke und daß ihn zu begrüßen die Kartaunen zum letztenmal ihre ehernen Schlünde donnernd öffneten, fragte man wenig danach, was das westfälische Instrument für Gegenwart und Zukunft zu bedeuten hätte. Wenn einer damals gesagt hätte, es würde einige hundert Jahre und Ströme von Blut kosten, um seine verderblichen Folgen zu beseitigen, man hätte ihn als einen Schwarzseher oder Narren verlacht. Man war glücklich, Ruhe zu haben, und wenn es die Ruhe eines Kirchhofs war.

Auch wir haben unseren Dreißigjährigen Krieg. Im Wirbel gewaltiger Ereignisse, die so spannend und gefährlich sind, daß sie alle Kräfte der Geister und Herzen beanspruchen, wandern die Gedanken namentlich der Älteren unter uns zu den heißen Tagen vor dreißig Jahren. Wir haben damals nicht geahnt, was sich begab, sowenig wie die böhmischen Herren 1618 in Prag, die zwei kaiserliche Räte zum Fenster hinauswarfen. In den Kaffeehäusern sangen die Leute „Ein Tag der Rosen im August, da hat die Garde fortgemußt!". Es war leichter, sentimental als heroisch zu empfinden und aus der Tiefe des Gewissens zu sprechen und zu handeln, wie der Dichter es wollte: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen." Ein hartes Gebot, unter das wir gestellt wurden, und wer zart fühlte, den mochte wohl ein Schauder überlaufen. Friedrich August, der vielbelächelte, aber auch vielgeliebte letzte König von Sachsen, spürte das Geschick, das ehern an die Pforten klopfte. Er nahm auf dem Alaunplatz in Dresden die letzte Truppenschau ab. Da zogen sie an ihm vorbei, die Grenadiere und Reiter seiner Garde, Jäger und Schützen, Artilleristen, Pioniere und Train. Unermüdlich stand er, die Hand am Helm, in der heißen Sonne, und sein rotes Gesicht glühte wie ein kupferner Kessel. Er war nicht sehr königlich anzusehen, aber dann wandte er sich an seine Umgebung und sprach ein schlichtes, menschliches, königliches Wort. Indem er sich den Schweiß von der Stirn

wischte, und unter den salzigen Tropfen befanden sich ein paar Tränen, sagte er: „Meine schönen Soldaten! Nun schießen sie sie mir alle tot." Aber daß der Würgengel noch nach dreißig Jahren durch das deutsche Land wandern würde, hat auch er nicht geahnt.

Der Krieg von 1914 bis 1918 war das mächtige Vorspiel des gewaltigen Ringens, in dem wir noch heute stehen. Nachdem wir begonnen hatten, die Folgen des Westfälischen Friedens zu überwinden und seine Fesseln abzustreifen, bestrebten sich unsere Feinde, uns durch die Macht der Waffen und Worte in den Zustand einer für jede Ausbeutung bequemen Ohnmacht zurückzuwerfen. Durch das Diktat von Versailles wähnten sie uns endgültig ihrem Willen gefügig zu wissen, und es gab bei uns Verblendete, die in dem entwaffneten ein „Friede jauchzendes Teutschland" zu sehen glaubten, die den Geist von Weimar beschworen und nicht merkten, daß ihnen der Geist von Juda antwortete. Die Jahre von 1918 bis 1933 sind keine Friedensjahre gewesen. Der Krieg ging weiter, und wer sich von dem jüdischen Schlagwort einfangen ließ, nach dem die Wirtschaft unser Schicksal sei und keineswegs die Politik, die ihr nur zu dienen habe, der merkte an dem eigenen kleinen Ergehen, daß wir Sklaven fremder Ausbeuter geworden waren. Wohl schien es eine Weile, als wolle sich der Himmel über uns entwölken. Es war ein trügerischer Schein. Unsere Feinde vollstreckten beflissen den Willen der internationalen Börse, und so kam der Tag, an dem auf den Wink des jüdisch-amerikanischen Judentums hin unser aufgeblähter Wohlstand zusammenbrach. Vielen ging damals zuerst die wohlfeile, aber unanfechtbare Weisheit auf, daß man keinen Wucherer anrufen darf, wenn man seine zerrüttete Wirtschaft in Ordnung bringen will, und auch wer damals dem Nationalsozialismus fernstand, horchte auf, wenn er von der Brechung der Schuldknechtschaft als einer seiner wichtigen politischen Forderungen und Ziele vernahm. Dies und manches andere lohnte offenbar den Kampf der Geister und bald auch den der Fäuste. Wir erinnern uns, wie in den sogenannten Friedensjahren zwischen den beiden Weltkriegen nicht nur der diplomatische Kampf gegen unsere Bedränger weiterging, ein Kampf freilich mit unzulänglichen Mitteln, sondern unser Volk selbst in einen Widerstreit der Anschauungen gerissen wurde, wie er mit ähnlicher Leidenschaft bisher nur in Religionskriegen geführt worden ist. Unsere Feinde freuten sich, genau wie die Plünderer des Reichs vor dreihundert Jahren, an unserer Zwietracht, und als dann endlich der Mann erschien, der ihr den tötenden Stahl mitten ins Herz stieß, da stand es alsbald bei ihnen fest, daß eine Gesundung unseres nationalen und staatlichen Daseins mit allen Mitteln verhindert werden müsse. Einen großen Teil ihrer Hoffnungen setzten sie auf die in Versailles wie einst in Münster angeblich geschützte Libertät. Erschien sie 1648 im Prunkgewand des fürstlichen Absolutismus, so trug sie in der weimarischen Republik schwarze Jacke und gestreifte Hose. Was dort Serinissimo recht war, erschien hier der Partei billig: nämlich Geschäfte eigener Rechnung zu machen auf Kosten des Reichs. Daß dieses System des Eigennutzes zerschlagen wurde, erschien unseren Feinden äußerst gefährlich. Man konnte sich von der alten Theorie nicht befreien, nach der der Friede Europas von unserer Schwäche abhänge, doch unser Volk, begeistert von seinem Führer, dachte nicht daran, sie sich zu eigen zu machen. Zum ersten Male bildete sich ein nationaler Wille, der zäh auch den Alltag belebte und nicht bloß wie einst so oft in unserer Geschichte in der Stunde höchster Gefahr wirksam wurde.

Um ihn zu erweichen oder zu brechen, haben unsere Feinde zunächst die altbewährten Mittel angewandt. Sie versuchten, das Vertrauen des Volkes zu seinem Führer zu untergraben. Sie verhießen allen, die der Lehre des Nationalsozialismus abschworen, die alte deutsche Libertät, das Reich zu zersetzen und zu zerstören. Die Welt um uns erfuhr zu ihrer Überraschung, daß wir gegen die alten Weisen harthörig geworden waren und dem Weg mutig und unbeirrt folgten, den uns der Führer voranging. Nun erschien es geboten, den Krieg von 1914 fortzusetzen. Die trügerische Ruhepause, die die allgemeine Erschöpfung gefordert und unsere Schwäche gewährt hatte, war vorüber. Auch im Dreißigjährigen Kriege hat es Zeiten gegeben, in denen die Kriegsfurie zu schlummern schien, doch bald jagte sie mit verdoppelter Wut durch die Lande. Der neue Krieg ward schlimmer als der alte. Nicht nur, daß die Mittel der Zerstörung sich verfeinert und vervielfacht hatten, das war zu erwarten, denn der menschliche Geist ist nirgend fleißiger und erfinderischer als auf diesem Gebiet. Schnell fielen auch die letzten Reste ritterlicher Gesinnung im Kampfe. Sie waren schon 1914 bis 1918 dürftig genug gewesen und geworden, da der Engländer als seine schärfste Waffe gegen uns den Hungerkrieg erklärte, der verhängnisschwerer als die Truppe die friedliche Bevölkerung traf. Da diese Waffe im neu entbrannten Weltkrieg stumpf geworden war, weil wir uns auf die Wiederholung so unmenschlicher Kampfführung gefaßt gemacht hatten, griffen die Briten als erste zum Luftterror. Sie handelten damit nicht anders, als wenn ein verwilderter Heerhaufen des Dreißigjährigen Krieges eine friedliche Stadt überfiel, die Häuser verwüstete und niederbrannte, die Bewohner um ihren Besitz, ja ihr Leben brachte, und einige Tage darauf, ein paar Meilen entfernt, das Spiel wiederholte.

Als der Dreißigjährige Krieg sich seinem Ende neigte, war manche alte Kriegsgurgel betrübt, denn viele hatten sich an den Zustand einer gewissen Ungebundenheit dank der Gefahr gewöhnt. Daß er ohne Befragung der von ihm vorzugsweise Betroffenen beschlossen, wie seinerzeit angefangen wurde, ist für den Kenner der Geschichte selbstverständlich. Wie so oft nach einem besonders langen und blutigen Ringen hatte man das Gefühl, daß es weder Sieger noch Besiegte gebe. Die Erschöpfung nötigte auch die Feinde des Reichs, sich an den Verhandlungstisch zu setzen. Als sie jedoch Platz genommen hatten, wurden sie bemerkenswert munter, beharrten zäh auf ihren politischen Forderungen und spielten sich mit Erfolg so auf, als wenn sie jeden Augenblick bereit wären, noch einmal dreißig Jahre lang Krieg zu führen, auf daß Wismar an Schweden falle. Ein Friede, den beiderseitig erschöpfte Gegner schließen, ist gewöhnlich nichts wert. Das wußten schon die alten Griechen, als sie den im dreißigjährigen Peloponnesischen Kriege durch den Athener Nikias zustande gebrachten den faulen Frieden nannten. Wir wollen das neue Europa nicht auf einem Frieden der Ermattung aufbauen, sondern auf der klaren Entscheidung unseres Sieges. Darin allein liegt das Heil unseres Volkes und aller, die sich seinen Waffen angeschlossen haben und anvertraut sehen. Das haben wir in unserem Dreißigjährigen Kriege gelernt, und jedem von uns ist klar, daß von unserem Siege nicht allein unser und unserer Kinder und Enkel Glück abhängt, sondern auch die Voraussetzung alles Denkens und Handelns: unsere Existenz als Volk wie als einzelne.

Das Selbstbildnis Grünewalds

Unter den Kunstblättern dieses Heftes finden die Leser ein Selbstbildnis Grünewalds, das freilich wie so vieles im Leben und Schaffen des Meisters umstritten ist. Hat es doch sogar gründlicher Forschung bedurft, um ihm den rechten Namen zu geben. Er heißt – W. K. Zülch hat sich um diese Feststellung höchst verdient gemacht – Mathis Gotthardt-Neithardt, was uns freilich nicht hindern wird, weiter von Grünewald zu reden, denn ein langjähriger Irrtum ist fast so berechtigt wie die Wahrheit. Unser Bild, das erst 1929, aus Schweden kommend, in Deutschland aufgetaucht ist, stellt einen etwa zwanzigjährigen Künstler dar und ist mit den Buchstaben M. N. (Mathias Neithardt) bezeichnet. Es ist ein ausgezeichnetes Porträt, so vollendet gemalt, daß manche glauben, es könne selbst nicht von Grünewald in so jungen Jahren geschaffen worden sein, sondern verrate die Hand eines reiferen Meisters. Wir müssen die Entscheidung den bisher nicht einigen Kunstgelehrten überlassen und wollen bis dahin das Porträt als das Jugendbildnis des Mannes sehen, dem es vergönnt war, bis in die letzten Tiefen deutscher Kunst und Religiosität vorzudringen.

Ein Irrtum

Unsere Leser sind geduldig und verständnisvoll. Sie haben nicht gemurrt, als die Hefte zögernd erschienen sind, sondern haben sich nur freundlich und sehr dankenswert nach ihrem Ergehen erkundigt. Wie immer war auch die Nachfrage nach einzelnen unserer Kunstblätter groß. Wir können weder gegen Geld noch umsonst Sonderdrucke der hier veröffentlichten Kunstwerke abgeben, gern jedoch sind wir die uneigennützigen und eifrigen Mittler zwischen dem Leser und dem Künstler. Besonders viel Liebe hat die im Februarheft farbig wiedergegebene Ansicht von Meersburg geerntet, und in der Tat handelt es sich hier um ein Werk von reinstem Wohllaut des Ausdrucks und tiefster Beseelung. Leider hat sich in die Unterschrift ein ärgerlicher Fehler eingeschlichen. Der Maler – er war mit Recht erzürnt darüber – heißt nicht Gehrandolph, sondern Schraudolph, wie auch die in der Wiedergabe für scharfe Augen noch gerade leserliche Signierung erkennen läßt. Wir bitten die Leser und den Künstler wegen dieses Versehens um Entschuldigung und hoffen, beiden genugzutun, indem wir über den bald sechzigjährigen Münchner Meister einen größeren Beitrag veröffentlichen, sobald es uns möglich ist.

Rätselsammlungen und Rätseldichter

Von Emil Weber

Wenn uns eine Rätselsammlung in die Hände fällt, so staunen wir über den Reichtum von Rätseln aller Art, die wir besitzen, und über die berühmten Namen, die sich unter den Rätseldichtern finden. An der Spitze dieser steht ganz ohne Zweifel Schiller. Es erübrigt sich, Proben seiner Kunst auf diesem besonderen Gebiete zu bringen: sie finden sich in jeder Sammlung, jedem deutschen Lesebuch und vielen Kinderbüchern, und nicht zuletzt stehen alle seine Versrätsel hübsch zusammen in seinen Werken.

Von Goethe behauptet Dr. Freund, der Herausgeber der Sammlung „Rätselschatz" im Verlag Reclam, daß er Schillers poetische Rätsel sehr bewundert habe. Das mag stimmen; er irrt aber, wenn er dann weiter behauptet, daß Goethe sich auf diesem Felde nur ein einziges Mal versucht habe, nämlich mit dem leicht zu erratenden Rätsel:

> Die besten Freunde, die wir haben,
> sie kommen nur mit Schmerzen an,
> und was sie uns für Weh getan,
> ist fast so groß wie ihre Gaben,
> und wenn sie wieder Abschied nehmen,
> muß man zu Schmerzen sich bequemen.

Denn außer diesem finden wir zum mindesten noch die Verse „Rätsel" („Ein Werkzeug ist es"), die „Scharade", das letzte der Minna Herzlieb gewidmete siebzehn Sonette (Lösung: Herzlieb!); am häufigsten aber stoßen wir, nämlich auch in vielen Sammelbüchern, auf das Schalttag-Rätsel:

> Ein Bruder ist's von vielen Brüdern,
> in allem ihnen völlig gleich,
> ein nötig Glied von vielen Gliedern
> in eines großen Vaters Reich;
> jedoch erblickt man ihn nur selten,
> fast wie ein eingeschobnes Kind;
> die andern lassen ihn nur gelten
> da, wo sie unvermögend sind.

Auch Freund bringt in seiner Sammlung diese Verse, aber unerklärlicherweise mit G. Scherer unterschrieben. An Goethes Urheberschaft kann nicht der geringste Zweifel bestehen; denn die Verse sind handschriftlich vorhanden, und zwar nimmt man an, daß der Zettel bestimmt war, Schiller das Rätsel zu übermitteln, damit dieser es der zweiten Aufführung seiner „Turandot" einfüge.

Mit G. Scherer, den Dr. Freund als Verfasser nennt, ist höchstwahrscheinlich Georg Scherer, der Herausgeber des „Deutschen Kinderbuches", gemeint, den auch Böhme in seiner großen Sammlung „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel" als Quelle erwähnt. Neben der Rätselsammlung des Reclamschen Verlags, die auch Scherzfragen und „Aufgaben" bringt, ist in erster Linie das „Deutsche Rätselbuch" von Karl Simrock zu nennen, der auch in seinem „Deutschen Kinderbuch" Rätsel und Scherzfragen reichlich bietet. Doch handelt sich's hier um volkstümliche Rätsel. Was die Kunsträtsel angeht, so hat Theodor Körner auch auf diesem engeren Gebiet seinem großen Vorbild Schiller nachgeeifert. Die schlichte Meisterschaft der Schillerschen Rätselgedichte haben seine Verse schon deshalb nicht, weil sie größtenteils Silbenrätsel (Scharaden) sind:

> Die ersten Silben lärmen,
> die dritte kann uns wärmen,
> das Ganze zittert,
> von jedem Ton erschüttert.
>
> (Trommelfell)

Die Kennzeichnung der einzelnen Stücke ist hier nicht so zwingend, daß ein Erraten möglich wäre, wie es doch z. B. bei Schillers Regenbogen-Brücke der Fall ist. Oder es handelt sich bei Körner um Rätsel mit Rückwärtslesen des zu erratenden Wortes (Leben–Nebel) oder mit Umstellung (Rose–Eros) oder mit Ergänzung durch einen neuen Laut:

Reizend sind der Liebe Freuden,
wenn sie Gegenlieb' entzückt;
dann erst bist du zu beneiden,
wenn das Ganze dich beglückt.
Traust du aber äußerm Glanze,
bauest du auf Sand dein Glück,
und ein Zeichen vor das Ganze,
ach! bezeichnet dein Geschick.

Ohne Zweifel fließende Verse; aber das (vom Dichter) gesperrt gedruckte Wort „das Ganze" trägt doch wohl nur wenig dazu bei, zu veranschaulichen und dadurch erraten zu lassen, daß es sich um die Ehe handelt, aus der „Wehe" werden kann.

Wir haben überhaupt Grund, den einfachen und ungeteilten Sinnrätseln den Vorzug zu geben, ob sie nun in Versgewand oder ohne dieses auftreten, „Kunsträtsel" oder volkstümlich sind. Sie sind die wertvollen unter den Rätseln. Die besten volkstümlichen finden wir in der schönen an Umfang nur geringen Sammlung von Bonus zusammengestellt, voran das älteste deutsche Rätsel:

Es flog ein Vogel federlos
auf einen Baum blattlos,
da kam die Magd mundlos
und aß den Vogel federlos
von dem Baum blattlos.

Jünger und kürzer:

Ein Tal voll und ein Land voll
und am End' ist keine Handvoll.
(Nebel)

Noch nackter als nackt,
so nackt, daß es knackt.
(Das Gerippe)

Auch ohne Reim:

Es geht rund um den Baum
und kann doch nicht hinein.
(Die Rinde)

Blaue Weide, weiße Kühe,
zwei Hirten:
der eine silbern, der andre golden.

Auch auf plattdeutsch:

Keem en Deert ut Norn,
harr veer Orn,
harr söß Föt,
harr en langen Steert –
rade, rade, wat is dat!
(Ein Reiter)

Wekeen hett dat grötst Mul?
(De Schün)

Zu den Sinnrätseln rechnet man auch die sog. Homonymen: Rätsel, die über die der Lösung dienende Veranschaulichung hinaus ein reizvolles Spiel mit der Doppelbedeutung des in Frage stehenden Wortes ermöglichen. Eines der bekanntesten stammt wie viele andere gereimte Rätsel von Schleiermacher.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
im Tode sind wir's nimmermehr;
die sind's, die wir zu Grabe bringen,
und eben diese sind's nicht mehr.
Solang' wir leben, sind wir's eben
von Geist und Angesicht;
doch weil wir leben, sind wir's eben
zurzeit noch nicht.

Wir sind – wir sind's nicht! Das wäre ein vollkommener Widerspruch, der nach einem Dichterwort dem Weisen wie dem Toren gleich geheimnisvoll ist, wenn hier nicht eben die Doppelbedeutung des Wortes „verschieden" ihre Rolle spielte: es ist einmal als verschiedenartig, einmal als dahingegangen zu verstehen – immer abwechselnd.

Die geistreichen Rätsel Schleiermachers arbeiten ferner gern mit hineinzustellenden oder herauszunehmenden Silben:

In das Herz des größten Weltbezwingers
setze „du" hinein,
und es wird der größte Lebensüberwinder
bezeichnet sein.
(Geld – Geduld)

Nimm mir ein Nu,
so bleib' ich ein Nu.
(Monument – Moment)

Den Doppelsinn benutzt auch Rückert gern, so in dem leicht zu erratenden Rätsel:

Wenn du den ziehst, wird der Most
dir entgegen schäumen;
wenn du das tust, reift dir einst
edles Obst an Bäumen.

Ferner mögen noch als Rätseldichter mit literarischem Namen genannt sein: Joh. Peter Hebel, Justinus Kerner, Robert Reinick und Hauff.

Dort, wo wir unsere Rätsel verwahren, finden sich in einem Nebenraum Hunderte von Scherzfragen, von denen nur wenige so gehaltvoll-boshaft sind wie die drei, denen Bonus die Ehre erwiesen hat, sie in seine Sammlung „Deutsche Rätsel" aufzunehmen:

Wo ist Gott nicht?
In Rom, da hat er einen Stellvertreter.

Wann ist der Teufel nicht daheim?
Wenn ein Advokat begraben wird; denn da muß er mit zur Leiche gehen.

Wecker dree Deel sünd unnödig?
Snee wegschüffeln: de geit von sülben weg.
Den Doktor halen: de Minsch starwt von sülben.
Jung Mätens 'n Brüjam anschaffen: de schafft sick von sülben eenen an.

Die Scherzfragen wollen im Grunde gar nicht beantwortet (erraten) sein, sondern nur neugierig machen, aufhorchen lassen; Frage und Antwort zusammen ergeben erst den Scherz, den Witz.

Der Held

Held ist, wer standhält. In großen äußeren und inneren Kämpfen entscheidet Heldentum. Wer sich selbst aufgibt, den geben andere erst recht auf. Hat man den Wind gegen sich, so ist das nur Grund, um so stärker auszuschreiten. Und wenn eine Sache mißglückt, so ist das nur ein Grund, sie noch fünfundzwanzigmal zu wiederholen –, bis sie glückt. Und wenn sie beim fünfundzwanzigsten Male noch immer nicht glückt, so ist das nur ein Grund, sie noch fünfundzwanzigmal zu wiederholen –, bis sie glückt.

Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn

Die Kette

Novelle von Fritz Nölle

Kein Menschenleben unserer Stadt lag so offen und klar, falten- und fleckenlos vor den Augen aller Mitbürger ausgebreitet wie der irdische Lauf des kleinen Fräuleins Dr. Elisabeth Gründlich, Lehrerin und später Leiterin des weitbekannten Lyzeums. Sie verstand es wie sonst keiner, den Seelengarten ihrer Schülerinnen zu pflegen und zu harken, das Unkraut zu entfernen und die Blumen wahrer Kenntnisse und Tugenden ans Licht zu locken. Mit ihr verbreitete sich der Ruf der Anstalt; sogar eine Fürstentochter aus regierendem Hause, die anderwärts nichts lernen konnte, kam ein halbes Jahr zur Probe her und ging dann wieder fort, um nicht zu klug zu werden. Diese junge Dame hat später zweimal die Weltmeisterschaft im Weitsprung errungen – ob vielleicht auch dies auf den Einfluß des lieben Fräuleins Gründlich zurückzuführen ist, muß der Entscheidung des einzelnen überlassen bleiben. Unterrichtet wurde in Deutsch, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, denn hierin war das Fräulein Meisterin.

Wir mochten Fräulein Dr. Gründlich alle gern leiden, weil ihr sonniges Wesen, ihre Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft jedem irgendwo einmal geholfen haben, über eine schwierige Lage zu kommen. Später nannte man sie Frau Dr. Gründlich, das lag im Zuge der Zeit und wurde allgemein als richtig für dies seltene Menschenwesen empfunden, denn in ihr war etwas Frauliches, ja Mütterliches, obwohl sie nie verheiratet war. Daher kam es wohl auch, daß alle Schülerinnen sie lebenslang im Herzen trugen und sich freuten, wenn sie später ihre Kinder zu Frau Dr. Gründlich bringen konnten, damit auch deren Seelenfäden gereinigt, sortiert und gebündelt wurden, um nicht fernerhin wie verfilzte Haare den geordneten Gedankenlauf zu hindern. Da gab es jedesmal ein frohes, nahezu seliges Erinnern an tausend kleine Begebenheiten, ein guter Kaffee wurde gekocht – kurz, der Tag war eitel Sonne. Und wenn später die Kleinen groß geworden waren und mit Erfolg aus der Schule entlassen wurden, mit einem Weitblick in die Welt, als hätten sie jahrelang auf einem hohen Aussichtsturm gelebt, von dem man alles übersieht, dann hieß es: „Ja, wenn wir die kleine Frau Dr. Gründlich nicht hätten . . .!“

Dabei waren ihre Kuchenrezepte einzigartig und das kleine Haus, das sie all die Jahrzehnte bewohnte, ein Schmuckstück an Sauberkeit und Wohnkultur. Nirgendwo hatte sie Schulden und besaß keinen Feind. Die hohe vorgesetzte Regierung war ebenso mit ihr zufrieden wie der Schornsteinfegermeister Ulrich, der nur bei ihr eine entsprechende Neujahrsgabe erhielt, wie er behauptete. Und die alte Johanna, die ihr das Haus führte, wußte nur Lob zu sagen, und so sehr die argen Maulratschen, die es natürlich auch in unserer Stadt gibt, versuchten, ihr etwas am Zeuge zu flicken – sie fanden nichts. Einmal stellte man fest, daß Elisabeth Gründlich eine Likörflasche gekauft hatte, und nun schossen die Vermutungen und Verdächtigungen wie Fliegenpilze hervor, aber dann kam heraus, daß die liebe kleine Gründlich nur einmal im Jahr an einem bestimmten Tage ein Gläslein trank . . . na, dazu konnte nun keiner etwas sagen. Dies war vorbildlich im besten Sinne und setzte auf die Ruhmeskrone sozusagen den letzten i-Punkt. Denn man kannte den Tageslauf der kleinen Frau von dem Augenblick an, da sie die Strümpfe über die Beine zog, bis zur Minute, da sie sich flach auf das nicht zu weiche Bett ausstreckte, man wußte um ihre lukullischen Genüsse am Mittag und um den jährlichen Ferienaufenthalt, man hatte alles über ihre Verwandtschaft herausbekommen und nirgendwo etwas Tadelnswertes gefunden, und alles, was sie tat, war so sicher und folgerichtig – es war eben alles gründlich, wie schon ihr Name sagte, genau geordnet und gefügt, dies ganze Leben also ein Mikrokosmos an Ordnung und Folgerichtigkeit, in dem es nichts zu bereuen und zu verbessern gab. Frau Dr. Gründlich hätte verdient, nach ihrem Tode unter Spiritus aufgehoben zu werden als Gegenbeweis für alle die, welche an der Weltordnung zweifeln, denn in ihrem Dasein lobte alles die ewige und große Harmonie der Dinge.

Und doch war es nicht so – nur kannte niemand den unklaren Punkt in ihrer Vergangenheit, sie selbst aber litt daran. Natürlich war es nichts Großes oder gar etwas, das mit dem BGB. oder dem Strafgesetzbuch zu tun hatte – die meisten Menschen hätten sich lachend darüber hinweggesetzt, weil ja hernach alles doppelt und dreifach wettgemacht wurde – sie hätte nur eben nicht die Frau Dr. Gründlich sein müssen, um ohne Selbstkritik daran zu denken. Und jedesmal, wenn der Tag sich jährte, blieb sie ganz einsam, um mit aller philosophischen Kraft ihres Gehirns darüber zu grübeln. Sie hatte Psychologie studiert und sich eine Geschichte der Logik des Abendlandes gekauft, sie besaß ein Buch über die historischen Irrtümer großer Menschen, sie wandte die verschiedensten Denksysteme an, um dahinter zu kommen, Plato und Epikur wurden zitiert, doch auch Plotin und die Leibnizschen Monaden halfen nicht hindurch – dieser faule und unklare Punkt blieb, und er hätte nicht bleiben dürfen! Wo alles folgerichtig war, durfte es dies nicht geben! Und dennoch endete es jedesmal damit, daß sie vor innerer Verzweiflung einen Likör herunterkippte und die Lösung auf das nächste Jahr verschob, weil ja bis dahin ihr Verstand wieder gewachsen sein mußte nach dem Gesetz, das die Stratosphären belebt.

Es verhielt sich nämlich so, daß Frau Dr. Gründlich mit sechzehn Jahren einmal sitzen geblieben war, obwohl sie damals eine Musterschülerin genannt werden mußte. Dieser traurige Fall ereignete sich auf dem Wege von Unter- nach Obersekunda, auf dieser gefährlichen Stufe, die so manchem jungen Mädchen eine frühe Heirat als besten Abschluß seiner Bildung erscheinen läßt. Dies war nicht eingetreten, Elisabeth hatte im nächsten Jahre alles summa cum laude wettgemacht – daß es aber geschehen war, bedrückte sie bis zum Tode, obwohl niemand in der Stadt davon wußte, denn sie war erst zugezogen, als sie studiert hatte. Eine genaue Darstellung der Begebenheit läßt erkennen, daß Elisabeth Gründlich mit Fug und Recht an dieser Stelle ein Aussetzen der göttlichen Weltordnung, ein Durchbrechen des Kausalnexus erkannte.

An einem strahlenden Maimorgen war damals die Schülerin mit ihren Kameradinnen zur Prüfung geschritten, in einem frisch gebügeltem Kleide mit neuem weißen Umlegkragen. Die Vögel sangen auf dem Wege, doch sie achtete nicht darauf, sie ging auch behutsam, denn in ihrem Kopfe hatte sie im Laufe der letzten Monate sehr viel Wissen angesam-

melt und auf die Schubfächer verteilt, mit denen der Mensch ausgerüstet ist, der den gebildeten Nationen angehört. Es kam nun darauf an, dies in bester Ordnung zu lassen, damit auf die rechte Frage auch die rechte Antwort kam ... na, Elisabeth Gründlich konnte unbesorgt sein. Ihr ging es nicht wie so manchen, die kleine Mogelzettel ins Taschentuch geknüllt hatten, ihr war alles geläufig; sie hätte getrost hüpfen und springen dürfen, denn durch häufige Wiederholung hatte sie die Wände der Schubfächer in ihrer Gehirnkommode versteift und mit kleinen Deckeln versehen, so daß nichts geschehen konnte. Auch hatte die Mutter daheim durch mehrfaches Nachfragen die Kästchen gelockert, damit sie leicht auf- und zugingen, und jedes war mit einem Schildchen versehen für den Fall der Not. Um ganz sicher zu sein, zog Elisabeth unterwegs verschiedene Schubladen auf und prüfte sie murmelnd auf ihren Inhalt – sie freute sich selbst, ein Hochgefühl schwellte ihre kleine Brust, als sie erkannte, daß sogar die Querverbindungen zwischen den einzelnen Wissenschaften sich wie elastische Gummibändchen spannten und dehnten, je nach Bedarf. Ein wenig schadenfroh blickte sie auf die anderen, die jetzt ihre schwere Stunde vor sich sahen und mühsam die wenigen Grashalme ihres Wissens zusammenrupften oder gar einherschritten wie ein dicker Berliner Ballen, der weiß, wie sehr er begehrt wird – solch ein Gesicht nämlich machte die üppige Lore Fein, die Elisabeth gegenüber wohnte und kein einziges Eselsohr in den Büchern hatte, weil sie nie darin las. Dieser Tag würde wie die Gerechtigkeit Gottes sein, das stand fest! Und schon schritten sie durch die Tür des Schulhauses und atmeten die säuerliche Luft ein, die aus den dicken Mauern strömte als ein Düngemittel für Mädchengehirne und eine erste stille Warnung für alle, die nicht fleißig gewesen waren.

Die Mädchen wurden in Gruppen eingeteilt, Elisabeth kam mit Lore Fein und fünf anderen in die Abteilung C. Sie wurden zunächst in Geographie geprüft, und es zeigte sich, daß ohne Fleiß kein Preis ist, denn nur Elisabeth erhielt mehr als Genügend, wodurch der Satz bewiesen war, daß die Abendstunden, in denen sie Flüsse und Städte gepaukt hatte, nun Gold für sie im Munde hatten. Lore Fein blamierte sich bis auf die Knochen; sie wußte nicht einmal, wo der Amazonenstrom floß, und Herr Direktor Wudke, der Leiter der Anstalt, erklärte hohnlachend, Lore Fein solle die Sachen hinwerfen und Schürzen nähen, Schürzen wären das Gegenteil von Amazonen. Lore brach in Tränen aus, als sein zorniger Blick auf sie fiel, die Elisabeth Gründlich aber schaute er so verliebt an, als wäre sie die Amazonenkönigin selbst, denn sie wußte nicht nur, wo der Amazonenstrom floß, sie kannte auch seine Länge, Breite und Tiefe und die Wassertemperatur im Januar und August.

„Herrlich! Herrlich!" sagte Herr Direktor Wudke, „Lob und Preis für Sie, mein liebes Kind, Lob und Ehrenpreis!"

Dabei spielte er mit seiner Uhrkette – Elisabeth schaute hin und war auf einmal wie gebannt. Herr Wudke trug nämlich zur Feier des Tages seine Sonntagsuhrkette, die ihr unbekannt war, ein Ding mit allerhand Geklunker daran, und das Schönste war ein Eberzahn, der in einer Durchbohrung etwas Silbernes und Klingelndes als Verlängerung besaß, einen kleinen Silbersäugling oder eine seltsam geformte Silbersemmel – genau konnte man es nicht erkennen, es war ja auch nicht wichtig. Jedenfalls spielte er damit, als hielte er auf diese Art das Schicksal der Mädchen in der Hand wie die alte Parze den Lebensfaden, und weil ihm die Antworten der übrigen fünf Damen alle gleich verwunderlich vorkamen, warf er den Prüfungsplan um und beschloß, die Gruppe bis zu ihrem seligen oder unseligen Ende an diesem Tage zu begleiten. Ein Erzittern ging durch die Mädchenschar, nur Elisabeth schlug verzückt die Augen nieder, denn jetzt hatte sie auf der ganzen Linie gewonnen. Sie wechselten den Klassenraum, Herr Wudke ging mit – aber nun geschah das Unbegreifliche, das jedem Naturgesetz widersprach.

Es wurde in Deutsch geprüft, Elisabeth war wieder die Zweite, und sie freute sich, ihr Licht glänzen zu lassen, denn auf ihrem Zettel stand Schillers „Jungfrau von Orleans" – und worin wußte sie wohl besser Bescheid? Während sich Lore Fein mühsam durch die sechs Fragen quälte, mit denen Herr Wudke hinter das Verhältnis zwischen Egmont und Klärchen kommen wollte, saß Elisabeth Gründlich da und strahlte aus beiden Augen, als wäre sie die Jungfrau Johanna selbst und bereit, sogleich ins Feld zu ziehen.

Doch wie sie sich erhob und die vorschriftsmäßige Haltung einnahm, sah sie, daß Herr Direktor Wudke wieder nach seiner Uhrkette griff und das Silberfigürchen unter dem Eberzahn durch die Finger gleiten ließ, und jetzt verschwand das Klassenzimmer samt Herrn Wudke vor Elisabeths Augen, die heilige Johanna sank ganz in die Vergessenheit der Geschichte hinein, Elisabeth sah die übrigen Lehrer nicht, nicht ihre Kameradinnen – sie wußte selbst nicht, was ihr geschah. Sie merkte nur, daß der Blick ihrer Augen wie an Bindfäden auf dieses Spiel mit der Kette gezogen wurde, daß all ihre Gedanken nur darauf ausgingen, zu erkennen, was für ein Figürchen das sein möchte ... dies kleine silberne Ding war durch irgendeine magische Verhexung für sie zum Mittelpunkt der Welt geworden, neben dem es nichts anderes gab, keine Prüfung, keine Sorgen um das Examen, und der geneigte Kopf sowie die gekrümmten Schultern machten sie zu einem lebenden Fragezeichen, zu dem das Kettenfigürchen den unteren Punkt bildete.

Aus nebelhaften Fernen hörte sie Herrn Wudkes Stimme, der sie fragte, aus welchen Gründen Johanna zum Kampf gegen die Engländer ausgezogen sei. Elisabeth wußte genau, daß es fünf Gründe waren, und sie kannte sie auch der Reihe nach, aber etwas in ihr antwortete, ehe sie selbst den Mund aufgemacht hatte, und was herauskam, war die Behauptung, Johanna sei in den Kampf gezogen, die silberne Kette des Königs für sich zu gewinnen.

Herr Wudke stutzte, das Haar in seinem Nacken plusterte sich auf, seine Nase wurde knolliger.

„Wo sagt Schiller das?" fragte er.

Aus Elisabeth Gründlich antwortete es: „Akt zwei, Szene sieben."

„Und wie heißt der Vers?" fragte Herr Wudke und klappte schon seine Ohren nach vorn, um ja nichts zu versäumen.

Elisabeth sagte mit Ruhe, gutem Gewissen und anerkennenswerter Betonung: „Die goldne Kette gib mir nicht, die Kette gib den Rittern ..."

„Verrückt! Sie ist verrückt geworden!" rief Herr Wudke, indes die andern Lehrer erbleichten und die Schülerinnen in ein lautes Gelächter fielen.

Jetzt erwachte Elisabeth, Fragen und Antworten huschten wie bleiche Traumgestalten an ihr vorüber und machten ihr das ganze Elend offenbar, ein Schreck durchfuhr ihr Herz, lähmende Angst verwirrte ihr Gehirn, ihre Hände flogen wie kleine ängstliche Vögel. Noch einmal versuchte sie, alles zu retten, indem sie in das Traumland einen Weg suchte. Sie stotterte und zeigte dabei auf Herrn Wudkes Kette: „Da hängt er ja unten an dem Eberzahn, der Kleine ..."

„Welcher Kleine . . .?"
„Der Wickelknabe . . ."
„Meinen Sie vielleicht dies?" sagte Herr Wudke und hob das Schmuckstück nahe an ihre Augen, „und wissen Sie nicht, was ein silberner Uhrschlüssel ist?"
„Nein", keuchte Elisabeth, „ich weiß es nicht. Ich . . ."
Und nun kam alles falsch, was folgte, Mathematik, Geschichte, Latein, Griechisch – es war, als habe sich die Welt in einem Punkte aus den Angeln gehoben, um erst im nächsten Schuljahr wieder dorthin zurückzukehren . . . Elisabeth mußte wegen allgemeiner Geistesverwirrung die Prüfung aufgeben. Böse Zungen behaupteten, sie habe sich durch zu viel Lernen dumm gemacht – Lore Fein aber hatte bestanden, dieser Berliner Ballen . . .!

Und das also war das Unerklärliche im Leben der Frau Dr. Gründlich. War es genug, sich überhaupt Gedanken darüber zu machen, zumal sie im nächsten Jahre die Beste wurde? Das kann jeder nur für sich selbst an dem Zeiger der Waage feststellen, auf der er sein eigenes und das Weltgewissen nach Lot und Kilo abwiegt. Der eine bringt sechs Ehescheidungen und siebzehn Konkurse hinter sich, und es reizt ihn nicht, zu wissen, warum es geschah. Andere müssen ergründen, warum der Nagel auf ihrem großen Zeh krumm gewachsen ist. Sie gehören zu den Bohrwürmern, die ewig wieder in den Stamm des Lebens sich hineingraben, um die Wahrheit zu erkennen – vielleicht zählte Frau Dr. Gründlich zu ihnen, denn immer aufs neue ließ sie die Prüfungsstunde vor sich erstehen, erwog alles, was in ihrer Erinnerung auftauchte und fand es stets gleich unverständlich. Da sie als Philosophin wußte, daß die Ursachen eines Zeitereignisses infolge der dem Menschen eigentümlichen Denkungsart in der Vergangenheit zu suchen sind, schritt sie von der Prüfung rückwärts über allerlei kleine Begebenheiten in Haus oder Schule zurück – auch dies vergeblich. Es gab nichts, das einen Faden zu jenem Augenblick geistiger Befangenheit schlug, ihr körperlicher Zustand war gut gewesen, ihr Geist geschmiert und geölt . . . aber sie konnte doch nicht annehmen, es habe sich um eine Urzeugung von Dummheit gehandelt, denn aus nichts kann nur nichts kommen – dieser Satz, der für alle Menschheit gilt, stand für Frau Dr. Gründlich fester als fest. Ihr Glaube – nein, in diesem Punkte mochte sie nichts glauben, er blieb dem klaren Denken vorbehalten, er lag diesseits der Grenze, die der große Kant aufgestellt hat. Und wenn ihr auch hin und wieder im Traum der Gedanke kam, das kleine silberne Geklunkel an der Kette – sie glaubte jetzt nicht mehr, daß es ein Schlüssel war – habe für einen Augenblick das Ding an sich vorgestellt, das sonst kein Mensch zu sehen bekommt, so lehnte sie auch dies immer wieder ab. Nein, schließlich gab sie alle ernsthaften Versuche auf, hinter das Geheimnis zu kommen, doch die Unruhe wich nicht, und es muß leider geschrieben werden: diese einzige Sorge ihres Lebens, aus unerklärlichem Grunde sitzengeblieben zu sein, war auch in der Stunde über ihr, da sie die Augen schloß und der Tod ihre letzten Gedanken in leisem Flügelschlage mit hinüberwehte in das Jenseits, dessen Beschaffenheit sie jetzt mit ihren klaren Augen prüfen durfte.

Die Welt ist für den Menschen das, was er daraus macht. Auch im Jenseits kann es nicht anders sein. Wie hier nichts in unseren Gedanken webt, was nicht durch unsere Sinne untermalt und gestützt wird, so erscheint drüben nur das als vorhanden, was hier in unserem Seelenkern geglüht hat. So gibt es ein Holzhauerjenseits, in dem die Raummeter endgültig ihr festes Gewicht haben – folglich ist kein Streit mehr. Es gibt ein Malerjenseits, in dem alle Ismen aufgelöst und zu dem wahren Pinsel- und Farbenkult vereint sind. Die Juristen treffen dort den einzig gültigen Paragraphen an und haben ihre Ruhe, die Philosophen sehen das Ding an sich und sind platt, weil es genau wie ihr irdisches Spiegelbild ausschaut. Die Generäle entwickeln Manöverpläne, bei denen keine Kritik zu folgen braucht, und die Gründlichen – nun, die kommen eben auf den Grund der Dinge, weil nur dies und nichts sonst ihre Bestimmung sein kann. Auf diese Weise wird das Unendliche endlich, die ungelösten Probleme der Mathematik gehen ohne Rest auf, und so durfte auch unser liebes Seelchen hoffen, endlich klar zu sehen, wenn sich auch alles anders abspielte, als es geträumt war.

Denn nach einigen Tagen vollkommener Ruhe, die den Menschen gut tut und ihnen zu gönnen ist, ging Frau Dr. Gründlich daran, sich für die neue Lebensform endgültig fertig zu machen, und sie erkannte, daß dies nicht möglich war, solange noch ein ungeklärter Erdenrest ihren Gedanken anhaftete. Wie sollte sie sich zu immer größerer Klarheit entwickeln können, wenn in dem vergangenen Leben, das doch nur etwas einfaches sein konnte, ein Punkt lag, der Kopfschütteln verursachte? Genau gesagt, lag in ihrem Zweifel an jener Examensstunde ein wenig Auflehnung gegen die ewige Weltordnung, denn nach ihrer Ansicht konnte es entweder jene Stunde oder eine allgemein gültige Ordnung nicht geben, und dies zu denken, mußte allerhand genannt werden, wenigstens für solch ein zartes und unverheiratetes Wesen, zumal der Weltgeist in allen europäischen Sprachen mit dem männlichen Artikel ausgezeichnet ist. Sie hatte Gelegenheit, sich mit allen abgeschiedenen Geistern über den strittigen Punkt zu unterhalten, und bekam das Sitzenbleiben von den verschiedensten Seiten erklärt, – leider ging ihr nicht ein, warum eben ihr dies hatte geschehen können. Es schien, als schliche sich ein wenig Eitelkeit durch ihre Kritik, wenigstens sah sie den weisen Plato in seiner Höhle matt lächeln, als der jene Stunde in Schattenbildern für einen Augenblick an der berühmten Wand vorüberhuschen ließ. Gott, wie farblos war das, wie undurchleuchtet von den neueren psychologisch-physiologischen Forschungen! Der gute Alte kam ihr direkt verstaubt vor, und als er nun den Sokrates, den Diogenes aus der Tonne, den braven Immanuel Kant und selbst den höhnisch lächelnden Schopenhauer herbeiholte, schließlich den guten Pestalozzi als Autorität in Prüfungsdingen, auch da wurde sie nicht überzeugt. Und als sie erklärten, sie wären alle unsichtbar in jener Prüfungsstunde im Klassenzimmer des Herrn Direktors Wudke anwesend gewesen, errötete sie über und über, weil sie sich vor diesen Größen blamiert hatte, ohne es zu wissen. Herr Wudke, der inzwischen auch gestorben war, wurde herzitiert und wollte sein Urteil zurücknehmen, weil irren menschlich ist – aber was sagte das? Solch ein Verhalten hielt vor einem klaren und scharfen Geiste nicht stand, verstieß zudem gegen das Gesetz von der Unabänderlichkeit alles Geschehenen. Der alte Gauß, der im Winkel gestanden hatte, trat vor und machte das in einer kurzen Formel klar – doch nun geschah das Furchtbare, das Diesseits und Jenseits Beleidigende. Denn wer jetzt mit einem Male hereintrat und laut auflachte, das war die selige Lore Fein, die mit dem Berliner Ballengesicht, und sie rief laut: „Wissen willst du, warum du sitzengeblieben bist? Einfach, weil du ein hochmütiger Trampel warst! Einfach, weil du an der Reihe warst! Einfach, weil jeder einmal im Leben sitzenbleiben muß! Haha! Und das

hat dir denn auch geblüht wie der Rose am Kuhstall! Hahaha!"

Da stand Lore Fein breitlachend wie ein Vollmond, der platzen will, und alle philosophischen Häupter schüttelten entsetzt die Locken. Einmal, weil dies nicht logisch war, dann weil der ganze Ton nicht in die Sphärenmusik paßte, mit der die Räume hier erfüllt waren. Frau Dr. Elisabeth Gründlich aber, die sich keiner Überheblichkeit bewußt war und nur aus lauterem Fleiß die Eselsohren in ihre Bücher gelesen hatte, sprang laut weinend auf und rannte in die Ewigkeit hinaus, weckte dort Mitleid und Entsetzen und rief die Allmacht schließlich selbst auf den Plan, die nun zu dem Entschluß kam, wegen dieser Sache das Gesetz der Erden und Himmel einmal zu durchbrechen.

Zwar wäre es ein Leichtes gewesen, alle die Beteiligten nach dem Stern Kretuklar zu verfrachten, auf dem eben die Lichtstrahlen des Prüfungstages als wahre Gegenwart einliefen. Dort hätten alle dem Film des Geschehens lauschen können, doch hier sollte Absonderliches geschehen. Frau Dr. Gründlich selbst sollte, jetzt mit dem Wissen einer Lyzeumsleiterin befrachtet, vor den gleichen Prüfungsmitgliedern die Prüfung noch einmal mitmachen, die hohen philosophischen Geister diesmal als sichtbare Stützen an der Wand des Klassenzimmers aufgereiht. Da mußte sich dann ja nach der Regel $(a + b - c)^2$ alles lösen und klären, Elisabeth selbst aber würde Gelegenheit haben, durch erweiterte Selbstbeobachtung die Deutung der Frage zu vollziehen, die ihr hier die Ewigkeit verdarb und alle abgeschiedenen Geister um ihre Gemütlichkeit brachte. Und damit nichts versäumt wurde, sollte sie ihr ganzes Dasein von der Stunde der Geburt an bis zur Prüfung noch einmal leben – es zog eine Welle des Hochgefühls durch ihr Herz, Dank gegen die Vorsehung und Forscherfreude zugleich – nein, nach diesem sollte nichts mehr unklar in ihr sein, denn sie kannte zuviel von den Wissenschaften, und kein Fünklein Mißtrauen mehr gegen die Weltordnung würde sich in ihr regen, weil das Geschick sich so gnädig gegen sie gezeigt hatte. Sie blickte dankbar zur blauesten Stelle des Himmels empor, als sie schon die Verwandlung an sich bemerkte, klein und kleiner wurde und schließlich als ein winziger kleiner Säugling sich selbst in einer Wiege wiederfand, den Zuckerschnuller im Mund, sich mit dem linken Zeh am linken Ohr krabbeln, eben frisch trockengelegt.

Was nun geschah, vollzog sich schnell, aber es war doch die reine Seligkeit. Elisabeth lebte und wuchs und sah es dabei selbst, schaute mit klarem und vollem Bewußtsein die Sorgen der Eltern, die Traulichkeit des Heims, all die tausend kleinen Dinge, denen sie die Hände entgegenstreckte, sie sich zu eigen zu machen . . . und mit nicht geringer Beschämung wurde sie sich bewußt, daß sie schon eine ganze Zeit im Jenseits lebte und dabei keine Frage stellte nach den Eltern, die doch alles für sie hingegeben und nach keinem Opfer gefragt hatten. Zum ersten Male wurde ihr klar, daß ihre Sorge um die logische Folge jener Prüfungsstunde eigentlich nicht so schwer war, um Ewigkeit und Vergänglichkeit rückgängig zu machen – aber sie hatte keine Zeit, lange zu bereuen, denn jetzt schritt sie schon in einem kurzen Kleide über die Straße, das Sandeimerchen in der Hand, und Lore Fein, zwar klein, aber dennoch schon unverkennbar ein runder Berliner Ballen, trat zu ihr und schlug ihr die Schaufel aus der Hand. Doch es zeigte sich, daß dies nur Liebe war, denn nach einigem Weinen hüpfte sie lachend mit der Dicken in den Sandhaufen hinein, die Sonne schien, die Kastanien blühten, größere Mädchen gingen unter den Bäumen bunten Mützen entgegen und knicksten, denn es kam Herr Wudke dort vorbeigeschritten, jünger noch als in der Prüfungsstunde.

Die Wochen und Jahre flogen dahin. Jetzt schritt sie schon sittsam mit der Tasche zum Klavierunterricht und übte Clementi, nun betrat sie die Badeanstalt, um das Schwimmen zu versuchen, ohne es zu lernen, abends saß sie heimlich mit glühenden Backen über ihrem ersten Schmöker, und mit stiller Freude häkelte sie Spitzen an Geburtstagstaschentücher.

Der wahren Frau Dr. Gründlich schlug das Herz höher, denn nun sah sie sich an der Seite ihrer Mutter zum ersten Male jener Tür nahe kommen, hinter der sich ihre Ausbildung zur höheren Tochter vollziehen sollte, mit der Sexta fing es an, und dann stieg es weiter und weiter, bis jener Tag kam, um den es ging, der Prüfungstag, der nun wirklich und unter Assistenz höchster Geister in den Mittelpunkt des Weltgeschehens gerückt war.

Es war das gleiche Zimmer, es war dieselbe Abteilung C, die hier in Geographie geprüft wurde. Lore Fein stand auf und blamierte sich, weil sie nichts vom Amazonenstrom wußte, Wudke sprach seine Worte von den Schürzen und Amazonen . . .

Elisabeth drehte sich um. Natürlich stand Herr Direktor Wudke dort mit seiner Prüfungskommission, aber sein ewiger Geist schwebte hinter ihr durch das All und schämte sich ein wenig . . .

Jetzt stand Elisabeth auf und sagte Länge, Breite, und Tiefe, sowie die Wärmegrade im Januar und August auf. Sie konnte sich nicht verheimlichen, auch jetzt tat es ihr gut, daß sie damals ein solch kluges Mädchen gewesen war. Die anderen Schülerinnen stotterten ihre Unfähigkeit hinaus, Wudke beschloß, bei der Abteilung zu bleiben – kurz, alles entwickelte sich genau so wie damals und war der lebende Beweis für die innere Folgerichtigkeit des Geschehens. Ja, Frau Dr. Gründlich erinnerte sich, daß auch damals eine dicke Brummfliege die Fensterscheibe hinaufgekrochen war, dort oben verdrießlich knuselte und dann mit dem Kopf gegen die Schultafel flog, um sich nun auf die Prüfungsliste zu setzen, dort mit ihrem Hinterteil in kleinen Punkten ihre Prüfungsresultate niederzulegen. Herr Wudke klimperte an seiner Kette.

Und nun betraten sie das Zimmer.

Lore Fein, dumm wie Bohnenstroh und aufgeblasen gleich einem Bratapfel, kam auch diesmal nicht hinter das Verhältnis zwischen Klärchen und Egmont, Elisabeth hielt den Zettel in der Hand und zitterte wissend der Aufklärung der wahren Gründe entgegen, die Johanna bewogen hatten, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Diesmal wußte sie, um was es ging, und kein Gott und Teufel sollte ihr entreißen, um was sich die Allmacht jetzt selbst bemüht hatte, triumphierend schaute sie sich um und erkannte, daß an der Wand des Klassenzimmers alle die Philosophen ihrer Bekanntschaft standen und auf sie blickten. Doch sie waren nicht allein, auch die Geschichtsschreiber standen dort, von Herodot und Tacitus und Prokop an bis auf Mommsen, Treitschke und die ferner liefen.

Jetzt stand Elisabeth Gründlich auf und nahm die vorschriftsmäßige Haltung an. Herr Wudke – was um alles in der Welt mochte den bewegen, daß er wieder an der Klunker unter seinem Eberzahn spielte? Seine Uhr hing an einer Kette, und es ging bei dieser ganzen Verhandlung um die logisch zusammenhängende Kette der Ereignisse – aber was hatte das mit seiner Uhrkette zu tun? Es konnte ja sein, daß er eben an seinen Dackel Theophul dachte, der mit Leibschmerzen zu Hause saß, doch irgend

etwas Ursächliches zu den Fragen über jene Johanna ...? Nein! Dies war abzulehnen. Seltsam war hierbei, daß Elisabeth dies dachte und genau wußte, daß ein Uhrschlüssel unten hing – aber hier ging es doch um Ursachen und nicht um Uhrschlüssel – sie mußte sich höllisch zusammennehmen, um das nicht durcheinanderzubringen, auch der brave alte Gauß rückte an der komischen Nachtmütze, die er trug, und schien an dem Problem zu kauen ... Gott, was war dies? Herr Wudke hatte eine Frage getan. Es konnte nur die sein, die nach dem Grunde ... ja, sie hieß Gründlich, und hier sollte der Grund geklärt werden, warum sie damals durchgefallen war, deshalb war sie ja hier, deshalb hatten sich all die hehren Geister versammelt ...

Und nun hörte sie, hörte sie und konnte es nicht hindern ...

Ihr Blick hing auf dem Silbersäugling, sie wurde krumm wie ein Fragezeichen, das auf seinen Punkt wartet, auf den Punkt, auf den es ankam – da war schon die erste Antwort heraus!

„Johanna, – weil sie die Silberkette des Königs haben wollte!"

Ein Kräuseln der Direktornase, Szene und Akt ...

Herrn Wudkes Ohren klappten nach vorn ...

„Die goldne Kette gib mir nicht ..."

Sie sah sich nach einer Weile vor der Schultür stehen, nochmals durchgefallen, kein Gramm klüger als zuvor, aber geschehen war es, unrettbar geschehen ...

Lore Fein lief mit ihrem guten Zeugnis vorbei – aber was hatte das zu sagen? Das Problem, war es nicht noch brennender geworden? Sie sah jetzt all die Philosophen um sich, die ihr zuflüsterten, daß niemand erklären könne, wie aus einer Empfindung ein Gedanke würde, und daß wir also eigentlich nichts wüßten ... sie weinte leise, denn dies – weiß Gott! – dies hatte sie schon lange gemerkt!!

Sie ging langsam und gesenkten Hauptes weiter in die Ewigkeit hinein, trostlos untröstlich, ohne Wunsch, aber auch ohne Hoffnung. Eine ferne leise Musik ließ sie aufhorchen. Ihr schritt sie entgegen und kam in die Gefilde, in denen die Musiker wohnen. Alle Sträuße standen mit ihren Geigen auf einer Wolke und spielten, zu ihren Füßen walzerte fidel das ewige Walzervolk – da ging ein Ruck durch das kleine Fräulein. Es zückte versuchsweise den linken, dann den rechten Fuß, fühlte die Hände ergriffen und walzerte mit einem älteren Herrn in den Reigen hinein. Er stellte sich vor und nannte sich Demokrit ... ihr war es recht. Ihr war es gleich. Sie hörte ihn flüstern, das Leben wäre nur zu ertragen, wenn wir uns selbst etwas vorgeigten – blitzartig schoß ihr durch den Kopf, daß hier in Kürze die wahre Bedeutung der Künste ausgesprochen war, daß sie die einzige Erlösung auf der Welt darstellen ...

‚Münchhausen zieht sich an seinem eigenen Zopf heraus', dachte sie, aber dies hatte nichts Verächtliches, Weisheit war es, die letzte Weisheit.

Und in immer höheren Schwüngen rauschte sie mit der jauchzenden Musik in die Ewigkeit hinein, und da sie mit einem trunkenen Blick um sich schaute, sah sie sich in der Gesellschaft der Besten und Größten auf dieser Erde.

„Kommt mir nach", rief sie und fühlte, wie sie im All verging, fröhlich und leicht, denn nun war alles geklärt.

Durch ihre Likörflasche unten auf der Erde ging in dieser Stunde ein seliges Klingen.

NEUES VOM BÜCHERTISCH

VON OTTO SCHABBEL

Ein deutsches Verlegerbild

Das deutsche Schrifttum ist sparsam mit Veröffentlichungen über die Männer, die mit ihrem Spürsinn, ihrem geistigen Entdeckermut, ihrer wirtschaftlichen Unternehmungsfreude die eigentlichen Stützen dieses Schrifttums sind: die Verleger. Nur gelegentlich fördert ein Jahrhundertfest, ein Jubiläumsanlaß ein Buch zutage, das die Geschichte eines Verlages beleuchtet oder durch Veröffentlichung der zwischen Verlag und Autoren, oft weltbedeutenden Männern, gewechselten Briefe den manchmal entscheidenden Anteil des Verlegers an der Buchproduktion schlechthin oder noch mehr an der Werkgestaltung seiner einzelnen Autoren belegen: von Cotta bis Kippenberg. Meist sind es die Fachgenossen, die solche Bücher sich zu eigen machen, und die allgemeine Leserwelt weiß noch viel zuwenig von der im wahrsten Sinne schöpferischen und geistigen Arbeit des deutschen Verlegertums. Um so mehr ist das Werk „Wilhelm Spemann" zu begrüßen, das Adolf Spemann, heute Inhaber des Verlages J. Engelhorns Nachfolger Adolf Spemann Stuttgart, seinem Vater widmet (Engelhorn, RM. 10,50): nicht als das ehrlichen Herzens geschriebene Dokument der Sohnesliebe, sondern als eine immer auf Objektivität bedachte, psychologisch gut durchdachte Entwicklungsgeschichte einer im Wägen und Wagen überdurchschnittlichen Persönlichkeit, die den von den Nachfahren gegebenen Ehrentitel „Ein Baumeister unter den Verlegern" wohl zu Recht für sich beanspruchen darf. Dadurch, daß Adolf Spemann, selber ein Schriftsteller von klugem Formgefühl und bestem Ausdrucksvermögen, es versteht, den Aufstieg des Vaters vom Verleger archäologischer, kunstwissenschaftlicher und geschichtlicher Werke zum Herausgeber größter Erfolgspublikationen, z. B. der „Goldenen Bücher", der Kunstkalender, der Zeitschriften „Vom Feld zum Meer", des „Guten Kameraden" entwickelt hat, mit allen Irrungen und Wirrungen, Fehlschlägen und natürlichen Begrenztheiten in den größeren Zeitrahmen des Kaiserreiches hineinzustellen, ist ihm zugleich ein Kulturbild gelungen, das auch einen weiteren Leserkreis anspricht. So sieht er zugleich tief in die Welt des deutschen Bürgertums, das arbeitssam und kulturgeschlossen die Zeit jenes ersten glückhaften Aufstiegs repräsentiert, und in die schöpferische Werkstatt eines ideen- und unternehmungsreichen deutschen Verlegers.

„Menschen wie wir?"

Otto Schreiber, dieses Rauhbein vom Äquator, ist wieder da, mitten im Kriege zurückgekehrt aus Columbien, freilich nicht ohne vorher unfreiwillig Station in Texas hinter dem Stacheldraht eines nordamerikanischen Camp gemacht zu haben. Er ist wieder da, unversehrt an Leib und Seele, und vor allem unvermindert an seinem immer bereiten,



Bacchus und die Zecher

Von Velasquez



schlagfertigen, deftigen Humor, und meldet sich zu Wort. Ganz nach seiner bewährten Art: zu einem kräftigen Manneswort, das keine Zimperlichkeit kennt und um nichts herumredet. So präsentiert sich das erste Lebenszeichen dieses Heimkehrers aus dem Teil der Cordilleren, wo sie am unwirtlichsten sind, als ein Buch mit höchst persönlicher Note. Unter dem Titel „Columbien, Tapire und Don Otto (Brunnen-Verlag W. Bischoff, Berlin) erzählt er darin von seinem Abenteurerleben am Äquator, urlebendig und ungeschminkt. Es will nicht als eine in sich geschlossene Kunstleistung von Einheitlichkeit gewertet werden. Der ungestüme Lebensimpuls des Verfassers drängt ihn vielmehr zu mosaikartig zusammengefügten Schilderungen von Einzelerlebnissen. Auf diese Weise erhält der Leser ein sehr unmittelbares Bild von Land und Leuten, dank der Begabung „Don Ottos", Menschen und Dinge ganz ursprünglich zu sehen und darzustellen. Daß es zu den stärksten Passionen des vor keinem Abenteuer zurückschreckenden Otto Schreiber gehört, den Tapir zu beobachten und zu erlegen – ja, man könnte beinahe meinen, dieser interessante Dickhäuter fülle sein ganzes Denken und Trachten aus – wissen wir zwar schon aus früheren Büchern seiner Feder. Auch diesmal begleiten wir ihn gern in seine urweltlich-romantischen Jagdgefilde, da er ein so ausgezeichneter Naturbeobachter ist. Aber daneben interessiert uns diesmal – begreiflicherweise – besonders das geistig-politische Milieu des von der jüdisch-angloamerikanischen Haßpropaganda in Kriegspsychose gehetzten Südamerikaners, und wir bekommen auch hier fesselnde Einblicke in die Mentalität des Columbianers von echt schreiberscher Originalität. Kein Wunder, daß dieser urdeutsche Jägersmann den Behörden unheimlich war und daß ein ganzes Gefolge von Spitzeln und Detektiven zweifelhaftester Güte sich an seine Fersen heftete. Den neugierigen Gerichten blieb er gewiß keine Antwort schuldig. Ein kleines Beispiel: ein Richter fragt ihn, ob er Deutscher sei. „Jawohl!" „Auch Nazi?" „Das ist doch dasselbe: jeder Deutsche ist Nazi! Wußten Sie das noch nicht?" So ungefähr Don Ottos kräftige Aufklärung! Nicht minder drastisch und kennzeichnend seine Schilderung des schwerbewachten Interniertenlagers in Texas, in das die Amerikaner widerrechtlich und voll Angst vor den gefürchteten deutschen „Hunnen" die Heimkehrer aus den Südstaaten erst einmal einsperrten, ehe sie ihnen die Passage nach Spanien freigaben. Immer blitzt es auf diesen Seiten von treffenden, echt rauhbeinigen Bemerkungen, die die Lektüre zu einer Freude machen. Dem wackern Deutschen einen kräftigen Händedruck!

Noch ein anderes Buch führt uns auf die Spuren des Tapirs. Es sind die von H. Sartini herausgegebenen, von Dr. Karl Soll trefflich verdeutschten Erlebnisse des belgischen Forschers Marquis de Wawrin „Das Geheimnis des Orinoko" (Scherl, Berlin). Fünfzehn Jahre hat der Forscher unter den Indianern Südamerikas, bei den Guayaveros, den Piapocos und den Guahibos, zugebracht; sein Ziel war die Erforschung der noch kaum von Weißen betretenen Urwälder. Teils mit Flößen, teils mit Pirogen hat er von San José aus erst den Guaviare, dann den Orinoko befahren, um das Quellgebiet dieses Riesenstromes zu erforschen und ihm sein „Geheimnis", die Entdeckung der eigentlichen Quelle, zu entreißen. Im Kampf mit dem Stromwasser und den Stromschnellen hat er zwar dieses letzte Ziel noch nicht erreichen können; aber was er an Beute mitgebracht hat, an Beobachtung der Menschen- und Tierwelt in diesem phantastischen Urzonen auf columbianischem und venezuelischem Hoheitsgebiet, ist so reich und so interessant, daß es wohl wert war, auch dem deutschen Leser übermittelt zu werden.

Ilse Schreiber ist uns als kluge Beobachterin und Darstellerin der auslandsdeutschen Schicksale im kanadischen Siedlungsgebiet keine Fremde mehr. Hat sie bisher Romane daraus geformt, so rückt sie in ihrem kanadischen Tagebuch „Die Welt des Weizens und der Tränen" (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg) den eigentlichen Problemen energisch näher auf den Leib. Schon der Titel deutet es an: die Welt des „goldenen" Westens, in die sich in den Jahren des deutschen Daniederliegens viele und nicht die schlechtesten unsrer Landsleute durch leichtfertige oder hinterhältige Versprechungen amerikanischer Gesellschaften und deren Agenten haben locken lassen, ist mehr noch durch ihren Schweiß als durch ihre Tränen gedüngt worden. Frau Schreiber hat sich nicht damit begnügt, von Montreal aus ganz Kanada bis zur arktischen Grenze hinauf reporterhaft zu bereisen und „Eindrücke zu sammeln"; sie hat auch das bitterharte Leben deutscher Siedler in ihrer trostlosen Einsamkeit geteilt, ihre tiefsten Nöte kennengelernt und ihnen ins Herz, das voll ist von Tapferkeit, aber auch von Sehnsucht, gesehen. Nur ganz, ganz wenige dieser Auswanderer haben sich ein einigermaßen gesichertes Auskommen schaffen können: die Mehrzahl hat, fehlgeleitet durch nicht innegehaltene Zusagen, infolge von Mißernten, Regenlosigkeit, Heuschreckeneinbrüchen usw., ihre bescheidensten Hoffnungen begraben und ihr kümmerliches selbstgezimmertes Heim unter Preisgabe ihres bißchens Familienglück mit dem Wanderstab des ruhelosen Gelegenheitsarbeiters vertauschen müssen. Es geht hier schon nicht mehr um die Selbstbehauptung des Deutschen, nur noch um den ständigen Existenzkampf – das ist die Quintessenz dieses aufschlußreichen Buches. Frau Schreiber erweist sich als eine unbefangene Beobachterin, und sie scheut sich nicht, ohne weibliche Voreingenommenheiten den mannigfachen Problemen, mögen sie wirtschaftlicher, politischer, seelischer Art sein, so gut wie möglich auf den Grund zu schauen. Daß dabei noch manche Fragen offen bleiben, versteht sich bei der Weite des Themas wohl eigentlich von selbst. Als kulturkritisches Reisebuch aus der letzten Vorkriegszeit, aber zugleich auch als Warnung vor amerikanischer selbstverständlicher Bluff- und Schwindelpolitik mit ihren grausamen Folgen verdient das Buch weite Beachtung. Charakteristisch übrigens für die langjährige und wohlgezielte Hetzpropaganda, daß die Verfasserin bei den verschiedensten Begegnungen immer wieder gefragt wurde: warum will eigentlich Deutschland den Krieg? Das geschah im Jahre 1939, als in Deutschland noch niemand auch nur im entferntesten an Krieg dachte . . .

Es sind sehr obskure Mächte, die sich als Drahtzieher hinter solchem Tun verbergen. Und die Frage „Menschen wie wir?" mag schon mancher von uns sich gestellt haben, der einen Schlüssel für die USA-Politik und die Gangstermethoden ihrer Kriegführung, die dieses Namens nicht einmal mehr wert ist, sucht. In einem „Amerika-Buch für Europäer" dieses Titels geht Edmund Fürholzer (Limpert, Berlin) mit gründlicher historischer Beweisführung umfassend auf diese Frage ein und kennzeichnet mit aller Schärfe den sich dort offenbarenden jüdischen Vernichtungswillen wider den europäischen Geist, den Geld- und Machthunger, das Vermassungssystem, die kulturferne Oberflächlichkeit der „neuen Welt". Menschen, die ihr dienen, sind gewiß nicht Menschen wie wir!

Deutsche Abwehr

Gegen eine solche Welt des unverhüllten Materialismus steht, unerschütterlich im Glauben an die deutsche Aufgabe, die Einheitsfront der deutschen Idee, tapfer kämpfend und sterbend. Jeder einzelne unserer Soldaten bis zum letzten Atemzuge erfüllt von einem ihm ureingeborenen Opfergeist, einem ihm selbstverständlichen heiligen Willen, sein Letztes zu geben für sein Vaterland, für den Sieg des europäischen Geistes. Zu der nicht abreißenden Kette wertvoller literarischer Beweisstücke solchen Heldentums gesellt sich ein neues: der Bild- und Kampfbericht von Günther Müller und Fritz Scheuering unter dem Titel „Sprung über Kreta“ (Stalling, Oldenburg). Von sympathischer und anschaulicher Lebendigkeit ist der Text Scheuerings, von sicherem Gefühl für die optische Eindringlichkeit sind die 138 Aufnahmen Müllers; so rollt eines der spannungsreichsten Kapitel der jüngsten deutschen Kriegsgeschichte in seinen verschiedenen Kampfphasen vor uns ab.

Nur ein einziges Beispiel, dem wir noch manches andere ähnlich geartete Buch hinzufügen könnten. Sie alle sind unwiderlegliche und mitreißende Zeugnisse deutschen Mannestums, das, fern jeder Ruhmredigkeit, kämpfend beweist, daß es für seinen idealen Willen zu jedem Opfergang bereit ist.

Unser Lesekabinett

Das ewige Byzanz

Der Tiroler Jakob Philipp Fallmerayer ist nur wenigen Deutschen noch ein Begriff. Er war vor hundert Jahren einer der besten Kenner Südosteuropas, und wer sich heute ernsthaft mit der lange vernachlässigten Geschichte Ostroms und seiner Kultur beschäftigt, kann an seinen Büchern und Aufsätzen nicht vorbeigehen. Während man zu seiner Zeit in dem Vorurteil lebte, daß das byzantinische Reich gestorben sei, als die Türken Konstantinopel eroberten, ging ihm die Erkenntnis auf, daß das türkische Reich nach seiner Verfassung, namentlich aber auch nach seinem Auftrag der Erbe Ostroms wurde. Fallmerayer blickte jedoch nicht nur mit scharfen Augen in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft und sah den neuen bedrohlichen Erben von Byzanz, nämlich Rußland. Er empfand dieses Reich, das sich schon als den vom Schicksal auserkorenen Herrn über Konstantinopel sah und genau wie heute die Sowjetunion den Drang nach den Meerengen verspürte, als den ewigen Feind des Abendlandes und seiner Kultur. Es war ein guter Gedanke des Wiener Verlages Wilhelm Andermann, eine Auswahl aus den Schriften Fallmerayers unter dem Titel „Byzanz und das Abendland“ zu veranstalten. Verantwortlich für die Auswahl ist Dr. Emil Mika, der dem illustrierten Band auch eine aufschlußreiche Einleitung mit auf den Weg gegeben hat. Wenn man auf diese schöne Gabe mit einigen Wünschen antworten darf, so ist der wichtigste von ihnen der, daß das Buch bei einer etwaigen Neuauflage mit Erläuterungen ausgestattet werden möge. Fallmerayer ist nicht leicht zu lesen, und wer nicht sehr genau Bescheid weiß, stolpert über mancherlei Namen und Anspielungen, die heute nicht mehr verständlich sind. Einer gewissen Korrektur bedürfen die Zitate, namentlich die in griechischer Sprache, und auch hier erscheint der Wunsch begreiflich, man möchte Übersetzungen beigeben. Am unmittelbarsten von den Beiträgen wirkt der über die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie und der Stadt Konstantinopel. Hier erweist sich der Verfasser ganz besonders als ein Historiker, der aus der Vergangenheit die Zukunft zu deuten versteht.

Dr. Paul Weiglin

DER ABEND

Sanft neigt die Sonne wie ein stiller Beter
ihr goldnes Haupt. Die Wölkchen, die so selig
am Himmel schwammen, sie vergehn allmählich,
rot angeglüht, im blauverblaßten Äther.

Der Abend hat das Lächeln eines Blickes,
als grüßte noch von Freuden, längst entschwunden,
die unser Herz genossen in den Stunden
der Liebe einst, ein Glanz verklärten Glückes.

Und schon beginnt der Abendstern zu funkeln . . .
Und leise rauscht der Nachtwind durch die Kronen
der hohen Bäume, die im Park erdunkeln,

als sprächen mit gelassener Gebärde
geheime Geister, die dort oben wohnen,
uralte heilige Worte von der Erde.

Hans Edgar Zapp

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Dr. Paul Weiglin, Stellvertreter: Dr. Walther Neubach, Künstlerischer Leiter: Jul. W. Krafft, alle drei in Berlin. Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Anfragen und Einsendungen (mit Rückporto) an die Schriftleitung von Velhagen & Klafings Monatsheften, Berlin-Grunewald, Herbertstraße 24, Fernruf 97 29 09

THEATER IN LEIPZIG

Guido Cantinis in Leipzig uraufgeführte „Abschiedssonate" ist ein auf Kammerton gestimmtes Problemstück, Spiel um die Frage: darf eine geschiedene oder verwitwete Frau in der Vollblüte ihrer Jahre ein erneut sich ihr bietendes Eheglück ausschlagen, soll sie entsagen, nur weil kindlicher Egoismus die Mutter leidenschaftlich und ausschließlich für sich beansprucht? Frau Daria opfert eine verheißungsvolle Zukunft und sieht sich ein paar Jahre später grenzenloser Einsamkeit preisgegeben, als Dina mit ihrem jungen Gatten in die Ferne zieht. Die Spielregeln sind in dem von Walter Koch für die deutsche Bühne bearbeiteten Schauspiel des Italieners sehr einfache. Es gibt keine Überraschungen, die Frage beantwortet sich bereits im Titel, das Gewicht der drei gut gebauten Akte ruht völlig auf stimmungsschwerer Verdichtung, kurzer Liebestraum schwebt aus in der Fermate schmerzlicher Verzichte. Sigurd Baller hat das Stück ganz in der leisen Sprache des Herzens gedeutet, wobei die umflorten Töne notwendigerweise überwiegen. Daß diese Sprache zeitweilig vom Zwiegesang zweier entfernt aufgestellter Flügel abgelöst und durch das Medium Beethoven („Abschiedssonate"!) vertieft und entrückt wird, ist für die seelisch zarte Grundierung des Kammerspiels von sehr wesentlicher Bedeutung. Lola Kneidinger und Georg Heding, Marianne Schubart und Richard Träger als die von Cupidos Pfeilen versehrten beiden Paare überspielten delikat einige Untiefen und führten das Stück zu einem klaren und schönen Erfolg.

Fürst Yorüje bedroht Jashawo, den Maskenschnitzer und Helden des gleichnamigen Schauspiels von Kido Okamoto. Zorn und Ungeduld hitzen ihm den Sinn. Im Begriff, den Säumigen am Leben zu strafen, wird ihm seine von Jashawo hundertmal versuchte und verworfene Maske gebracht. Der Meister sieht in ihr sein schlechtestes Werk. Er spürt: nicht Leben, sondern gespenstische Kälte, Starrheit des Todes gehn von ihr aus, und darum verbarg er sie. Jedoch ist der rasch besänftigte Yorüje anderer Meinung, auch seine Begleiter geraten in Verzückung und fühlen nicht, was allein der Maskenschnitzer dumpf ahnt – das Verhängnis nämlich, das sich über dem Haupte des fürstlichen Auftraggebers zusammenbraut.

Der Kreis des Künstlers, der sich zum leidenschaftlichen Bekenntnis für die Unantastbarkeit seiner Kunst schließt, wird überschnitten von der Unentrinnbarkeit des hier aus den Stimmen des Blutes sprechenden Schicksals. Wie also Katsura, die hoffärtige, nie so recht im väterlichen Hause wurzelfest gewordene älteste Tochter Jashawos, die Seligkeit des Dienens am Hofe des Fürsten mit dem Tode besiegelt – den ihrem Herrn geltenden tödlichen Streich fängt sie in dessen Maske auf –, findet das untergründige Getriebensein des Vaters Erfüllung in der Aufgabe, die Züge des sterbenden Mädchens mit dem Pinsel festzuhalten, um daraus das Meisterwerk zu schaffen, das seinen Namen unsterblich machen wird. Mit dieser erschütternden Szene klingt das Spiel aus.

Paul Smolny ist an der Bühnenbearbeitung des von Masami Kuni übersetzten Werkes beteiligt. Mit der Inszenierung von „Bushido" hat er vor anderthalb Jahren eine recht glückliche Hand gehabt. Die Einrichtung auch dieses Stückes mit all seinen unwägbaren Schwingungen vereinigt behutsam stilistisches Feingefühl mit dem Glanz der Ferne. In Ludwig Anschütz steht ein Gestalter der Titelrolle zur Verfügung, der die Größe seiner Aufgabe mit feinsten seelischen Argumenten bezeugt. Katsura wird von Lucy Valenta gleichsam in klarer Lackmalerei angelegt und wirkt wie das Bild eines Hauptmeisters der Mingzeit. Die spiegelnden Reflexe des herrischen Forderers und stolzen Liebhabers Yorüje dagegen bändigt Peter Lühr ins Scheinwerferlicht seines prachtvoll gezügelten Temperaments.

Paul Renovanz

BERLINER BÜHNEN

Die Kunst der Heiterkeit

Mit „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg" und dem „Neffen als Onkel" ging das Deutsche Theater in die diesjährige Sommerspielzeit hinein, und es tat recht daran. Es war erstaunlich, welche Freude, welche Beschwingtheit von diesen beiden harmlosen Stückchen ausgehen kann, wenn sie so reizend, so liebevoll dargeboten werden, wie es hier unter der Regie von Walter Thomas geschieht! Schillers Lustspiel aus dem Französischen des Picard erfreut durch die Geschliffenheit des Dialogs, die Noblesse der Geistigkeit, die dahintersteht; Holteis altes Possenspiel durch die hübsche Mischung von Berliner Schnauze und echtem Gemüt, die anno dazumal dieselbe Zusammensetzung hatte wie heute. Ein wohlabgestimmtes Ensemble, mit Troxbömker, Skoda, Peter Mosbacher und der reizenden Ursula Burg in den tragenden Rollen, sowie vielen anderen gutgelaunten Helfern gibt den beiden Werkchen die kammermusikalisch beschwingte Atmosphäre.

Karla Höcker

Alter Wein in neuen Schläuchen

Sicherlich ist die Geschichte mit dem plötzlich auftauchenden Kind, das, weil es der richtige Herr Papa verleugnen muß, nun schnell einen Verlegenheitspapa bekommt, nicht gerade neu, und der Ehegatte mit dem schlechten Gewissen ob einer kleinen Jugendeselei ist nun einmal eine verlockende Figur. Aber daß das Gericht, das hier um eine „Angelika" als Hauptgang vorgesetzt wird, seinen eigenen Geschmack und auch seinen eigenen Paprika hat, dafür sorgen zwei in so langem Zusammenarbeiten erprobte Lustspielautoren wie Toni Impekoven und Karl Mathern. Walter Groß ist der Vater Nr. 1, der mal in seiner Jugend ein, wie man in Köln sagt, „Fisternöllchen" hatte und infolgedessen nun ein verdammt schlechtes Gewissen. Der Spielleiter Wolfgang Lukschy ist in die Rolle des Aushilfspapas Nr. 2 geschlüpft, und drum herum die muntere Maid Angelika (Ruth v. Riedel) selbst, eine sehr kluge und verständnisvolle Ehefrau (Gerda Maria Terno), eine empörte Oma (Olga Engl), ein herrlicher „Depp" (Robert Müller) und ein erschröcklich feiner Verleger (F. W. Schröder-Schrom). Das Publikum im Renaissance-Theater war dankbar für die leichte, bekömmliche Sommerkost.

Dr. Walther Neubach

360 Frauen und eine unsterbliche Liebe

Die große Frage: „Welche von den 360 Frauen war die erste und große Liebe?" Diese Frage ist sehr wichtig und geistert von Anfang bis zum Ende durch das Stück von Hans und Johanna von Mentzel, das die Volksbühne unter dem Titel „360 Frauen" spielt. Es ist die Anfangszeit der Frauenbewegung und einer jungen Ehe, in der die Präsidentin eines fortschrittlichen Frauenvereins, sie wurde von Elsbeth Jäger vortrefflich dargestellt, ihrer Freundin, der jungen Frau, Else Elster spielt sie lieb und einfältig, über die Ehe aufklärt und die Frage nach einer Moral aufwirft, die nur für den einen Ehepartner gelten soll. Die kleine Frau Lotte nimmt sich die Worte ihrer Freundin sehr zu Herzen und bringt sich und ihren Mann, den Wolfgang Ziegler temperamentvoll auf die Beine stellt, an den Rand der Verzweiflung. Um endlich Ruhe zu bekommen, gibt er zwei bis drei Freundinnen im Monat zu, die er vor der Ehe gehabt haben will. Blitzesschnelle wird nun ausgerechnet, daß sich danach im Laufe der Zeit 360 Frauen ergeben. Eine schlimme Sache, denn sie stimmt gar nicht,

Und wenn nicht ein sehr kluger Freund im Hintergrunde wartete, der noch dazu Rechtsanwalt ist (Gerd Fricke), und das junge Paar aus seiner Verlegenheit heraus und zu der Erkenntnis der echten großen Liebe führt, so stünde es schlimm um das Lustspiel. Er bringt es aber zudem noch fertig, den Blaustrumpf von Präsidentin für die Ehe zu gewinnen, so löst sich der böse Knoten, um am Ende des Stückes zwei glückliche Paare zu umschlingen. Die Spielleitung hatte Hermann Albert Schroeder, das Bühnenbild war von Hermann Stender, das Hausfaktotum der jungen Eheleute spielte lustig und natürlich Marte Klose.

Mit beschwingter Musik überraschte das Rose-Theater seine Besucher. Es spielte unter der musikalischen Leitung von Kurt Schild und unter der Regie von Günter de Reseé Lehars reizende „Friederike". Traude Rose gab die Freundin des jungen Goethe. Von Hans Beirer, dem jungen stud. jur. Johann Wolfgang, hörten wir die bekannten Lieder vom Heideröslein und vom Veilchen. In dem alten Sesenheim, dessen Gemütlichkeit die Bilder von Manfred Hinzpeter zeigten, sahen wir die beiden Liebenden mit ihren vielen lustigen Freunden, begleiteten sie nach Straßburg, wo Goethe der Ruf nach Weimar erreicht. Hier in Straßburg erfüllt sich nach dem Willen des Singspiels das Schicksal Friederikens: als sie hört, daß man am Weimarischen Hof einen unverheirateten Goethe erwartet, bringt sie das Opfer ihrer Liebe und schickt Goethe selber dorthin.

Isot-Cornelia Ehrhardt

UNSER LESEKABINETT

Das Wiedersehen

Dem Schreiber dieser Zeilen geht es nicht besser als vielen anderen: ein Fliegerangriff hat ihm den größten Teil seiner Habe und leider auch seine Bibliothek, sein durch lange Jahre gesammeltes und gepflegtes Handwerkszeug geraubt. Unter den vielen Büchern, deren Verlust er schwer empfindet, stehen neben den Krönerschen Taschenausgaben die Bände der von dem umsichtigen und geschmackvollen Rudolf Marx geleiteten Sammlung Dieterich in erster Reihe. Jeden einzelnen hat er mit Freude begrüßt, und sie wurden nicht nur als oft nützliche Helfer bei der Arbeit ins Regal gestellt, sondern von einem höchst dankbaren Leser genossen. Sie boten und bieten Güter von unvergänglichem Wert, darunter viele, an denen wir in unserer Jugend achtlos vorübergegangen sind. Dies trifft namentlich auf die Werke des klassischen Altertums zu. Homer schlug uns freilich in seinen Bann, und wir spürten etwas von der Grazie des Horaz, von der Gewalt der griechischen Tragiker. Doch daß des Cäsar „Gallischer Krieg" sich spannend wie ein Abenteuer liest, merkten wir erst, als uns die schmucke Dieterichsche Ausgabe zur Hand kam, und staunend versenkten wir uns in Hesiods Gedichte von Göttern und Bauern oder in Vergils Schilderungen ländlicher Arbeit. Aber die Sammlung war nicht bloß für Humanisten bestimmt oder, sagen wir es bescheidener, für die, denen das alte Gymnasium ein Stück Sehnsucht nach der Sonne Homers mit auf den Weg gegeben hatte. Sie erschloß uns neben vielem anderen die Weltweisheit Montaignes, und Larochefaucoulds, das Gedankengebäude Pascals, den Scharfsinn Lichtenbergs, die Ahnungen Hamanns, die Tiefe Herders, die Lebenskunst Fontanes, sie beschenkte uns mit den geschliffenen Briefen des vorsichtigen Erasmus von Rotterdam, führte uns durch Briefe in den Zaubergarten der Romantik, ließ in Briefen Hölderlins Schicksal vor uns erstehen – es ist unmöglich, alles aufzuführen, was hier an Herrlichkeiten vereinigt war, und wer sie verloren hat, dem bleibt nur zu sagen: „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist . . ."

Und dann liegt auf einmal als ein tröstlicher Gruß ein neuer Band von Dieterich auf dem Tisch, ein eigentlich lang ersehnter: Vergils „Aeneis". Zwei Gesänge daraus standen, in prachtvolle Stanzen geformt, gleich hinter Schillers Gedichten, und der Professor Theodor Becker, unser ebenso gelehrter wie liebenswürdiger Ordinarius, hatte die Ausgabe gemacht, in der wir den großen Epiker lateinisch lasen. So recht zu Herzen ist er uns Jungen nicht gegangen, und eifrig stimmten wir zu, wenn man ihn einen bloßen Nachahmer unvergleichlich höherer Muster nannte. Aber das ist das Merkwürdige bei der Beschäftigung mit vielen Großen der Antike und wahrscheinlich der kräftigste Segen, den sie spendet: ein Stachel bleibt zurück, und wenn wir vom mittelalterlichen Zauberer Vergil hörten, vom Begleiter Dantes durch die Schrecken der Höllenfahrt, vom heidnischen Propheten der Ankunft des Weltheilands – immer fühlten wir uns gereizt, das alte Buch aufzuschlagen. Aber wo war es geblieben? Nun sehen wir die Aeneis wieder und mit ihr den ersten neuen Band von Dieterich. Thassilo von Scheffer, der nachschöpferische Kenner des klassischen Altertums, hat sie formgetreu eingedeutscht und hilfreich eingeleitet und erläutert. Ihn leitet nicht blinde Begeisterung für seinen Dichter, wohl aber eine herzliche Liebe zu einem mit allen Kräften um Vollendung bemühten Künstler, der die neue und dauerhafte Ordnung Europas begrüßte, so wie wir sie erhoffen. Verse wie der tröstliche: „Schweres ertrugt ihr bereits, ein Gott wird auch dieses beenden" oder der menschliche: „Elend ist mir nicht fremd, und ich lernte Leidenden beistehn" oder der mutige: „Weiche der Drangsal nicht, nein, geh ihr noch kühner entgegen", sie sprechen heute beredter zu uns als in jenen fernen Tagen, da wir zuerst von Vergil hörten und in seinem Gedicht von dem Helden lasen und seinem götterverhängten Geschick.

Runeberg

Für viele ein bloßer Name und für manche nicht einmal das, für das finnische Volk der große Nationaldichter, das ist Johan Ludwig Runeberg (1804–1877). In „Fähnrich Stahls Geschichten" lebt eine Heldenzeit, wie sie jetzt erneut über das uns verbündete Volk gekommen ist. Die Dichtung schöpft ihre Gestalten und Ereignisse aus dem Kriege von 1808/9, den Finnland, damals noch im schwedischen Reichsverband, gegen Rußland um seine Freiheit führte. Erich Störrenberg hat aus dem Epos reichlich und gescheit ausgewählt und mit feinem Verständnis und höchst formgewandt eingedeutscht, was geeignet ist, unmittelbar zu uns zu sprechen (Westphal, Wolfshagen-Scharbeutz). Er tut viel, um das Verständnis zu erleichtern. Seine Einleitung unterrichtet uns über das finnische Volk und seinen Dichter, Anmerkungen klären den gründlichen Leser auf, und sogar eine Karte von Finnland ist beigefügt. Wir fühlen uns dem Dichter nah, wenn wir in seinem Vaterlandsliede lesen: „Die Väter stritten hier den Streit mit Schwert und Geist und Pflug. Hier war es, wo zu aller Zeit, in Glück und Lust, in Not und Leid das Herz des Finnenvolkes schlug und stolz sein Schicksal trug."

Limperts Feldpostausgaben

Sie bringen für jeden etwas. Unter den sieben neuen Bändchen befinden sich drei echte, d. h. spannende Novellen: Güntzels „Unter dem Baum an der Grenze", Knoops „Frauen um Michael", Moes' „Hundert Gesichter hat die Frau". In märchenhafte Bezirke führen die unter dem Titel „Die Zauberquelle" gesammelten Geschichtchen von Marie Thomas. Kleine besinnliche Feuilletons bieten Pausts „Märchen einer Liebe" und Landmanns „Menschen". Sie werden namentlich denen willkommen sein, die nur ganz schnell einmal einen erfrischenden Hauch aus der Welt des Geistes und des Herzens spüren wollen. Ernste und dennoch anmutige Belehrung spendet das Bändchen von Karlson „An den Grenzen unseres Wissens", womit die Geheimnisse aus dem unermeßlichen und trotz allem Forschen nie ergründeten Reich der Natur gemeint sind.

Dr. Paul Weiglin

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

German

53

September 1944

Velhagen & Klasings Monats-Hefte

1. Halbheft B

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin · Bielefeld · Leipzig

Wenn Du Velhagen & Klasings Monatshefte gelesen hast, dann schicke sie an Soldaten, die Du kennst, oder gib sie beim zuständigen Blockleiter der NSDAP zur Weitersendung an die Front ab. Die Front dankt es Dir

Velhagen & Klasings Monatshefte
September 1944
Monatlich ein Heft zum Preise von RM. 2.10
zuzüglich Bestellgeld

*

INHALT

Kunstblätter nach Werken von

Bayer, Kranz und Wegener

UNSER LESEKABINETT

222 Anekdoten

Eduard Stemplinger, unseren Lesern als ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter, ein umsichtiger Literaturkenner und geschmackvoller Schriftsteller bekannt, hat sie gesammelt. Sie handeln „Von Feldherrn und Soldaten" (Piper & Co., München). Der Aufnahme für wert wurde erachtet, was Plutarchs Meinung entspricht, wonach ein kurzes Wort, sogar ein bloßer Scherz den Charakter eines Menschen oft deutlicher verrät als Schlachten und Belagerungen. Stemplinger erzählt nach den ältesten und reinsten Quellen und meidet, wie es seinem wissenschaftlichen Ernst auch heiteren Dingen gegenüber entspricht, den Fehler mancher Anekdotenjäger und -berichter, die ohne viel Besinnen dem alten Fritz zuschreiben, was Ludwig XIV. gesagt oder getan hat, ganz gleich, ob es zu ihm paßt oder nicht. Bei Stemplinger geht man sicher. Was hier steht, dafür bürgen Ohren- und Augenzeugen. Er ordnet seine Anekdoten nach dem ABC, vom Grafen Bellegarde an, dem die Wiener nachsagten, er habe die beste Gesundheit in der ganzen Armee, denn er habe noch nie etwas eingenommen, bis zu Yorck, der 1813 schwor: „Mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder." Überraschend stark mit guten Anekdoten ist Moltke vertreten, der Feind allen Scheins, selbst wenn es sich um ein allzu täuschend gearbeitetes Toupet handelte. Lenbach hat ihn ohne Perücke gemalt. Aber Moltke war nicht zufrieden mit dem Künstler. „Ich mag ihn nicht", sagte er, „der will immer einen Helden aus mir machen."

Dr. Paul Weiglin



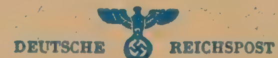
POSTSPARBUCH

Das freizügige Sparbuch für jedermann

Ein- und Auszahlungen bei allen Postämtern und sonstigen Postdienststellen sowie bei allen Landzustellern

Wer spart, hilft siegen!

DEUTSCHE REICHSPOST





Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung · Göttingen
Verlagsgebiete:
Schöne Literatur, Biographien, Kulturhistorisches, Jugendschriften, Bildbände
Manuskripte werden zur Prüfung angenommen



Anzeigen an Velhagen & Klafings Anzeigenverwaltung, Leipzig C 1. Fernruf 64201. Postscheckkonto Leipzig 66746. Verantw. Anzeigenleiter: Hans Burkel, Leipzig C 1. Erscheinungsort Leipzig. Preisliste 6. Druck und Verlag: Velhagen & Klafing, Berlin, Bielefeld, Leipzig





WOLKENSPIEL

Ölgemälde von Walter Bayer, Liegnitz. Aus der Großen Deutschen Kunstausstellung München 1943

VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE
59. JAHRGANG SEPTEMBER 1944 1. HEFT

MOLTKE

VON ECKART VON NASO

Treitschke hat einmal gesagt, Geschichte müßte immer von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden. Das bedeutet nichts anderes, als daß jede Zeit die Weltgeschichte mit ihren eigenen Augen sieht. Es bedeutet weiterhin, daß es eine absolute Geschichtswahrheit nicht geben kann, weil der Historiker – wie der Dichter – den Ablauf der Weltgeschichte und ihre tieferen Zusammenhänge nur aus einem persönlichen Erlebnis zu deuten vermag. Da dieses Erlebnis in den meisten Fällen ein Nacherlebnis ist – es sei denn, Cäsar berichte über den Gallischen Krieg, Friedrich über die Schlesischen Kriege, Ludendorff über die Schlacht von Tannenberg –, so ist der Geschichtsschreiber gezwungen, Meinungen zu übernehmen, jedenfalls aber überlieferte Berichte zugrunde zu legen. Je genialer seine kritische Urteilskraft ist, um so näher wird er dem Kern der Dinge kommen. Treffen wird er ihn nur in den seltenen Augenblicken, in denen seine Vision vom Ablauf der Begebenheiten mit dem wahren historischen Ablauf zusammenfällt. Das ist kein Akt der Forschung mehr, sondern Gnade, wie sie dem Dichter zuteil wird, wenn es ihm gelingt, die Wahrheit des Lebens aus der Wirklichkeit des Lebens zu gewinnen.

Mathematische Kongruenz in solchen Fällen ist selten. Sie ist selten sogar in den Fällen, wo der Feldherr als sein eigener Historiker über den Krieg, der Staatsmann als Historiker über die Politik seiner Zeit berichten. Die Jahre überschatten in der Erinnerung das spontane Erlebnis. Selbst der Große Friedrich ist in der Geschichte seiner Kriege nicht immer objektiv. Kein Mensch kann es sein, wenn er ein Mensch und nicht eine Maschine ist. Temperamente sprechen mit, Gefühlswallungen schalten sich ein. Noch der um strengste Wahrheit bemühte Geschichtsforscher bleibt darin dem Dichter verwandt: er formt den vorhandenen Stoff seinem Wesen gemäß – anders kann niemand formen. Er liebt und haßt, er läßt Sympathien erkennen. Er sieht die historische Gestalt durch sein eigenes Blut, sein eigenes Herz.

Fehlt es ihm an geschichtlichem Material, so wird er sich – wie der unbefangene, naive Mensch – zunächst einmal an die Anekdote halten müssen, weil jede Anekdote, wenngleich nicht immer den Kern, so doch einen Schatten der Wahrheit vermittelt. Diese Wahrheit freilich wird zumeist von außen her an die Figur herangetragen. Friedrichs Krückstock, mit dem er die Schuljugend bedroht, und die Tabakspfeife des Reitergenerals von Seydlitz, die er vor Roßbach als Zeichen der beginnenden Schlacht in die Luft gewirbelt haben soll, sind gewiß „auch" richtig, aber sie sind nicht allein richtig. Und die wunderbaren Goetheschen Verse: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte" – diese Verse haben dazu beigetragen, eine der großartigsten Frauen unserer Geschichte, Luise von Preußen, für immer in einen Schleier der Tränenseligkeit zu hüllen, der dieser moralischen Überwinderin Napoleons im tiefsten fremd war.

Immerhin ist die Anekdote nach Mommsen eine gute Brücke, geeignet, sich auf ihr in das Land der exakten Wissenschaft vorzutasten.

Wenn wir diese kurze Anmerkung über Geschichtsforschung und Anekdote vorausgeschickt haben und jetzt die Fragen stellen: was weiß man von Moltke, dem Menschen und Feldherrn, so werden wir bemerken, daß die Antwort auf diese Frage im wesentlichen ebenfalls der Anekdote entnommen ist. Zwar kennen wir alle das zarte und zugleich eherne Antlitz des Feldherrn, seine schmale, hohe, im Alter ein wenig gebeugte Gestalt, wie sie die Standbilder und Porträts überliefern. Wir wissen etwas von Königgrätz und Sedan – in Umrissen wenigstens und vielleicht nicht sehr genau. Wir wissen auch, daß er mit Bismarck und Roon zu den Paladinen des alten Preußens gehört hat. Die Tatsache aber, die unverbrüchlich in das Volksbewußtsein übergegangen sein sollte, bleibt anekdotisch: daß er nämlich der „große Schweiger" genannt worden ist.

Viele Geschichten, die über Moltke umgehen, kreisen um diese Schweigsamkeit. Und hier liegt einer der wenigen historischen Fälle vor, wo die Anekdote in die Mitte der geschichtlichen Figur trifft. Schweigsamkeit ist der Kern seines Wesens, so überraschend und bis zum Letzten aufgeschlossen er sich in seinen Briefen offenbart hat. Der schreibende Moltke – um es mit einem Paradox auszudrücken – spricht, der redende schweigt. Schweigsamkeit ist Sparsamkeit mit dem Wort, und bekanntlich war der alte Gutsherr von Kreisau nicht nur mit Worten sparsam. Auch darüber gibt es Anekdoten genug. Aber daß er der „Schweiger" gewesen ist, hat sich am tiefsten in die Erinnerung eingeprägt. Die gleiche Schweigsamkeit verlangte er auch von anderen. Er lehnte jede Berichterstattung über sein Leben ab.

Als ein Biograph den siebenundsiebzigjährigen Feldmarschall, den Sieger aus zwei Kriegen, in aller Höflichkeit um Daten und Aufzeichnungen seines Werdeganges bittet, antwortet Moltke, ebenso höflich wie jener: „Ich erkenne die Absicht dankbarlichst an, gestatte mir aber zu bemerken . . . Nur erst über den Hingeschiedenen ist ein freieres Urteil zu erwarten. Es hat sich so gefügt, daß ich erst in vorgeschrittenem Alter in Verhältnisse getreten bin, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen können. Niemand wird Anteil nehmen an einer langen Reihe früherer Jahre . . ."

Aber gerade die Reihe dieser sechsundsechzig Jahre ist es, die ihn uns Heutigen beinahe näher bringt als das glanzvoll gekrönte Alterswerk des ruhmreichen Feldherrn. Es sind die Lehr- und Wanderjahre, in denen er als Unbekannter durch sein Jahrhundert geht – unbekannt auch sich selbst und der eigenen Bestimmung.

 Velhagen & Klafings Monatshefte. 59. Jahrg. 1944/45. Nachdruck verboten. Copyright 1944 by Velhagen & Klafing

Als der in Dänemark zum Offizier Erzogene in die preußische Armee übergetreten war und als Leutnant mit 16 Thalern, 22 Silbergroschen, 6 Pfennigen beim Füsilierbataillon des 8. Infanterieregimentes in Frankfurt a. O. Dienst tat, schrieb er einmal in einem Brief an seine Mutter den scheuen und verhaltenen Satz: „Auch würdest Du mir einen großen Gefallen tun, wenn Du mir von Lene, Guste, Vips und Dir eine kleine Locke schicktest, ich habe eine Kapsel, in der ich sie tragen werde." Mehr schrieb er nicht. Aber in diesem einzigen Satz ist unausgesprochen alle Einsamkeit – und zugleich alle Liebe zur Familie eingefangen, deren Moltke bis in sein höchstes Alter wie wenige fähig war.

Es begannen damals für den jungen Offizier jene Jahre, von denen er später selbst einmal gesagt hat: „Die erste Zeit meiner Karriere war arm an Freuden des Lebens." Es war eine unendliche Kette grauer Alltage voller Entbehrungen, ohne einen Pfennig von zu Haus, von einer geradezu chronischen Geldnot bedrängt, von Sorgen und Krankheiten heimgesucht, da der fester geschnürte Leibriemen das Essen, nächtelanger Privatfleiß außerhalb des militärischen Dienstes die Vergnügungen der Jugend ersetzen mußten.

Diese Jahre wurden sinngebend für den Menschen Moltke, wie sie in alle Ewigkeit sinngebend bleiben werden für den jungen kämpfenden Menschen überhaupt. Damals in der unaufhörlichen Reibung mit den feindseligen äußeren Mächten des Lebens bildete sich jene zugleich lautere und unbeirrbare Festigkeit des Charakters, die – als Moltke sechsundsechzigjährig zur Führung der Armee berufen wurde – jedem Schicksal, auch dem drohendsten, standhielt.

Moltke war fünfundzwanzig Jahre alt, als zum erstenmal die große Liebe in sein Leben trat. Das geschah im schlesischen Obersalzbrunn, wohin der immer Kränkliche zur Kur geschickt worden war. Dort lernte der Königlich Preußische Leutnant Ende Juli 1825 die junge Gräfin Emma Reichenbach kennen. Aber da es das Schicksal des Menschen Moltke war, daß er zur Entbehrung und Entsagung bestimmt schien, so blieb von dieser Liebe nichts anderes als wiederum ein Satz in einem Brief an die Mutter. Nur zu ihr sprach der Leutnant von dem, was ihn nahezu auseinanderriß. Er tat es mit vollendeter Haltung, kurz, beinahe plaudernd, und in der Kühle dieser wenigen Zeilen vom 15. August 1825 offenbarte sich die ganze menschliche Keuschheit dessen, der zum Erzieher berufen war: „Hier ist ein Mädchen, das recht verdient, Deine Schwiegertochter zu sein. Es ist eine Gräfin R. Sie ist bildschön und gut erzogen – Du würdest sie auf Händen tragen. Aber leider ist sie unvermögend." Und es war nun so, daß ein Sekonde-Leutnant, der selbst kaum satt wurde, nicht auch noch ein armes Mädchen heiraten konnte.

Aber etwas blieb von diesem Erlebnis zurück, das zu den anmutigsten Schnörkeln der ernsten und sonst so verschlossenen Erscheinung Moltke gehört: er formte das Erlebnis zum Gedicht. Was wenige wissen, geschah: der Militärschriftsteller mit dem glasklaren Stil begann als romantisch schwärmender Novellist. Er schrieb die Erzählung „Die beiden Freunde", und wahrscheinlich wird sie die reizvollste Schlüsselnovelle bleiben, die in deutscher Sprache erschienen ist. Sie zeigt uns den fast ganz unbekannten, zugleich liebenswürdigsten Moltke. Und wie es die richtigen Poeten tun, so bog und log er sich in dieser Novelle das krumme Leben nach seinen Wünschen gerade und zurecht: Der junge friderizianische Offizier Ernst von Holm bekommt die schöne Gräfin Ida Eichenbach, und das Ergebnis von Salzbrunn wurde wenigstens auf dem Papier und in der Phantasie richtiggestellt.

Diese Novelle erschien am 8. März 1827 in einer Berliner Zeitschrift im Druck, aber – wie es dem Offizier in seinen jungen Jahren immer gehen sollte – der klingende Lohn blieb aus. Mit der wunderbaren Heiterkeit seines Wesens formulierte Moltke es so: „Oh, was ist während meiner Krankheit dieser unsterblichen Feder entflossen – und der Verleger hat mich ums Honorar geprellt!"

Er wurde noch oft ums Honorar geprellt, und er hat noch manchesmal zur Feder des Poeten gegriffen – ob er die „Schaukel" im Garten von Schloß Schön-Briese in Schlesien besang, oder ob er in jenen geradezu klassischen „Briefen aus der Türkei" die Klarheit des Generalstäblers mit der Visionskraft des Dichters verband. Diese „Briefe" allein würden genügt haben, den Namen Moltke zu bewahren, selbst wenn es der damalige Generalstabskapitän nicht zum späteren Feldmarschall gebracht hätte.

Keines der von ihm überkommenen Dokumente aber zeigt einen tieferen Mut zum Gefühl als die Sammlung seiner Brautbriefe.

Der Einundvierzigjährige war aus dem Türkenkrieg zurückgekehrt, an dem er als „Instrukteur und Organisator der Türkischen Truppen" teilgenommen hatte, hochgeehrt vom osmanischen Oberkommandierenden Hafiß-Pascha, und vom Preußischen König mit dem Pour le mérite ausgezeichnet. Damals lernte er im holsteinischen Itzehoe die sechzehnjährige Stieftochter seiner Schwester, die kleine Marie Burt, kennen, und das Wunder, das über beide kam, löschte alle Gegensätzlichkeit von Alter und Wesen aus. Da Moltkes Urlaub zu Ende ging, vertraute der Generalstabskapitän von Berlin aus seine Liebe dem Brief.

Es sind merkwürdige Briefe, schön und voll Schwärmerei im Wertherstil. Aber es wären eben nicht Moltkesche Liebesbriefe, wenn sie bei Jasmin, Mond und Sternen ihr Bewenden hätten. Noch in einen letzten Überschwang bricht die Abstraktion ein: der Mann an sich mit seiner soldatischen Härte, der Erzieher an sich, für den die sechzehnjährige Braut, wenn sie Fehler macht und die Ordnung vermissen läßt, unvermittelt zum Objekt wird, nicht viel anders als der Nachwuchs im Generalstab, dessen Winterarbeit auf Stil und Folgerichtigkeit zu prüfen ist.

Marie Burt läßt es sich liebevoll und heiter gefallen. Siebenundzwanzig Jahre lang hat sie den Weg des Menschen Moltke mit ihrem zauberhaften Dasein begleitet, und schon als Achtzehnjährige kannte sie ihren Bräutigam so gut, daß sie einmal schrieb: „Ich weiß wohl, daß es in dem Moltkeschen Charakter liegt, sich wenig zu äußern und mitzuteilen. Du hast auch etwas in Deinem Wesen, was zurückhaltend scheint und manche hochmütig nennen. Mag die Welt Dir denn auch öfters eine Äußerung des Gemüts geraubt haben, so trägst Du ja doch einen Schatz von Reichtum, Weisheit und Adel des Herzens in Dir, wie man es gewiß bei Männern nicht wiederfindet."

Aber das alles: Armut, Kränklichkeit, unglückliche und glückliche Liebe, begegnet anderen auch. Es hätte nicht ausgereicht, einen vielfach begabten Menschen und Offizier zur Erscheinung Moltke werden zu lassen. Ein Gewaltakt ist notwendig, um den einen unter Tausenden zur Ausnahme, den Generalstäbler zum Genie umzuprägen. Und in der Tat vollzieht sich der Einbruch der Geniesphäre in die alltägliche und in einem schönsten Sinne philiströse Form des bürgerlichen Menschen

mit einer Plötzlichkeit, wie sie die Weltgeschichte vordem noch nicht verzeichnet hat. Die sonst übliche Schicksalsvorbereitung scheint im Moltkeschen Leben völlig zu fehlen.

Sechsundsechzig Jahre lang geschieht wenig und nichts, das die Welt verändert hätte. Der Generalstäbler, der Reisende durch die Welt, der prinzliche Adjutant fällt nirgends sonderlich auf: ein kluger, schweigsamer, zurückhaltender und wohlerzogener Offizier – mehr weiß man nicht von ihm, mehr weiß er von sich selber kaum. Immer bleibt er mißtrauisch gegen die eigene Befähigung. Und da er zwar nicht viel, aber für seine Verhältnisse doch wohl genug erreicht hat, den Rang des Generalmajors, wird es jetzt langsam Zeit, seinen Abschied zu nehmen und sich in die Sippe und aufs Land zurückzuziehen, um ganz seiner sehr geliebten Frau – Marie – zu leben.

Da trifft den Siebenundfünfzigjährigen die Berufung durch den Prinzregenten Wilhelm zum Chef des Generalstabes der Armee wie ein Blitz aus heiter befriedetem Abendhimmel. Moltke nimmt selbstverständlich an. Er ist da, wie er immer in seinem Leben dagewesen ist. Aber auch jetzt ändert sich noch nichts: es passiert – von außen gesehen wieder einmal – wenig genug. Die unbegreiflichen Aufmarschpläne des Generals gegen Österreich, Frankreich und Dänemark kennt nur ein kleiner Kreis. Und als der Krieg 64 beginnt, läßt man den größten Feldherrn des 19. Jahrhunderts zu Haus, denn der Chef des Generalstabs ist damals nur beratende, nicht aber ausführende Instanz. Es bleibt eine der seltsamsten Ironien der Weltgeschichte. Der alte Wrangel führt und wirft um. Da erinnert man sich wahrhaftig des vierundsechzigjährigen Generals in Berlin. Und Moltke greift zum erstenmal ein. Er gewinnt Alsen und damit den Krieg. Aber es geschieht noch immer gleichsam unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Ein Nichtgenannter, Nichtgekannter hat diese vielfach blutige „promenade militaire" zu Ende geführt. Zwar der König belobt ihn selber. Moltke freut sich der erfüllten Pflicht und möchte wiederum den Abschied nehmen. Noch in dieser Phase seines Schicksals ist die bürgerliche Form des Menschen drauf und dran, über die Genieform zu triumphieren.

Dann kommen 66 und Königrätz – und das Wunder geschieht: der Feldherr offenbart sich nicht nur in seinem absoluten Genie – der anonyme und unbekannte Schreibtischsoldat Moltke wird mit einem einzigen Schlage populär. Plötzlich zwischen Nacht und Tag geht er zu den Heroen des Krieges ein.

In dieser Tatsache liegt eine der tiefsten Merkwürdigkeiten des Moltkeschen Schicksals. Es gibt – wenn man die Weltgeschichte zurückdenkt – vor Moltke keine alten kriegerischen Heroen, oder so gut wie keine. Man betet im Heros zugleich die stürmende Jugend an: das ist die Schönheit des Alexander und des Hannibal, des jungen Eugen und des jungen Friedrich, des noch mageren Bonaparte auf der Brücke von Rivoli und bei den Pyramiden.

Gab es Heroen im weißen Haar wie Blücher, so liebte man auch in ihnen das ungebrochene Feuer der Jugend, liebte man den voranreitenden General. Kriegerisch gedacht, betet man immer nur den körperlichen Helden an, also den Mut – nicht den planenden Geist, der sich dem Verständnis der soldatischen Masse notwendig entziehen muß. Und wenn etwa Julius Cäsar – als einziger der großen Feldherrn der Welt – einundfünfzig Jahre brauchte, ehe er den Rubicon überschritt, so war auch er nicht nur Feldherr, sondern Führer der Schlacht, eine mitfortreißende körperliche Energie, die ihre Centurien beflügelte.

Moltke war es nicht. Er hat nie in einer Schlacht geführt. Er war nur Geist. Und als er in das Volk einging, wurde zum erstenmal in der Geschichte das geistige Soldatentum beispielhaft. Da er seinen Rubicon – bei Königgrätz – überschritt, war er nicht nur in einem heutigen Sinne „überaltert". Die Zweifler auch damals hielten ihn dafür. Und der Beginn der Schlacht schien ihnen recht zu geben.

Als die bis zum letzten errechnete Gleichung nicht Wirklichkeit werden wollte, die Schlacht auf Messers Schneide stand, der Kronprinz ausblieb, die Flankenumgehung mißglückt schien, der König die Katastrophe eines neuen Jena im Anzuge glaubte, da warf das Hauptquartier auf der Höhe von Dub diesen Schul- und Rechenmeister vom grünen Tisch schon zu den Toten.

Und gerade dieser Augenblick einer schwersten Zerreißprobe war es, der das Genie freilegte. Das Geheimnis Moltke trat an die Außenfläche der Erscheinungen. Der König fragte, welche Rückzugsbefehle vorgesehen seien. Der bescheidene, zarte und stille General, der sich in seiner Jugend einmal der Charakterschwäche bezichtigt hatte, bewies mit seiner Antwort nicht nur einen Charakter von Stahl, sondern auch die schrankenlose Unbedingtheit dessen, der aus irrationalen Erkenntnissen heraus weiß. Jeder menschlichen, höfischen, sogar soldatischen Form entrückt, sprach er den großartigen Satz: „Hier wird nicht zurückgegangen, hier geht's um Preußen." Es ging um Preußen, es ging um den preußischen Primat in Deutschland – und Wille und Genie zusammen erzwangen den Sieg.

Es gibt, von hier aus gesehen, keine logische Brücke zwischen dem Feldherrn von Königgrätz und dem zauberhaft anmutigen Erzphilister, der einmal an seine Frau den charakteristischen Brief schrieb: „Nachdem die Herren fort waren, legte ich mir die Blätter Deines Briefes zurecht, wischte meine Brille ab, nahm eine Prise und streckte mich behaglich auf das Sofa, um den Brief so recht mit Genuß durchzulesen. An einigen der schwierigsten Stellen wurde noch die Lupe zu Hilfe genommen."

Dieser Privatdeutsche, der keiner Fliege ein Bein krümmen konnte und wie ein Bild von Ludwig Richter wirkt, der, wenn es regnete, zu Fuß ging, um Pferde und Kutscher zu schonen, hätte niemals eine Schlacht zwei Stunden früher als notwendig angefangen, nur um zwei Heere tiefer ausbluten zu lassen, damit die grausame Gleichung des Krieges ins Lot käme. Hier liegt das Geheimnis Moltke. Hier ist etwas anderes am Werke als nur ein erstklassiger Generalstäbler, der ein ungewöhnliches Talent sachgemäß entwickelt. Hier wird das Genie an sich deutlich. Hier sind wirklich zwei Wesen in einer anmutigen körperlichen Form vereinigt, und über den Abgrund, der sie trennt, leitet nur der elektrische Funke schöpferischer Inspiration hinüber.

In den großen Stunden, da der Mensch sich in den Feldherrn verwandelt, hört der Feldherr auf, ein Mensch zu sein. Er ist nur noch rechnende Zahl, unbeirrbarer Plan. Der gütige Mensch geht in eine andere, luftverdünnte, eiskalte Sphäre ein.

Es sei in diesem Zusammenhang an zwei andere, uns wohlvertraute Feldherrngestalten erinnert: an Friedrich und Napoleon. Ihr Leben war Magie. Aus der Magie dieses Lebens wuchsen auch die kriegerischen Taten folgerichtig heraus. Die Sphäre blieb die gleiche. Es war nur ein gradmäßiger – nicht ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Friedrich von Sanssouci und dem Friedrich von Leuthen, zwischen dem Frauenbezwinger Bonaparte und dem Sieger von Austerlitz. Friedrich und Bona-

parte waren eben bis in ihren Alltag hinein geniale Naturen, herrschende Gewalten.

Moltke war es keineswegs. Er war als Mensch weder eine geniale Natur, noch eine herrschende Gewalt. Er war sogar eine trockene Natur, und wenn eine Gewalt in ihm umging, so war es im Gegenteil eine dienende Gewalt. Er funkelte nicht, er faszinierte nicht, er war nicht einmal interessant. Das wußte er selbst ganz genau. Aber in den Stunden, da er die Schlacht ersann und die Schlacht leitete, stand er wie ein fernes, mitleidloses Gestirn über den kämpfenden Heeren – unbegreiflich in der Gesetzmäßigkeit seiner Bahn, abgetrennt von seinem privaten Leben. Und etwas von solcher Erdenferne blieb immer auch um den privaten Menschen Moltke gebreitet: es war die Stille um ihn und das Schweigen der Gottheit, eine seltsame Unnahbarkeit, die durch die fast zärtliche Güte des Menschen hindurch deutlich wurde.

Diese Güte wurde noch an den Grenzen der strategischen Eisregion spürbar. Das zeigten auch der Krieg 1870/71 und die Form, wie er die aus dem Elan entstandenen Fehler der Unterfeldherrn ausglich.

Moltkes Plan ging auf Paris. Er wollte mit dem tatsächlichen auch das moralische Prestige des Feindes erschüttern. Und innerhalb dieses Gesamtplanes, der vom König genehmigt war, suchte er, wie in allen seinen Kriegen, das Cannae des Gegners, d. h. die Umzingelung, damit die Vernichtung. Aber es war das Moltkesche Prinzip: im Kriege kein anderes Prinzip gelten zu lassen als jenes, das der Augenblick vorschrieb. Dieser grundgelehrte Offizier war niemals doktrinär. Strategie, hat er einmal gesagt, ist ein System von Aushilfen. So ließ er in der großartigen Beweglichkeit seiner Pläne den Heerführern freieste Hand, weil seine Meisterschaft Hunderte von Möglichkeiten wußte, etwaige Mißgriffe der Unterführer wieder auszugleichen. Und solchen Ausgleiches bedurfte es sehr.

Moltke hatte die Anfangsschlachten des Krieges 1870 nicht gewollt: es waren blutgetränkte Erfolge – aber strategische Fehler. Die Siege des Kronprinzen bei Weißenburg und Wörth verjagten ihm die Armee Mac Mahons zunächst auf Nimmerwiedersehen. Der blutige Sieg von Spichern verjagte ihm die Rheinarmee unter Napoleon und Bazaine. Er hatte die beiden zwischen Elsaß und Lothringen auseinandergerissenen französischen Heereshälften Mac Mahons und Bazaines in einen Kessel südlich Metz treiben wollen – dieser Plan war gescheitert. Was aber tat der Feldherr? In seiner ganz losgelösten, fast schon jenseitigen Ruhe schrieb er aus seinem damaligen Hauptquartier in Mainz an den Stabschef des Kronprinzen, den General v. Blumenthal, einen ausführlichen, liebenswürdigen Brief, der mit den Worten begann: „Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem glänzenden Erfolge . . .“ Und da ist die einzigartige Haltung dieses Feldherrn: da es nicht mehr zu ändern war, mochte es seine Richtigkeit haben. Er würde schon zusehen. Und er sah zu.

Als es ihm gelungen war, in drei furchtbaren Doppelschlachten von Colombey-Nouilly, Vionville-Mars-la-Tour und Gravelotte-St. Privat wenigstens die Rheinarmee Bazaines nach Metz hineinzuwerfen, marschierte er auf Paris weiter, wie es der Plan vorsah. Da geschah das Wunder, das ihm die Vernichtungsschlacht, die er suchte, unvermutet in den Schoß warf.

Es marschierten damals – ein Witz der Kriegsgeschichte – zwei Heere aneinander vorüber, ohne gegenseitig etwas von ihrer Existenz zu wissen. Mac Mahon, der seine Armee im Lager von Châlons wieder organisiert hatte und Bazaine noch frei in der Gegend von Monmédy-Sedan wähnte, marschierte von Westen nach Osten, seinem Oberfeldherrn zu Hilfe. Das deutsche Heer marschierte von Osten nach Westen auf Paris.

Als Moltke die ersten zweifelnden Meldungen vom Auftauchen des Feindes auf dem rechten deutschen Flügel erhielt, glaubte er es nicht. Es ging ihm, wie es dem großen König bei Roßbach und später bei Leuthen ergangen war, als der Feind gegen jedes Gesetz des Krieges aus uneinnehmbaren Stellungen vorrückte, um geradezu sinnlose Stellungen im freien Feld zu beziehen: die Musikalität seines Wesens sträubte sich bis zum letzten Augenblick, einem geachteten Gegner eine solche nicht zu begreifende Verletzung der harmonischen Regeln zuzutrauen.

Aber als die Meldungen sich bestätigt hatten, drehte er, für den es einfach keine Schwierigkeiten mehr gab, eine ganze deutsche Armee mitten im Marsch. Das war der berühmte „Rechtsabmarsch“ vor Sedan. Er drehte eine Armee, die in meilenlanger, breitausgezogener Front nach Westen marschierte nach Norden um, wobei sie notwendig in die Unwegsamkeit der Argonnen, in die schwierigen Défilés und Übergänge jenseits Verduns geraten mußte. Er operierte mühelos, leicht, selbstverständlich und vom Genie begnadet. Und der seit Cannae größte strategische Sieg der Weltgeschichte – Sedan – war die Folge. Er hat sich seitdem im Weltkrieg bei Tannenberg noch einmal wiederholt. Er hat sich unter der persönlichen strategischen Operationsleitung des Führers in Polen, Frankreich, auf dem Balkan und in Rußland nicht nur wiederholt, sondern vervielfacht, vier, fünf Cannae nebeneinander wurden dort geschlagen.

Aber mit Sedan war die Höhe erreicht, der Clausewitzsche Kulminationspunkt des Sieges überschritten. Es kam im zweiten, schwereren Teil des Krieges vor Paris die Stunde, die größer war als Königgrätz und Sedan. Es war die Stunde des Menschen Moltke, des Dieners am Staat. Der schwelende Konflikt Bismarck–Moltke brach über einer Kompetenzstreitigkeit offen aus, und der König, der Moltke eben noch zum Grafen gemacht hatte, nahm Bismarcks Partei. Der Feldherr, nicht als Mann – wohl aber in der Ehre des militärischen Führers gekränkt, entwarf folgenden Brief: „. . . was dagegen die beabsichtigten und in der Ausführung begriffenen Operationen anbetrifft, so würde eine regelmäßige Mitteilung hierüber an den Kanzler wohl nur in dem Falle gerechtfertigt sein, wenn Eure Kaiserliche Majestät geneigt sein sollten, sich auch hierin des Rates des Grafen Bismarck zu bedienen. Da es indessen eine feststehende Meinung ist, das kriegerische Operationen der einheitlichen Leitung bedürfen, so bin ich sehr gern bereit, den bezüglichen Vortrag und auch die Verantwortung dem Bundeskanzler allein zu überlassen und sehe ich hierüber Euerer Kaiserlichen Majestät allergnädigster Entscheidung ehrfurchtsvoll entgegen . . .“

Dieser Brief wurde niemals abgeschickt. Auflehnung konnte groß sein, wenn sie der Sache dient. Hier diente sie der Sache nicht. Er ging oder der Kanzler ging. Immer war die Bahn des Krieges gestört, die Ordnung des Staates erschüttert. Wichtig war nur, daß sie beide dem Gesetz untertan blieben, zu dem sie berufen waren. So gab Moltke nach.

Das Volk hat ein feines Ohr, eine feine Witterung für die Geheimnisse der Menschenseele. Es liebt nur, wo es Liebe zu finden meint, und hebt auf den Schild nur den, der es im tiefsten überzeugt hat.

Popularität läßt sich nicht erzwingen. Aber das preußische, das deutsche Volk hatte etwas von der bezaubernden Anmut begriffen, die – seltsam genug – den einzigen wirklichen Vernichtungsstrategen des 19. Jahrhunderts auszeichnete. Denn dieses war er – über Napoleon und Gneisenau hinaus. Moltke ging in den Mythos ein. Er, der bis 1866 sogar innerhalb der Generalität so anonym geblieben war, daß noch in der Schlacht von Königgrätz der General v. Manstein sagen konnte, als ihm ein Befehl des Feldherrn überbracht wurde: „Das ist schon alles sehr richtig – aber wer ist der General v. Moltke überhaupt?“ – dieser Moltke ging plötzlich in das Volksbewußtsein über. Was seinen Vorgängern versagt geblieben war, die das geistige Soldatentum der Epoche heraufgeführt hatten, fiel ihm ohne sein Zutun in den Schoß. Scharnhorst und Gneisenau blieben beide unpopulär, obwohl sie beide gleichzeitig Heerführer in der Schlacht gewesen waren: Scharnhorst, weil er zu früh fiel, Gneisenau, weil er vom gewaltigen Schatten Blüchers verdeckt wurde. Und Clausewitz starb an der Cholera, ehe er seine kriegerische Weisheit praktisch betätigen konnte. Das große preußische Dreigestirn der Befreiungskriege empfing sein Licht erst wieder rückwirkend durch den Moltkeschen Stern. Dieser „Schweiger“, den das Volk nur ahnen konnte, war dem Volke nahe, so wenig es von ihm wußte. Er war der Sieger. Das genügte ihm. Und der rührende und zugleich überwältigende Vers, den eine Kleinstadt ihm auf ein Transparent gemalt hatte, sprach die tiefste allgemeine Meinung aus und traf zugleich den Kern:

„Der den Feldzugsplan erdacht,
der ihn zu Ende gebracht,
Moltke hat es gut gemacht.“

Unvergänglich bleibt dem deutschen Volk die Erscheinung Moltke bewahrt, dieses unendlich reiche Leben, dem die Abenteuer und Sensationen dennoch fremd sind. Aber je näher man ihm kommt, um so wärmer blüht die schweigsame Gewalt aus der anfänglichen Sprödigkeit auf, und aus einer Welt der Flugzeuge und Schnellbahnen, der Geräusche und Rekorde tritt man in die große Stille ein, wo die Uhren angehalten sind, weil Anfang und Ende sich begegnen und die Zeit aufgehört hat zu sein. Es ist die Stille, wo Furcht zur Ehrfurcht, Ehrfurcht zur Liebe wird.

Spiel der Liebe

Roman von Ernst Zahn

In der Welt draußen war das nicht bekannt. Auch im kleinen Heimatland sprach man nur gelegentlich und, wenn ein besonderer Vorfall in die Öffentlichkeit drang, davon. Im Kanton freilich galt es als Überlieferung und nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß die beiden Nachbargemeinden Lugeck und Obsteg in ewigem Wettbewerb und Konkurrenzkampf standen. Sie ließen die Dörfler hier wie dort Blutsverwandtschaft und Landsmanntum vergessen und steigerten sich gelegentlich bis zum Haß und offenen Feindseligkeiten.

Die Natur allein schon hatte freilich die beiden Ortschaften wie Schutz- und Trutzburgen einander gegenüber auf trotzende Bergkämme gestellt. Hoch, schroff und waldumkraust stiegen diese auf und breiteten an ihren Gipfeln felsumzäunten grünen Alpboden unter den Himmel. Zwischen ihnen schoß in grausiger Tiefe ein wilder Bach einem das Haupttal durchziehenden Strome zu. Im Frühjahr donnerten seine von Schnee und Gletschermilch gespeisten Wasser zu den beiden Dörfern empor, als wollten sie diese mahnen, das neue Jahr nicht wieder mit Zank und Streit zu beginnen.

Die von Lugeck wohnten ein wenig höher als die Obsteger. Ihre alten Holzhäuser, ein paar neuere Steinbauten und die schöne Kirche mit dem spitzen roten Turmdach und dem blitzenden Goldkreuz hätten auf das Häuserrudel des Nachbardorfes hinuntersehen können, wenn der See nicht gewesen wäre, der sich zwischen ihr Dorf und den Obsteg zugewandten Landabsturz schob. Dagegen konnte dieser Ort sich einer um hundert Köpfe größern Einwohnerzahl, eines neuen Schulhauses, eines besonderen Wohlstandes und im großen ganzen der Tatsache rühmen, daß seine um einen freien Platz gruppierten Wohnstätten einen fürnehmeren Eindruck gewährten als das sturmbraune Lugeck.

Die Matten und Waldstücke der beiden Gemeinden stießen aneinander, und das Tückische war, daß Lugeck Grundbesitz auf der Obsteger Seite des Wildbachs und ebenso Obsteg gewisse Rechte auf dem Areal von Lugeck besaßen.

Wenn der Mensch streiten will, sucht und findet er Anlaß genug. Das beweisen die wilden Kriege, die über die Erde gegangen. Das beweist auch das Alltagsleben und bewies die Geschichte der beiden Bergdörfer. Da sammelte eines Tages ein unbefugter Obsteger Holz im Lugecker Wald, und eines andern warf der Sturm eine mächtige Tanne ausgerechnet halb über der Lugecker Grenze auf Obsteger Gebiet. Die Lugecker verklagten den Obsteger, und diese machten den Nachbarn die Tanne streitig. So war es gegangen, seit man da wie dort sich erinnern konnte.

In dem Jahre jedoch, in dem diese Geschichte beginnt, hatten sich die Beziehungen der beiden Dorfschaften so verschlimmert, daß die Oberbehörde sich veranlaßt sah, die Gemeinderäte ernstlich zum Frieden zu mahnen. Nicht umsonst jedoch wohnten diese Bauern unter den Felsbrüchen und Lawinen und war ihr Leben ein ewiger Kampf mit den Naturgewalten, nicht umsonst hatten ihre Gestalten etwas von der Knorrigkeit der Arven und ihre Haut etwas von der Farbe und Zähigkeit des Leders. Die Stürme und Winter brausten über ihre Halden hin, ohne daß sich die Bewohner ängstigten. Wie hätte da eine regierungsrätliche Mahnung sie stark beeinflussen sollen? Im einen wie im andern Ort legte man den Brief zu den Akten und lebte und stritt weiter, als sei jener nie angekommen.

Die gelindeste Seite der ewigen Gegnerschaft der beiden Dörfer war der friedliche, aber leidenschaftliche Wettbewerb. Sowohl Lugeck wie Obsteg besaßen ein paar Männer, die zu den berühmten und

gesuchten einheimischen Bergführern gehörten. Wenn aber heute der Obsteger Peter Z'graggen mit einem Engländer die Erstbezwingung irgendeines Berneroberländerriesen über eine senkrechte Felsschroffe hinauf vollführte, und morgen ein deutscher Hochgebirgsentdecker einen Lugecker für eine monatelange Exkursion auf die höchsten Gipfel des Kaukasus dang, wie sollte da nicht der Neid da und dort aufschießen wie das Unkraut im Gemüsegarten! Die ganze Dorfschaft krankte daran. Nur in einem Punkte versagte etwa einmal der Trotz da und dort. Das geschah, wenn trotz aller Ungunst der Verhältnisse ein junger Bursche sich in ein Mädchen ennet dem Bach verguckte.

Eines Tages saß die Familie Lorez, der das ansehnliche und weltbekannte Gasthaus zum Kreuz in Obsteg gehörte, in einer Hinterstube bei Tisch.

Das Gasthaus war ein stattlicher, weißgetünchter Bau mit einer Steintreppe, die zur breiten Eingangstüre führte. In einem Wirtshausschild, den ein Eisenarm in die Gasse hinausstreckte, leuchtete aus grünen Blechblättern das goldene Kreuz. Viele Gäste folgten jahraus und -ein der gastlichen Einladung des Schildes, sei es, um nach kurzer Rast ins Gebirg zu steigen, sei es, um bei längerem Aufenthalt die Luft der Höhe zu atmen.

Der Kreuzwirt, Kaspar Lorez, war ein tüchtiger und stattlicher Herbergsvater und daneben ein einflußreicher Amtsmann, den sein Ansehen in die maßgebenden Landesbehörden geführt hatte.

Er hatte heute wie immer seinen Platz zu Häupten des langen Tisches in der nur der Familie dienenden Stube. Eben faltete er die von harter Arbeit rauhen und breiten Hände auf dem Tisch, auf den eine Magd die dampfende Suppe gestellt, und sprach ein Vaterunser. Er neigte den angegrauten Kopf über sein Gedeck, wobei der wie jener von einzelnen weißen Fäden durchzogene schwarze lange Bart sich an der Platte ein wenig bauschte. Mit gesenkten Köpfen saßen auch die andern da. Frau Maria, die Wirtin, hager, mit gelbbleichem Gesicht, hatte einen hohen Rücken, als gestatteten ihr Arbeit und Sorgen nicht mehr ganz aufrecht zu gehen. Es lastete ja auch viel auf ihr, die in Küche, Keller und Stuben ein strenges Regiment führte und wegen ihrer Genauigkeit und Schärfe bei den Angestellten und manchen Gästen gefürchtet war, während die Töchter wohl wußten, daß sich mit diesen Charakterhärten Güte und Verläßlichkeit paarten.

Die beiden Töchter saßen je zur Rechten der Mutter und des Vaters, neben jener die jüngste, die siebzehnjährige Biene, neben diesem die um zwei Jahre ältere Margit. Gutes, feines Holz wuchs da den beiden stattlichen Lorezen nach. Das Gesinde behauptete, die große Gästezahl des Sommers sei zum Teil dem hübschen Lärvlein und anderen Vorzügen der Margit zu danken, und die Mannsleute machten sogar schon der anmutigen Biene Augen.

Die Margit erhob sich jetzt und handhabte mit runden Armen, die es an Weiße mit frischem Winterschnee aufnehmen konnten, den mächtigen Suppenlöffel. So blaß wie die Arme war auch das Gesicht, an dessen gerade Stirne die Natur über dunkle, ein wenig melancholische Augen schmale schwarze Brauen gezeichnet hatte. Knapp und wohlgepflegt legte sich das dunkle Haar um ihren Kopf.

„Wißt ihr schon, wie es gestern am Schwinget gegangen ist?" fragte sie jetzt und noch unter dem Tellerfüllen den Vater.

Der legte die Runzelstirn in Falten und berichtete: „Meister sind sie geworden, die Lugecker über die unsern. Der Teufel hol 's!"

Nun spitzten die Frauen, Mägde und Knechte am Tisch die Ohren.

Lorez erzählte weiter, das Schwingfest in Unterwalden sei eine mächtige Sache gewesen, viel Volk aus allen Landesteilen im Ring, die von Obsteg wie die Lugecker besonders in Form. Beim endlichen Ausstechen seien nur noch zwei Außerkantönler zugelassen worden und zuletzt nur noch der Mingerpeter aus Langnau, der Renner-Eustach aus Lugeck und der starke stille Urban Epp, der Obsteger Gemeindeschreiber, übriggeblieben. Urban habe nach hartem Kampf den Berner gebodigt. So habe der letzte Entscheid zwischen ihm und dem Lugecker fallen müssen.

Hier riß die erregte Erinnerung an den Kampf den Erzähler fort. „Stellt euch vor, wie das gewesen ist", schilderte er, und obgleich er einer der Bedächtigen im Lande war, meinte man, ihn noch als mitgerissenen Zuschauer am Ring zu sehen. Auf seinen Backen erschienen kleine rote Flecke, und in den Augen war ein Glitzern. „Ihr kennt ja den Eustach", fuhr er fort. „Er sieht schon immer aus wie ein Struwwelpeter. Der vorangegangene Kampf hatte ihn erst recht zerzaust. Seine Haarmähne stand nach allen Seiten wie bei einem Löwen, und es war, als hielte der Gürtel kaum noch Hemd und Hose fest. Aus einem Riß im Hemdlinnen schaute ihm die haarige Brust. Etwas Teuflisches war an ihm, wie er so wieder in den Ring trat und dem von der andern Seite kommenden Urban entgegenging. Respekt vor dem Urban! Die Arme gekreuzt, Strümpfe an den starken Waden, die Schwinghose knapp gespannt, ließ er den Eustach herankommen, dem an den nackten Armen und Beinen die Muskeln wie Schnüre herausprotzten. Jetzt schlugen sie die Tatzen zusammen. Dann ging es los. Das Theater hättet ihr sehen sollen. Man hätte gedacht, der lange Urban würde den kleineren Eustach nur anzufallen brauchen, um ihn auf den Rücken zu legen, aber, oha, der Lugecker sprang den Epp an wie eine wilde Katze. Wenig fehlte, daß er ihn nicht schon im ersten Ansturm warf. Aber der Urban machte dem Baum Ehre, dem er ähnlich sah. Dann freilich riß ihn der Eustach zu Boden, und er hatte Mühe, den Rücken obenauf zu behalten. Ein Gewürge und Gestämme hob an. Die beiden schwitzten und keuchten. Ich hoffte immer noch, der Urban würde es schaffen. Aber die Lugecker sind wilde Tiere und der Eustach der schlimmste von allen. Wie der Urban ihn jetzt vom Boden in die Luft bringt, fällt er wie der Blitz wieder auf die Beine, stößt einen Fluch aus und packt zu, daß er eine alte Buche aus der Wurzel gerissen hätte. In der nächsten Sekunde war es um den Urban geschehen!"

„Jesses", sagte zum Echo die junge hochbeinige Biene und war bleich vor Spannung, mit der sie dem Vater zugehört hatte.

Die Margit hatte sich längst gesetzt. Aber mit zusammengepreßten Lippen verharrte sie noch vor ihrem vollen Teller.

„Der Eustach ist schon einer", meinte sie jetzt.

„Ein Kerl, ein verfluchter", begehrte der Vater auf. „Den Spektakel hättet ihr hören sollen, den die Lugecker vollführten, als der Eustach Meister war. Die Unsrigen hockten still auf ihren Bänken. Aber sie werden es ihnen schon wieder heimzahlen."

Die Lorezin schwankte zwischen ihrem Manne zustimmendem Groll und einer Art Bangigkeit. „Das wird so weitergehen mit dem Unfrieden, bis eines Tages wieder ein Unglück geschieht."

Das brachte auch den Mann wieder zur Ruhe und Nachdenklichkeit. Er erwiderte: „Es geht ja dem Sommer zu. Wenn erst wieder die Fremden ins Tal kommen, wird uns keine Zeit mehr zum Hadern bleiben."

Die Mahlzeit nahm ihren Fortgang. Man kam auf andere Dinge, das Wetter, die Aussichten des Fremdensommers und die nötigen Vorbereitungen. Nur die Margit blieb stumm und hing ihren Gedanken nach. Sie hafteten noch an diesem Eustach. Einmal schon war ihr seinetwegen der Atem stillgestanden. Denen von Lugeck hatten sich damals oben am Mittaghorn ein paar Ziegen verstiegen. Man sah von Obsteg aus, wie einige Männer nach den Tieren suchten. Mit den Ferngläsern verfolgten die Obsteger diese Suche. Sie entdeckten plötzlich den Renner-Eustach in einer senkrechten Felswand, wo für Hand und Fuß kaum noch Raum war. „Der versucht Gott", hatte der alte Pfarrer, der neben der mitausschauenden Margit stand, geflüstert. Sie aber hatte vor Angst und Staunen nicht reden können. In einer Schrunde war der Eustach verschwunden und plötzlich an einer andern Stelle wieder aufgetaucht. Aufrecht wie einer, der siegreich aus einer Schlacht kommt, stieg er aus und ab, ein Ziegentier auf dem Rücken. Als sei alles ein Kinderspiel, jodelte er in den Tag hinaus. Seither konnte sie es nicht helfen, daß ihr der Lugecker wie ein Held erschien. Seither lag ihr auch der ewige Zank zwischen Lugeck und Obsteg nicht mehr recht. Und nun hatte dieser Renner-Eustach eine neue Tat vollbracht! Die Sache machte ihr Mühe, als habe er ihr persönlich etwas zuleid getan, und doch staunte sie ihn heimlich noch mehr an als früher.

Als die Mahlzeit dann zu Ende ging, eine Serviertochter das Abräumen des Tisches besorgte, und Lorez und seine Frau die Stube verließen, blieben die beiden Schwestern allein. Die Jüngere, Biene, ergriff eine Handarbeit und setzte sich an eines der Fenster, Margit trat an ein anderes und schaute irgendwohin ins Leere.

Die Biene beobachtete die in Gedanken Versponnene und dachte sich ihr Teil. Das blonde, blutjunge Geschöpf hatte ein ernstes, leicht gebräuntes Gesicht, aus dem merkwürdig helle wie graues Teichwasser aus brauner Erde schimmernde, große Augen schauten. Eigentlich hieß das Mädchen Sabine, aber irgendein scherzhaftes Gespräch hatte ihr einmal den Namen Biene und den Vergleich mit diesem emsigen Insekt eingetragen. Das war ihr geblieben. Irgendwie erriet sie jetzt, daß Margits Sinn zu dem Gespräch über den Schwinget zurückgekehrt war. „An was denkst?" forschte sie.

Die andere schüttelte sich, als müsse sie sich einer Mücke erwehren, und erwiderte ausweichend: „An was sollte ich denken?" Dabei trat sie aber doch zu Biene, ließ sich ihr gegenüber nieder und begann wie eine, die sich etwas von der Seele reden muß, ein Gespräch.

„Das ist doch eigentlich eine Narretei, das ewige Gezänke mit den Lugeckern", sagte sie.

Die Biene antwortete so nebenbei: „Da ist nun einmal nichts zu wollen. Der Herrgott müßte schon selber kommen und Frieden machen."

Die Margit unterdrückte einen Seufzer und erwiderte: „Es hat dort doch auch rechte Leute, gerade wie bei uns."

„Ja, ja", räumte die Biene ein, „aber sag' einem, der Streit sucht, sein Widerpart sei ein Heiliger. Er wird dir ins Gesicht lachen."

Das Haus war von Holz, stand aber auf einem granitenen Sockel, groß, braun und stattlich, am Eingang der Ortschaft. Zu seinen Füßen, am Saum der Hügelwiese, in die der Rennersche Garten überging, lag der kleine Lugecksee. Weltverloren, in grünes Gras- und Schilfland gebettet, hielt er sein Wasser dem Himmel zum Spiegel hin. Sie sagten, ein hineingeworfener Stein brauche eine Ewigkeit, um an seinen Grund zu kommen. Schwarz und schwer von verwitterten Schindeln lastete, eine mächtige Haube, das Dach über den Wohnstöcken des Hauses. Vielfenstrig hatte jeder einen schmalen Schindelvorschutz, der wie eine zornige Braue über den Scheibenaugen hing. Auch in der Kahlheit der sturmgrauen Wände lag etwas Feindseliges. Keine Blumen schmückten wie anderswo die Gesimse. Der graue Tag legte eine kalte Bleifarbe in die schmucklosen Scheiben. Der rote Abend machte sie glühen wie von Wut. So hoch war aber das Gebäude, daß man aus dem obersten Stock den Obsteger Kirchturm erspähen und jeden entdecken konnte, der am Saum des Sees über den steilen Fußweg vom Kreuzwirtshaus herauf auf Lugecker Gebiet geklettert kam.

Ein weiter Umschwung von Wiesen und ein Wald gehörten zum Rennerhaus. Seit vielen Jahrzehnten hatten da immer Brüder gewohnt, von denen der eine die Landwirtschaft besorgt, der andere ihm dabei an die Hand gegangen, aber als Hauptberuf den eines Bergführers oder Jägers, etwa auch ein Handwerk ausgeübt hatte. Auch die vorletzten Besitzer, Karl und Josef Renner, hatten sich so in die Arbeit geteilt. Karl, der Bergführer, war dann im gleichen Jahre am Wilfhorn abgestürzt, als sein jüngerer unverheirateter Bruder Josef einer Lungenentzündung, die er sich im Schneesturm zugezogen, erlegen war. Ihre Nachfolger, die gegenwärtigen Bewohner, waren die Witwe des Karl, die Blandine, und seine Söhne Eustach und Tobias. Eustach hatte vom Vater das Führeramt übernommen, aber sich überhaupt durch Sporttüchtigkeit Ehren und Lohn verdient. Er galt als einer der besten Turner und Schwinger des Landes und hatte als Skifahrer und Abgesandter der Gemeinde an verschiedenen Rennen Preise geholt, sich auch als Schwimmer auswärts hervorgetan, obwohl er sich seine Fertigkeit nur im kleinen Lugecksee erworben.

Ein hartes Geschlecht waren Mutter und Söhne. Sie hätten noch in die Heldenzeit etwa der Normannen gepaßt, von der die von Lugeck freilich nichts wußten. Man mußte die Bäuerin Blandine sehen, wie sie in aller Herrgottsfrühe, die Grashutte am Rücken, von einer Matte stieg, an der sie Frischfutter für die Kühe gemäht. Zweistöckig kam sie des Wegs. Der große Korb hatte an ihrem breiten, wuchtigen Rücken wenig zu bestellen. Wie die Vordächer ihrem Hause standen ihrem Körper die Achseln heraus, und einem Gesimse gleich spannte die feste Brust die Schafwolljoppe. Dem graubleichen Gesicht, verwittert wie ein Brett, dem die Stürme die einst braune Farbe genommen, sah keiner mehr an, daß es in jungen Jahren schön gewesen. Das graue, krause Haar war wie mit zornigem Kamm in eine kleine Schnecke am Hinterkopf zurückgerissen. Die Lugecker sagten, mit der Rennerin sei nicht gut Kirschen essen; aber auch ihre Widersacher vermochten nicht abzuleugnen, daß sie eine großartige Schafferin war.

Wie wenig Umstände Mutter und Söhne miteinander machten, ging etwa aus einer kleinen Szene hervor, die sich am Tage nach dem Schwingfest und Eustachs Sieg abspielte. Da kam die Rennerin zufällig an des Eustach Schlafkammer vorüber. Die Tür stand offen, und Frau Blandine hatte schon auf der Treppe ein Hämmern gehört. Jetzt erblickte sie den Tobias, wie er mit bloßen Füßen auf Eustachs Bett stand und einen Nagel in die Wand trieb.

„Ach, laß doch das Zeug", wehrte ihm eben der Bruder; aber Tobias erwiderte: „Fehlte gerade noch, daß dein Hosenlupf und die Schande der Obsteger nicht verewigt würden."

Die Mutter ließ die Blicke auf den zwei jungen Männern ruhen. Sie wußte, daß da eine Trophäe des

Eustach einen Ehrenplatz bekommen sollte, und konnte sich jenen vorstellen, wie er den Gegner eins, zwei, drei auf den Rücken gelegt. Dabei mußte sie sich heimlich zugestehen, daß sie zwei wie aus Leder und Holz geschnitzte Buben hatte. Glich nicht der kleinere und um ein Jahr jüngere Tobias, wie er da breitbeinig stand, dem Marignano-Krieger auf dem Bilde des toten Malers Hodler, von dem man im Lande ein solches Wesen machte? Braun war sein Gesicht wie bei allen Lugeckern, denen die Sonne Sommer und Winter Stirne, Backen und Hände briet. Aber vom hellen Grau der Haut stach die warme Kastanienfarbe des Haars und der Brauen mildernd ab, und in den Augen war ein weicherer Schein als in den stahlblauen des Eustach. Sie paßten nicht recht zu der rauhen Art der Renners und verrieten, daß dem Tobias zuweilen eine Milde ins Wesen kam oder kommen konnte.

Sein Bruder Eustach stand über die Fußwand seines Bettes gelehnt. Er war größer, stämmiger, aufrechter als der andere. Etwas Wildes, Gewalttätiges war an ihm, so als käme er geradeswegs aus einem Sturm oder einer Schlacht. Von weitem hätte man ihn für ungewaschen und ungekämmt halten können, denn sein schön geschnittenes Gesicht mit der hohen Stirn hatte die Farbe des Granits, und sein gelbblond borstiges Haar stand ihm wirr und eigenwillig am Kopf, als trotze es Kamm und Bürste. Auch bei ihm jedoch waren die Augen die Hauptsache. Sie hatten einen Blick, der jeden, der ihm begegnete, zwang, ein zweites Mal hineinzuschauen. Ein rücksichtsloser Wille, ein unbewußter Stolz und eine an Roheit streifende Herrischheit waren darin.

Eben bückte sich nun Tobias nach dem mit rotweißer Schleife geschmückten Lorbeerkranz, der an den Nagel kommen sollte. Dabei fiel sein Blick durch die offene Tür ins Treppenhaus und auf die dort stehende Mutter. Er rief sie an: „Kommt herein! Ihr habt ja den Kranz noch gar nicht gesehen."

Aber die Rennerin zuckte kaum merklich mit der Schulter und setzte ihren Weg treppauf und nach dem Estrich, auf den sie zielte, fort. Dort hingen ein paar Wäschestücke, die es abzunehmen galt. Die waren ihr wichtiger als der Kranz; und Gefühle, wie etwa eine Freude über den Erfolg des Sohnes, verriet die Blandine nicht.

Eustach schaute auf seine Uhr. „Es wird Zeit, wenn wir zur Grenzabsteckung wollen", mahnte er den Bruder.

Der hatte inzwischen den Kranz aufgehängt, und, seine eigene Uhr befragend, gab er dem Eustach recht: „Ja, komm, beim Eid!"

Gleich darauf verließen sie Kammer und Haus.

Sie begaben sich zu einem merkwürdigen Geschäft, der amtlichen Grenzfestsetzung zwischen zwei Grundstücken, von denen eines von der Gemeinde Obsteg käuflich erworben werden sollte.

Ihr Weg führte sie den Lugecker See entlang. Lieblich schmiegte sich der blaue Spiegel ins Hügelgrün; aber wer den Blick erhob, dem zeigte sich das Herrische, Düstere der Gesamtlandschaft. Wie dunkles, struppiges Haar ein glattes Gesicht umwusteten die Wälder die dunkleren Felsenberge, die das Tal abmauerten. Über sie herab aber starrten jetzt, da keine Sonne sie traf, kalt und bleich die Ewigschneegreise der Drei- und Viertausender.

Die beiden Brüder waren indessen nicht allein unterwegs. Halb Lugeck schien auf den Beinen zu sein.

„Man könnte meinen, es ginge zur Landsgemeinde", sagte Tobias lachend.

Vor und hinter ihnen strebten Männer, Frauen und Kinder dem Großacher, dem Mattenstück drüben, zu, wo der Boden sich plötzlich senkte und ein schroffer Zickzackpfad nach Obsteg hinunter führte. Die beiden Wiesen bildeten dort eine Mulde, und man sah von weitem ihre Grenze nicht. Erst als sie ins Blickfeld trat, lachte der Tobias abermals auf und sagte: „Da hast es: Die Obsteger sind so gut auf dem Posten wie wir!"

In der Tat hatte sich auch von Obsteg herauf ein Haufen Leute zur Grenzmarkung eingefunden, galt es doch Land, das schon immer eine Art Zankapfel zwischen den beiden Dörfern gebildet hatte.

„Der Landmarcher wartet schon", stellte Eustach fest und eilte mit dem Bruder auf eine Stelle zu, wo um einen älteren, würdigen Amtsmann Vertreter und Zeugen beider Dorfschaften sich sammelten.

Z'graggen, der Landmarcher, war ein Graukopf mit einem Bart wie ein langer Eßlatz und einem Kropf, den jener nicht ganz verbarg. Er hielt einen Plan in Händen und studierte mit seinem neben ihm stehenden jungen Schreiber daran herum, während Kaspar Lorez, der Kreuzwirt und Hauptabgeordnete der Gemeinde Obsteg, ihm über die Schulter sah.

Erst jetzt erschien auch Sebastian Müller, der Lugecker Vertreter, erhitzt auf dem Plan. Er mochte länger zum Wege gebraucht haben, hatte er doch ein verkrüppeltes Bein, das ihn hinken machte.

Der Landmarcher eröffnete die Verhandlungen. Dichter und näher drängten sich Lugecker und Obsteger heran. Z'graggen erklärte die Sachlage, und wie die Gemeinde Obsteg wünsche, ein Landstück, das bisher Allmeine, also Nutzgut beider Dorfschaften gewesen, käuflich als Alleinbesitz zu erwerben, nachdem sie eine Weile es in bloße Pacht genommen. Es sei zur Kenntnis der Oberbehörde gelangt, daß um den Großacher seit Jahren viel Zwist und Streit gewesen, weil die von Obsteg das Durchlaßrecht beansprucht, die von Lugeck es ihnen dauernd verweigert hätten. Die Regierung empfehle, in Sachen einmal reinen Tisch zu machen und das Kaufangebot der Gemeinde Obsteg anzunehmen, da überdies der gebotene Preis ein wesentlicher sei und sich Lugeck wohl zur Annahme empfehle. Damit forderte er die Abgeordneten der beiden Gemeinden auf, sich zu äußern.

Als erster meldete sich Kaspar Lorez zum Wort. Er bestätigte in ruhigem und versöhnlichem Tone die regierungsrätliche Auffassung und schloß mit dem Satze: „Wir haben viel miteinander gekriegt, wir Obsteger und Lugecker; aber es wäre vielleicht Zeit, den Krieg und das Einanderzuleidleben den Völkern zu überlassen, die jetzt schon jahrelang einander Städte verwüsten und Menschen hinschlachten, wobei vieler Besitz und so manches Unersetzliche an Kunstwerken und alten Heiligtümern der Welt verlorengeht."

Als er geendet hatte, blieb es einen Augenblick still unter der Menge. Die Frauen, Mädchen und Kinder, die hinter den Männern standen, spitzten aber erst recht die Ohren.

Dann begann der Lugecker Sebastian Müller zu sprechen. Seine scharfe, helle Stimme erhob sich aus einem Gemurmel, das bei seinem Vortreten unter seinen Dorfgenossen entstand, und übertönte einen Lugecker Ruf: „Alleinrecht ist nicht verkäuflich. Wir geben nicht weg, was nach Gesetz uns gehört!" und eine Obsteger Antwort: „Euern Teil am Pachtgeld habt ihr doch auch genommen."

„Herr Landmarcher", sprach der lahme Müller, „ich habe den Auftrag, gegen jedes Verkaufsansinnen Protest zu erheben."

Händeklatschen und anderer zustimmender Lärm derer von Lugeck bestätigte diese scharfe Feststellung. Schrille Pfiffe und Hohngelächter mancher Obsteger antworteten.

Mühsam verschaffte sich der Landmarcher abermals Gehör und redete zum Frieden. Freiland sei Allmeineland. Warum solle nicht Kauf ablösen, was Pacht bisher bezahlt?

Doch wieder unterbrachen ihn Rufe. „Die Pacht haben sie genommen, und den Weg haben sie uns versperrt."

Auf diesen Vorwurf der Obsteger blieben auch die Gegner die Antwort nicht schuldig: „Schwindel und Lug! Eure Pacht wäre ohnehin nicht erneuert worden."

Abermals versuchte Lorez zu vermitteln. Aber seine Worte gingen unter im lauten Streit, mit dem besonders die Jungen einander anschrien. Schimpfworte flogen über das strittige Land hin und her. Fäuste fuhren drohend in die Luft und unter die Nasen. Ein blutjunger Lugecker sprang den Kreuzwirt Lorez an und spuckte ihm vor die Füße. Ein Obsteger schleuderte einen Stein nach dem Sebastian Müller.

Mit Mühe gelang es dem Landmarcher, den Aufruhr noch einmal zu beschwichtigen. Er sprach von Halsstarrigkeit und Unvernunft und von den der Regierung zu Gebote stehenden Mitteln, Ungehorsam und Widersetzlichkeit zu bestrafen.

Neben den Lorez trat aus der Schar der Obsteger der stattliche Urban Epp, der Gemeindeschreiber, der jüngst am Schwingfest als letzter dem Eustach Renner unterlegen war.

Er rief den Lugeckern zu: „Was uns die Regierung am Ende zusprechen wird, das nehmen wir eben und werden es halten, mag es andern Leuten passen oder nicht."

Er war kein Radaubruder. Ruhig und selbstbewußt stand er da, die festen Beine schon gleichsam wie Marchpflöcke in den strittigen Boden gepflanzt.

Da brachen die Rennerbrüder aus dem Haufen der Lugecker hervor. „Kannst ja noch einen Hosenlupf versuchen!" schrie der Tobias und spreizte selbst die ein wenig sichelförmigen Gehwerkzeuge, als ob er einen Zweihänder zu schwingen hätte und zum Schlag ausholte.

Dem Eustach neben ihm fiel ein Windstoß ins ungefüge Haar, daß es sich ihm sträubte wie der Pelz einer buckelnden Katze. Die Arme verschränkt, antwortete er dem Urban: „Kommt nur, ihr Stegler! Wir werden am Platz sein. Und wahrscheinlich haben wir dann die Flinten nicht daheim gelassen."

Die Lugecker gröhlten. Es tönte, als kollerten Steine von den Bergen.

Z'graggen, der Marcher, hatte das zornige Blut im Gesicht, aber er sah ein, daß Worte nichts mehr fruchteten. Er machte sich mit seinem Schreiber auf den Heimweg.

Während die von Obsteg sich verzogen, sammelten sich die Lugecker noch um den lahmen Sebastian.

„Es wird uns nichts helfen", meinte der, da die Gegner ihn nicht mehr hören konnten. „Die Regierung können wir nicht verjagen. So sind die Zeiten nicht mehr."

Ihm antwortete der Eustach: „Zeiten können wiederkommen, man braucht sich nicht alles gefallen zu lassen."

„Zusammenstehen muß man", ergänzte ihn der Tobias. „Und zäh sein!"

Auch jetzt wieder spitzten Weiber und Kinder hinter ihnen die Ohren.

Langsam verschob sich dann der Menschenhaufe und strebte in kleinen Gruppen wieder ins Dorf zurück.

Von den Obstegern war nichts mehr zu sehen. Nur die Lorezschwestern saßen noch hoch oben am Waldrand. Sie waren dahin gestiegen, um dem Trubel um den Großacher zu entrinnen und doch die Aussicht auf die Ereignisse zu haben. Sie hockten noch immer im kurzen, kargen Grase, das da oben wuchs, und tauschten ihre Eindrücke aus. Vieles hatte ihnen in die Augen gestochen, voran die Stattlichkeit des Vaters und als Gegensatz die Hinkegestalt des Sebastian, die Amtswürde des Landmarchers, aber besonders die Jungmannschaft auf beiden Seiten, der tapfere Urban, um dessentwillen die Biene große Augen und rote Backen bekam, und ein anderer Obsteger Schulkamerad, dessen Kopf voll blonden Ringelhaars getreidegelb aus den meist dunkeln der übrigen herausgeschimmert hatte.

„Haar hat er wie ein Schaf, das in der Winterwolle steckt", spottete die Margit dem Klaus Umstad noch nach, dem Sohn des Holzumstad, des hablichsten Bauern von Obsteg, der neben seiner Landwirtschaft einen schwunghaften Holzhandel trieb.

„Warum bist auch so gespitzt auf ihn?" fragte die Biene die Schwester. „Wo du doch weißt, wie gern er dich mag."

Die Margit antwortete darauf nicht. Der wurde der Hals lang, weil sie nach zwei Männern spitzte, die ihr schon vorher aufgefallen, von der Schar der Lugecker übriggeblieben waren und nun hangauf gegen den Wald geklettert kamen.

„Jesses, die Rennerbrüder!" fuhr sie dann hoch und fügte hinzu: „Denen wollen wir nicht in die Quere kommen.". Auch die Biene stand auf, und beide machten Miene, Fersengeld zu geben.

Eustach und Tobias hatten oben im Walde ein paar Tannen liegen, die noch entrindet werden sollten. Die Äxte lagen in der Holzhütte, die auf der Lichtung stand. Der beiden Mädchen waren sie nicht acht, noch daß sie selbst im Begriff waren, jenen den nach Obsteg hinabführenden Weg abzuschneiden. Plötzlich erst nahm der Tobias den Bruder beim Arm und wies auf die fluchtbereiten Frauenzimmer. „Die Kreuztöchter!"

In die Augen des Eustach flog ein seltener Übermut. „Sie laufen davon", spottete er.

„Nicht mehr lang", prahlte der Tobias und stürmte waldan. Der Eustach tat es ihm nach.

Eine Jagd hob plötzlich an, wie sie zwischen jungem Volk etwa einmal unversehens entbrennt.

Die Biene verlor den Kopf. Als sie erkannte, daß auf dem eigentlichen Wege kein Durchkommen war, floh sie auf ihren hohen Beinen am Waldrand hin. Ihr stob der Tobias nach.

Die Margit war nach einigen Sprüngen stehengeblieben. Sie richtete sich auf und machte ein halb erstauntes, halb zorniges Gesicht.

In wenigen Sekunden erklomm der Eustach die Stelle, wo sie stand.

„Tag du!" grüßte er.

Die Vertraulichkeit des Grußes datierte noch aus den Spätschultagen, da sie beide in die Sekundarklassen im Talhauptort gefahren waren.

Aber Margit antwortete nicht, bemerkte den schmalen Pfad, der um die Hügelecke in neues Alpland mündete, und sauste auf diesem nun neu davon.

Der Eustach stutzte. Dann jagte er dem Mädchen nach, daß ihm die Mähne im Winde flog. Er hatte Muskeln von Eisen. So leichtfüßig die Margit war, noch ehe sie den nahen Wiesenhang hinabgleiten konnte, holte er sie ein.

Nun gab sie klein bei, schnitt nur eine noch feindseligere Miene und fauchte: „Was willst denn von mir?"

„Dich!" Der andere lachte. Mit Händen, die wie Klammern waren, packte er sie an beiden Armen.

„Laß mich!“ keuchte sie.
Er aber engte seinen Griff. Schon umfing er sie so fest, daß es ihr den Atem nahm.
Sie wand sich. „Laß mich, du Unhold!“ stieß sie hervor.
„Wann ich dann will“, spottete er. Sein Atem ging nicht rascher; so weit überlegen war seine Kraft der ihrigen.
Das fühlte sie auch. Trotzig biß sie die Zähne zusammen und hatte Lust, sie ihm in die braune Hand zu schlagen.
Der Eustach erkannte ihr Gelüsten. „Kätzlein!“ höhnte er ihre Ohnmacht.
Da schaute sie ihm zum erstenmal ein wenig hilflos ins Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich.
Die Augen des Eustach waren blau, aber nicht heiter oder gütig, wie blaue Augen sonst wohl sind. Sie zündeten aus dem braunen, haarumflogenen Gesicht wie grelle Laternen heraus. Es waren Soldatenaugen, wie sie etwa zornig oder kommandiererisch leuchten, wenn es im Krieg auf Tod und Leben geht. Die Margit wurde matt, verlegen, erstaunt: Was wollte denn dieser Lugecker? Aber noch immer störrisch, schalt sie ihn einen Tölpel und drohte: „Laß mich endlich los oder . . .“
„Wann ich dann will“, wiederholte der andere. Aber er ließ ihr ein wenig mehr Raum, hielt nur ihre Handgelenke wie in einem Schraubstock.
Dabei kam aber beiden zum Bewußtsein, daß das ganze Scherz und Spiel sei. Was wie Feindschaft ausgesehen, wandelte sich wohl oder übel in Vergnügtheit.
„Laufen kannst dann noch. Ein Has’ ist eine Schnecke dagegen“, lenkte der Eustach lobend ein.
„Das hat mich nicht viel genützt“, maulte das Mädchen.
Da gab der Eustach sie plötzlich frei. „Gut tut es doch, so ein Wettlauf!“
Die Margit maß ihn und vergaß das Reden. Seit er erwachsen war, hatte sie ihn nie mehr so in der Nähe gesehen. Nun fiel ihr sein Körper auf, aus lauter Sehnen gebaut, sein Kopf mit der stoßigen, meisterhaften Stirn. Kein Wunder, daß der ein Turner und Schwinger war, gegen den andere nicht aufkamen! Sie hielt es aber für geboten, ihren Obsteger Trotz weiter zur Schau zu stellen.
„Eine Heldentat hast ja nicht getan, wenn du schon ein Mädchen eingefangen hast“, stellte sie fest.
„Einen Lohn habe ich aber doch“, erwiderte er lächelnd.
Als sie damit nichts anzufangen wußte, fuhr er ernsthafter und mit leiserer Stimme fort, während er sie wohlgefällig betrachtete: „Ein hübsches Mädchen bist geworden.“
„Bah“, gab Margit schnippisch zurück. Dann fiel ihr ein, aufs neue die Flucht zu wagen. Sie wunderte sich, ob er sie ziehen lassen werde.
Der Eustach verzog keine Miene, als sie sich entfernte.
Fast erstaunt stieg sie wegab. Sie vergaß ganz, sich nach der Schwester umzusehen. Erst ein gut Stück unten am Weg rief sie nach der Biene.
Hell klang es über die Lehnen.
Antwort kam ihr aus dem Walde herab. Dort wurde auch die Sabine sichtbar.
Eustach Renner sah, wie die Schwestern sich wieder vereinigten.
Sie standen, pappelten, blickten herauf. Dann machten sie sich Hand in Hand davon.
Der Renner kam mit den Augen nicht gleich von ihnen los. Er mußte über sich selber staunen. Die Margit! Sapperment, die Margit, fuhr es ihm durch den Sinn.
Da tauchte drüben auch der Tobias wieder auf.
Der Eustach schüttelte sich, als müsse er Schnee abschütteln. Aber es war ihm heiß, nicht kalt in der Brust. Und ihn drängte etwas, mit dem Tobi von dem Abenteuer mit den Lorezmädchen zu reden. „Hast Deine auch erwischt?“ rief er ihm schon von weitem entgegen.
Der andere verneinte. Herankommend erzählte er dann unter Lachen, das Lorezmädchen könne rennen und klettern wie eine Gemse. Aber als er sie bald erjagt hätte, sei ihm eingefallen, der Lugecker habe mit einer Obstegerin nichts zu schaffen, und da habe er gedacht: Lauf halt, so weit die Welt ist, und habe die Jagd eingestellt. „Ja! Und du?“ fragte er dann den Bruder.
Der gab nicht Bescheid. Das Wort von der alten Feindschaft zwischen den Lugeckern und Obstegern stach ihn heimlich. Auch zog er seine Uhr und sah, wieviel Zeit sie versäumt hatten. Übellaunig murrte er: „Zum Wald hinauf ist es zu spät geworden. Sonst meint die Mutter, wir haben das Melken vergessen.“
Damit schlug er plötzlich wieder den Heimweg ein. Der Tobias gesellte sich zu ihm; aber er kam mit seinen Gedanken nicht gleich wieder von der Sache mit den Lorezschwestern fort. „Verteufelt hübsch sind sie schon, die beiden Geißen“, rühmte er.
Eustach zog noch immer die Stirne kraus. Er schien auf einem Ohr taub zu sein. Hartnäckig blieb er mit seiner Rede bei Dingen, die weitab von den beiden Mädchen lagen: „Mit der Bleß muß man abfahren, die ist eine schlechte Milcherin.“
Erstaunt gab auch Tobias nach. Von Stall und Alltag ging das Gespräch weiter.
Inzwischen kletterten auch die Lorezschwestern heimzu. Und blieben nicht stumm.
„Freche Kerle sind sie, die Rennerbuben, das weiß man ja“, schalt die Biene unter anderem. Dann triumphierte sie: „Mich hat der Tobi nicht erwischt!“
Einen Spaß hätten sie halt haben wollen, meinte die Margit. Schließlich sei ja nichts Böses dabei gewesen! Aber von den Einzelheiten, wie der Eustach sie erjagt und gehalten, schwieg sie. Und wie jener zum Bruder vom Melken und andern gleichgültigen Dingen sprach, brachte sie plötzlich die Rede auf das strittige Land und die Zankszene unter den Augen des Landmarchers.
Als sie bald plappernd, bald schweigend und jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, Obsteg und das Kreuzwirtshaus wieder erreichten, betraten sie die Wirtsstube. Da saß der Vater Lorez noch mit dem Landmarcher, dem Urban Epp, dem Klaus Umstad und andern Obstegern in erregtem Gespräch beisammen. Auch sie handelten von dem Streit um den Großacher.
Die beiden Mädchen traten zum Männertisch.
Der Landmarcher war eben am Wort und verfocht die Ansicht, die Angelegenheit sei keine leicht zu lösende. Ein richtiges Advokatenfutter nannte er sie und meinte, es sei den Lugeckern zuzutrauen, daß sie die verwirrte Sache zuletzt bis ans Bundesgericht weiterzögen. „Zum Krieg gegeneinander wart ihr ja immer bereit“, schalt er die Streithähne.
„Das alte Lied vom bösen Nachbar“, erwiderte ihm der Kreuzwirt.
Der stille Epp fügte hinzu: „Frieden machen ist auch eine Kunst!“
Der blonde Klaus, der vorher mit auf den Tisch gestemmten Armen und vorgebeugtem Oberkörper der Unterhaltung gefolgt war, hatte plötzlich daran kein Interesse mehr. Er sah nur noch die Margit, und geflissentlich gab er auf der Bank, auf der er saß, Raum. Es war nicht zu verkennen, wen er neben sich haben wollte.

Die Margit merkte das nicht oder wollte es nicht merken. Als sie sich aber abwenden wollte, gebot der Vater: „Setz' dich doch! Seid ihr auf dem Großacher dabei gewesen, so mögt ihr auch hören, was weiter davon zu sagen ist."

Der Lorezvater hatte eine bestimmte Art zu reden, die Widerspruch nicht duldete.

So ließ denn die Margit sich nieder, wohin sie geladen war. Neben sie rückte die Biene.

Der hübsche Krauskopf Klaus war aber von Jugend auf der gute Kamerad der Margit gewesen, und sie galten bei den gegenseitigen Eltern und unter der nächsten Bekanntschaft als angehendes Brautpaar. Es war also kein Übergriff, wenn er auf die Hand der Margit, die sich auf die Bank stützte, die seine legte und sie näher zu ziehen versuchte.

Dennoch zuckte die Margit zusammen und rückte beiseite. Sie wunderte sich dabei über sich selbst. Sie hatte die Hand des Klaus mehr als einmal geduldet, etwa auch halb aus Gewohnheit, halb aus guter Laune einen Druck zurückgegeben, hatte den gutmütigen Klaus nicht ungern gemocht und den Gedanken nicht von sich gewiesen, später einmal seine Frau zu werden. Jetzt jedoch hemmte sie plötzlich etwas, was ihr die Zutraulichkeit des Umstad lästig machte. Sie wußte nicht warum und wie. Es befiel sie nur jäh ein Drang, fort und in die Stille zu kommen, als könne sie hier die Gedanken nicht sammeln. Dann fand sie den Weg, stotterte, sie müsse nach der Mutter sehen, stand ebenso jach wieder auf, wie sie sich hingesetzt, und schoß aus der Stube. Die gerunzelte Stirn des Vaters und die lange Miene des Klaus sah sie nicht mehr.

Es war aber nicht die Mutter, nach der die Margit suchte. Sie entwischte vielmehr nach ihrer Schlafstube, die sie mit der jungen Schwester teilte.

Das Fenster dieser Stube ging nach dem Walde hinauf, von dem die Margit eben hergekommen war. Nicht, daß sie die Stelle hätte erkennen können, an der der Eustach Renner sie eingefangen hatte. Der Berg nur, kahl über den Wald sich reckend, schaute herab. Aber irgendwo im Raum sah sie den Eustach, den Wildling, und spürte wieder den fast grobschlachten Griff seiner Hände. Sie wußte sich weder schwach noch furchtsam. Doch in den Eisenklammern dieser Finger hatte sie nichts zu bestellen gehabt. Mit einem Schlage erlebte sie alles noch einmal. Hätte sie sich nicht besser wehren sollen? fragte sie sich. Und jetzt: Sollte sie lachen über den Lugecker oder ihn abstoßend finden? Gewiß sollte sie! Aber sonderbar, stattdessen fiel ihr jetzt ein, daß sie sich eigentlich in gutem Schutz gefühlt hatte, als der Eustach sie so gehalten! Und nun war ihr gar, sie müsse die Augen zumachen und denken, der Eustach halte sie noch!

Wie lange sie in dieses wirre Wesen versponnen mitten im Zimmer stand, wußte sie nicht. –

Inzwischen parlierte unten am Wirtsstubentisch die Gruppe weiter. Nur der Klaus Umstad hatte sich gedrückt. Und allgemach war es auch der Biene zu lang geworden.

Sie stand auf und machte sich am Schanktisch zu schaffen. Zu ihr trat der Urban.

„Bist die Kriegsberichte auch satt?" fragte er. Die Biene nickte.

„Streiten geht leichter als sich vertragen", philosophierte der Epp.

„Weil den Menschen mehr Bosheit als Liebe im Blute steckt", meinte die Biene.

Der Urban schaute auf sie nieder, die noch ein halbes Kind und einen Kopf kleiner als er war. Ihre ernsthafte Antwort gefiel ihm. Ein warmes Licht trat in seine dunkeln Augen, und er weidete sich unwillkürlich auch an der äußeren Anmut des Mädchens. Schlank, hochbeinig stand sie da und schaute ihn aus ihren merkwürdig hellen, grauen Augen an. Man sah solche Augen nicht oft, auch nicht das Lächeln, das um den feinen Mund flog. Der Urban wunderte sich, daß ihm das nicht früher aufgefallen. Das Herz warm von ihr, erwiderte er: „Da hast ein wahres Wort gesagt." Und vom Gespräch wie von ihr gleich gefesselt, fuhr er fort: „Was wir da in unserm kleinen Ländli anstellen, das ist aber schließlich nur das Echo von dem, was in der Welt draußen geschieht, wo sie von einem Krieg in den anderen taumeln und beim Friedenmachen schon in den Wein, mit dem sie zum erstenmal wieder einander Prosit zutrinken, neues Gift schütten."

„Man merkt, daß du auch schon im Ausland gewesen bist", stellte hier die Biene fest, auch sie vergnügt, mit ihm zu plaudern.

Er erzählte: „Unser Vater hat gemeint, man müsse etwas von der Welt sehen, solange man jung sei. Dann hat er mich nach Frankreich und Italien geschickt. Seit ich sein Nachfolger geworden bin, kann ich die Sprachen brauchen, die ich da gelernt habe. Wir haben ja im Sommer immer Welsche im Tal."

Bienes Aufmerksamkeit wuchs. Der alte Gemeindeschreiber Epp mußte ein verständiger Mann gewesen sein, dachte sie. Als solchen hatte auch ihr eigener Vater ihn schon gerühmt. Und der Sohn, dem sie doch schon häufig genug begegnet, war ihr heute eine Art Entdeckung. So ernsthaft und vernünftig redeten nicht alle jungen Obsteger.

Sie hatten unter diesem Gespräch sich der Tür genähert und waren, da der Urban sich entfernen wollte, in den Flur getreten.

„Du mußt mir dann einmal berichten, wo du überall gewesen bist", schlug hier die Biene vor und folgte dem Epp durch die Haustüre.

Urban erwiderte: „Das kann es schon geben. Etwa einmal, wenn ich wieder zu Gast komme oder noch lieber, wenn wir uns draußen einmal begegnen. Du auf einem Stein und ich auf einem Stein irgendwo an einem Weglein, wo nicht viel Volk geht. Wenn nur der Himmel zuhört, redet es sich am besten miteinander."

‚Der redet aber eine gute Rede', dachte die Biene zum zweitenmal.

Da aber streckte ihr der Urban schon die Hand hin und grüßte: „Auf Wiedersehen, also!"

Diese Hand war schlank, kräftig, doch erstaunlich gepflegt, mehr den Schreiber als den Ringer verratend. Nur der Druck, mit dem Urbans Finger die ihren umschlossen, hatte etwas vom Zupacken des Kämpfers. Dieser Druck blieb ihr ebenso im Gedächtnis wie seine gute Rede.

Der Urban schritt straßentlang. Dann drehte ihm etwas den Kopf. Gerade recht, um die Biene wieder verschwinden zu sehen und auch seinerseits zu denken, daß die Jüngste vom Kreuz eine sei, eine, von der es ihn wunderte, daß sie ihm nicht schon früher aufgefallen.

Die Regierung entschied, der Erwartung der Obsteger gemäß, in der Sache des Großachers, des strittigen Grundstücks, zu ihren Gunsten. Aber die stierigen Lugecker meldeten Prozeß an. Prozeß gegen die oberste Landesbehörde!

„Sie haben schon lange den Größenwahn gehabt!" höhnten die Obsteger.

Ein Prozeß gleicht aber nicht der Schlägerei, die mit Lärm und Beulen einem der beiden Gegner den Sieg bringt. Ein Prozeß ist ein Fahren mit der Schneckenpost. Im Falle der beiden Dörfer bedeutete er ein monatelanges Warten auf den Ent-

scheid und einen dazwischenliegenden faulen Frieden. An den Wirtstischen wurde man müde zu werweißen, wer gewinnen werde. Der Sommer brachte auch andern Gesprächsstoff. In diesem Jahre steigerte sich der Fremdenbesuch im Bergtal zu bisher nicht erlebter Höhe und füllte den Gasthof zum Kreuz in Obsteg bis unters Dach. Darüber gab's zu reden und zu staunen. Die Obsteger schwatzten, der gute Ruf des Gasthauses fange an sich zur Berühmtheit zu steigern. Ein Echo dieses Ruhms drang auch nach Lugeck. Man nannte unter den Gästen bekannte, ja berühmte Namen. Man rühmte aber auch den Kaspar Lorez, den Kreuzwirt selbst, wie er einerseits seinen Gästen durch seine Ruhe und selbstbewußte Freundlichkeit Eindruck mache, und anderseits durch kluge Strenge, verbunden mit väterlicher Güte, bei seinen Dienstboten in Ansehen stehe, und wie das bei einem Manne nicht erstaunlich sei, der in seinen Nebenämtern sich so bewähre, daß ihm die höchsten Stellen des Landes offenstünden. Man vergaß dabei nicht der Unterstützung, die Lorez durch seine Frau finde, und rühmte ihr nach, sie bedeute den Ihrigen und dem Gesinde in gesunden und kranken Tagen einen Segen, verliere nie den Kopf und sei überall, wo man sie brauche, zur Stelle.

Aber auch die hübschen Töchter waren im Munde der Leute. Man munkelte, manche Gäste kämen mehr ihretwegen als der schönen Gegend halber, und wußte zu erzählen, die Margit brauchte nur zuzugreifen, um einen reichen Auswärtigen zum Mann zu bekommen.

Im „Kreuz" herrschte um diese Zeit ein solcher Trubel, daß die Familie nicht recht zu sich selber und zur guten Freude aneinander kam. Die Mutter überwachte die Vorräte und führte in Küche und Haushalt das Regiment, die Töchter halfen mit, die Gäste zu bedienen, und saßen und standen nähend, bügelnd, Wäsche hängend in den dazu bestimmten Räumen. Einzig etwa an einem Sonntagabend rief der Vater die Seinen in die Hinterstube zu gemeinsamer Abendmahlzeit, die sonst jedes dann und dort einnahm, wo der Wirtsbetrieb es gerade gestattete. Eine Aufwärterin trug hier die Speisen zu und ab, verschwand aber immer wieder rasch; denn Lorez wollte in dieser seltenen Freistunde nicht gestört sein, in der er gerne ungezwungen mit den Seinen von Geschäft und andern Dingen sich unterhielt.

Zumeist nahm an diesen Mahlzeiten auch ein Gast, der Sohn des Holzumstad, der Klaus, teil. Was anfänglich auf Ermunterung des Vaters geschehen, war Gewohnheit geworden. Der gutmütige Klaus war bei allen wohlgelitten, hatte von Jugend auf den Lorezeltern manchmal den fehlenden Sohn ersetzt, und da es bei den beidseitigen Alten zur selbstverständlichen Annahme geworden war, daß später einmal die Margit für den Klaus und der Klaus für die Margit als Gespons passen werde, so ergab sich die Vertraulichkeit.

Vielleicht hatte die Tatsache, daß Auswärtige sich um die Margit bemühten, dem Kreuzwirt Anlaß gegeben, den Klaus noch ein wenig mehr in den Vordergrund zu stellen. Margit fand nämlich bei einer solchen Sonntagabendmahlzeit für den jungen Umstad ein Gedeck an ihrer Seite bereit, während er sonst neben der Mutter und der Biene gegenüber seinen Platz gehabt. Sie bekam ein wenig Herzklopfen, und das Blut stieg ihr ins Gesicht, als sie aus einem anzüglichen Lächeln des Vaters entnehmen konnte, daß die Änderung auf seine Anordnung zurückzuführen sei.

Bald kam die Sache auch zu heiterer Erörterung, indem Lorez den eben eintretenden Klaus mit den Worten empfing: „Du wirst ja einverstanden sein, daß du von heute an dort sitzest, wo du hingehörst. Zwei, die zusammensollen, müssen sich früh zusammengewöhnen."

Still und nachdenklich schaute bei dieser Rede Frau Maria auf ihren Teller. Die Biene spitzte die Ohren.

Klaus selbst, der sich gerne schieben ließ, machte der Margit eine linkische Verbeugung und sagte, sich neben sie setzend: „Gott grüß' dich, Fräulein Zukünftige."

Die Biene, die ihre Jugend noch alles, was Liebe und Hochzeit betraf, ungeheuer wichtig nehmen ließ, errötete, als ginge der Schwester Sache sie selber an.

Die Margit war völlig verwirrt. Sie rückte auf ihrem Stuhl, als gelte es Platz zu machen. Aber Worte fand sie nicht. Ganze Stürme von Gedanken drangen auf sie ein. Einen Bräutigam sollte sie haben! Mein Gott ja, das mit dem Klaus war ja schon lange sozusagen ausgemacht! Sie hatte nie protestiert! Aber nun! Das Herz stand ihr still. Woher kam das, was ihr jetzt wie ein Stich in die Seele ging? Woher kam – der Eustach? Daß sie ihn wie leibhaftig vor sich sah! Wie er sie jüngst im Walde angestürmt, mit dem wehenden wirren Haar und den wilden Augen! Sie vermochte den Gedanken nicht zu Ende zu denken. Eine Bestürzung löste ihn ab, als sei ihr plötzlich eine Freude verdorben. Und sie hatte das Gefühl, daran sei der Klaus schuld, der da jetzt an ihrer Seite saß! Daraus aber stieg ebenso rasch eine neue Erinnerung: Wie hilflos sie in den Armen des eigenmächtigen Renner gewesen! Was für ein Ausbund der überhaupt nach Aussage aller war!

„Schönes Wetter heute, gelt?" tönte es in diesem Augenblick an ihr Ohr.

Es lächerte sie halb, halb ärgerte es sie: Das sah dem Klaus ähnlich! So plattes Zeug redete er eben! Aber sie behielt nicht Zeit, weiter zu grübeln.

Der Vater Lorez hob sein Glas. „Prosit!" grüßte er die Seinen.

Die Margit fühlte, daß etwas in seiner tiefen Stimme lag, was einem wie eine gute Glocke ins Herz drang. Die Mutter hatte davon einmal gesagt: „Wenn der Vater redet, ist es, als nähme er einen bei der Hand. Ihr wißt gar nicht, Kinder, was für einen schutzhaften Vater ihr habt." Und daran wurde sie jetzt wieder gemahnt, während Lorez sein Glas abstellte und neben dem Essen eine Unterhaltung begann.

Ein merkwürdiges Behagen weckte sein ruhiges Sprechen und Erzählen.

Vom guten Geschäftsgang hatte er begonnen. Nun stellte er fest, welches Glück es bedeute, daß, obwohl über den Grenzen Krieg sei, der Besuch des Wildbachtals ein so starker geblieben. Und wieder zum eigenen Geschäft zurückkehrend, sprach er, wie wichtig es sei, die Kunden des Hauses zufriedenzustellen und sich zu erhalten. Er rühmte lächelnd Frau Maria, die ohne Worte überall sei, überall zum Rechten sehe und es nirgends fehlen lasse. Auch die Angestellten lobte er, von denen jedes an seinem Orte seine Pflicht tue. Und im selben scherzenden Tone sprach er von seinen Töchtern; sie hätten etwas mit den Blumen gemeinsam, die man unter die Fenster und den Gästen aufs Zimmer stellen könne, damit sie sich daran freuten. Dabei warf er einen vergnügten Blick dem Klaus Umstad zu, fügte aber sogleich hinzu: „Sie sollen sich aber nichts einbilden, die zwei Donnersmädchen. Das Rühmen liegt auch nicht beim Vater, sondern bei Jüngeren, die etwa auf dem Weg sind, solchen Blust abzupflücken."

Hier unterbrach ihn Frau Maria und meinte, wenn er von allem rede, was recht und gut im Hause sei, möge er sich selber nicht vergessen.

Statt weiterer Antwort legte Lorez still die Hand auf die ihre, die gerade neben ihrem Teller ruhte.

Über all' dem kam die friedliche Luft, die im Kreise der Lorez wehte, auch dem langsamen Klaus wieder einmal zu Bewußtsein, und er fand das warme Wort: „Bei euch gibt es nicht nur gut zu essen, sondern man sitzt manchmal wie in einer Kirche."

Die Biene leuchtete Vater und Mutter mit guten Augen an. Margit war das Herz warm, und sie verlangte nichts anderes, als daß in ihrem Leben alles bliebe wie es war. Der Klaus war ihr dazu nicht gerade nötig; aber sie ließ ihn als Anhängsel ihres Alltags gelten. Der Gedanke an den Eustach jedoch saß wie ein lauerndes Füchslein ganz zuhinterst in ihrem Gemüt.

In diesem Augenblick erlitt die Behaglichkeit der Stube eine jähe Störung. Weit auf flog die Tür. Der Hausknecht Peter stürmte herein. „Ein Unglück!" meldete er atemlos.

Ihm nach kam ein junger Bergführer, der Alois Z'berg, gehastet. Er sei doch mit den zwei Welschen, die im „Kreuz" wohnten, in die Klubhütte am Mittaghorn gestiegen, berichtete er. Da komme er her. Drei Gipfel hätten sie nacheinander gemacht. Bis heute früh beim Traversieren des Steingletschers eine Schneebrücke eingebrochen. Verloren seien die beiden Herren! Verschwunden, weiß Gott, wie tief! Das Seil sei gerissen am messerscharfen Rand der Spalte. Niemand habe mehr geantwortet auf seine Rufe. Der Kreuzwirt möge eine Hilfstruppe schicken. Gleich wolle er wieder hinauf mit ihr, sie zur Unglücksstelle zu führen, sowenig es auch allen nützen werde.

Die Erregung verschlug ihm die Rede. Aber schon stand Kaspar Lorez auf. Ihm lag es ob, bei Bergunfällen die Hilfsexpeditionen auszurüsten. Und eilte aus der Tür.

Drinnen ließen sich die andern von Z'berg die Einzelheiten des Unglücks erzählen.

Kaum eine Stunde später brach eine Gruppe von bewährten Obsteger Bergleuten nach dem Gletscher auf.

Das Fernrohr, das auf einer Terrasse des Gasthofes stand, war den ganzen Tag über belagert. Gleich zu Anfang hatte man nämlich auf dem Gletscher, der frisch überschneit ins Tal niederleuchtete, zwei Männer entdeckt.

„Das können nicht schon die Unsrigen sein", meinte Klaus Umstad zu den Lorezschwestern.

Wie ein Lauffeuer ging es dann durchs Haus. Hatten sich die Abgestürzten doch selbst gerettet? Oder bemühten sich dort oben andere, zufällig in der Nähe gewesene Helfer um die Verunglückten?

Stunden vergingen. Der Alltag verlangte sein Recht. Im Gasthause wurde gewirtet, gegessen, geschwatzt. Durch das Fernrohr war nichts Neues zu erspähen. –

Schon brannte dann das Abendrot auf den Gipfeln. Der Steingletscher lag als ein fahles, totes Feld unterm Himmel. Aber wer aus den Häusern von Obsteg in die Straße trat, dem flammte das Rot übers Gesicht.

Auch der Margit Lorez fiel die dunkle Glorie über Stirn und Wangen, als sie auf die oberste Platte der Haustreppe hinaustrat, um sich zu vergewissern, was die Unruhe zu bedeuten habe, die sie, an einem der Fenster vorübergehend, in der Dorfstraße bemerkt hatte. Auch jetzt befremdete sie das Gerenne der Leute unten in der Gasse. Kinder und Erwachsene eilten dorfaus. Ein paar alte Frauen standen wartend und werweißend unter ihren Türen.

Die Margit rief einen Buben an, was los sei.

„Sie bringen sie", gab der Auskunft. „Die Lugecker bringen sie."

Da tauchte schon am andern Ende der Straße, wo sie aus dem Gebirg kam, ein Zug von Männern auf. Andere Neugierige gesellten sich zu Margit. Frau Maria trat neben sie, und die Biene schlüpfte der Schwester an den Arm.

„Die Rennerbuben", rief die Lorezin aus. Mit ihren Sperberaugen erkannte sie als erste die Nahenden. Dann gewahrte auch die Margit, wie der Strubli Eustach zuvorderst an den Tragstangen einer Bahre ging, die sich langsam gegen das Kreuzwirtshaus heran bewegte. Unter den andern Trägern befand sich der Tobias. Ein fremder Mensch im Touristengewand, barhaupt, hochgewachsen, schritt neben der Bahre. Auf dieser aber lag ein Verwundeter mit verbundenem Kopf.

In einer zweiten Männerschar, die aber in einiger Entfernung erst auftauchte, erkannten die Obsteger leicht ihre eigene Hilfstruppe.

Es wurde still in der Straße. Es war, als halte die Menge den Atem an.

Mit weiten Schritten, als sei ihnen ihre Last keine Mühe und läge nicht schon ein weiter Weg hinter ihnen, zogen die Rennerburschen und ihre Helfer daher.

Die Margit preßte die Lippen schmal. Ihre Augen tranken das Bild des Zuges. Der Eustach vollends zog ihren Blick auf sich. Den haarumwehten Kopf in den Nacken gebogen, einen trotzigen Ausdruck im Gesicht, schritt er einher. Vielleicht galt dieser Zug in seiner Miene den Obstegern überhaupt. Denen war die unwirsche Neugier anzusehen, was die Rennerbuben bei der Sache zu tun hätten. Und als der Eustach das erriet, zuckte ihm ein spöttisches Lachen um den breiten Mund.

Nun reckten sich die vier Bahrenträger erst recht. Als marschierten Soldaten, zogen sie in strammem Gleichschritt zur Kreuztreppe. Der Fremde neben der Bahre verlor den Takt. Er schien am Ende seiner Kräfte.

Dann hielt der Zug. Der Mann auf der Bahre war totenbleich. Sein Gefährte und Begleiter hielt sich kaum mehr aufrecht.

Eustach Renner erkannte an der Treppe den Hausknecht Peter. Mit heller Kommandostimme rief er ihn an: „Vorwärts, Peter! Es soll dir einer helfen! Schafft den Mann ins Bett! Ans Leben geht es ihm nicht. Aber dem Doktor müßt ihr berichten."

Und schon winkte er dem Tobiasbruder mit dem Kopf. Als sei ihre Pflicht getan und hätten sie da nichts weiter zu suchen, verließen die Brüder die Tragbahre.

Der Dorfplatz hatte sich gefüllt. Auch die andere Hilfstruppe war angelangt. Zu dichten Reihen drängte sich das Volk.

Durch diese brachen die beiden Lugecker. Wie Stiere, die ihres Weges trotten. Ehe sie indessen in eine Seitengasse einbogen, wandte sich der Eustach noch einmal um. Sein Arm fuhr in die Höhe. Er winkte. Kein Mensch konnte wissen wem.

Nur der Margit stand einen Augenblick das Herz still. Galt der Gruß ihr? Hatte der Lugecker sie erkannt?

Doch die Rennerbrüder verschwanden.

Die Obsteger schauten ihnen nach. Sekundenlang war es, als vergäßen sie der beiden Touristen.

Irgendwo lachte es auf. „Da laufen sie, die Torenbuben! Sie haben gemerkt, daß sie hier nichts verloren haben!"

Da wendete sich der Fremde gegen die Menge. Schon halb auf der Treppe, am Geländer sich haltend, stieß er mit heiserer Stimme heraus: „Ohne die wären wir jetzt nicht mehr da!“

Seinen Gefährten auf der Trage schaffte der Hausknecht mit Hilfe anderer ins Haus.

Zu dem müden Touristen gesellte sich Kaspar Lorez, der Kreuzwirt. Auch der Führer Alois Z'berg war wieder da. Er sah ein wenig klein und geschlagen aus.

Lorez machte Miene, der Bahre ins Haus zu folgen, Allein der Volkshaufe in der Gasse drängte näher. Neue Rufe ertönten: „Was ist denn?“ „Seid ihr zu spät gekommen?“ „Erzählt doch, Lorez!“

Da wandte dieser sich noch einmal um. Neben der Margit stehend gab er in seiner gelassenen und klaren Art Rechenschaft: „Freilich waren wir zu spät. Die zwei Lugecker waren, scheint's, irgendwo in der Nähe und Zeugen des Unglücks.“

Hier unterbrach ihn der junge Z'berg: „Die wußten, daß der Gletscher in diesem Jahr Tücken hat. Alles wissen die immer! Die kennen besser als alle Weg und Steg!“ Er gab sich keine Mühe, Zorn und Neid zu verbergen.

Lorez fuhr fort: „Beide lagen sie hilflos tief unten in der Spalte, die Fremden! Beide hat er heraufgeholt, der Eustach.“

Auch diese Worte ergänzte der Z'berg: „Gott versuchen, heiße ich das! Hinabgelassen hat er sich am Seil, der Eustach, zuerst den Kranken angebunden, der sich beim Sturz das böse Loch in den Kopf geschlagen! Dann hat den der Tobias hochgezogen. Darnach band der Eustach den zweiten ans Seil. Und immer noch hockte er selber im Loch. Aber das Seil wurde brüchig, gerade wie das unsere. Dem Eustach hätte es nicht mehr getragen.“

Der Z'berg hielt inne. Zorn und Neid vergingen ihm in der Erregung, mit der er noch einmal erlebte, was er erzählte. Er wisse alles vom zweiten Touristen, ergänzte er. „Bruder“, hätte der Tobias in die Spalte hinab gebrüllt, „es hilft nichts. Kaputt ist das Seil. Wie ein Messer ist hier das Eis.“ Dann sei es still geworden, wie wenn der Tod umgeht.

Die weite Gasse schwieg, als hielte ein jeder den Atem an. Aber der gelassene Lorez löste zum andernmal den Z'berg ab. Über der Spalte habe er gelegen, der Tobias, beendete er den Bericht. Ein Keuchen sei gekommen aus der Tiefe und hinabgelangt habe der, der auf dem Bauche lag. Wiederum hätte Ächzen um Ächzen getönt, von einem diesmal, der sich durch den Eiskamin heraufwürgte, und von dem andern, dessen Hand zuletzt die des Eustach packen konnte. Dann sei der Mensch, der Strubel, Knie auf dem Spaltenrand, ins Leben zurückgekrochen.

Ein Gemurmel ging in der Menge.

„Teufelskerle sind sie schon“, bestätigte der Lorez. „Den Eustach tut es keiner nach.“

Auch jetzt noch aber fand der Grimm gegen die Lugecker eine Stimme. „Immer haben sie es mit dem Teufel gehalten“, brüllte einer.

Doch fand er für den Augenblick kein Echo. Kaspar Lorez trat mit dem jungen Z'berg ins Haus.

Hinter ihnen schritt die Margit. Sie wußte nicht, wohin sie ging. Sie sah noch immer den Eustach, den Wildling, in der Spalte. Und dann – plötzlich löste das andere Bild dieses erste ab: Wie der Eustach die Gasse verließ und sein Arm zum Gruß in die Höhe fuhr! Zum Gruß oder zum Hohn? Wer konnte das wissen? Vielleicht galt der Hohn denen von Obsteg allen, damit sie wußten, wie wenig er sich um sie kümmerte! Vielleicht – es hatte ihr geschienen – der Gruß – war es doch möglich, daß dieser für sie selber gemeint war?

Es war längst Nacht. Die am Gletscher Verunglückten waren untergebracht. Der Arzt war dagewesen. Der Verletzte hatte keinen bleibenden Schaden erlitten. Die beiden konnten der Ruhe pflegen und sich zur Heimfahrt erholen. Durch Flure und Säle des Gasthofs nahm das Leben seinen Gang. Da und dort standen oder saßen noch ein paar Leute beisammen und handelten von dem Unfall und der Rettertat des Lugeckers. Dann wurde Feierabend für die Wirtsleute wie für die Dienstboten.

In der Schlafstube der Schwestern Margit und Biene brannte noch Licht. Margit war als erste heraufgekommen. Biene fand sie am Fenster sitzend, den Kopf in die hohle Hand gestützt, den Blick ins Nachtdunkel gebohrt. Zu sehen gab es da nichts. Aber mit blindem Blick ließ es sich leichter grübeln.

Wie heimliche Ampeln leuchteten hoch und fern ein paar Sterne.

„So, da wäre ich auch“, meldete Biene sich im Eintreten an. Sie hatte es aber eilig mit Schlafengehen, achtete weiter nicht auf die Schwester, sondern begann sich schon zu entkleiden. Dann erst fiel ihr Margits Schweigsamkeit auf. „Was hast auch?“ fragte sie. „Den ganzen Abend bist ja so still gewesen.“

Es war aber, als höre die andere nicht.

„So rede doch!“ drängte die Biene. „Bist denn krank?“

„Wenn das Krankheit ist, wenn man einen Stein auf der Brust hat, ja“, entgegnete endlich die Schwester.

Biene trat zu ihr. „Was plagt dich denn? Ist es wegen des Klaus?“ forschte sie mit rascher Teilnahme.

Margit blickte auf. „Er hat mir nichts zuleid getan“, antwortete sie noch immer gedankenversunken.

„Ist es, weil du schwer von daheim gehst?“ versuchte Biene sie zu verstehen.

Margit schüttelte den Kopf. Dann schien sie des Redens müde, stand auf und fing auch ihrerseits an, die Kleider abzustreifen.

Biene schaute ihr heimlich zu, suchte aus ihr klug zu werden, dachte wieder einmal, wie wohl sie gewachsen sei, die Schwester, und welch feine, erstaunlich weiße Haut sie habe, begegnete Margits dunklen und gescheiten Augen und konnte sie und den gutmütigen Klaus nicht recht zusammenreimen. Die Margit schien ihr zu gut für diesen. Eben wollte sie davon sprechen, als Margit die Arme hob wie jemand, der, seine Kräfte sammelnd, etwas zu überwinden sucht. Den Blick abermals ins Leere gebohrt, sagte sie leise. „Einmal wird ein Unglück sein! Denk' daran, daß ich es gesagt habe.“

„Was redest auch?“ erschrak die junge Biene.

Die Margit achtete nicht mehr auf sie.

„Mache dir doch keine solche Gedanken“, sprach ihr Biene zu und dann: „Rede doch mit der Mutter, wenn dir so schwer ist.“

Die Margit stieg schweigend in ihr Bett.

Vor heimlicher Angst verstummte auch Biene. Aber als auch sie, der Wand der Schwester gegenüber, in den Federn lag, spähte sie erregt nach ihr aus.

Die andere lag der Mauer zugekehrt.

Die Biene sah nur das dunkle Haar und den weißen Arm. Ihre Beklemmung nahm zu. Sie suchte nach Worten, um die Schwester aus ihrem Schweigen zu reißen.

„Das ist noch eine Geschichte gewesen, heute, mit den Touristen“, fing sie aufs Geratewohl von den Ereignissen des Abends zu handeln an.

Langsam wendete Margit sich ihr zu. Aber ihr Blick blieb an der Decke haften.

„Wie zwei, die einen Preis gewonnen haben, sind sie davonstolziert, die Rennerbuben“, plauderte die Biene weiter.

Das erst schien die Margit zu wecken. Plötzlich sprach sie: „Ich habe einmal etwas gelesen von den wilden Germanen, wie sie gegen die Römer standen. Wie so einer sieht er aus, der Eustach“, sagte sie. Das tönte, als käme sie mit ihren Gedanken von weit her und sähe sie den Renner in Wirklichkeit mit Schild und Speer und fliegendem Tschupp.

Die Biene merkte ihre Versonnenheit nicht. Plaudersüchtig drehte sie das Gespräch zum Alltag: „Das ist jetzt wieder etwas für die Obsteger. Daß die Lugecker eine Tat getan haben! Jetzt wird den Unsrigen der Neid nicht Ruhe lassen, bis sie auch einen Helden haben!“

Gerade da drehte die Margit das Licht aus, dessen Schalter sich über ihrem Bett befand.

Die Biene hatte noch nicht genug der Unterhaltung. „Ich bin auch neugierig, wie es noch mit dem Großacher gehen wird!“ plapperte sie weiter.

Aber Margit blieb die Antwort schuldig. Sie lag, die Augen an der Decke, die Gedanken weit fort, auf dem Rücken. Der Stein lastete ihr noch immer auf der Brust. –

Der Morgen brachte den Ausgleich und die Rückkehr in den Alltag.

„Hast gut geschlafen?“ fragte die Biene die Schwester.

Die sah Sonne im Fenster, und ein heller Tag wischt viel Sorgen weg. Auch die Margit vergaß, wie lange sie gestern nacht noch wach gelegen, und augenblicklich kümmerte die Zukunft sie nicht. „Schön ist es heute“, sprach sie, ins Freie blickend, und summte überm Ankleiden vor sich hin. Als dann die gestrige Angst ihr doch noch einmal durch den Sinn flatterte, erinnerte die junge Biene eben daran, daß es heute zum Frühstück einen Kuchen gebe, weil des Vaters Namenstag sei.

So gab ein vergnügtes Wort das andere.

Nun – und zum Frühstück marschierte der Kuchen auf, und man war fröhlich, feierte den Namenstag, der doch kein besonderes Ereignis war, und wußte nicht, daß man vergnügt war, weil man einander so gut verstand.

Schon im Laufe des Vormittags brachen die beiden Touristen, von denen auch der schwerer verletzte sich leidlich erholt hatte, nach ihrer Heimat auf.

Und wieder erschien bald darauf im „Kreuz“ der blonde Klaus Umstad. Seine wasserblauen Augen glitzerten nach der Margit und fanden sie nicht. Als die Lorezin, die er nach ihr fragte, ihn in die Wäschekammer wies, wo die Tochter am Bügeln sei, lief er hinüber.

Die Margit war nicht allein. Zwei Mägde teilten sich mit ihr in die Arbeit. Er aber, wie einer, der sich etwas erlauben darf, schwang sich ohne viel Umstände auf den Bügeltisch und fiel sie an: „Du! Margit! Ich muß gleich nach dem Mittagessen in die Stadt hinunter fahren. Kommst mit? Meine Geschäfte dauern nicht lang. Aber es wird da ein Film gezeigt, weißt, so ein bäumiger, vom wilden Westen. Den könnten wir uns doch miteinander ansehen.“

Margit hatte ihn nicht eben freundlich begrüßt. Es langweilte sie, ihn schon wieder dazuwissen. Aber das mit dem Film kitzelte sie. Ablenkung war ihr willkommen. Und mit plötzlichem Gelüsten plumpste sie in den Plan hinein, von dem er sprach. „Ja, in den Kino gehe ich gern“, stimmte sie ihm zu.

Dem Klaus fehlte ein Wort, das ihm ihre Freude, mit ihm zu fahren, bewiesen hätte. Er rutschte ein wenig enttäuscht vom Tisch. Aber während die Margit wieder zu ihrem Eisen griff, nahm er einen neuen Anlauf und stellte noch einmal fest: „Also gleich nach dem Essen! Ich hole dich mit dem Wagen.“

„Abgemacht“, bestätigte Margit, dachte dabei, sie könnte ebensowohl dorfaus bis zum Umstadhaus zu Fuß gehen, nahm aber doch sein Anerbieten an; mochte er immerhin merken, daß er es für etwas haben mußte, wenn sie mitfuhr.

„Bis nachher“, grüßte der Klaus.

Als er weg war, ging die Margit sich zurechtmachen, aber die Lust war ihr ein wenig vergangen; die Zusage reute sie schon, tat es noch mehr, als über dem Mittagessen der Vater, dem sie von der bevorstehenden Talfahrt erzählte, sagte: „Wenn ihr, du und der Klaus, doch schon sooft beisammensteckt, könnt ihr ja auch mit der Hochzeit vorwärtsmachen.“

Seine Worte kamen der Margit wieder wie ein Blitz, der in die Zukunft zündete und Dinge aufhellte, an die sie noch nicht denken mochte. Sie blieb ein wenig kleinlaut nachher. Aber als der Klaus Umstad bald darauf sein Gefährt vor die Gasthaustreppe lenkte, erwachte doch wieder eine gewisse Spannung in ihr.

Wichtigtuerisch knallte die Peitsche des Klaus. Biene trat mit der Schwester aus dem Hause.

Es war ein ansehnliches Bild, wie der Klaus steil aufrecht auf seinem Bock saß und seinen unruhigen schönen Schimmel im Zaum hielt.

Während Margit den Break bestieg und sich neben den Kutscher setzte, trat Biene an das Pferd heran und rühmte es streichelnd: „Ein schönes Tier.“

„Rasse“, prahlte der Klaus. „So eines hat im Militärdienst keiner!“ Sein rundes Gesicht strahlte vor Behäbigkeit, und sein dichtes hellblondes Haar, das wie ein Kranz unter dem kleinen neuen schwarzen Filz schimmerte, war ihm wirklich zum Schmuck.

‚Noch manche wäre froh‘, fuhr es der Margit durch den Kopf.

Da gab es auch schon einen jähen Ruck, so daß sie sich am Bockgeländer halten mußte, und der Schimmel trabte dorfauswärts. Mehr als ein Obsteger schaute ihnen nach.

„Da kommen zwei Hübsche zusammen“, sagte eine Frau zur andern.

„Zwei hübsche Geldsäcke“, ergänzte diese.

Das Fuhrwerk rollte weiter. Die schmale Straße schraubte sich in Windungen talabwärts. Manchmal bekam die Margit Herzklopfen; denn der Wagen näherte sich zuweilen stark dem Rande der Straße, und ihr Blick fiel dann in die schaurige Tiefe einer Schlucht.

„Halt Sorg’, Klaus“, entfuhr es ihr unwillkürlich, als der Schimmel einmal wie der Blitz eine Kehre nahm.

Er aber lachte sie aus. „Hab’ keine Angst!“

Sie bekam richtig Respekt vor ihm und seiner Fahrmeisterschaft. Auch fiel ihr abermals, und während sie ihn von der Seite betrachtete, auf, wie gut er aussah.

Anfänglich kam kein Gespräch auf. Der Fahrer hatte genug auf den Weg zu achten. Aber als sie die Ebene erreichten, lockerte Klaus Zügel und Zunge. Er lobte wiederum das Pferd und wollte wissen, ob es ihr auch gefalle. „Das muß ich dich später immer fragen: ‚Gefällt es dir?‘“ fügte er anzüglich bei.

Margit fand das eine hübsche Rede. Sie gab ihm den guten Blick zurück, mit dem er sie begleitet hatte. Sie gab sich auch zufrieden, als ihr in dem Augenblick wieder einfiel, daß der Klaus ja so etwas wie ihr Hochzeiter war.

Die gute Stimmung, die zwischen ihnen herrschte, hielt an.

In der kleinen Talstadt, die sie bald erreichten, stellte Klaus sein Pferd ein, hieß Margit die Auslagen der Magazine betrachten und ihn vor den Lichtspielen erwarten.

Eine halbe Stunde später saßen sie in bequemen Stühlen und in tiefer Dunkelheit und staunten, wie unverwöhnte Leute tun, atemlos auf das, was auf der Leinwand sich abspielte. Allmählich erst wurden sie heimisch. Dann merkte das Mädchen, wie ihr Begleiter ihr näher rückte. Aber die Hand, die er leise ergriff, entzog sie ihm. Und plötzlich war es, als risse sie jemand aus einem Traume. Der Klaus war erloschen wie ein Geist, aber dort, vor ihren Augen, in Lichtbild oder Leere, irgendwo, schritt der Renner-Eustach. Mit fliegendem Haar und langen Schritten strebte er trotzig durch die Reihen der Obsteger Gaffer dorfaus.

Die Erscheinung oder das in ihrem Innern, was ihr jene vor Augen trug, dauerte nicht. Die Margit kam sogleich wieder zum Bewußtsein ihrer selbst, und zum zweitenmal spürte sie die Hand des Klaus, die nach der ihren tastete. Und nun war sie dieser Hand fast froh. Sie löste etwas wie Angst aus ihrem Innern. Sie duldete auch ihre Berührung, ihren Druck, ihren Schutz. Sie konnte nur bis zum Ende der Vorstellung nicht des Eindrucks ledig werden, daß auch der Lugecker irgendwo um den Weg sei.

Als sie zuletzt aufstanden und das Theater verließen, schaute sie suchend um sich. Nirgends war eine Spur von dem Eustach, und sie atmete auf, war ordentlich erleichtert, bis, wußte Gott aus welcher heimlichen Seelenecke, ihr doch wieder ein Bedauern kroch: Schade, daß er nicht da war, der andere!

So versponnen aber war sie in diese Dinge, daß sie erst, als sie schon wieder dem Ort zuschritten, wo der Klaus sein Pferd eingestellt hatte, inne wurde, daß dieser ihre Hand noch nicht freigegeben. Er hielt sie auch jetzt noch fest, und als sie ihm einen erstaunten Blick zuwarf, lachte er sie aus. „Das hilft dir jetzt nicht mehr. Jetzt gehörst mir."

Das Großtuerische seiner Worte, die Sicherheit, mit der er auf ihren Besitz zählte, verblüfften sie. Aber willig versuchte auch sie zu lächeln und ließ ihm die Hand. Nur zutiefst in ihr lehnte sich noch immer etwas dagegen auf, und sie hörte nur halb, was Klaus redete. Der war wie aufgezogen. Er rühmte die Filmvorführung. Gern sehe er solche Dinge. Überhaupt, man müsse das Leben genießen, solange man jung sei! Und wenn sie dann verheiratet wären, hei, da solle es erst recht eine Festzeit werden!

Margit ließ all die Worte an sich vorübertönen. Keines war darunter, das ihr naheging, keines, das etwa für des Klaus Klugheit zeugen konnte. Erst als ihres Begleiters Stimme ein wenig zitterte, und er sagte, mit ihr sein, heiße für ihn so etwas wie im Himmel sein, ging ihr wieder eine Wärme durchs Herz, so daß sie ihn dankbar anschaute.

Nun zog er sie wieder zu sich auf den Bock. Der Knecht, der das Pferd gehalten, trat beiseite. Er aber hielt den unruhigen Schimmel noch zurück, und wie einer, der eine Sache, die gut begonnen, auch gleich zu Ende bringen will, wandte er sich halb hastig, halb unterwürfig noch einmal zu ihr und bat: „Laß uns vorwärtsmachen, Margit! Laß uns gleich, wenn wir heimkommen, den Hochzeitstag festsetzen. Unsere Alten warten ja doch darauf. Und warum sollen wir beide noch länger zögern?"

Margit erschrak und fühlte sich überstürmt. Aber kaum bewußt, was sie tat, nur im Gefühl, eine Antwort geben zu müssen, nickte sie.

Weil jedoch in diesem Augenblick das unruhige Pferd einen Sprung nach vorwärts tat und damit die Heimfahrt begann, nahm Klaus den halben Bescheid als Zusage hin. Auch ließ ihm der nervöse Schimmel nicht Zeit zu weiterem Nachdenken. Erst auf dem Wege, als dieser bergan stieg und das Pferd in ruhige Gangart verfiel, begann er aufs neue zu reden. Von der Hochzeit sprach er nun, als stehe sie schon vor der Tür. Ein Fest solle sie werden, wie man es in Obsteg noch nicht erlebt. Und von der künftigen Wohnungseinrichtung schwärmte er. Städtisch müsse alles sein! Dann redete er von der Hochzeitsreise, die nach Rom führen müsse. Er betrank sich gleichsam an seinen eigenen Worten, und im Rausch von Glück und Selbstzufriedenheit schlang er wieder einen Arm der Margit um die Hüfte und zog sie näher und näher an sich. Auch seinem Kuß konnte sie sich nicht entziehen, wußte auch nicht, warum sie es sollte. Irgend etwas war, ohne daß sie viel dazu getan, in ihrem Leben Tatsache und selbstverständlich geworden. Sie ließ gleiten, was glitt. Nur der leise Druck in ihrem Innersten wich nicht, schien vielmehr schwerer und schwerer zu werden. Während sie ihn empfand, zürnte sie sich selbst, daß sie die Freude nicht aufbrachte, die der geschwätzigen Vergnügtheit ihres Begleiters entsprochen hätte.

Hoffärtig wie bei der Abholung fuhr dann auch bei der Rückkehr Klaus Umstad am „Kreuz" vor. Er überholte kurz vor der Treppe gerade noch Lorez, den Wirt und künftigen Schwiegervater. Dem zum Schauspiel umhalste er die Margit aufs neue.

„Hoho!" Kaspar Lorez lachte in der Straße. „Nur nicht so wild, Herr Hochzeiter!"

Der Prozeß wegen des Grenzgrundstückes zwischen Obsteg und Lugeck dauerte noch immer an. Die zweite Gerichtsinstanz hatte abermals zugunsten von Obsteg entschieden; aber die größenwahnsinnigen Lugecker zogen die leidige Angelegenheit an die letzte und höchste Instanz, das Bundesgericht, weiter. War damit gleichsam der Krieg in die Ferne geschoben, so wuchs zuhause die alte Feindschaft höher und höher. Im Bohnenwald, wo ein Obsteger einem einen Stamm entrindenden Lugecker begegnete, entstand aus geringer Ursache ein Wortwechsel, der in eine Schlägerei ausartete. Auf einem Viehmarkt im Welschen gerieten zwei Lugecker mit einem Obsteger zusammen, weil dieser ihnen ein junges Rind, auf das sie ein Auge geworfen, vor der Nase wegkaufte.

Das böse Blut, das gleichsam zwischen den beiden Gemeinden wie ein dunkler Tümpel lag, wurde so immer schwerer und trüber. Als ein paar Wochen ohne Streitigkeiten vergingen, schien der Verdruß darüber die gegenseitige Abneigung noch zu steigern. Wo Lugecker und Obsteger sich begegneten, senkten sie die Köpfe wie störrische Stiere und trotteten, in sich hineingrollend, aneinander vorbei.

So lagen die Dinge, als eines Sonntags die Margit Lorez sich allein auf einem Weg ins Talinnere erging. Hier war Allmendboden, Land, das allen Korporationsbürgern gemeinsam gehörte. Der Wildbach floß hier zwischen hängenden Matten noch zahm und klar. Erst hinter Obsteg fiel ihn das Ungetüm an, das ihn im Zorn über Felsen talzu warf, Wasser zu Schaum schlug und Murmeln in Donnern wandelte. Da und dort stand an sanfter Halde ein Gaden. Wald schattete zeitweise den Bach. Hoch über ihm aber reckten sich wie aus schwarzer Krause die grauen Hälse der Felsberge und die weißen Häupter der Ewigschneekerle zum Himmel.

Still und in sich gekehrt schlenderte die Margit dahin. Zahmer und zahmer wurde der Bach, einsamer der Weg. Manchmal überspannen ihn Moos

und kurzes Gras. Und das Wasserrieseln begann dem Geplauder eines Säuglings zu gleichen.

Friede lag über der Landschaft.

In der Margit war der nicht.

Der Klaus Umstad hatte das Eisen schmieden wollen, solange es heiß war, und hatte seit jener Fahrt ins Tal mit seinem Drängen nach Festsetzung der Hochzeit nicht mehr Ruhe gegeben. Die Eltern hatten zugestimmt, die Margit sich schieben lassen. Was gab es schließlich gegen Versorgung und Bräutigam einzuwenden? So hatte der Pfarrer die Ehe ausgekündigt, und die Hochzeit war auf den nächsten Monat angesetzt worden. Die Ausstattung war beschafft. Die Mutter Maria hatte längst vorgesorgt. Aber je mehr das alles gedieh, desto mehr wuchsen in der Margit die Unruhe und Zerfallenheit. Mutter und Schwester bemerkten das, sorgten sich und fragten sie aus. Sie nahm sich zusammen, redete ihnen die Angst, daß sie nicht glücklich sei, aus. Dabei aber wurde sie je länger desto weniger aus sich selber klug.

In der Not ihres Herzens war sie heute nach Tisch, und ohne daß jemand davon wußte, von Hause weggelaufen. Die drei Frauen, die Mutter und die beiden Schwestern, hatten jede wöchentlich einen Freinachmittag. Heute war die Reihe an Margit. So fiel ihre Abwesenheit nicht auf.

Anfänglich war einzig der Wunsch in ihr gewesen, allein zu sein, auf keine Fragen antworten zu müssen, niemand durch ihre inneren Zwiste aufzufallen. Allmählich stürmten wieder Gedanken auf sie ein. Seltsam begann das. Ihr fiel ein, daß sie eigentlich ohne Ziel und ohne Grund sich hierher verlaufen, daß sie daheim davongestoben wie auf der Flucht vor einer Brunst. Dann roch ihr das Ungewöhnliche ihres Wanderns auf. Die jungen Mädchen von Obsteg waren keine Alleinvögel! Gut, daß keine Leute ihr begegneten, dachte sie. So wunderten sich keine, daß sie so heimlich und einsam herumstrolchte!

Daß Leute ihr nachschauten, hätte sie freilich nicht verhüten können. Dazu sah sie zu hübsch aus. Sie trug ein dunkles Kleid, dessen kurze Ärmel die runden, weißen Arme freiließen. Wie deren Blässe durch das Gewand hervorgehoben wurde, so hoben Stirn und Wangen den weichen Glanz des dunkeln Haars. In Schritt und Gebärde war eine natürliche Anmut.

Langsam begann indessen die Einsamkeit des Weges der Wandernden wohlzutun. Die stillen Tannen und die Felsbrocken, diese Reste eines alten Bergsturzes, die den Weg säumten, beruhigten sie. Das Raunen des Baches drang herüber. Manchmal blätterte ein Windhauch in den silbernden Blättchen einer Birke oder bewegte den Ast einer Kiefer auf und nieder, als winkte der Baum. Darüber wurde es in ihrem Innersten wieder stiller und stiller, und die Gedanken bekamen freieres Spiel. Sie begann sich aufs neue zu fragen, was eigentlich mit ihr sei. Nahm ihr Leben nicht einen lange vorgezeichnet gewesenen Gang? Woher kamen ihr denn seit einiger Zeit diese Zweifel und vor allem diese Angst vor etwas Unbestimmtem?

Ein Vogelzwitschern unterbrach ihr Grübeln und ließ sie zusammenfahren. Dann schalt sie sich: Unsinn! So ging das doch nicht weiter, daß sie über jedes Geräusch erschrak. Der – der Renner Eustach! Mein Gott, sie hatte doch nichts mit ihm! Was zwang denn ihre Erinnerung immer zu ihm zurück? Was hatte es zu sagen, daß er ihr einmal nachgerannt war, daß er ihr einmal gewinkt, wobei man noch nicht einmal wußte, ob das Handschwenken wirklich ihr gegolten! Der – der Renner Eustach! Freilich ein Merkwürdiger, Ungewöhnlicher war der wohl, anders als alle andern! Anstaunen, ihm nachsinnen, ihn fast fürchten mußte man!

Soweit war die Grüblerin gekommen. Und der Eustach stand wieder wie leibhaftig ihr vor den Augen. Dabei wurde ihr zumut, als müsse sie etwas Gutes, Großes von ihm erwarten. Diese Empfindung war so stark, daß sie unwillkürlich den Schritt verhielt. Den Blick am Boden, legte sie selbstvergessen die Hände zusammen. Mit dem Fuß bohrte sie im Wegsand. Dann mochte sie nicht mehr weitergehen und sah sich nach einem Stein um, darauf sie sich niederlassen könnte. Dabei erblickte sie unweit die kleine Kapelle des heiligen Joseph, deren graues Mauerwerk aus einer Waldlichtung schimmerte. Sie hatte einen von Holzsäulen getragenen Vorbau, unter dessen wetterschwarzem Holzdach eine Bank stand. Zwei halbhohe Mäuerchen verbanden Säulen und Kapelle miteinander. Zwei kleine Fenster blinzelten wie halbblinde Augen einem entgegen. In des einen Nische standen im trüben Wasserrest eines schmutzigen Glases ein paar halbverdorrte Alpenrosen. Es gelüstete sie, denen aus dem nahen Bach frische Labe zu holen. Ein wenig erleichtert von dem neuen Eindruck, schritt sie hinüber. Niemand störte sie. Vor sich hinsingend erfüllte sie ihr kleines Hilfsamt für die Blumen. Darüber tat sie einen Blick ins Kapelleninnere. Die kleine Ampel mit dem ewigen Licht blühte in ihrem Dämmer wie eine junge rote Tulpe. Vielleicht sollte sie beten, dachte sie. Aber sie war müde, und die Bank im Freien lockte sie mehr. So trat sie zu dieser und ließ sich, leise seufzend, auf ihr nieder.

Das Ausruhen wollte indessen nicht recht geraten. Die Gedanken kamen wieder, die sonderbaren, und die Sorgen und das Bewußtsein, daß sie darüber Herr werden mußte. Abermals begann sie sich selbst zuzusprechen: ‚Ein schönes Leben hast gehabt, Margit. Denk' nur an den großen Frieden daheim! Und nun der Klaus! Ein braver Mensch ist er, und gut bekommst du es, vornehm fast!'

Sie begann sich wieder einmal die Zukunft auszumalen. Die Augen gesenkt, den Blick auf die drolligen Rundköpfe von Steinen gerichtet, mit denen der Kapellenvorhof gepflastert war, grübelte sie sich in dieses Kommende hinein. Da war ihr plötzlich, als höre sie ein Geräusch.

Sie fuhr herum.

Jenseits des Mäuerchens, an dem sie saß, stand ein Mensch. Beide Arme aufgestützt und wie aus dem Boden gewachsen stand er da.

„Mein Gott!" Die Margit erschrak.

„Tag", grüßte der Eustach Renner.

Sie starrte ihn an. Schon einmal hatte sie dieses Gesicht so nahe vor sich gehabt; aber so Zug um Zug war es ihr damals nicht deutlich geworden. Nun blieb sie ein paar Sekunden wie gebannt davon, als müsse sie es im Spiegel ihres Innersten festhalten. Da war wieder der rauhe Haarwust, der auch hier, wo kein Wind wehte, wie vom Sturm aufgewühlt nach allen Seiten strebte und ihr wie ein Symbol für des Menschen ungattiges Wesen schien. Da standen die störrische Stirn, bei der man an eine Tafel aus grauweißem Stein denken mußte, da auch unter den Brauenwülsten die blauen Augen, die einen wie Laternen mit einem jähen, grellen Licht anleuchteten! Wie eine Erscheinung staunte sie den Renner an, behielt auch Zeit dazu; denn der Eustach weidete sich offensichtlich an ihrer Befangenheit und lachte, als sie erst nach einer Weile und wie erwachend seinen Gruß erwiderte.

„Hast du mich erschreckt!" stotterte sie dann.

Da wurde seine Miene ernst, und schien er über ihre Rede oder sie selbst nachzudenken, ehe er gestand, er habe sie schon lange beobachtet.

„Was tust denn hier?" fragte er dann.
Sie aber stellte die Gegenfrage: „Wo bist denn du hergekommen?"
„Im Wildheu bin ich gewesen, oben im Sprengi", gab er Auskunft.
„Hoch oben", staunte sie.
Und er erwiderte: „Ich habe schnelle Beine, wenn es pressiert."
Sie erinnerte sich, daß sie das schon einmal erfahren. Dabei wunderte sie sich, ob er ihretwegen seiner Arbeit entlaufen, und fragte unwillkürlich: „Was willst denn jetzt?"
Statt aller Antwort bog er um die Mauer und setzte sich mit einem „Ist es erlaubt?" neben sie.
„Weißt noch, am Wald oben?" fragte er dann.
Sie blieb ihm den Bescheid schuldig.
Er aber fuhr fort: „Wenn einer hier vorbei kommt, wird er sich wundern, daß ein Lugecker und eine Obstegerin auf der gleichen Bank hocken."
Als sie auch jetzt noch schwieg, fragte er: „Ist es dir zuwider?"
Da erst entgegnete sie: „Ich kümmere mich nicht um die Leute."
Eine kleine Pause fiel ein, in der die Margit Zeit hatte, sich zu wundern, wie der Eustach manierlich reden konnte.
Und nun sagte er gar: „Zu was sollen wir einander überhaupt zuleid leben?"
Das sei immer so gewesen, sagte das Mädchen.
Und das Gespräch ging weiter.
Der Eustach: „Paß auf! Nach dem Prozeß wird der Krieg erst recht angehen."
Die Margit: „Es müßte halt einmal einer zum Frieden reden."
„Reden nützt nichts. Da müßte man den Menschen schon anderes Blut einspritzen. Scheint's, können das die Doktoren heutzutage."
„Dann sollen sie es gleich auf der ganzen Welt, nicht nur in unserm Tal!"
Der Eustach schlug plötzlich einen andern, stilleren Ton an. „Ist es wahr, daß du bald heiratest?" fragte er.
Der Margit wurde heiß. Was fragte sie der? Es schien ihr plötzlich, als verlange einer von ihr, daß sie etwas laut erkläre, über das sie mit sich selbst noch nicht im reinen war.
Während sie sichtlich nach der Antwort suchte, forschte der Eustach schon weiter: „Hast ihn denn gern?"
„Er ist ein rechter Mann", wich sie aus.
Sie nannte den Klaus Umstad nicht. Sie wunderte sich nur, wie gut der Lugecker Bescheid wußte.
„Wenn's dir ums Regieren ist, Meister wirst dem schon werden", spottete der Eustach.
„Das steht der Frau nicht zu", entgegnete das Mädchen aufs Geratewohl.
Der andere fuhr fort: „Ich hätte gemeint, du würdest auf einen sehen, der etwas ist."
„Warum?" fragte sie verlegen, wußte nicht, wo er hinaus wollte.
„Weil du selber auch nicht die erste beste bist."
Auch das schien ihr wieder eine rechte Rede. Aber sie wußte auch dazu nichts zu sagen.
Er aber besann sich einen Augenblick, als müsse er erst in sich selber hinabschauen. Dann sprach er langsam weiter: „Dich sollte einer verdienen, nicht mit Alltagsbravheit, sondern mit etwas, was nicht jeder kann."
Der Margit wurde immer sonderbarer zumut. Es war ihr, als fange sie an, in den Lugecker hineinzusehen.
Da sprach er auch eben wieder: „Ich glaube, eine wie du muß an einem Mann hinaufgucken können wie an einem Berg."
Sie saß ganz still. Ein merkwürdiger Respekt vor dem da neben ihr erfüllte sie, und es schien ihr, als habe sie schon früher so etwas empfunden, als sei der Eustach nicht nur der Kraftprotz, als den man ihn kannte. Auf einmal auch dünkte er sie mehr als – als der Klaus.
Wieder wurde es still zwischen ihnen.
Abermals aber war dann der Eustach der erste, der wieder das Wort nahm.
„Ich habe viel an dich denken müssen, seit damals vor Wochen."
Sie wußte immer weniger aus und ein, hätte nicht für möglich gehalten, was sie da an der Kapelle erlebte! Unwillkürlich schaute sie dem Eustach in die Augen.
Das bekam ihr nicht. Sein Blick ließ sie nicht mehr los. Und plötzlich hörte sie ihn mit einer von heimlicher Erregung unsicheren Stimme sagen: „Wenn ich wüßte, daß dir an dem Umstad nicht soviel gelegen ist, bekäme er dich nicht."
Die Überheblichkeit dieser Worte lächerte sie ein wenig. „Wie wolltest das denn anstellen?" fragte sie scherzend.
Er jedoch blieb ernst. Seine Stirn bog sich vor, als wollte er mit dem Kopf durch eine Wand. „Weißt nicht", entgegnete er, „wie es in den Büchern steht, daß die Alten die Frauen geholt haben, die sie haben wollten? Der Klaus ist auch nicht mehr als etwa so ein Sabiner oder wie die damals geheißen haben. Man könnte dich ihm – auch stehlen!"
Sie wollte noch immer lachen über sein Gerede. Und weil er dann stockte und aufstand, dachte sie, er wolle sich entfernen, und es sei auch ihm genug der unnützen Worte. Aber nun beugte er sich noch einmal nieder zu ihr und legte seine Hand leicht auf die ihre, die sich auf die Bank stützte. Hart wie altes Leder fühlten sich die Finger an, die langsam, doch immer fester sich dann um die ihren schlossen. Es ging ihr durch und durch, und als sie mit den Augen fragte, was das solle, machte ihr auch der Blick des Eustach wieder bang. Es war eine sonderbare Bangigkeit. Des Lugeckers Art und Wesen zogen sie an. Sie fühlte sich ihm irgendwie untertan, dachte abermals, so einer wie er sei ihr nie begegnet. Während sie aber noch ganz verwirrt und wie in einem Sturm saß und nicht wußte, wie ihr geschehen war, verließ er schon die Stelle, wo er gestanden. Sie wußte nicht einmal, wo unter den Bäumen er wieder verschwunden war.
Ganz benommen blieb sie sitzen. Langsam nur fand sie sich wieder. Der Druck wich von ihr. Sie schaute sich nach dem Eustach um, wunderte sich, ob er zu seinem Wildheu zurückgekehrt sei. Und allmählich wurden ihr die Gedanken wieder klarer. Da stieß ihr erst der Unterschied zwischen den zwei Männern, dem Klaus Umstad und dem Renner, wieder auf. Sie erinnerte sich ihrer Talfahrt mit jenem, wie er auch ihre Hand gefaßt, selbst den Arm um sie gelegt, damals in den Lichtspielen! Aber so – so hatte ihr das Herz doch nicht gehämmert wie vorhin, als der Lugecker mit seiner Pratze ihre Finger zusammengepreßt hatte. Kraftlos, ohnmächtig hatte sie sich gefühlt, und doch war ihr jetzt, als sei ihr etwas Gutes geschehen!
Zeit verstrich. Die Margit kam nicht los. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, heim zu müssen, und doch hielten immer neue Einfälle sie auf der Bank fest. Jedes Wort des Eustach wiederholte sie sich. Hatte er nicht gesagt, er habe oft an sie denken müssen? Und hatte nicht auch sie jene Jagd nach dem Wald nicht mehr aus dem Gedächtnis gebracht? Und

hatte der Lugecker nicht weiter geredet, der Klaus bekäme sie nicht, wenn er wüßte, daß ihr nicht viel an jenem gelegen? Zum Lachen war das wohl gewesen; aber zum Furchthaben der Ton, in dem der Renner vom Stehlen, vom Rauben gesprochen. Als sei er selber noch einer aus dem uralten Raubvolke, das er genannt hatte!

In diesem Augenblick merkte sie erst, daß die Sonne nicht mehr auf dem Wegstück lag, das dort drüben heimzu führte. Mein Gott, erschrak sie, war es schon so spät? Was würden sie daheim von ihr denken? Sie sprang auf, legte noch einmal die Hand an die Stirn; schwer löste sie sich aus ihren Grübeleien, dann aber eilte sie heimzu. Schon nach ein paar Schritten befiel sie indessen ein Drang, noch einmal nach dem Eustach, dem Wildheuer, auszublicken. Sie bezwang sich jedoch, hielt die Augen mit fast zorniger Beharrlichkeit an den Boden geheftet und fuhr darum wohl so jäh zusammen, als plötzlich in einiger Entfernung die Biene, die Schwester, vor ihr auftauchte.

Nie noch war jene ihr so kindlich und so liebenswert erschienen. Und gerade zur rechten Zeit kam sie, schien ihr, um sie aus den dummen Gedanken zu reißen! „Grüß dich“, rief sie ihr hastig zu.

Die Biene näherte sich schlank und rank, aber in den großen, grauen Augen hatte sie einen ernsten, bekümmerten, vielleicht auch einen vorwurfsvollen Ausdruck.

„Wo steckst auch du?“ fragte sie jetzt. Es war leicht zu erraten, daß sie sie gesucht und man daheim sie vermißt hatte.

„Spazierengegangen bin ich.“ Die Margit lächelte.

Die Biene wandte sich um, trat an ihre Seite. Gemeinsam schritten sie fürbaß.

„Die Mutter hat sich auch gewundert“, sagte Sabine.

Darauf gab die Margit keine Antwort. Aber das Lächeln war ihr vergangen. Mit einem Schlag waren wieder Erinnerungen und Sorgen da.

Die Biene indessen sprach ganz still weiter: „Es ist etwas nicht in Ordnung bei dir. Warum sagst es mir nicht? Wir haben doch sonst keine Geheimnisse gehabt.“

Der Margit wurde heiß. Sie wußte nicht, was sie entgegnen sollte.

Die Biene fuhr fort: „Ich weiß doch, daß es wegen des Klaus ist. Und daß du zweifelst, ob du ihn gern genug hast.“

Die Margit half sich noch einmal mit einem Scherz: „Was willst auch du verstehen, junges Hühnlein?“ fragte sie.

„Vielleicht mehr, als du denkst“, war die Antwort. Und sie klang so zurechtweisend, daß die andere keine Erwiderung mehr fand.

Die Biene jedoch setzte ihr stilles, mahnendes Reden weiter: „Es ist spät zum Umkehren. Wenn du ihn nicht nehmen willst, den Klaus, hättest es ihm früher sagen müssen.“

Margit horchte auf. Ihr Gewissen erwachte. Hatte sie das nicht schon selbst gefühlt und erwogen, dachte sie.

Die Biene gewahrte, wie es in ihr arbeitete. Sie nahm ihre Hand. „Und doch mußt es wohl überdenken“, schloß sie und verstummte dann, als sie sah, daß der Schwester das Wasser in die Augen stieg. Sie war aber ein warmherziges und kluges junges Ding. Und als sie sich nun dem „Kreuz“ näherten, begann sie ihre und der Schwester Hand zu schwingen, als schritten sie im Takt und hätten eben dazu gesungen. Wer sie sah, sollte denken, es sei lauter Vergnügtheit an ihnen!

So gelangten sie unbehelligt und unauffällig ins Haus zum „Kreuz“.

Die Schwestern sprachen nicht mehr von der Sache mit dem Klaus. Die Biene wollte der Margit Zeit lassen, und diese war dankbar, daß die andere nicht mehr daran rührte. Auch Frau Maria schwieg, obschon ihr jene Abwesenheit Margits auffällig geblieben und ihr längst geschienen, die Tochter habe allerlei mit sich selber auszufechten.

Die Margit bekam aber weitern Anlaß, sich über die junge Schwester zu wundern. Aus kleinen Dienstleistungen, einem aufmunternden Wort, oft auch nur einem Beiklang von Innigkeit in der Stimme, konnte sie entnehmen, daß jene die Unterredung auf dem Heimweg nicht vergessen, daß sie merkte, in wieviel Zweifeln und Nöten sie ging, und daß sie selbst mit ihr litt. Sie indessen kämpfte mit dem Wunsche, bei Frau Maria Rat zu suchen, dem guten Geist der Familie. Aber sie wagte es nicht mehr. War es nicht schon zu spät, fragte sie sich immer wieder, ihr Verspruch mit dem Klaus schon so alt, die von den Eltern gewünschte Hochzeit eine Selbstverständlichkeit geworden? Würden Vater und Mutter nicht ihre plötzliche Unschlüssigkeit unmöglich verstehen können? Es gab auch noch immer Augenblicke, in denen sie sich selbst täuschte und sich einredete, es sei ja alles gut! Wenn sie erst die Frau des Klaus sein werde, eine habliche Frau, eine, der der Künftige das Blaue vom Himmel herunter versprach und versprechen konnte, dann würde dieses seltsame Wesen in ihrem Innern, dieses Auftauchen des Eustach Renner in Träumen oder sonderlichen Wacherscheinungen von selber vergehen. Sie bemühte sich auch ehrlich, dem angehenden Bräutigam nicht Unrecht zu tun, und raffte sich daher zu keinem Widerstand gegen die Fortsetzung der Hochzeitsvorbereitungen auf. Einmal reiste sie zu Einkäufen für die Aussteuer mit der Mutter, ein andermal mit Klaus in die Talstadt. Dabei wurde so viel Schönes angeschafft, daß zuweilen Selbstsucht und Eitelkeit in ihr Meister wurden und die Freude an all dem Staat ihre Bedenken einschläferte. Auch mancher gelegentliche Zuspruch des klugen Vaters, etwa: „Schön wirst du es bekommen, Tochter“, oder: „Besser ein gutherziger Mann als ein übergescheiter“, halfen ihr, Zweifel zu besiegen. Und wenn die Mutter in ihrer sachten, warmherzigen Art meinte: „Nimm den Klaus, wie er ist! Er mag ein Prahlhans sein, auch ein bißchen verliebter, als einem gerade willkommen ist; aber wenn du erst seine Frau bist, wirst du lernen, ihn so zu modeln, wie du ihn brauchst“, so erwachte in ihr ein kleiner Ehrgeiz, das wirklich zu versuchen.

Darüber vergingen die Tage. Die Hochzeit rückte näher und näher. Vater Lorez und sein künftiger Schwiegersohn stellten selber das Festprogramm auf. Man besprach es am Familientisch und hatte dabei so viel heitere Einfälle und Vorfreude, daß auch der Margit manchmal der Kopf vor froher Erregung benommen wurde. Früh am Morgen sollte in der schönen Obsteger Kirche die Trauung stattfinden. Die Dorfmusik, lauter junge Männer, im ganzen Kanton bekannt und gerühmt, sollte aufgeboten, im „Kreuz“ so üppig getafelt werden, wie es sonst nur in großen Städten Sitte war. Alle Verwandtschaft und Freundschaft von nah und fern sollte geladen, kurz dem Dorf ein Schauspiel geboten werden, wie es noch keines erlebt. Margit kam nicht mehr recht zu sich selber. Der Klaus steckte ihr einen Ring an die Hand, dessen Steine so blitzten, daß sie sich nicht satt daran sehen konnte. Und dieser Klaus, der nun jeden Tag mehrmals gelaufen kam, schwärmte wieder von der Hochzeitsreise. Drei ganze Wochen müßte sie dauern! Die halbe Schweiz wollten sie sehen und

in den fürnehmsten Gasthöfen absteigen! Er riß mit seinen Schilderungen und Plänen die Margit so fort, daß sie aus dem Staunen und dem Gelüsten nicht mehr herauskam und die Biene ihr in einem Augenblick des Alleinseins sagen konnte: „Gelt, jetzt ist doch noch alles recht geworden?"

Da freilich fuhr ihr wieder ein Stich ins Herz und trat ihr schreckhaft ins Bewußtsein, wie nahe die Verwirklichung dessen stand, was man ihr nun lange vorgeredet und nach was man sie gelüsten gelehrt hatte.

Das kommende Ereignis, die Vereinigung zweier der angesehensten Familien des Landes, gab indessen auch wieder in der Öffentlichkeit zu reden. Die Lugecker waren nicht die letzten, mitzutratschen. Da spotteten böse Zungen, die Kreuztochter habe sich zwar den vollsten Geldsack, aber dazu den leersten Kopf ausgesucht. Andere lästerten, der Holzumstad sei zu seinem Reichtum nicht immer auf geraden Wegen gekommen. Holz verkaufen sei keine Kunst, wenn man das Holzfreveln verstände. Einige Nachtbuben steckten die Köpfe zusammen und ratschlagten, was am Protzenfest man den eiteln Obstegern etwa für einen Streich spielen könnte.

Ein Haus gab es freilich in Lugeck, in dem die Angelegenheit der Margit Lorez nicht zur Rede kam.

In diesem Hause war ohnehin Schweigen Trumpf. Eine junge Magd, die dort zur Hilfe für die alte Trine, die kleine, hagere, knochige, zähe Haushälterin, angenommen worden war, lief nach einer Woche wieder weg und prälatete aus, sie wolle nicht auch schon stumm- und taubsein lernen.

Ein sonderbares Geschlecht wohnte da beisammen. Die Brüder, der Eustach und der Tobias Renner, gingen ihrer Arbeit nach, tauschten die Worte aus, die ihr Tagwerk forderte, aber nicht viel andere. Blandine, die Mutter, sparte auch diese noch. Die war ob ihrer Schweigsamkeit ebenso verrufen wie ob ihrer Schaffenswut. Vom Morgen zum Abend die Lippen knapp, die Stirn wie zornig gefaltet, ließ sie die harten Hände keine Sekunde ruhen. Den Dorfgenossen galt sie wie etwa ein Holzbildstock, von dem man keinen Gruß bekommt und daran man vorbeigeht, ohne seiner mehr gewahr zu werden. Aber auch die Söhne und die Dienstboten kamen kaum zu einem Gespräch mit der seltsamen Frau.

Zwei Tage erst vor der Hochzeit der Margit Lorez geschah in diesem Winkel der Wortkargheit folgendes: Da trat der Tobias Renner, der zutunlichste der Sippe, zu dem Eustach, der im Stall melkend unter einer Kuh saß. „Jetzt soll es also dann dem Lorezmädchen gelten", meinte er zu ihm. „Übermorgen geht der Spektakel los."

Weil er aber keine Antwort bekam, ging er wieder seines Weges.

Der Eustach strich das Euter seines Tiers. Gehört hatte er des Bruders Wort. Und er rückte auf seinem Melkstuhl, als sitze er plötzlich nicht mehr recht. Einmal sah er sich nach dem Tobias um. Einmal fiel ihm die Hand von der Zitze und starrte er vor sich hin, als habe jener ihm ein Rätsel aufgegeben. Dieses Staunen und Starren verlor er auch nicht, als er nach geraumer Zeit seine Arbeit beendete. So gegrübelt hatte er aber heimlich schon lange. Niemand freilich zum Schauspiel. Bei Tisch konnte niemand feststellen, daß ihm das Essen nicht schmeckte. Niemand auch erwischte ihn, als er bald darauf nach dem Estrich stieg, von dem aus man das Kreuzwirtshaus sah, nicht um etwas zu erspähen, nur, weil ihm der Gedanke an den Hochzeitstag der Margit keine Ruhe ließ und die Neugier: ‚Wird sie ihn nehmen, den Umstad?' und der Zweifel, der wie ein züngelndes Feuer war: ‚Zum Teufel, muß ich es zulassen, das, was da geschehen will!'

Als er jedoch vom Dachboden wieder herunterstieg, begegnete ihm Frau Blandine.

Die alte Holztreppe oben und unten schrie von den trotzigen Tritten des niedersteigenden Eustach und den langsamen, lastenden der ihm entgegenkommenden alten Frau, der die nackten Arme wie weiße Keulen an den Seiten hingen und die Brust weit vorstand, wie an einem Hause ein Balkon.

Wortlos kreuzten sie einander.

Der Eustach merkte nicht, daß die Mutter sich umwandte und ihm heimlich nachschaute, bis er durch die Haustür unten verschwand.

Die Blandine aber stand witternd wie ein jagender Hund. Mütter spüren Innerstes an ihren Kindern. Auch Blandine erriet mehr, als der Eustach sich träumen lassen konnte. Sie hatte im Vorbeigehen etwas von der Unruhe gespürt, die den Sohn besaß, und sie wünschte der Margit Lorez irgend etwas Schlimmes an den Hals. Was brauchte das Weib den Eustach aus dem Gleis zu werfen!

Viel schlimmer konnte es übrigens der Margit nicht gehen, als es schon ging.

Aus dem zweitletzten Tag vor der Hochzeit wurde der letzte. Auch er war voll Geschäftigkeit, voll Überraschungen und Erregungen. Immer wieder stand der Klaus im Hause. Immer wieder brachte er Neuigkeiten oder hatte er ein Anliegen. Verwandte trafen von auswärts ein und sollten im Hause wohnen, damit sie am andern Morgen zur Stelle waren. Bekannte brachten Geschenke. Die Post trug Berge solcher zu. Der Pfarrer sprach vor, der morgen die Traurede halten sollte. Die Margit mußte überall sein. Und mit nur halbwachem Sinn erhaschte sie jetzt einen gutmütigen Witz des Vaters, einen Rat der Mutter oder begegnete den großen, fragenden, grauen Augen der Biene.

Ein Huschen bald und ein Rennen, ein Hochspringen und ein Stürmen schienen an den Dingen und Minuten dieses Tages zu sein. Es schwindelte einem davon. Man fieberte.

Aber auch der Tag ging zu Ende.

„Nur noch eine Nacht bist daheim", sagte die Biene, als sie in der Schlafkammer den mit ihrer Hilfe schon gepackten Handkoffer der Schwester zu Boden stellte. Gleich darauf verließ sie den Raum.

Das Echo ihrer Worte und ihres Wesens blieb der Margit zurück, der leise Kummer über den nahen Abschied, der in ihrer Stimme gebebt hatte, und die tiefe Anhänglichkeit, die man ihr aus den Augen hatte lesen können. Still, merkwürdig still war jetzt die Kammer; aber das Gefühl der langen Zusammengehörigkeit mit der Schwester, das Bewußtsein, wieviel ihr die Biene gegolten und wie nahe die Trennung bevorstand, redeten. Vielleicht wie ein geheimnisvolles Flüstern aus dämmerigen Winkeln, vielleicht wie stumme Wissenschaft aus ihr selbst.

Die kleine Deckenlampe brannte.

Die Margit dachte: ‚Bald mußt du dich legen, bald das Licht löschen. Zum letztenmal, wo du so lange daheim gewesen bist! Und nach einer langen schlaflosen Nacht wird der Morgen kommen, mit dem festlichen Wesen im Hause, den ernstfrohen Mienen von Vater und Mutter und Schwester. Und auf einmal werden die Glocken läuten. Da wird der Klaus schon warten!'

‚Aber der Eustach Renner!'

‚An den zu denken mußt du dir abgewöhnen', mahnte die Margit sich selbst, ‚an seine Meisterhaftigkeit, an das, was an ihm anders ist als an

HAFEN VON AALESUND

Gemälde von Albert Kranz, Hagen i.W.



allen andern! Das von der Kapelle und wie er plötzlich aufgetaucht, das hat dich nicht mehr zu kümmern, nicht sein Händedruck und nicht das Besondere, daß ein Lugecker eine Obstegerin gern hatte, das, was man weiß, ohne daß es einem gesagt worden ist!‘

Die Margit stand, schaute ins Licht an der Decke und drückte beide Hände vor die Brust. Den ganzen Tag schon und in allem Trubel war ihr wieder bang gewesen. Jetzt meinte sie, um Hilfe rufen zu müssen, so eng war ihr der Atem. Aber aus der Not schälte sich etwas Neues heraus, eine Erkenntnis oder ein Wille oder ein Wunsch. ‚Vergessen kannst und wirst den Eustach nicht!‘ Das jedoch steigerte sich zum Drang, den Lugecker noch einmal zu sehen, ihm zu sagen, er solle nicht falsch von ihr denken, weil sie den Klaus, den Holzgrafen, nehme!

Die Augen schmerzten die Grübelnde. Sie hatte geistesabwesend zu lange in das grelle Licht gestarrt. Sie drehte es ab. Aber noch immer von Gedanken gequält, trat sie ans Fenster, lehnte die Stirn an die Scheibe, öffnete und schaute in die Nacht hinaus.

Diese Nacht erschien ihr als eine hochgewölbte, dunkle Halle. Es galt ihr nichts, daß die Sterne flimmerten. Es kam ihr nur irgendwie zu Bewußtsein, wie sonderbar sie verteilt waren, hier nur ein einzelner, wie ein kleines Feuer in einer Ferne, von der man nicht sagen konnte, was sie alles verbarg, und dort ein goldener Schleier, wie Spinnweb so fein über ein Bahrtuch gestreut. Vom Himmel zeichneten sich die wuchtigen Schatten der Berge ab.

Die Margit beugte sich hinaus. Da trat Nähe ihr ins Blickfeld, rotes Fensterlicht in der Dorfgasse, irgendwo eine offene Tür mit einem Einblick in einen rotschimmernden Flur! Dort ging ein Mensch über die Straße. Sein Schritt tönte herauf. Jetzt hörte man auch Geschwätz von irgendher. Und die Haustreppe, der Zugang zum „Kreuz“, lag dicht unter ihr. Nur – nur Lugeck sah man von hier aus nicht, wußte nur, wo es lag!

Ob der Eustach dort jetzt auch an den Morgen dachte, den kommenden Morgen? Sicherlich! Es war ja, als spürte sie es, spürte – ihn selber. Es wäre selbst nicht verwunderlich, wenn er plötzlich irgendwo da unten stünde, wie damals an der Kapelle!

Sie bohrte mit den Augen ins Dunkel, spürte die Stille und dann und wann kleine Nachtgeräusche, hinter denen die Stille erst recht schwieg. Sie hörte dann ein Klopfen und merkte erst, daß es aus ihrem eigenen Herzen kam.

Und suchte aufs neue den Eustach. Mußte ihn suchen. Ein Fieber trieb sie, ein Wahn vielleicht, daß er unten warte, irgendwo!

Ihre bohrenden Augen fanden noch immer nichts. Aber nun fiel ihr ein, daß die Biene wiederkommen werde! Es war ja Schlafenszeit, auch für sie, die Schwester, die gesagt hatte, daß sie mit Vater und Mutter noch manches für morgen zu besprechen habe. Das nahm ihr vollends die Besinnung. Still, im Sturz fast, hastete sie aus der Stube. Vielleicht, weil ihr war, sie werde ruhiger sein, wenn sie sich unten selbst überzeugt habe, der Lugecker sei nicht um den Weg, vielleicht nur, weil sie Luft brauchte, kühle, weitgespannte Luft, um sich die Last vom Herzen zu schnaufen!

Sie hatte Glück. Weder auf den Fluren noch auf den Treppen begegnete ihr jemand. Aus einem Wirtschaftsraume, der sogenannten Bauernstube, tönten noch Stimmen. Dort saßen Einheimische bei Spiel und Wein. Dort war immer später Feierabend. Aber die Haustür stand offen.

Die Margit trat hinaus, zögerte, fragte sich, was sie denn eigentlich suche. Die Nachtkühle betupfte ihr die Wangen; es war, als rührte ein Finger daran.

Sie legte die Hand auf das eiserne Geländer der Treppe; es fühlte sich kalt an, und zur Wirklichkeit geweckt, kam sie sich töricht vor, wie sie so stand und in die Nacht hinausstarrte.

In diesem Augenblick ertönte ein leises, vorsichtiges Pfeifen.

Der Margit stockte das Blut. Das war, was sie erwartet, gewußt hatte: Da unten teilte einer mit ihr die Stille und die Dunkelheit. Ihr nächster Gedanke war, ins Haus zurückzutreten, sich zu verbergen. Aber sie kam von der Stelle, wo sie stand, nicht los, wendete sich nur der Tür zu, schwankend zwischen Bleiben und Gehen.

Da rief es aus der Nacht herauf: „Komm!“

Und nun züngelte in ihr eine Freude wie ein warmes Flämmlein auf, der Gedanke, da unten stehe ein Freund, einer, der den Zwiespalt verstehe, der seit Wochen ihr Leben und Fühlen zerriß. Gleichzeitig erinnerte sie sich, wie stark der Lugecker war, wie man sich bei ihm sicher fühlte. Halb geschoben, halb gezogen schlich sie Stufe um Stufe hinab.

Der Arm des Eustach Renner griff aus der Dunkelheit nach ihr, noch ehe sie am Fuß der Treppe angelangt war.

Sie zuckte zusammen. Nun waren auch die Bedenken wieder da: Was wollte die Obstegerin mit dem Lugecker? War das alles nicht Unsinn, was zwischen ihnen beiden bisher geschehen?

Aber der Arm des Eustach war wie eine Schlinge, die sie einzog. Sie fühlte sich überwältigt wie damals am Walde, als der Renner sie erjagt und an sich genommen. Wie in einem Schraubstock hielt er sie jetzt, dicht an seine Brust gepreßt. Sein Atem wehte ihr übers Gesicht, seine Wange streifte die ihre. Nun zog er sie tiefer in die Dunkelheit einer Seitengasse.

„Hast gewußt, daß ich kommen werde, gelt?“ fragte er sie mit halblauter Stimme und fuhr, weil sie nicht antwortete, fort: „Ich weiß doch, wie es dich hin und her zerrt, und wie du morgen mehr zum Richtplatz als zum Fest gehen wirst.“

Sie fühlte, daß sie zu all dem nicht nein sagen konnte. Sie konnte auch nicht hindern, daß sie sich in den Armen, die sie hielten, wieder geborgen vorkam.

Der Eustach spürte, wie sie zitterte. Er selber hatte etwas von dem Hunde, der merkt, daß ein Kind Angst hat. Er schmiegte sich sanft, fast scheu an sie. „Wenn du mich gern haben könntest, wüßte ich schon, was ich täte“, flüsterte er. Aber gleichzeitig lockerte er den Druck seines Arms, als komme ihm zu Bewußtsein, daß man ihr Achtung schuldig sei.

Da erst fand sie Worte. „Ich bin dir ja dankbar, daß du es gut mit mir meinst.“

„Könntest nicht den Klaus“ – ‚fahrenlassen‘ wollte er sagen.

Aber er vollendete den Satz nicht. Die heimliche Leidenschaft in seiner Stimme sagte mehr als Worte.

Die Margit suchte nach einer Antwort. Aber sie fand nur ein angstvolles „Mein Gott!“ Dabei schrak sie unwillkürlich von ihm zurück. Weil sie merkte, wie enttäuscht er war, legte sie die Hand beschwichtigend auf die seine.

Aus einer tiefen Tiefe herauf holte er die Worte: „Vielleicht weißt du nur noch nicht, daß du mich gern hast!“

Sie waren sich jetzt so nah, daß eines des andern Augen blinken sah. Vielleicht war daraus mehr zu

lesen als aus ihrem Reden, mehr, als die Margit selber wußte.

Eustach fragte plötzlich: „Willst mitkommen?"

„Wohin?" erschrak sie auf's neue.

„Mit mir. Ich will dich gut halten, weiß wohl, daß es ein Geschenk ist, wenn du kommst."

„Ich kann doch nicht", stieß die Margit hervor. Aber eine Sekunde lang wünschte sie, es doch zu können, und umklammerte mit der Hand die seine, die ihre Rechte noch immer hielt.

Der Eustach sah wohl ein, daß er Unmögliches verlangt hatte: man lief nicht am Abend vor der Hochzeit mit einem andern davon! Dann jedoch sagte er plötzlich: „Wenn dich einer mit Gewalt nähme, müßtest du, ob du wolltest oder nicht."

Das war so aus alten Räuberzeiten hergeholt, daß das Mädchen in all seiner Verwirrtheit beinahe gelächelt hätte. Aber sie fühlte noch immer, wie gut der Renner es meinte; und noch immer spielten ihre Finger wie tröstend oder dankend mit den seinen.

Da hörten sie Geräusch.

Irgend jemand verließ drüben das Haus.

Die Margit fuhr auf. „Ich muß fort!" hastete sie.

Eustach wehrte ihr nicht. Er bot ihr nur den Mund.

Sie küßte ihn, halb aus Mitleid, halb weil es sie dazu trieb. Und im Schrecken über sich selbst eilte sie die Treppe wieder hinauf, auf der sie herabgeschlichen war.

(Fortsetzung des Romans im nächsten Heft)

UNSERE RUNDSCHAU

Der „Erbfeind"

In der Schule haben wir es gelernt, und bis vor kurzem haben wir daran geglaubt, daß der Franzose unser Erbfeind sei. Und war es nicht wirklich so? Seit der größte Staatsmann Frankreichs, der Kardinal Richelieu, die europäische Macht des bourbonischen Hauses mit politischem und militärischem Wagemut begründet hatte, galt in Paris als das Testament seiner Weisheit, daß der Rhein die natürliche Grenze der beiden Völker sei und daß Frankreich nur gedeihen könne und sich beruhigender Sicherheit erfreue, wenn sein Nachbar im Osten bedeutungslos sei.

Als wir 1870 die Franzosen besiegt hatten und aus dem glänzenden Feldzuge die deutsche Kaiserkrone heimbrachten, glaubten fromme Leute, ein Gottesgericht erlebt zu haben. Die Politik des Kardinals hatte die entscheidende Niederlage erlitten. Der Handel zwischen Deutschland und Frankreich war auf eine klare und eindeutige Weise beendet worden, und da wir nach unserer Art nicht daran dachten, unseren Sieg zu mißbrauchen, indem wir den unterlegenen Gegner demütigten oder knechteten, so hofften wir, mit dem Feind von gestern morgen oder übermorgen in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Es gelang nicht. Unter dem Einfluß von Mächten, deren Gefährlichkeit und namentlich deren Herkunft nur wenige erkannten, scheiterten selbst die ehrlichsten Bemühungen, wie sie hüben und drüben unternommen wurden. Viele glaubten, daß nach unerforschlichem Ratschluß Zwietracht, ja Haß zwischen Franzosen und Deutschen gesetzt sei, und als 1914 die Einkreisungspolitik Eduards VII. ihre Früchte trug und Frankreich unter dem Advokaten Poincaré wie selbstverständlich auf der Seite unserer Gegner stand, zogen wir mit der Wacht am Rhein ins Feld, um uns erneut mit dem Erbfeind zu messen. Wir haben dann nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Weltkriegs den haßerfüllten Übermut des französischen Siegers zu spüren bekommen. Nun schien es erst recht unmöglich, daß sich jemals Frankreich und Deutschland in gemeinsamer friedlicher Arbeit zusammenfinden würden. Umsonst appellierte Adolf Hitler an die Vernunft. Im zweiten Weltkrieg stand uns unser Nachbar im Westen abermals bis an die Zähne gerüstet gegenüber. Und daß wir seiner in einem unvergleichlichen Siegeszug und in einem Ausmaß wie nie zuvor Herr wurden, erschien der Welt und selbst uns als ein größeres Wunder als das, das sich einst an der Marne begeben hatte.

Niemand konnte annehmen, daß unser Sieg, der Waffenstillstand, die Besetzung in den Franzosen freundschaftliche Gefühle wecken und nähren würden, ganz abgesehen davon, daß eine schwere und wahrscheinlich nicht unverschuldete Niederlage immer einen Stachel im Herzen eines ehrliebenden Besiegten zurückläßt. Niemand von uns erwartete, mit Freuden empfangen zu werden. Es war schon viel, daß die korrekte Höflichkeit, über die der Franzose nicht bloß in gesellschaftlicher, sondern auch in politischer Beziehung verfügt, sich bewährte. Aber bald erfuhren Tausende und aber Tausende von Soldaten, was schon ihre Väter erlebt hatten, ohne daß dereinst irgendwer zumal höheren Orts Folgerungen daraus gezogen hätte. Das mit dem Erbfeind stimmte doch wohl nicht ganz. Monsieur und Madame waren nette und vor allem friedliche Leute, die den Krieg sowenig gewollt hatten wie wir. Es waren auch gefällige Leute. Monsieur Bracquart, Meister einer blitzblanken Pâtisserie, buk für uns die leckersten Brioches, und seine Chérie wusch und plättete nicht nur unsere Wäsche, sondern stopfte und flickte sie auch so sorgsam, wie das nur eine Mutter kann. Bei politischen Gesprächen stießen wir nicht bloß bei Herrn Bracquart auf die vernünftigsten Anschauungen. Auch sein Nachbar, der Schneider Janin, äußerte sich ähnlich, und der Maire Lefèbre war keineswegs anders gesinnt: daß es ein Wahnsinn sei, wenn sich Deutsche und Franzosen immer wieder die Köpfe blutig schlügen. Kein Mensch hätte etwas davon, es seien denn die ehrgeizigen Parlamentarier in Paris und eine Handvoll gerissener Advokaten, die mit den Juden Geschäfte machten, sofern sie nicht selber welche wären.

Vor dreißig Jahren beurteilten wir solche und ähnliche Äußerungen, wie wir sie in Frankreich hörten, als unbeachtliche Äußerungen; sie hatten keinen anderen Wert als den einer gewissen Freundlichkeit, die es vermied, den „Erbfeind" als solchen zu bezeichnen oder gar zu behandeln. Im Verlauf dieses Krieges haben wir erkennen gelernt, daß die wackeren Monsieurs vom Schlage des ehrenwerten Meisters Bracquart nicht nur viele Genossen, sondern auch recht haben. Solange eine interessierte Clique die Geschicke des Landes leitete, ganz gleich ob Könige oder Kardinäle, Jakobiner oder Bonapartes, Advokaten, Freimaurer oder Juden, waren wir Frankreich zuwider. Wir mußten klein gemacht und gehalten werden, damit es stolz und vor allem möglichst mühelos seine Renten beziehen konnte. Das Volk selbst dachte zu allen Zeiten ganz anders. Friedlich gesinnt, ließ es sich wohl leichter als wir zu nationaler Leidenschaft aufpeitschen und sogar zu nationalen Ausschreitungen mißbrauchen. Doch selbst im einfachen Mann lebte die Vorstellung von Verpflichtungen, die eine nicht bloß große, sondern auch kultivierte Nation zu erfüllen hatte. Freilich war es von hier noch ein weiter Weg bis zu jenem europäischen Gedanken, der unsere Zeit und namentlich unsere Zukunft bestimmt.

Dieser Weg ist auf eine merkwürdige Weise abgekürzt worden für die Herren Bracquart, Janin und Lefèbre, namentlich aber für die, die sich viel besser und gebildeter dünkten als diese einfachen Leute aus der Provinz. Denn auch in Frankreich hat sich herausgestellt, daß die sogenannten breiten Massen in den wichtigen Dingen der Gemeinschaft oft viel richtiger und gesunder fühlen als die neunmal Gescheiten, die Intellektuellen. Diese hielten am dauerhaftesten an der Meinung fest, daß man mit einem mächtigen oder auch nur nicht machtlosen Deutschen Reich unter keinen Umständen in Frieden leben könne, sondern alles daran setzen müsse, es zu vernichten. Ihnen erschien die Gewalt als das letzte und kräftigste Mittel nationaler Politik. Ab und zu erhob die Vernunft ihre Stimme und riet zu einer Verständigung. Doch eine von Interessenten des Hasses gekaufte Presse schrie sie nieder, und wenn das nicht mehr helfen wollte, so scheute man nicht vor dem Mord. Als vor Beginn des ersten Weltkrieges der französische Sozialistenführer Jaurès, gewiß unter dem Beifall von Monsieur Bracquart, mit hinreißender Leidenschaft vor dem großen blutigen Abenteuer warnte und mit seherischer Inbrunst den Frieden

zwischen Frankreich und Deutschland als das Heilmittel einer fiebernden Welt zu preisen und zu fordern sich unterstand, da waren es die Ewiggestrigen, die den Mord an ihm als eine nationale Tat rühmten. Der englische Geheimdienst hat ein ähnliches Ergebnis erzielen wollen, als er die Meuchler des für eine Verständigung mit uns arbeitenden Unterstaatssekretärs Henriot dang. Er hat sich verrechnet. Denn die Zeiten haben sich gewandelt. Die Franzosen haben in den letzten Jahren gelernt, was sie von dem „Erbfeind" halten müssen und wie sich die sogenannten Freunde jenseits des Kanals und des großen Wassers benehmen.

Der Unterschied ist außerordentlich. Als Frankreich am Boden lag, hat Deutschland nicht gezögert, dem besiegten Lande wieder aufzuhelfen. Frankreich begann den Segen zu spüren, der davon ausging, daß es Glied der großen europäischen Gemeinschaft wurde. Viel zur Verständigung haben die jungen Franzosen beigetragen, die auf den großmütigen Befehl des Führers aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause geschickt worden oder die ins Reich gekommen sind, um fleißig zu arbeiten und gut zu verdienen. Hat man früher im wesentlichen ohne rechten Erfolg versucht, die beiden Völker aus kulturellen Gründen einander zu nähern, sei es, daß Frau von Staël Deutschland entdeckte, oder daß viele unserer besten Maler und Bildhauer in Paris sich lehren und anregen ließen – die Annäherung von heute umfaßt breite Massen. Sie ist aus der Not der Zeit erwachsen, und wir glauben, daß gemeinsame Not noch fester bindet als eine noch so erhebende Wechselwirkung ästhetischer Art.

Zumal wenn zu der Not ein gemeinsamer Haß kommt. Von dem Augenblick an, da Frankreich militärisch aus dem Kriege ausschied, haben die Engländer es mißachtet und mißhandelt. Zusammen und bald nur noch im Gefolge der Amerikaner haben sie den ehemaligen guten Freunden ihr Kolonialreich gestohlen und traktieren die französischen Verräter, die es ihnen zugespielt haben, mit Hohn und Verachtung. Und damit nicht genug. Sie haben den Terror ihrer Bombenflugzeuge auf Frankreich losgelassen und seit dem Beginn der Invasion furchtbar gesteigert. Es kümmert die alten „Freunde" des französischen Volkes, der französischen Kultur nicht im geringsten, wenn auch hier unersetzliche Werte zugrunde gehen genau wie im Reich. Die Engländer und Amerikaner wundern sich, daß sie von der französischen Bevölkerung statt mit Jubel als Befreier mit Fluchen als Mordbrenner empfangen werden. Was in Jahrhunderten unmöglich schien, ist wirklich geworden: nicht die Deutschen sind die „Erbfeinde" der Franzosen. Wir gelten der Bevölkerung als gute Kameraden im Kampf gegen eine barbarische Kriegführung und gegen die drohende Bolschewisierung Europas, das Roosevelt und Churchill leichten Herzens, wie sie den Krieg begannen, an Stalin verhandelt haben. Nach allzu langen Zeiten einer immer wieder gegen den Willen der Völker genährten Entfremdung besinnen sich Franzosen und Deutsche auf ihre Gemeinschaft, für die die Geschichte eine große Gestalt als mahnendes Sinnbild bereithält. Für uns wie unsere Nachbarn im Westen ist Carolus magnus der erhabene Herrscher am Eingang unserer gemeineuropäischen Historie. Er hat beiden Völkern den Weg gewiesen, der sie im Dienst des Abendlandes mächtig gemacht hat und der sie jetzt in dem gleichen Dienst erneut vereinigt.

Unsere Kunstblätter

Walter Bayer, der Meister unseres Titelbildes, schildert uns anschaulich und schlicht, von woher er stammt und wie er Künstler geworden ist. Er schreibt: „Als sechzehntes von achtzehn Kindern eines Hauptlehrers konnte mir, obgleich ich von Jugend an gern zeichnete und malte, in dieser Beziehung keine Extrawurst gebraten werden. Auch ich wurde nach Familienüberlieferung Lehrer, später Zeichenlehrer in Liegnitz. Dann bin ich viele Jahre lang als Gebrauchsgraphiker an die Öffentlichkeit getreten. Die Zeit der entarteten Kunst hat mich ratlos in der Ecke stehen sehen, und erst als die Kunst wieder dem ganzen Volke verständlich wurde, sind meine Arbeiten in den Ausstellungen erschienen;" wir fügen hinzu: mit bedeutendem Erfolge, was jedem einleuchten wird, der auch nur unser Gemälde betrachtet. – Albert Kranz stammt aus Hagen in Westfalen (geb. 1893) und hat keinen Lehrer gehabt, sondern gelernt, wo er sah und erlebte, bei Meistern wie Munch und Rohlfs, auf Reisen in Paris und in Italien, in Skandinavien und zur See. Das Folkwang-Museum seiner Vaterstadt veranstaltete die erste Ausstellung seiner Werke 1921. Unser Bild zeigt den norwegischen Hafen Aalesund. Kranz umreißt sein Ziel mit den Worten: „Kunst ist Gesang über die Wirklichkeit, Sinnbilder des Lebens malen bis zur monumentalen Aufgabe" und nennt als hohe Beispiele Munchs Aulabilder in Oslo und Waldschmidts Reliefs am Berliner Luftfahrtministerium. – Jürgen Wegeners „Erntedank" erscheint in einer Zeit, die uns ernster als je zuvor mahnt, uns der Güte dessen zu erinnern, der unserem Volke den Tisch deckt, der Millionen fleißiger Menschen, die hart arbeiten, um Front und Heimat zu erhalten.

NEUES VOM BÜCHERTISCH

VON ECKART VON NASO

Gedichtete Unterhaltung

Es gibt innerhalb der unterhaltenden Romanliteratur – und welcher Roman wollte nicht unterhalten, hätte nicht die Pflicht es zu tun! – keine bessere Mischung, als wenn ein Autor von großem Gewicht, mit Überlegenheit und Können begabt, an einen leichten, spannenden Stoff gerät, dem er, wie er schon in seinen starken, schöpferischen Büchern bekundete, die Haltung mitzugeben imstande ist.

Ein solcher Autor ist Franz Schauwecker, ein solches Buch sein Roman „Der weiße Reiter". In ihm erfüllt sich die Forderung, die heute immer wieder an den Dichter der Zeit gestellt wird: sich nicht auf eine Poeteninsel zurückzuziehen, sondern auf die breite Front der Feldkrieger und Heimkrieger bedacht zu sein. Und dieser „Weiße Reiter" gerade beweist, daß Schönheit, Reife und Menschlichkeit die Form eines Romans prägen können, den man um seiner stofflichen Spannung willen, zu den kriminalistischen zählen darf.

Es ist der ehemalige Premierleutnant Gerhard von Mareligs, der „Weiße Reiter" genannt, ein eigenwilliger und phantasievoller Kopf, der im Jahre 1823 in den Verdacht gerät, einen Einbruch verübt zu haben, und dadurch Gefahr läuft, Rang, Ehre und Reputation für immer zu verlieren. Der Verdacht ist zwingend, die Indizien stehen fast unumstößlich gegen ihn. Das Verbrechen scheint um so häßlicher, als es in einem Hause verübt worden ist, dem der „Weiße Reiter" auch menschlich nahesteht: dem Hause der Frau von Reetz, deren Tochter Annette der Premierleutnant tief verbunden ist. Annettes Tagebuch, bei Mareligs gefunden, wird als Zeugnis gegen ihn ausgespielt. Das Netz zieht sich von Stunde zu Stunde enger über den Beklagten zusammen, dem nur das einzige Glück zuteil wird, im Bürgermeister der kleinen Stadt einen Richter zu finden, der zu den „weisen und gerechten" gehört. Bewunderungswürdig, wie Schauwecker die Maschen knüpft und wieder löst – mit der ruhigen und sicheren Hand eines Meisters, dem in jedem Augenblick die inneren menschlichen Werte über die äußeren Zuspitzungen der Handlung gehen. Noch im Prestissimo der stofflichen Enthüllungen bleibt entscheidend nur das Andante des seelischen Ausdrucks. Der „Weiße Reiter" ist poetische Unterhaltung, der Kriminalroman in gedichteter Form (Scherl, Berlin; 224 S.).

Einen Roman voll sprachlicher Kultur und gepflegter Innerlichkeit schreibt auch Franz Nabl und gibt ihm den nicht unmittelbar einleuchtenden Titel: „Ein Mann von gestern". Denn zunächst scheint der Sektionsrat in Ruhe Erich von Groiß – mit seinen achtundvierzig Jahren noch ein Bergsteiger von Rang, dabei musisch begabt, wenn auch diese Begabung nur selbstkritisch und nebenbei betätigend – durchaus der heutigen Generation zuzugehören,

bis man vom Verfasser sehr behutsam an den tieferen Sinn des Titels herangeführt wird. Es ist eine „Lebenskünstlerschaft" im wohlbehüteten, gut dotierten Daseinsbereich des Sektionsrates, die ihn Jahrzehnte hindurch immer nur an den Peripherien festgehalten hat, während die Menschheit um ihn und neben ihm einen oftmals verzweifelten Existenzkampf mitten im Zentrum austragen mußte, ohne daß der „Mann von gestern" im Tieferen davon berührt worden wäre.

Zwei Frauen begleiten den Weg seiner seelischen Erneuerung. Über den Umweg und Irrweg eines für ihn zu jungen Mädchens, deren unbedingter Lebensdrang in dem älteren, wohlhabenden Herrn nur das Mittel zum Zweck sieht, gelangt er zu der Frau, die einstmals seine Bergkameradin gewesen ist. Und die sehr eigenartig gesehene, urwüchsige Erscheinung des alten und einsiedlerischen Oheims tut das Ihrige dazu, aus dem beruhigten „Mann von gestern" einen aus seiner olympischen Ruhe aufgestörten, wieder aber zur Ruhe gelangenden „Mann von heute" zu machen (Wiener Verlag; 226 S.).

„1001 Nacht" auf japanisch

Einen neuen und zugleich jahrhundertealten Farbton spiegeln im Schrifttum unserer Tage die japanischen Liebesnovellen, die unter dem Titel „Im Zaubergarten der S'ri" von Oto Hanno aus dem Urtext übertragen und bearbeitet worden sind. Ein kurzes Nachwort belehrt uns darüber, daß ein Teil der Novellen aus dem 12. Jahrhundert stammt: der Übergangszeit von der antiken Hof- zur mittelalterlichen Samuraikultur, der andere Teil aus dem 17. Jahrhundert: der ersten Blüte der Bürgerkultur.

Aber welcher Belehrung bedarf es noch, wenn das Leben selber im sanften Fall der Pfirsichblüten, im flockenden Schnee zu Worte kommt, getragen von der sinnlichen Phantasiekraft des asiatischen Eros, wie er uns in ähnlichen Formen, doch mit anderen Vorzeichen aus den Erzählungen von „1001 Nacht" vertraut ist. Wieviel lyrischer Reichtum, wieviel menschliche Sehnsucht ist in diesen japanischen „Novellen" eingeschlossen, deren triebhafte Schönheit auf die einfachste, heiterste Formel gebracht wird: „Für den Mann ist es eine Schande, an einem für ihn gedeckten Tisch nicht zu essen." Keiner der jungen Ritter, Kaufleute, Hofkavaliere will sich dieser Schande zeihen lassen, aber auch die Frauen, die Hoffräulein, die Kurtisanen oberster Rangstufe und die blumenhaften Geishas wollen es nicht. Und wenn sie die Stunden ihrer Entzückungen mit dem Tode büßen müssen, so begleitet sie noch bis in ihr Sterben der Glanz des „Tisches, der auch für sie gedeckt" war. Es sind „bittersüße Liebesgeschichten", die uns das Buch vom Zaubergarten der hinduistisch-buddhistischen Göttin S'ri aufschließt, und manchmal sehr merkwürdige, doppelbodige Geschichten, wie jene vom „Verschwundenen Haus". Wenn man aber aus dem gespenstischen Haus ins Freie tritt, so weiß uns der Märchenerzähler nicht mehr und nicht weniger zu sagen als dieses: „Die Leute schüttelten den Kopf und meinten, ob die Frau am Ende kein irdisches Geschöpf gewesen wäre." Sie war so irdisch wie die Liebe – und so unirdisch wie sie (Zinnen-Verlag, München; 202 S.).

Theater! Theater!

Die Verzauberung des Theaters geht um. Ein Riesenkrach steht am Anfang, ein Riesenerfolg am Schluß. Zwischen diese beiden Pole stellt Hans Nowak seinen Roman „Nante der Andere". Weil der Autor der genannten beiden Bühnensensationen Carl von Holtei ist, der seine Stücke am dichtbesetzten Wirtshaustisch schreibt, während ihn die Gespräche umschwirren, glaubt man, es werde ein Holtei-Roman werden. Aber Nowak spannt noch ein zweites edles Pferd vor seinen Wagen, den Komiker Friedrich Beckmann, der, weil er sich jahrelang auf der Bühne nicht entscheidend durchzusetzen vermag, in Hunderten von Privatmasken durch die Straßen Berlins läuft und sich bald als Fürst Pückler, bald als Eckensteher Nante in das Herz der Berliner stiehlt, ehe er als „anderer Nante" mit Holtei gemeinsam „arriviert".

Diesen beiden beigesellt ist der melancholische Prinz aus Genieland, Ferdinand Raimund, der damals grade in der preußischen Hauptstadt ein Gastspiel gibt. Und ein bunter Reigen zieht vor ihnen her und folgt ihnen nach: Berlin, „wie es weint und lacht", Berlin mit seinen biedermeierlichen Skandalaffären und Familienidyllen, seinen Berühmtheiten und Unberühmtheiten, dem Königstädtischen Theater, wo Holtei Dramaturg, Beckmann Mädchen für alles ist, und der Oper, wo Spontinis Zauberstab herrscht. Es ist eine beglückende Luft über das Buch ausgeströmt, heiter, liebenswürdig und schwerelos, dennoch vom Ernst der um Gestaltung ringenden Kunst durchdrungen. Merkwürdig scharf prägt sich dabei das landschaftliche Element aus. Nowak beherrscht es in jeder seiner drei Formen: der schlesischen (Holtei und Beckmann), der Wienerischen (Raimund), der Berliner Form (Nante und Nantes Geschlecht). Denn er faßt dieses Element nicht nur vom äußeren Sprachbild, sondern von der menschlichen Natur. Deshalb trifft er den Kern (Gauverlag NS.-Schlesien, Breslau; 127 S.).

Ekstatisch wie das Thema, überströmend wie der Mann, der unter das Thema gestellt wird, ist auch der sprachliche Stil eines Romans, der den Titel „Amfortas" trägt und seine Entstehung einem anderen großen Darsteller – diesmal der Opernbühne – verdankt. Sein Verfasser ist Th. W. Elbertzhagen. Ein fesselndes Schicksal, ein fesselndes Stück deutscher Kulturentwicklung tut sich dem Leser auf.

Vielleicht werden es heute nur noch die Musikfreunde und Opernspezialisten sein, die sich des Namens Theodor Reichmann erinnern. Wer aber das Emporwachsen des weltbewegenden Wagnerschen Werkes miterlebt hat, wird den Glanz eines Namens bewahren, der mit der überhaupt ersten Aufführung des „Parsifal" im Bayreuther Festspielhaus untrennbar verbunden ist. Der damals die Rolle des Amfortas kreiert hat, ist ein leidender Gralskönig auch als Mensch: der „einzige Sänger des Schmerzes", wie ihn Cosima Wagner nennt, mit dem „aus Angst und Triumph geglühten Blick".

Reichmanns Schicksal, von außen gesehen, ist nicht dramatischer als das Schicksal anderer Darsteller, die zunächst in einen bürgerlichen Beruf eingespannt sind, ehe sie entdeckt werden, so wie die Löwen des Gendarmenmarktes: Gustav Berndal und Theodor Döring, den zigarrensortierenden Kommis Reichmann für die Schauspielbühne entdecken. Ehe er aber seinen Fuß auf die königlichen Bretter gesetzt hat, schnappt ihn die Oper für sich: das Geheimnis seiner Stimme überwiegt noch das Geheimnis seiner darstellenden Kunst. Reichmann steigt, unbegreiflich schnell und nahezu ohne Widerstand. Aber mit ihm steigt diese merkwürdige Daseinsangst, die ihm Leben und Liebe zerstört, ihn mit wirklichen und eingebildeten Schmerzen foltert – und den Vorkämpfer des Meisters eigentlich nur in den Bezirken von Wahnfried freigibt. Es bleibt einer der stärksten Werte des musikerfüllten Elbertzhagenschen Romans, daß er uns Werk und Wesen Wagners, die Profile des Bayreuther Kreises mit ungewöhnlicher Plastik nahebringt. Und wenn uns die Gestalt Reichmanns in ihrer Zerrissenheit nicht immer ansprechen kann – die Musik um ihn und in ihm findet unser Ohr (Limpert, Berlin; 306 S.).

Bewährung

Gedankenvolle, erdkräftige Poesie dampft gleichsam über einem kleinen Band von Erzählungen auf, der unter dem Gesamttitel „Später Gast" Paul Anton Keller zum Verfasser hat. In jeder dieser Erzählungen wird die Tiefe spürbar, wo das menschliche Herz in mancherlei Zweifeln und Nöten schlägt, um sich in schöner Einfalt des Empfindens zu einer natürlichen Güte durchzuringen. Man nehme nur den „Wanderer in der Nacht", den Bauern, der seine tote Bäuerin beklagt und damit der lebendigen Gottheit auf die Spur kommt – oder den „späten Gast" selbst, der in einer seltsamen Unwirklichkeit des Geschehens zum Mittler der Wahrheit wird. Hier spricht ein Dichter (Karl K. Bischof, Berlin; 94 S.).

In einem sehr dünnen Feldpostbändchen berichtet Hellmuth Unger über die „Tage der Bewährung", die ein Stabsarzt an der Front zu bestehen hat. Es ist ein ergreifendes – und zugleich ein außerordentlich spannendes Kapitel aus der Kriegsgeschichte unserer Tage. Der Stabsarzt muß zum erstenmal in seinem Leben mit dem Fallschirm abspringen, um den Verwundeten im eingeschlossenen Abschnitt Hilfe zu bringen. Er unterzieht sich dieser Pflicht ohne große Worte als der selbstverständliche Helfer, der helfen muß, bis der Soldatentod auch seinem Wirken ein Ziel setzt. Die reife Erzählerkunst Ungers, konzentrisch aus der Fülle gesammelt, bewährt sich gerade auch bei diesem Einsatz auf den sparsamsten Raum (Feldpost-Reihe Neues Volk, Berlin-Wien; 32 S.).

ELSA VON ARNIM

MIT ACHT FARBIGEN WIEDERGABEN

Die Künstlerin über sich selbst

Es wird manchem merkwürdig erscheinen, daß in den Zeiten des totalen Krieges eine deutsche Frau weitermalt. Aber ich hoffe, durch die wenigen hier gezeigten Bilder zu beweisen, daß Malen nicht nur Luxus ist. Lebensfreude auch durch Farbe zu wecken, ist nötig.

Was mich zum Gestalten zwingt, wächst immer aus der Farbe, ist stets ein Farberlebnis. Sei es, daß ich durch eine neblige Straße wandere und vor mir plötzlich ein Postwagen auftaucht, der sich farbig in einer Pfütze spiegelt, sei es, daß durch ein Glas eines geöffneten Fensters einige bunte Farbreflexe an der Scheibe fast wie ein Sekundenbild hängen bleiben. Noch nach Jahren haften solche „farbigen Erlebnisse" auf der Netzhaut meiner Erinnerungswelt. Fast immer sind es kleine, stille Freuden im Grau des Alltags, selten sind es Freuden auf einem Berg mit Fernsicht bei Sonnenuntergang, Freuden, die alle Leute in Begeisterungsjubel versetzen. Ich denke, wir sind auch im Alltag des ganzen Lebens von unendlich vielen jubelnden Farben umklungen, wir müssen nur nicht unsere Ohren vor diesem zauberhaften Orchester verschließen. Mehr denn je ist es nötig, alle diese kleinen und feinsten Schönheiten bewußt in sich hinein zu sammeln. Es kommen einmal lange dunkle Abende und Nächte, in denen man von diesem heimlichen Schatz wird zehren müssen. Wie wenige können heute noch eine weite Reise machen. Wie oft habe ich beim Malen in Straßen die „an sich" gar nicht schön waren, Freuden dieser Art genossen und auch geweckt. Einmal malte ich auf einem grauen Platz in Paris, eigentlich sah man nur Plakatwände und halb abgerissene Häuser. Ich malte diese Wände. Da kam täglich ein Arbeiter in einem abgeschabten Kittel vorbei von seiner Arbeit, blieb wenige Minuten stehen und ging weiter seines Weges. Eines Tages hielt er in seiner Betrachtung länger inne und sagte: „Seit eineinhalb Jahren gehe ich über diesen Platz,



Blick von meinem Balkon in Sa. Margherita

nie habe ich gesehen, daß er schön ist. Jetzt sehe ich, daß er schön ist. Ich danke Ihnen, Madame.“ Oft kommen die Menschen in mein Atelier und versichern mir vorher sehr eindringlich: Das will ich Ihnen sagen: wenn Sie Stilleben malen, dafür haben wir nicht das geringste Interesse. Das können Sie wirklich nicht verlangen, daß ich die schön finde. Nun, ich verlange es wirklich nicht. Aber ich wünschte wohl, daß jemand von der Stärke eines Gefühls erfaßt würde, daß er aufhörte, oberflächlich nur ein bißchen hinzusehen, sondern innerlich berührt. Und manchmal glückt es auch, Augen für Schönheiten zu öffnen, die sie bisher nicht bemerkten. Kleine feine, auch starke Reize, die in Farbe, Form oder Linie liegen. Dann ist ja eigentlich unsere Künstlermission, die wir hier auf dieser Erde zu erfüllen haben, getan. Es kann sich nicht jeder ein gutes Kunstwerk an die Wand hängen, ist auch nicht nötig. Es könnte aber jeder mit mehr Gefühl und innerer Freude die schönen Dinge um sich herum innerlich erleben. Das kann ein schweres Leben, gefüllt mit viel Alltag, schon unendlich bereichern.

Ich habe nach meinen langen Studienreisen in Frankreich, Italien, der Schweiz, in Holland, Norwegen das Gefühl, daß man in Frankreich besonderen Sinn für dies Alltagsgefühl hat. Dies rührende Bemühen – auch manchmal von blutigen Dilettanten –, es in eine Form zu gießen, hat vielfach etwas Ergreifendes. Man sah dort früher viel die sogenannten Sonntagsmaler, einfache kleine Handwerker oder Arbeiter, die, bewaffnet mit einem schäbigen Stück Pappe und einigen Farben, fröhlich ihren Sonntag vermalten. Gewiß, die Dinge, die da herauskamen, waren meist keine Kunstwerke, aber es reichte zum mindesten nicht nur zum Sehen, sondern zum Schauen. Auch diese Maler mit ihrer leisen Sehnsucht gehören zur Maleratmosphäre von Paris.

In unserm Volk steckt auch sehr viel Sehnsucht, aber man geht an die künstlerischen Dinge oft mit zuviel Intellekt heran. Man denkt immer, diese Dinge hingen mit Bildung zusammen. Ich meine, sich ganz innig dem Beschauen und innerlichen Genießen hinzugeben, hat mit Verstand gar nichts zu tun. Wenn man an kalten Wintertagen auf Straßen und Plätzen in Berlin malt, sind die Bewohner der umliegenden Häuser oft rührend in ihrer Fürsorge. Muttchen erscheint plötzlich quer über den Straßendamm, vorsichtig schaukelnd mit einem irdenen Küchentopf voll einer dampfenden schwarzen Flüssigkeit. Sie lädt ein: „Trinken Se man, Fräuleinchen, 'ne Kaffebohne is auch mank.“ Unter meinen Bildern dieses Heftes finden Sie ein Bild von einer Brücke am Schöneberger Ufer in strenger Februarkälte. Zunächst glaubten zwei alte Damen, ich wollte mir das Leben nehmen. Ich war nämlich das kleine Nottreppchen ans Wasser hinuntergeklettert und stand da versonnen, aber sehr verliebt an einem sehr grauen Tag. Ein Skizzenbuch hatte ich, da es zu regnen begann, unter meinen Pelz gesteckt. Ich sah, wie die alten Dämchen sich sehr vorsichtig, einander anfassend, an das obere Ufer



Vögel und Schmetterlinge



Hausboote

anpirschten und mich still unten an dem grauen kalten Wasser stehen sahen. Eine rief: „Ja, was machen Sie denn da?" Ich: „Ich will hier malen." Der Dame entrang sich ein Stoßseufzer. „Ach, dann ist's was anderes", und sie trippelten wieder von dannen. Und die Arbeiter, die die neuen mit rotem Mennige angestrichenen Eisenteile einzogen, kamen mich auch an meinem verborgenen Nottreppchen besuchen und meinten: „Warten Se man, noch keine vierzehn Tage, dann sind wir ja mit die Reparatur fertig." Nun, bis dahin wollte ich ja auch gerade mit meiner roten Brücke fertig sein!

Von meinen eigenen Arbeiten kann ich nicht viel erzählen. Zuerst begann ich mit meiner eigenen Umwelt, malte Zimmer aus alten märkischen Landhäusern und unserem entzückenden alten Schlößchen. Damit machte ich mir vor fünfundzwanzig Jahren einen kleinen, bescheidenen Namen. Dann begann ich aber mehr Sinn für die weitere Umwelt zu bekommen. Ich malte Menschen, Landschaften, Städte, Straßen, farbige Blumen und Stilleben. Ja und diesen Stilleben, die so wenig geliebt werden, gehört eigentlich mein ganzes Herz. Ich male alles mit der Hand meines Herzens, aber wenn ich so recht tote

Dinge, die da im Atelier vor mir stehen, wieder lebendig machen kann, erfüllen mit Kraft und glühender Farbe und Leidenschaft, dann könnte ich schreien vor Glück und Schaffensfreude. Seien es nur leere Flaschen und einige Tomaten oder Fische, die unter alten Zeitungen auf einem Tisch liegen, oder angestoßene weiße Emaillekannen mit Früchten. Das werden dann so recht eigentlich meine Arnims, und wenn sie jetzt noch keiner schön findet, so singe und pfeife ich mir manchmal vor „meinen" Bildern im Atelier ein Liedchen und denke: „Sie sind doch schön, und es wird der Tag kommen, wo diese Bilder auch andere schön finden."

Wenn ich nun sagen sollte, wer in meinem Künstlerdasein mich am meisten beflügelt hat, so daß man meint, nun auch fliegen zu können – so sind es viele Künstler, aber ich habe fast Hemmungen, die Namen zu sagen. Diese Namen sind ein weiter Weg, und man wird vielleicht spöttisch lächeln und meinen: „Davon ist aber wenig zu bemerken." Doch auch auf die Gefahr solcher Einwendungen hin möchte ich meine Meister nennen. Das sind Paula Becker-Modersohn, Vincent van Gogh, Cezanne und Matisse. Am innerlich nächsten steht mir Vincent, weil er die Glut des Erlebnisses auch vor der Natur empfand und davor malte. Aber oft ertappe ich mich dabei, daß ich draußen wandernd mit Cezannes Augen sehe und wie Matisse, wenn ich eine Melone vor einem geöffneten Fenster betrachte. Zum Schluß findet man ja doch seinen eigenen Weg und malt eben seine eigenerlebten Bilder. Aber wenn der Tag voll war mit Dingen, die so recht weit ab von der Kunst standen, und man müde und abgehetzt in sein Atelier tritt, dann brauche ich mir nur einige Bilder der Modersohn oder „meinen" Vincent auf dem grauen Fußboden auszubreiten, und dann springt eine Freude in mich ein, und ich fange an, Sehnsucht und Glut in Farben auf die Leinewand zu malen. Man meint dann, ein Tag könne nie ganz grau sein, solange es noch Farben und Leinewand gibt, um die Stärke seiner Empfindungen auf ihr auszubreiten.

Die Schriftleitung über die Künstlerin

Man meint, ein Tag könne nie grau sein – Elsa von Arnim hat recht, und so fühlten auch wir, als wir ihre Bilder sahen, und wie sie mit warmem Gefühl und mit Gescheitheit die Freude zu empfinden weiß, die ihre Kunst beschert, so sind wir beglückt, unsre Leser an dem Schaffen der Künstlerin teilnehmen zu lassen. Selten tritt ein Maler mit so mannigfaltigen Bildern wie sie vor den Beschauer.



Augustabrücke wird repariert



Siebenbürgisches Stilleben

Selbstverständlich kann einer ein Meister sein, wenn er nichts weiter als Melonen und Kürbisse, diese aber vollendet malt. Doch er kann nicht erwarten, daß er über die Kreise strenger Kunstbetrachter und erfolgreicher Melonenzüchter hinaus Stürme der Begeisterung erweckt. Es hat schon seinen Reiz und spricht für den Umfang einer Begabung, wenn er sich auf mehr als einem Gebiet geschickt und glücklich zu bewegen weiß, so wie es die Malerin Elsa von Arnim mit Leichtigkeit und guter Laune tut.

Sie hat selber, soweit es ihr wünschenswert erschien, über ihren Werdegang berichtet, nicht gern, denn offenbar ist sie noch nicht geneigt, sich selber historisch zu betrachten. Aber selbst wenn sie keinen der großen Franzosen genannt und auch Vincent

van Gogh, den Niederländer, verschwiegen hätte: man braucht kein großer Kenner zu sein, um angesichts ihrer Bilder schnell zu mutmaßen, daß diese Malerin nach Westen blickt. Sie liebt die leuchtende Farbenglut, den Zauber von Licht und Luft, der die Dinge umflutet, wie uns das der alte, klassische französische Impressionismus vorgemalt hat, und wenn wir lange wissen, daß die Franzosen diese Art lockerer Malerei nicht erfunden haben, daß sie vielmehr auf deutschem Boden bereits gedieh, als man in Paris an derlei noch kaum dachte: europäisch wurde die Kunst in ihrer französischen Prägung. Wir haben sie dann als undeutsch oder zum mindesten als altmodisch verworfen. Wir haben gelernt, wieder bedeutende Gegenstände und zwar mit stärkster linearer Deutlichkeit zu malen und zu bewundern, und zweifeln nicht, daß die zahlreichen Besucher unsrer Ausstellungen befriedigt sind, wenn sie klar sehen und wenn vornehmlich ihr Verstand angesprochen wird, denn unter uns sind die Sonntagsmaler selten, d. h. die Leute, die eine Ahnung von dem Geheimnis der Farben haben und die spüren, wie wunderbar Luft und Licht ineinanderspielen und selbst die sogenannten toten Dinge zum Leben wecken. Aber daß es daneben noch Künstler wie Elsa von Arnim gibt, welche eigentlich nur um des Malens willen malen und mit ihren Gemälden keine anderen Ziele verfolgen, als daß sie den Augen wohltun, erscheint uns wertvoll, und wir glauben, unsre Leser werden sich von den hier gesammelten Bildern gern ansprechen lassen.

Wir können nicht reisen und waren niemals an der Riviera. Unser lieber Vetter, der seine Ferien wiederholt dort verbracht hat, besitzt die herrlichsten Photographien und zeigt sie jedem mit Begeisterung. Eigentlich war es immer ein bißchen langweilig. Aber wenn die Arnim eine Kleinigkeit malt, den Blick von ihrem Balkon in Santa Margherita, dann haben wir die Sonne, die Luft, das Meer dieser beglückenden Landschaft, wissen, wie und wo die Menschen hausen, und gehören fast mit zu den Bewohnern oder doch zu den treuen Gästen der Gegend. Das kommt von der Frische der Farben, von der Glut des Temperaments, womit hier gemalt worden ist.

Elsa von Arnim liebt, wie sie uns erzählt hat, besonders das Stilleben. Sie kann sich dabei fast wie ein alter Meister in Kleinigkeiten versenken und verlieben. Wir glauben z. B., daß ein Naturkundiger nicht nur die Vögel und Muscheln vor dem Kasten, sondern auch die Schmetterlinge darin genau bestimmen kann. Freier sind die Stilleben aus Siebenbürgen und aus dem Pariser Atelier. Wir spüren auf dem einen die Freude der Frau an Stoffen und Stickereien, an Geschirr und an Früchten, auf dem andern das rein handwerkliche Vergnügen daran, eine Anzahl zufällig zusammengewürfelter Dinge genau und von einer farbigen Gesamtstimmung gehalten, abzumalen. Vielleicht wird einer meinen: ein roher Tisch, ein paar kunstlose Töpfe, ein dreiviertel Vogelbauer, ein Brett mit Früchten und zwei Zeitungen seien eigentlich etwas langweilig. Wir glauben jedoch, auch wer die farbigen Reize nicht spürt,



Aus meinem Pariser Atelier

Aus Marseilles



müßte etwas von der Seele des Bildes und seiner Malerin ahnen können. Es steckt Paris darin mit der Bedürfnislosigkeit und der Heiterkeit junger Künstler, denen alles zum Erlebnis wird. Stilleben sind – wir merken es bei näherer Betrachtung – nicht bloß diese Bilder oder der bunte Bauernstrauß, sondern auch die andern Gemälde Elsa von Arnims: die „Hausboote", auf denen ein schwerer, heißer Sommerabend lastet, die mit rotem Mennig vorgestrichene Brücke über den Berliner Landwehrkanal, der Blick auf die verwirrende Gleichförmigkeit der Dächer von Marseille. Für Elsa von Arnim ist das Stilleben keine nature morte, sondern es lebt wirklich, und mag sie ihren französischen Meistern noch so tief verpflichtet sein – darin ist sie echt deutsch wie ehedem auch die von ihr verehrte Paula Modersohn: die Dinge reden, sie haben Schicksale und machen sie.

Es bedarf keiner ungewöhnlichen Phantasie, sondern nur einer ruhigen Versenkung, und man wird alsbald vernehmen, daß diese Bilder Geschichten erzählen. Der leere Balkon mit dem verlassenen Stuhl blickt traurig in die Heiterkeit der Landschaft. Auf den Hausbooten scheint ein Schicksal zu lasten. Hinter dem Schmetterlingskasten erscheint die Gestalt eines putzigen Kuriositätensammlers. Die Kanalbrücke, so unbedeutend sie ist, wächst zu einem Koloß, als gewönne sie gleich einem Märchenwesen Andersens eigenen Willen, und wenn wir über die Dächer der großen Stadt blicken, so würden wir uns nicht wundern, wenn der Teufel erschiene, sie abdeckte und uns in die Possen und Greuel tauchte, die sich darunter abspielen.

Elsa von Arnim hat während des Krieges Norwegen kennen und lieben gelernt. In der Betrachtung der dort heimischen Kunst ist ihr aufgegangen, was auch für einen Teil unsrer deutschen zutrifft: viele entfremden sich im Zuge der Verstädterung unseres Daseins von der Natur. Die Künstlerin rät deshalb: „Es sollte in diesem Land der hohen, reinen Tannenwälder und ernsten, einsamen Berge noch viel mehr geschrieben, gedichtet und mit



Bauernstrauß

Griffel, Pinsel, Stein geformt werden, um dem beginnenden Jahrhundert der Industrie und Technik wieder mehr Verbindung zum Ursprung aller Dinge, der großen Natur, zu bringen. Was noch Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, könnte sehr bereichert zu dieser Reinheit zurückkehren.“ Was sie den Norwegern wünscht, dürfen auch wir uns gesagt sein lassen. Und da der Weg zur Natur nicht immer leicht zu finden ist, werden viele den Umweg über eine saubere und unmittelbare Kunst wie die Arnimsche einschlagen. Ein Bild an der Wand ist ein herrlicher Besitz. Aber fruchtbar wird er doch erst dann, wenn wir seinen seelischen Gehalt auszuschöpfen verstehen, d. h. zu seinem Ursprung vordringen, und dieser Ursprung heißt wie bei den meisten rechten Kunstwerken so bei den Arnimschen: die Natur.

UNSER LESEKABINETT

Dreimal Ostpreußen

Der Verlag Gräfe & Unzer in Königsberg nimmt sich besonders liebevoll und glücklich seiner ostpreußischen Heimat an und erwirbt sich damit nicht nur in den Augen seiner Landsleute ein besonders hohes Verdienst. In gleicher Weise betrachtet er Natur wie Kultur. Unter seinen jüngst erschienenen Büchern ist ein mit über hundert Bildern ausgestattetes Werk dem Thema „Vögel über Haff und Wiesen" gewidmet, d. h. einem Reichtum, der sich nirgends so unberührt erhalten hat wie in dieser höchst mannigfaltigen und darum jeder Vogelart unseres Klimas Lebensraum bietenden Landschaft. Besonders am Frischen Haff mit seinen großen sumpfigen Wiesen finden sich Vögel, die anderswo sehr selten geworden sind, in großer Zahl, so z. B. Sumpf- und Schnepfenvögel. Kiebitze, Rotschenkel, Strandläufer, Austernfischer, Uferschnepfen, Saatkrähen, Schafstelzen, Seeschwalben, Karmingimpel, Kampfläufer, Stockenten, Knutts, Regenpfeifer, Odinshühnchen, Steinwälzer, Sonderlinge, Felsenpieper, Eiderenten hat der Verfasser mit unendlich mühseliger Geduld beobachtet und photographiert und versteht höchst unterhaltsam und belehrend von seinen Studien und ihren Früchten zu erzählen. Es ist so ein Werk entstanden, in dem Bild und Text fein abgewogen sind und das sich durch die Gründlichkeit der Darstellung von vielen bloßen Bilderbüchern unterscheidet, die oft sehr schön sind und nicht mehr als eine Augenweide bieten.

Der einfallsreiche Philipp Hofstätter hat in dem schmucken „Königsberger Gästebuch" Briefe und andere Aufzeichnungen von großen Männern vereinigt, die aus allen Teilen des Reichs stammend in Königsberg gelebt haben; Dr. Walther Franz hat kurze Biographien beigesteuert. Die Sammlung beginnt mit Stein, der in Königsberg sein Politisches Testament verfaßt hat. Yorcks Aufruf zur Bildung des Ersten Preußischen National-Kavallerie-Korps folgt. Fichte, Arndt, Kleist, Wilhelm von Humboldt, Clausewitz sind weitere große Männer des Freiheitskampfes. 1817 findet der Thüringer Johannes Voigt, der Geschichtsschreiber des Deutschen Ordens, in Königsberg seine zweite Heimat und seine große Aufgabe. Eichendorff vertritt die romantische Dichtung, Karl Ernst von Baer begründet als Zoologe und Mediziner die Entwicklungsgeschichte, Karl Rosenkranz, Philosoph und Literarhistoriker, war der volkstümlichste Professor der Universität von 1833 bis 1879. Richard Wagner heiratet und dirigiert 1836 in Königsberg. Felix Dahn, der Dichter des „Kampfs um Rom", erlebt, wie ihm die „Thule" zur lieben, alten Pregelstadt wird. Aus einem so vielfältigen Akkord von Menschen und Stimmen tönt uns die menschenbildende Kraft Königsbergs entgegen. Niemand, der sich dem ernsten Zauber der Stadt und der kraftvollen Ursprünglichkeit ihrer Bewohner hätte entziehen können.

Wie ursprünglich der ostpreußische Schlag ist, bezeugen seine Sprichwörter, unter denen Hofstätter eine kluge Auswahl bietet. Das von Hans Hermann Hagedorn launig ausgestattete Bändchen spricht nieder- und hochdeutsch zum Leser. Es heißt „Helpt et nich – so schad't et nich", es wird aber helfen gegen üble Laune und ein ängstliches Herz.

Farbige Altäre

Dr. Karl Bardayzi ist ein begeisterter und geschickter Farbenphotograph, der von seiner Kunst so fest überzeugt ist, wie das einem Meister zukommt. Er versteht ihren Nutzen und ihre Schönheit praktisch und theoretisch darzulegen, und auch wer der jetzt bereits vielen Laien vertraut gewordenen Lichtbildnerei in Farben noch immer zweifelnd gegenübersteht, wird den Ausführungen und den Proben des schönen Bandes „Gotische Bildschnitzer" freundlich zustimmend folgen. Jede, selbst die sorgsamste Wiedergabe läßt zu wünschen übrig, und man muß bedauern, worauf der Verfasser hinweist, daß sich ein großer Teil des Kunstgenusses, selbst des Kunststudiums auf Reproduktionen verläßt und die Originale gleichsam nur zur Bekräftigung des bereits gewonnenen Eindrucks heranzieht. Bardayzi hat die Aufnahmen seines im Wiener Verlag Ernst Sopper & Karl Bauer erschienenen Buches in Kefermarkt und St. Wolfgang gemacht, und zwar nach dem Agfacolorverfahren bei Tageslicht oder Mischlicht. Die Arbeiten haben sich über zwei Jahre verteilt, denn man mußte geduldig sein, wollte man den Augenblick erwischen, der das beste, das treueste Ergebnis versprach. Die Mühe hat sich gelohnt. Beide Altäre enthüllen Schönheiten, die bisher verborgen geblieben sind und die so vertraut zu unseren Herzen sprechen, denn unsere alte Kunst war bunt und eben deshalb volkstümlich. Viele hatten das nur vergessen oder verkannt. Bardayzi bringt uns den unbekannten Meister von Kefermarkt, den Stifter vor dem Untergang bewahrt hat, und den neuerdings hochberühmten Michael Pacher, den Schöpfer des Wolfgang-Altares, auch mit Worten nahe. Er versteht, dankbar verpflichtet der fachmännischen Forschung, deren Ergebnisse klar wiederzugeben und die Dinge selber dem Laien aufs verständlichste nahezubringen, ohne der billigen Sucht, um der volkstümlichen Wirkung wegen Schwierigkeiten zu übergehen, einen der wahren Bereicherung von Kopf und Herz immer abträglichen Zoll zu zahlen.

Erfinderschicksale

Rudolf Thiel ist ein Historiker von mannigfaltigen Interessen. Er hat eine Geschichte der Christusforschung und Martin Luthers geschrieben und die Taten großer Soldaten und Ärzte geschildert. In einem neuen Werk (492 S. und Bildtafeln), das wie die anderen bei Neff in Berlin erschienen ist, berichtet er vom „Ruhm und Leiden der Erfinder". Wieder erweist er sich als ein Gelehrter, der sein Gebiet beherrscht und die Ereignisse eigenen und fremden Forschens dem Leser aufs angenehmste übermittelt. Niemals wirkt er trocken. Davor bewahrt ihn außer der Flüssigkeit seines Vortrags ein ausgeprägter Sinn für das Unterhaltsame. Er beginnt mit Gutenberg, dessen rätselhaftes Wesen und Wirken er dramatisch vor uns abrollen läßt. Es folgt der wohl allen unbekannte Pfälzer Dr. Johann Joachim Becher, ein an Einfällen überreicher Forscher und Praktiker aus dem die moderne Naturwissenschaft und Technik begründenden 17. Jahrhundert, ein Mann, den seine Zeitgenossen für einen Phantasten und Schlimmeres hielten und den Thiel als den ersten deutschen Volkswirt, einen der ersten wissenschaftlichen Chemiker der Neuzeit, einen der vielseitigsten und bedeutendsten Erfinder, kurz als eine der eigenartigsten Persönlichkeiten faustischer Geschichte rühmt. An Böttcher, den Goldsucher und Porzellanfinder, schließen sich Originale wie der Kemptener Caspar Pfender, der eine Maschine zum Strumpfweben erfunden hatte (um 1750), der Regensburger Superintendent Schäffer, den eine Wespe die Herstellung von Papier aus Holz lehrte, um etwa 80 Jahre zu früh, der Baron von Drais, dem grundsätzlich und ebenfalls unzeitgemäß das Fahrrad und die Schreibmaschine gelangen. Höchst spannend liest sich ferner, was Thiel von Senefelder und Gabelsberger, dem Litho- und dem Stenographen zu erzählen weiß. Ressel erfindet die Schiffsschraube, ohne daß man gleich ihm selber viel Wesens davon macht. Der Oberbergrat Albert erblickt in dem ihm eigenen Einfall des Drahtseils das Ergebnis seiner dienstlichen Tätigkeit und erntet weder Gewinn noch Ruhm. Philipp Reis konstruiert das Telephon und schlägt den Weg ein, der Marconi in der ganzen Welt bekannt machte, während er in dem kleinen, ihm vom Schicksal gezogenen Kreise mit Heiterkeit blieb. Ein umfangreiches Kapitel gilt Wilhelm Bauer und seinem U-Boot. Das Rätsel des Perpetuum mobile verzehrt die Kraft vieler Denker und Praktiker. Den Schluß des Bandes bildet Zeppelin, dessen Märchen viele von uns erlebt haben.

Dichtung und bildende Kunst

Mit dem feinsten Gefühl für den geliebten Dichter hat Wilfried Bade im Auftrag der Eichendorff-Stiftung aus den Gedichten des Romantikers eine reiche Auswahl getroffen. Und nicht nur das: er hat sie sinnreich geordnet, indem er die Sammlung unter das Zeichen stellte: „Der Völker Herzen sind die Saiten, durch die jetzt Gottes Hauche gleiten" und sie ausklingen läßt mit dem trotz Herbst und Winter getrosten Wort: „Lenz muß doch wiederkommen und alles auferstehen!" Der hübsch ausgestattete Band ist bei Volk und Reich in Prag erschienen, trägt als Titel den Beginn des wohl volkstümlichsten Liedes von Eichendorff „O Täler weit, o Höhen" und wird namentlich der Jugend das verehrungswürdige Bild des Dichters vergegenwärtigen. – Vielleicht hat sie auch die Kenntnis eines Dichters nachzuholen, der vor etwa zwanzig Jahren die Herzen der damals Jungen entflammt hat, denn er lehrte sie deutsch denken und fühlen in einer Zeit, der das nicht selbstverständlich war. Wir meinen Hans Grimm, dessen sämtliche Werke in dem Verlag von Bertelsmann in Gütersloh übergegangen sind. Hier erscheinen sie in neuen Ausgaben; der (ungekürzte) große Roman „Volk ohne Raum" (über 1200 Seiten), die Novellenbände „Lüderitzland" und „Der Richter in der Karu", in denen Grimm sich als Meister auch im knappen Vortrag erweist. Solange es Deutsche gibt, die das Fernweh und das Heimweh kennen, werden diese Bücher zu unserem wesentlichen literarischen Besitz zählen, und wer ihr Erscheinen nicht miterlebt hat, sollte sich das Glück, sie kennenzulernen, jetzt bereiten. – Mit einigen seiner besten Geschichten war Grimm, wie den alten Lesern bekannt sein wird, in den Heften vertreten. Auch den jüngeren als Mitarbeiter wohl vertraut ist Karl Zuchardt, von dem eine Sammlung Erzählungen in der Essener Verlagsanstalt erschienen ist: „Umwege des Schicksals". Sie enthält sechs Geschichten; drei davon („Der Pfarrer von Markersbach", „Der Teufelsmaler", „Die unersättliche Gerechtigkeit") sind hier zuerst erschienen, und wir glauben, daß die Erinnerung an sie den Band unseren Freunden aufs wärmste empfehlen wird.

In der mit auswählendem Bedacht langsam wachsenden Sammlung „Der eiserne Hammer", mit der der Verlag von Langewiesche in Königstein im Taunus „Das Gute für alle" zu bringen bemüht ist, sind zwei neue Bändchen veröffentlicht worden, die uns in die Kunst und Kultur unseres alten Reiches führen. Vor tausend Jahren war das Kloster Reichenau eine Hauptstätte deutscher Bildung. Hier blühten neben der Wissenschaft Baukunst und Malerei, und viele Zeugen einst lebendigen Reichtums haben sich in der Abgeschiedenheit der Bodenseeinsel erhalten. Sie zeigt im Bilde Helga Glaßner, sie schildert mit Worten Hans Werner Hegemann. Die andere Veröffentlichung führt uns nach Kärnten. Unter der kundigen Leitung von Hans Riehl lernen wir den Dom zu Gurk kennen, eines der herrlichsten Denkmäler romanischer Baukunst, in der wir längst eine reine Offenbarung germanischen Wesens erblicken. – Eine besondere Kostbarkeit bringen die Blauen Bücher desselben Verlages, eine Untersuchung der Selbstbildnisse Rembrandts durch Wilhelm Pinder, den namhaftesten Kunsthistoriker unserer Zeit. Sie beantwortet die Frage: Was bekennt der Meister in seinen Selbstbildnissen über sein inneres Leben? Es gibt fast so viel Antworten, wie es Rembrandtsche Selbstbildnisse gibt, von denen dieses Büchlein eine reiche und ergreifende Folge sammelt. Pinder entschlägt sich aller im engeren Sinne kunstgeschichtlichen Auseinandersetzungen und erweist sich stattdessen als der große Deuter, der die Sprache des Künstlers auch dem Laien begreiflich macht. Er sagt wie Fontane von seinem Vater über den Meister: „So, wie er zuletzt war, so war er eigentlich". Er sieht ihn „voller Würde und Weisheit, voller Kraft und Güte und zugleich ein schwer gealterter Mensch, ein großer Greis, der Abschied nimmt in ruhiger Gewißheit. Nichts Verhauchendes ist in diesem Schlußakkord, es ist ein ruhiger, lang gezogener klarer Ausklang von strömender Breite, nicht Todesfeier, sondern Lebenshumor, nicht Requiem, sondern Ecce homo! Im Letzten ruht das Ganze."

Aus dem Halbdunkel Rembrandts treten wir in das helle Licht des allzu lange als völlig unproblematisch angesehenen Rokokos. Egid von Filek ruft uns mit seinem entzückend farbig illustrierten Bändchen zu: „Komm mit nach Schönbrunn" (Wiener Verlag). Er ist ein ebenso liebenswürdiger wie kundiger Führer, der selbst seine Gelahrtheit gefällig mitzuteilen weiß. Wer jemals das Schloß Fischers von Erlach durchschritten und im Park mit den Erinnerungen an Maria Theresia, an Napoleon, an Franz Joseph spazieren gegangen ist, wird bedauern, daß er Herrn von Filek nicht früher begegnet ist.

Wer in Goethes Gedichten und Erinnerungen Bescheid weiß, dem ist Adam Friedrich Oeser, der „geliebte", ein Begriff. Der Leipziger Akademiedirektor ist für den jungen Goethe ein dankbar anerkannter Führer aus dem Rokoko zum Klassizismus geworden, und diese Bedeutung des tüchtigen Mannes wird nicht dadurch geschmälert, daß sich Goethe unter klassischer Kunst später etwas anderes vorstellte als Oeser, der aus dem Wiener Barock hervorgegangen war. Sein Leben und Wirken schildert mit erwünschter Ausführlichkeit Friedrich Schulze bei Köhler & Amelang in Leipzig. Das kleine Buch ist eine kleine Kulturgeschichte der Oeserschen Zeit. Viele Menschen, mit denen er zu schaffen hatte, lernen wir kennen, und er selber erweist sich als ein ehrlich Ringender, liebenswürdig und hilfsbereit, als ein Mensch, mit dem man gern umgeht und den man auch in seinen Begrenztheiten lieb gewinnt. Eine Anzahl Abbildungen veranschaulichen einige seiner wichtigen und bezeichnenden Schöpfungen.

Im selben Verlage werden uns „Philipp Otto Runge und die Seinen" nahegebracht. Wilhelm Feldmann veröffentlicht aus dem Nachlaß der Schwiegereltern des großen romantischen Malers eine Reihe Briefe, die bisher ganz oder zum Teil unbekannt geblieben sind. Sehr verdienstvoll ist, daß der Herausgeber, ein Angehöriger der Familie Runge, viele sonst dunkle Stellen zu deuten vermochte. Darüber hinaus hat er die Rungesche Welt mit ihren Lebenskreisen in Pommern, Mecklenburg, Hamburg und Dresden zusammenfassend geschildert. Das ist sehr wertvoll und so kundig wie noch nie unternommen worden. Wie schön, Gast zu sein bei einem Mann, dessen Petschaft die Umschrift trug: „Begnügt euch doch, ein Mensch zu sein".

In der Folge der großen deutschen Meister Chodowiecki, Richter, Menzel, Slevogt, steht der vor kurzem sechzig Jahre alt gewordene Hans Meid, ein vielseitiger Künstler: Maler, Radierer, Zeichner, Illustrator und als dieser wohl am bedeutendsten. Ihm widmet Adolf Jannasch bei Neff in Berlin ein schön und reich ausgestattetes und warmherzig geschriebenes Werk, das bei aller Begeisterung für den Jubilar taktvoll meidet, in Übertreibung und Überschätzung zu verfallen. Freilich hat Meid – denken wir an Don Juan und Don Quixote – manches geschaffen, was nicht hoch genug geschätzt werden kann und was zu dem Wenigen gehört, um dessentwillen es sich lohnt, die für den Laien schwere Kunst des Sehens zu lernen und zu üben.

Arabische Führergestalten

In der hier mehrfach angezeigten verdienstvollen Sammlung des Vowinckelschen Verlages „Arabische Welt" hat Hans Heinrich Schaeder einen neuen Band herausgegeben, der „Arabische Führergestalten" behandelt. Da Arabien ohne Muhammed auch heute nicht verständlich ist, bringt der Band als umfangreichste Arbeit eine Lebensgeschichte des Propheten und seine Würdigung auch als Staatsmann. Andere Beiträge behandeln arabische Führergestalten aus neuerer Zeit, darunter den König Ibn Saud und den Mufti von Jerusalem. Dr. Paul Weiglin

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

September 1944

Velhagen & Klasings Monats-Hefte

2. Halbheft B

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin · Bielefeld · Leipzig

Wenn Du Velhagen & Klasings Monatshefte gelesen hast, dann schicke sie an Soldaten, die Du kennst, oder gib sie beim zuständigen Blockleiter der NSDAP zur Weitersendung an die Front ab. Die Front dankt es Dir

Velhagen & Klasings Monatshefte
September 1944
Monatlich ein Heft zum Preise von RM. 2.10
zuzüglich Bestellgeld

*

INHALT

Kunstblätter nach Werken von
Bayer, Kranz und Wegener

UNSER LESEKABINETT

222 Anekdoten

Eduard Stemplinger, unseren Lesern als ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter, ein umsichtiger Literaturkenner und geschmackvoller Schriftsteller bekannt, hat sie gesammelt. Sie handeln „Von Feldherrn und Soldaten“ (Piper & Co., München). Der Aufnahme für wert wurde erachtet, was Plutarchs Meinung entspricht, wonach ein kurzes Wort, sogar ein bloßer Scherz den Charakter eines Menschen oft deutlicher verrät als Schlachten und Belagerungen. Stemplinger erzählt nach den ältesten und reinsten Quellen und meidet, wie es seinem wissenschaftlichen Ernst auch heiteren Dingen gegenüber entspricht, den Fehler mancher Anekdotenjäger und -berichter, die ohne viel Besinnen dem alten Fritz zuschreiben, was Ludwig XIV. gesagt oder getan hat, ganz gleich, ob es zu ihm paßt oder nicht. Bei Stemplinger geht man sicher. Was hier steht, dafür bürgen Ohren- und Augenzeugen. Er ordnet seine Anekdoten nach dem ABC, vom Grafen Bellegarde an, dem die Wiener nachsagten, er habe die beste Gesundheit in der ganzen Armee, denn er habe noch nie etwas eingenommen, bis zu Yorck, der 1813 schwor: „Mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder.“ Überraschend stark mit guten Anekdoten ist Moltke vertreten, der Feind allen Scheins, selbst wenn es sich um ein allzu täuschend gearbeitetes Toupet handelte. Lenbach hat ihn ohne Perücke gemalt. Aber Moltke war nicht zufrieden mit dem Künstler. „Ich mag ihn nicht“, sagte er, „der will immer einen Helden aus mir machen.“

Dr. Paul Weiglin



POSTSPARBUCH

Das freizügige Sparbuch für jedermann

Ein- und Auszahlungen bei allen Postämtern und sonstigen Postdienststellen sowie bei allen Landzustellern

Wer spart, hilft siegen!



DEUTSCHE REICHSPOST

Stottern? Broschüre frei
Doz. Brömme
Schlangenbad i.T.



Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung · Göttingen
Verlagsgebiete:
Schöne Literatur, Biographien, Kulturhistorisches, Jugendschriften, Bildbände
Manuskripte werden zur Prüfung angenommen



Anzeigen an Velhagen & Klafings Anzeigenverwaltung, Leipzig C 1. Fernruf 64201. Postscheckkonto Leipzig 66746. Verantw. Anzeigenleiter: Hans Burkel, Leipzig C 1. Erscheinungsort Leipzig. Preisliste 6. Druck und Verlag: Velhagen & Klafing, Berlin, Bielefeld, Leipzig

ARABELLA

NOVELLE VON LORE BRONNER

Zum 80. Geburtstag von Richard Strauß

Gestern dachte ich, ich müßte am Wege liegenbleiben. Ich litt große Schmerzen, ich war schwach, und ich schämte mich. Heute geht es leicht. Auf einmal war es da. Ganz langsam sah ich dich die Treppe heruntersteigen in einem sehr hellen Kleid. Glanz steht um dein Gesicht, er blendet, und ich muß die Augenlider senken. Und nun sehe ich, was du in deinen Händen trägst: ein kleines Tablett mit einem Glas Wasser. Es muß sehr kalt sein, das Glas ist außen mit feinen Tropfen beschlagen, frisches Wasser, aus dem Brunnen geschöpft, kristallklar und so kühl!

Wie ist es nur möglich, daß du kamst? Ich habe dich nicht gerufen. Ich habe gar nicht an dich gedacht. Aber ich weiß, wer du bist. Wie lange ist das her, daß ich in der Oper war? Zwei Jahre? Eine Ewigkeit. Damals warst du ganz einfach eine berühmte Sängerin, die wunderbar sang und großartig spielte. „Ja, die X war gestern ausgezeichnet", sagte ich am andern Tag zu meinen Bekannten. Dann war dein Bild versunken, und ich habe nicht mehr daran gedacht. Aber jetzt bist du da und bist der Inbegriff alles Schönen auf dieser Welt.

Wie hell deine Haare sind! Sie sind vielleicht eine Perücke, wie das so zu sein pflegt auf dem Theater. Vielleicht hast du in Wirklichkeit schwarzes Haar oder rötliche Locken. Und deine Augen? Ich kann sie nicht erkennen. Ich sehe sie mit einem Licht darin, sehe sie lächeln, wie ich nun zu dir sage: ‚Kannst du es dir denken, ich weiß nicht einmal, welche Farbe deine Augen haben! Dabei habe ich im Theater in der ersten Reihe gesessen.' – ‚Nun, du wirst es schon noch herausfinden', antwortest du, ‚weißt du denn wenigstens noch, wie die Oper hieß?' Ja, das weiß ich. „Arabella" hieß sie. Hinter dem hohen Treppenhausfenster war der Mondschein. Und langsam fielen Schneeflocken, weiße, kühle Flocken. Du kamst die Treppe herab mit einem Glas Wasser für deinen Verlobten. Symbol der Liebe, Zeichen der Versöhnung. Nun ist es für mich ein Symbol des Lebens.

Wir sind achtzehn Tage marschiert. Und seit achtundzwanzig Tagen stehen wir im Kampf. Ich bin kühl und ruhig. Wir leben von einer Stunde zur andern, und ich kann vieles, wovon ich niemals geglaubt hätte, daß ich es können würde. „Der Träumer ist aufgewacht", sagen sie, weil sie mit mir zufrieden sind. Aber mein Traumbild hat mich nicht verlassen. Es taucht immer wieder auf wie ein Talisman, der mich schützt. Wir sind auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Im Morgengrauen werden wir den Fluß überschreiten. Drüben in den Bäumen sitzen die Scharfschützen. Auch die Lautesten unter uns sind still geworden. Wie viele werden morgen abend noch dasein? Ich habe das feste Gefühl, ich werde nicht sterben. –

„Er wird sterben", sagt die Stimme, „das Herz ist zu schwach." Ich will antworten, aber ich kann nicht, ich kann mich nicht einmal bewegen. Ich versuche, wenigstens die Augen zu öffnen. Es ist dunkel, nur ein paar weiße Gesichter bewegen sich vor mir. Ach nein, es ist ja Schnee! Schnee vor dem Stiegenhausfenster – ich muß mich beeilen, sonst komme ich zu spät. Wenn die Oper angefangen hat, schließen sie die Türen. So hoch liegt der Schnee auf den Straßen. Bei jedem Schritt hängt er sich mehr an die Füße, kaum lassen sie sich heben, so schwer sind sie. Aber da ist das Opernhaus, die Säulen, der flache Giebel. Viele hohe Stufen, auch voller Schnee, werde ich es schaffen? Ach! Die Türen sind verschlossen, zu spät! Nun muß ich mich auf die Treppe setzen und warten. Es ist kalt. Schon reicht mir der Schnee bis zu den Knien. Tödlich kriecht die Eiseskälte hoch, das Atmen ist schwer. Hilft mir denn keiner? Arabella! Da bist du. Ich wußte es. Deine Hand wischt den Schnee von meinem Gesicht. So gut bist du. Ein Muff aus blauem Samt mit weißem Pelz – nun deckst du mich damit zu, mir wird warm, – ich danke dir, du Schöne, Geliebte . . .

„Soll ich an Ihre Braut schreiben?", fragt die kleine Schwester und beugt sich über mich. Sie lächelt mich an, und ich lächle zurück. „Ich habe keine Braut." – „Aber ja", sagt sie, „ich weiß es doch; Arabella heißt sie. Sie haben nach ihr gerufen. In der Nacht, als wir glaubten, es ginge zu Ende. Vielleicht hat sie Sie gerettet. ‚Es ist ein Wunder geschehen', sagte der Stabsarzt." – „Man kann ihr keinen Brief schreiben", antwortete ich. „Arabella ist eine Oper, Schwester. Aber an meine Verwandten könnten wir schreiben."

Ich darf in der schmalen weißen Kammer bleiben. Manchmal kommt die kleine Schwester, einmal am Tag der Arzt, der mich mit gerunzelter Stirn betrachtet. Sonst bin ich ganz für mich allein. Ich kann mich nicht bewegen und habe Schmerzen. Aber ich fühle mich glücklich. Denn jetzt ist mein Traumbild wieder bei mir, Tag und Nacht.

Und dann kommt dieser seltsam helle Morgen. Ein fast weißes Licht fällt durchs Fenster. Ich fühle mich wacher als sonst, ich habe richtig Lust auf das kalte Wasser, mit dem die Schwester mich wäscht, sogar Lust auf das Frühstück, das mir sonst nie schmeckt. Auf dem Tablett neben der Tasse liegt ein Brief. Ein violetter Umschlag und darauf die lustigen Schriftzüge meiner kleinen Kusine, die zu schreiben versucht, wie ihrer Meinung nach eine große Dame schreibt, mit ungeheuren Buchstaben, mit vielen Schleifen und Schnörkeln. Der Umschlag ist nur flüchtig zugeklebt, er öffnet sich fast von selbst, und heraus fällt ein Bild: Arabella! Da ist sie, da ist alles, was mir vorgeschwebt: das blonde Haar mit den schweren Flechten im Nacken, der pelzbesetzte Umhang und ein großer Muff! Ihre Augen sehen mich an, lächelnd, als wüßten sie alles. Und weiter unten auf den Falten des hellen Mantels in klaren harmonischen Buchstaben ihr Name und mein Name, und dazwischen steht „mit herzlichen Grüßen". Ich fühle, wie mir das Blut ins Gesicht steigt. Ist das noch immer ein Traum? Ich starre auf die Schrift, bis sie mir vor den Augen verschwimmt. Dann greife ich nach dem Briefbogen. Gewiß, ich habe der Schwester in dem Brief an meine Kusine diktiert, daß ich so viel an die Oper „Arabella" denken muß, die ich zuletzt gesehen – „Sehen Sie, Schwester, daß ‚Arabella' eine Oper ist?" –, und ob sie nicht ein Bild davon in ihrer Sammlung habe.

Aber diese Unterschrift auf der Photographie? Ich begreife es nicht.

„Lieber Großer", schreibt meine Kusine, „seit wann schwärmst Du so für die Oper? Vorgestern bin ich mit meiner Freundin in die Stadt gefahren und habe in der Musikalienhandlung ein Bild von Arabella gekauft. Abends waren wir im ‚Fidelio'. Es war himmlisch. 23 Vorhänge. Natürlich haben wir uns nachher mit den andern Leuten vor die Bühnentür gestellt, wo die Künstler herauskommen. Ich zog gleich das Bild heraus, weil ich dachte, mit einem Autogramm wird es Dir noch mehr Freude machen. Es dauerte sehr lange und war ziemlich kalt. Endlich kam sie heraus, sehr vornehm und sehr stolz, sie ging ganz schnell und winkte den Leuten ab, die Autogramme haben wollten. Ich stand ganz vorn neben ihrem Auto, und als sie schon den Fuß aufs Trittbrett setzte, hielt ich ihr das Bild hin und sagte: ‚Für meinen Vetter, der verwundet ist.' Da drehte sie sich um, sah mich schrecklich freundlich an und sagte: ‚Geben Sie her!' Und dann legte sie das Bild auf ihre Handtasche – ein Gedicht von einer Tasche – und fragte: ‚Wie heißt der Vetter?', und dann schrieb sie langsam und ausführlich drunter. Zum Schluß nickte sie mir noch einmal richtig lieb zu und fuhr davon. Alle Leute beneideten mich, und ich war furchtbar stolz. Also hoffentlich weißt Du das Bild gebührend zu würdigen."

„Gebührend zu würdigen" – „wie heißt der Vetter?" – „mit herzlichen Grüßen" –, sie lebt! Sie ist ein wirklicher Mensch! Und einmal werde ich gesund sein und sie sehen.

Der Arzt schüttelt den Kopf, wenn ich sage, daß ich aufstehn will. „Sie müssen Geduld haben. Es wird noch ein Jahr dauern, bis Sie wieder gehen können", antwortet er in einem Ton, als verberge sich noch Schlimmeres dahinter. Aber dann darf ich es doch versuchen. Ich darf zum erstenmal in dem Stuhl sitzen, der neben dem Bett steht. Wenn ich die Hand ausstrecke, kann ich das Fensterbrett erreichen. Draußen steht ein Baum. Es tropft von den schwarzen Ästen. Der Schnee schmilzt.

Jeden Tag geht es etwas besser. Zwei Schritte vom Bett zum Fenster. Sechs Schritte um das Bett herum zur Tür. Es tut weh, aber es ist wunderbar. Wieder ein paar Tage, und ich wage mich auf den Gang. Der Arzt ist für längere Zeit verreist, sein Assistent läßt mich gewähren. Ich taste mich langsam die Wand entlang, Schritt für Schritt, jeden Tag freier und länger. Dann beginne ich mit der Treppe. Sie führt in leichtem Schwung hinauf zum ersten Stock, einundzwanzig Stufen. Es ist sehr schwierig. Ich kann immer nur eine Stufe nehmen und das andere Bein nachziehen. Jeden Tag ein Stückchen höher. Dann kann ich auch das Geländer loslassen. Und endlich komme ich frei bis oben. Zum erstenmal. Die kleine Schwester tritt aus einer Tür mit einem Tablett, auf dem ein Glas steht. Es ist leer, aber immerhin . . . Ich greife danach. Sie ist so erstaunt, daß sie losläßt. Und nun gehe ich langsam in der Mitte die Treppe hinunter, das Tablett vor mich hinhaltend. Unten bleiben ein paar stehen und schauen herauf. Ich sehe gewiß lächerlich aus, aber sie lachen nicht. Und plötzlich ist der Arzt zwischen ihnen, in Hut und Mantel, von der Reise zurückgekehrt. Er blickt mir mit aufgerissenen Augen entgegen. Wie ich unten ankomme, faßt er nach meinem Arm. Das ist gut, denn nun zittern mir die Knie. „Mann", sagt er, „wie haben Sie das gemacht? Wo holen Sie das her? Sie werfen alle Medizin über den Haufen. Sie sind für mich die größte Überraschung des Lebens. Wahrhaftig, Mann, des Lebens!" –

Das Leben ist gut. Alles ist neu und wunderbar: die Wolken, die Bäume, die Wiese, ein Hund. Nur mit den Menschen ist es schwierig und ihre Art oft so schmerzhaft, als hätte ich durch die Krankheit eine noch dünnere Haut bekommen, die keine Berührung aushält. Auch dann die drei Wochen bei den Verwandten waren nicht einfach. Am besten verstand mich die kleine Kusine, oft voller Albernheiten und dann wieder von überraschendem Verständnis. Sie hat mir geholfen, drei Tage für mich zu retten. An der Bahn sagte sie auf einmal: „Aber in die Oper wirst du nicht hineinkommen, es ist immer ausverkauft!"

Das ist nicht möglich, denn auf allen Plakaten steht es: heute abend ist „Arabella"!

„Ich habe noch einen letzten Galerieplatz", sagt der Kassierer, „Sie müßten höchstens an der Abendkasse noch einmal versuchen." Oh, ich nehme den Platz für die Galerie auf alle Fälle mit: die Gewißheit, hineinzudürfen in die Oper, die für mich der Inbegriff alles Glückes ist.

Ich laufe durch viele Straßen, die von früher her so vertraut und doch verwandelt sind. Ich suche nach Blumen, die ich in die Oper schicken könnte. Es müßten Rosen sein. Überall Kopfschütteln, Bedauern. Ein kleiner alter Ladeninhaber schaut freundlich über die Brillengläser. „Es ist Herbst", sagt er bedauernd, „und es ist Krieg. Aber der Herr muß die Rosen haben, das sehe ich. Darum tue ich, was ich sonst nicht tue, und empfehle meinen alten Konkurrenten, der Rosen hat. Für bestimmte Lieferungen, ja, ja. Er wohnt freilich am andern Ende der Stadt."

Und so gehe ich noch einmal durch alle Straßen. Ich fühle keine Müdigkeit, ich bin gesund, ganz gesund! Und dann bekomme ich Rosen, soviel ich nur will. Ich muß sie selbst mitnehmen und bei der Oper abgeben. Ich tue es ja so gerne. Ich wollte wenigstens eine Stunde vor Anfang dort sein. Aber nun ist so viel Zeit vergangen, daß ich erst in letzter Minute an die Kasse komme. „Ich sollte noch einmal wegen eines guten Platzes fragen", sage ich schüchtern. Das strenge Gesicht des Kassierers erhellt sich zu einem verschmitzten Lächeln. „Erste Reihe", sagt er langsam. Zitternd lege ich das Geld hin, drücke den Galerieplatz von heute morgen einem verloren in der Ecke stehenden Kameraden in die Hand und eile zur Garderobe.

Und nun sitze ich in der ersten Reihe; dicht vor mir ist der Vorhang mit den leicht verblichenen, geheimnisvollen Farben. Bin ich schwindlig vor Glück, oder schwankt er wirklich leise hin und her? Dahinter ist nun alles, wovon ich geträumt, wonach ich mich gesehnt habe; wenige Augenblicke nur, und es wird dastehn, da vor mir! Herrliche Melodie, ich werde sie hören, gesungen vor mir. Jetzt geht das Licht aus, die Musik beginnt, der Vorhang öffnet sich. Ich bin nicht imstande, der mir bekannten Handlung zu folgen, den Sorgen der aufgeregten Mutter, den ergreifenden Ängsten der kleinen Schwester im Knabengewand, aber die Musik mit ihren wunderbar verschlungenen Linien ergreift mich und steigert noch die kaum mehr zu ertragende glückliche Erwartung. Nun geht die Tür auf, da ist sie: Arabella! Ach, alles ist noch viel schöner als im Traum. Habe ich jemals flüchtig gefürchtet, die Wirklichkeit könnte mich enttäuschen? Es war ja ein Traum, der aus dem wirklichen Erlebnis geboren war, und nun kehrt er wieder dahin zurück. Die Musik, das ganze Stück, ein Inbegriff von Leichtigkeit und Charme, von zartem Gefühl und tiefer Daseinsfreude, hier ist ein Mensch völlig eins mit ihm geworden. Ich sitze bewegungslos, auch in den Pausen, so als könnte alles verfliegen und doch

wieder nur ein Traum sein, wenn ich aufstünde. Und dann ist es da, das letzte Bild: der Mondschein im Stiegenhaus, der Schnee hinter dem hohen Fenster, und nun kommt sie die Treppe herab im Ballkleid mit leichten Schritten, ganz aufgelöst in den Rhythmus der Musik – das Glas Wasser in der Hand. Meine Arabella!

Ich weiß nicht, wie ich hinauskomme: Die Glieder sind steif wie damals, als ich vom Krankenlager aufstand. Vor dem Bühneneingang sammeln sich Menschen; hier war es also, wo meine Kusine das Autogramm für mich erbat. Die Schar der Verehrer drängt hinein in einen Gang oder Vorraum. Ich bleibe allein, an die kalte Hauswand gelehnt. Ein halber Mond wirft seinen Schein auf die Straße. Ich weiß nicht, wie lange ich so stehe. Auf einmal geht die Tür auf: da ist sie selbst in einem dunklen Pelz, meine Rosen im Arm. Ein seliger Augenblick! Dann steigt sie ins Auto. Das Schlußlicht des Wagens verschwindet in eine Seitengasse.

Ich habe tief und traumlos geschlafen. Aber ich erwache mit einem Gefühl entsetzlicher Leere, mit einem dumpfen Schmerz, den ich selbst nicht verstehe. Hat sich denn nicht alles erfüllt, was ich ersehnte? Was will ich noch? Zwei Tage habe ich noch vor mir und weiß nicht, was beginnen. Gegen Mittag wird die Unruhe unerträglich. Ich suche im Telephonbuch nach Bekannten, und wie von selbst schlage ich ihren Namen auf, ihre Nummer, ihre Adresse. Ja, das ist es: wenigstens das Haus sehen, in dem sie wohnt!

Draußen in den freien Villenstraßen wird mir leichter. Da ist ihr Haus, mit schön geschwungenem Dach, mit einem großen Garten, mit einem schmiedeeisernen Gitter, das den Durchblick freiläßt. Und neben der Klingel ein kleiner Papierstreifen mit ihrem Namen. Eine seltsame Gewalt geht davon aus. Wer mag ihn geschrieben haben, sie selbst, eine Sekretärin, eine Zofe? Verzaubert starre ich darauf. Ein Geräusch schreckt mich auf. Zwei Frauen im Garten fegen die gelben Blätter zusammen, eine Amsel fliegt auf. Ich reiße mich los. Wenn man mich sieht, mich fragt, was soll ich antworten?

Der Rückweg ist schwerer als der Hinweg. Ich liege die ganze Nacht wach. Immer sehe ich die Klingel vor mir und das Schildchen mit dem Namen. Wie leben wir denn, wir Menschen? Eingepreßt in die Bande des Üblichen, des Herkommens und unserer eigenen Angst, sie zu zerreißen! Fremd gehn wir aneinander vorbei, verschließen uns und wagen nicht, unserm Gefühl zu folgen. Noch ein Tag bleibt mir. Am Abend fährt mein Zug. Ich weiß nicht, ob ich jemals wiederkehre. Gibt es nicht Länder, wo der fremde Wanderer noch an jeder Türe gastlich aufgenommen wird? Man reicht ihm Brot und Wein und bittet ihn zu verweilen. Ich will es tun, ich will auf die kleine Klingel drücken und nach ihr fragen. Einmal mit ihr sprechen, ihr danken für alles, was sie für mich getan hat. Muß es sie nicht freuen? Nun ist mir ganz leicht. Ich werde ihr Zimmer sehen, den Blick aus ihrem Fenster. Schon jetzt macht es mich glücklich. In einem Blumenladen finde ich zwei Orchideen von blassem Violett mit dunklem Rand. „Die einzigen in diesem Monat“, sagt die Verkäuferin.

Und dann bin ich wieder vor dem Haus. Der Name steht noch da. Mein Herz schlägt. Ich drücke auf die Klingel. Das Gittertor gibt nach, leicht, wie von selbst. Ich gehe durch den Garten, ein Mädchen tritt aus der Türe. „Ich möchte Frau Kammersängerin sprechen“, sage ich. Es ist alles ganz einfach. Sie schweigt und blickt auf mich herab von der Höhe der Stufen, über denen sie steht. Ich wiederhole meine Bitte. „Die gnädige Frau ist ins Symphoniekonzert gefahren“, sagt sie. Sonst nichts, ich gebe ihr die Blumen und wende mich um. Das Gittertor schlägt zu mit einem knackenden Geräusch.

Ich weiß nicht, wie ich ins Konzert gekommen bin. An der Kasse ist es ganz ähnlich wie gestern, nur ich bin nicht mehr derselbe. Eine junge Frau verkauft hier die Plätze. „Eine Karte ist zurückgegeben worden, vierte Reihe, wenn Sie die wollen?“ Ich nehme sie dankbar und finde mich wieder in dem festlich erleuchteten Saal. Ich blicke mich um. Ist es nicht hoffnungslos? Werde ich sie finden unter Hunderten von fremden Menschen? Ich habe sie ja nie außerhalb der Bühne gesehen, – das flüchtige nächtliche Bild gestern, das wie ein Hauch verging, zählt kaum. Ich bin allein, ich kann niemand fragen. Lauter fremde Gesichter! Nein! Da schräg vor mir, das Gesicht, das sich im Gespräch mit einem jungen Mädchen nach rückwärts wendet – diese Augen gibt es nur einmal. So nah! Ich bin erschrocken und schaue wie ein ertappter Sünder weg, da sehe ich noch auf dem schwarzen Samt ihres Kleides die eine meiner Orchideen! Alles verwirrt sich. War sie doch zu Hause? Hatte das Mädchen Weisung, ungebetene Gäste abzuweisen? Auf einmal ist die Musik da – g-moll Symphonie von Mozart. Ich schaue wieder hinüber, sehe eine Welle des leichten blonden Haares, darunter die unvergleichliche Linie von der Schläfe zum Kinn, sehe am Neigen des Kopfes, wie die Musik sie durchströmt und glücklich macht wie mich selbst. Ich werde ganz still. Nichts schmerzt mehr. Ich begehre nichts als ewig so zu fühlen, daß all diese Schönheit auf der Welt ist, um unser Herz zu lösen. Es ist alles gut, wie es ist. Mein Gang war Torheit, Torheit, bei ihr eindringen zu wollen als ein Fremder. Die Grenzen, die Gitter, die Türen müssen sein, um sie zu schützen. Nichts Gewaltsames kann die ewigen Gesetze durchbrechen. Wohin der Weg weiterführt, ich weiß es nicht. Ich will es auch nicht wissen, ich will warten in Demut und still sein, ganz still.

Wie der Zauber sich löst und die Pause beginnt, fällt mir ein, daß ich fort muß. In einer Stunde fährt mein Zug ab. Ich gehe langsam durch den Gang zwischen Podium und Parkett. An der Ecke steht sie im Gespräch mit einer Dame. Sie winkt jemand zu, dabei fällt ihr Programm zu Boden. Ich hebe es auf und sehe einen Augenblick in ihre Augen. „Danke sehr“, sagt sie und lächelt. Ich verbeuge mich und gehe.

Der Zug fährt aus der Halle. Durchs offene Fenster weht die Nachtluft. Am Himmel steht der Mond, ein wenig schief und blaß. Ich ziehe aus meiner Tasche ein kleines Gedicht. Niemand soll es bei mir finden, und ich selbst werde nichts vergessen:

> Wenn die Luft so still und dunkel ist
> und ich kann nicht wissen, wo du bist,
> wird mir über alle Maßen bang.
> Darf ich niemals mehr von dir erfahren,
> einmal nur in soviel fremden Jahren
> eine halbe Stunde lang?
>
> Immer werde ich dein Bild bewahren,
> dieses Lächeln deiner blauen klaren
> Augen und den schwebend leichten Gang.
> Darf ich auch nicht mehr von dir erfahren,
> bleibt mir doch der Glanz von deinen Haaren
> und im Ohr ein ewig süßer Klang.

Die Papierfetzen fliegen mit dem Luftzug davon. Der Mond verschwindet hinter dem Wald.

ERINNERUNG AN ADOLF OBERLÄNDER

VON DR. GEORG ROLLENHAGEN

Mit fünf Zeichnungen des Künstlers

Vor einer Weile, am 29. Mai 1943, waren zwanzig Jahre verflossen, seit man Adolf Oberländer, den großen Zeichner und tüchtigen Maler, in München zu Grabe getragen hat, in einer wirren und unglücklichen Zeit, der der Sinn für Humor abhanden gekommen war und die das Lachen nur noch als Grimasse kannte. Der allzeit einsame und stille Mann erregte auch im Tode kein besonderes Aufsehen. Nur etwa ein Dutzend Menschen hatte sich als Trauergefolge eingefunden. Es schien, als wenn Oberländers Zeit lange und endgültig vorüber sei. Schon vor drei Jahren war er zum letztenmal in den „Fliegenden Blättern" erschienen, an denen er seit 1863 mitgearbeitet hatte. Einem nachdenklichen und klugen Manne wie ihm konnte nicht verborgen bleiben, wie sehr sich die Welt gewandelt hatte, und daß eigentlich von der nichts mehr übrig war, in der er mit seinem Leben und mit seiner Kunst wurzelte. Es war das Bürgertum des 19. Jahrhunderts.

Wir sprechen im allgemeinen nicht sehr gut von diesem Bürgertum. Wir werfen ihm vor, daß es in der oft gierigen Freude am Verdienen und am Genießen sich um die wirklich wichtigen Dinge der Kultur und namentlich des Staates nicht gekümmert habe. Wir beschuldigen es, allen Warnungen zum Trotz die immer drohender sich entwickelnde soziale Frage leichtsinnig oder hartherzig beiseite geschoben zu haben. Und wir glauben, daß die dreißigjährige Krise, in der wir jetzt stehen, zu einem guten Teil auf das Konto derer kommt, die vor uns behaglich, aber unter keinen Umständen gefährlich leben wollten. Wer die Geschichte so



In der Gemäldeausstellung:

1. Kritiker: Exorbitante Wahrheit! – Was meinen Sie, lieber Knollmeier?

2. Kritiker: Ein Triumph der naturalistischen Technik! Rein zum Greifen! – Was stellt's denn eigentlich vor?



Im Examen

ansieht, mag wohl recht haben und möge sich dennoch vor Ungerechtigkeit hüten. Dieses vielgescholtene Bürgertum des 19. Jahrhunderts hat sehr viel gedacht und getan, wovon wir heute noch zehren, und wenn wir es schärfer kritisieren, als es sich selber zu beurteilen imstande war – es hatte so viel innere Überlegenheit, sich selbst zu verlachen. Und in keinen Spiegel hat es heiterer geblickt als in den, den ihm Oberländer zwei Menschenalter hindurch vorgehalten hat.

„Man sollt' net glauben, daß man so lang arbeiten kann", hat er gesagt, als er auf fünf Jahrzehnte künstlerischen Wirkens zurückschaute, gleich jedem fleißig Schaffenden verwundert, wie schnell die Zeit verstrichen war. Aus einem guten Bürgerhause war er hervorgegangen. In Regensburg 1845 geboren, kam er früh nach München, wohin sein Vater als Lehrer für Orgelspiel ans Konservatorium berufen wurde. Der junge Oberländer zeigte sich musikalisch wohlbegabt und hat die väterliche Kunst bis ins Alter gern geübt. Aber man war im Elternhause nicht dafür, den Sohn Musiker werden zu lassen. Man hatte etwas Solides, Bürgerliches für ihn im Sinn. Er sollte Kaufmann werden. Jedoch schon sehr früh stellte sich heraus, daß Adolf Oberländer dazu nicht taugte. Sein bildnerisches Talent war unübersehbar, und so ließ man den Sechzehnjährigen in Gottes Namen die Münchner Akademie besuchen, die damals den Ehrenplatz unter ihresgleichen in Deutschland beanspruchen durfte. Sein erster Lehrer war Hermann Anschütz, der den Spuren des großen Cornelius folgte und von dem man heute nur noch seine schön gelegten Draperien rühmt. Er hatte die sogenannte Naturklasse unter sich, in der ausschließlich nach dem lebenden Modell gearbeitet wurde, das heißt in der Art, die Oberländer nie wieder aufzugeben sich versucht fand. Bald wurde er von dem bewunderten Piloty in die Zahl seiner vielen Schüler eingereiht und bemühte sich, nach dem Muster des Meisters in den Geist der Historie einzudringen. Es gelang ihm nur mangelhaft, aber er hat bei Piloty Komponieren gelernt, eine Kunst, die ihn als Zeichner immer zunächst beschäftigte, denn er begann keines seiner großen Blätter, ohne vorher genauestens bedacht und festgelegt zu haben, wie sich die einzelnen Figuren zu Gruppen zusammenschlossen und diese wiederum sich in das Ganze fügten. Sein Fleiß wurde belohnt. Für ein biblisches Bild, das er glücklich komponiert hatte, gewann er einen Preis. Nun hielt ihn Piloty für reif, einen kühnen Wurf zu wagen. Er ermunterte ihn, einen Hexenprozeß zu malen, einen Stoff, der des Meisters selber würdig gewesen wäre, denn nichts liebte er mehr als historische Malheurs. Oberländer wurde mit dem Bilde nicht fertig, und Piloty erlahmte bald in seinem Eifer, zu bessern und zu raten. Er sah, daß das Talent des Schülers nach andern Zielen strebte, und er war wie gewöhnlich auch hier weitherzig genug, nicht die unbedingte Treue des Gefolgsmannes zu fordern. Mochte jeder der jungen Leute dem Stern folgen, der ihm aufgegangen war. Der Akademie und insbesondere ihrem Direktor kam nur zu, das Handwerk zu lehren und den Sinn für Gewissenhaftigkeit bis ins kleinste zu wecken. Wenn der junge Oberländer an einem Hexenprozeß keinen Spaß hatte, so war das seine Sache, er brauchte das Bild nicht zu vollenden. Aber da hatte Piloty auf einem eigenen Gemälde ganz im Vordergrund einen leeren Raum. Er wunderte sich nicht darüber. Das kam öfter vor. Und es gab ein probates Mittel, diesen Raum zu füllen. Man malte ein messingbeschlagenes Kästchen dorthin. Es paßte immer, und man konnte es meisterlich malen. Für dieses Kästchen zog Piloty Oberländer heran, und auf mehreren Bildern des Lehrers stammt es von ihm.

Aber man kann nicht davon leben, daß man in fremde Gemälde messingbeschlagene Kästchen setzt; es heißt auch wirtschaftlich voranzukommen, zumal wenn man nach dem Tode des Vaters die Angehörigen unterstützen muß und will. Oberländer verließ die Akademie und begann, Bilder zu malen, keine weltgeschichtlichen Ereignisse in monumentalem Ausmaß, vielmehr solche aus dem Alltag mit seinen heiteren und ernsten Zufälligkeiten, Genrebilder, wie sie die bürgerliche Gesellschaft lange fast ausschließlich liebte. Freilich erfüllten sich Oberländers Hoffnungen nicht. Seine Gemälde fielen auf den Ausstellungen nicht auf, sei es, daß sie schlecht hingen oder sich zu schlicht gaben. Er war sehr traurig über diesen Mißerfolg, der ihm zum Segen wurde. Denn die Not, die er mit Farbe und Pinsel nicht hatte wenden können, drückte ihm Stift und Feder in die Hand. Er versuchte sich als



Hagenbeck kommt!

Illustrator und kam gleich an die Verleger, die für sein gesamtes Schaffen bedeutend wurden, an die Herren Braun und Schneider. Sie gaben einen „Jugendfreund" heraus für den Oberländer zunächst tätig war. Dann gelang es ihm, und zwar im Herbst 1863, am 50. Jahrestage der Leipziger Schlacht, die erste Zeichnung in den weltberühmten „Fliegenden Blättern" unterzubringen. Es war für ihn ein Sieg, den er mit einer Maß auf einem Keller feierte. Aber man irrte, wollte man meinen, daß er sich und seinen Stil schon mit diesem ersten für die heitere Zeitschrift bestimmten Blatt gefunden hätte. Es weist durchaus auf den Meister Piloty hin, un d es dauerte noch eine Weile, bis sich Oberländer neben die großen Anerkannten der „Fliegenden", neben Schwind und Spitzweg, neben Wilhelm Dietz und Wilhelm Busch als ein Eigener stellen durfte. Ihnen gesellte er sich auch als Autor an den Münchner Bilderbogen, für die er seit 1869 arbeitete.

Wie jedem Künstler kam es auch Oberländer sehr darauf an, daß seine Zeichnungen gut und treu wiedergegeben wurden, und er natte seinen Ärger mit den Holzschneidern, die die Druckstöcke herstellten, denn erst seit der Mitte der siebziger Jahre begann man, sich der Hilfe der Photographie für die Reproduktion zu bedienen. Gleich seinem großen Kollegen Menzel stöhnt Oberländer über die braven und oft so gefühllosen Handwerker, auf deren Hilfe er doch angewiesen war. Er hatte jeden Strich, selbst den geringfügig und gleichgültig scheinenden, mit Bedacht gesetzt und mußte, wie oft, erleben, daß der Holzschneider ihn weggelassen hatte. Und die Beschwerde des Künstlers lief nach Oberländers Schilderung gewöhnlich so ab: „Wenn die Hälfte fehlte, so konnte man ihm nichts mehr nachweisen; er konnte einem seelenruhig antworten: Ja, da war halt nichts da." Als man dazu überging, die Wiedergaben rein mechanisch herzustellen, wie es heute auch in diesen Heften geschieht, war das für die Bewertung der Oberländischen Zeichnungen wichtig. Erst jetzt konnte man beurteilen und bewundern, wie fest und wie zart er seine Feder führte, wie über-

reich er auch an künstlerischen Einfällen war, wie er das Blatt bis in die letzten Winkel mit Leben erfüllte. Hier gab es keinen leeren Raum, der für ein messingbeschlagenes Kästchen gut war.

Man hat sich auch bei Oberländer gefragt, ob er etwa fremde Einfälle illustrierte, wie sie ihm der Witzblattredakteur vorlegte, oder ob er aus Eigenem schöpfte. Er hat sich manches dienen lassen, aber vornehmlich waren seine Augen und sein Herz seine treuesten und fruchtbarsten Mitarbeiter, und mit Erfolg strebte er danach, seine Zeichnungen so klar, so überzeugend und so lustig zu halten, daß man den mehr oder weniger witzigen Text, der sie veranlaßt hatte oder der dazu geschrieben wurde, entbehren konnte. Wenn man bedenkt, daß Oberländer fast durch sechzig Jahre fleißig an den wöchentlich erscheinenden „Fliegenden Blättern" mitarbeitete und nicht nur an ihnen, sondern gelegentlich kehrte er auch in andern Zeitschriften, z. B. im „Daheim", ein, so ergibt sich eine unzählige Fülle von Zeichnungen, die selbst in den Alben, die Braun & Schneider dem Meister widmeten, bei weitem nicht sämtlich zu bergen waren. Was so allwöchentlich zur Freude von Millionen ans Licht trat, war die Frucht unausgesetzter Mühe. Gleich Menzel war Oberländer niemals müßig. Was er sah, mußte er zeichnen. Er brauchte kein Modell, denn alles wurde ihm dazu. Sogar wenn er im Wirtshaus saß, und die Menschen um ihn lärmten, und die Kellnerinnen mit ihren Maßkrügen, die Radiweiber mit Rettichen und Bretzeln sich zwischen den Stühlen hindurchdrängten, saß er und zeichnete ganz heimlich unter dem Tisch. Was er so erbeutete, wurde daheim peinlich genau in Mappen geordnet. Menschen und Rindvieh, Hühner und Gänse, Hunde und Frösche, Affen und Elefanten – eine jegliche Gattung hatte ihr Fach, und daß er auch Tierschauen eifrig studierend besuchte, zeigt eins der hier abgebildeten Blätter, auf dem sich der Urwald vor Hagenbeck zu retten sucht. So hatte der große Künstler seine Modelle bei der Hand wie der Puppentheaterdirektor seine Figuren, und konnte sie auf der kleinen Bühne spielen lassen, die auch ihm und manchem seiner verständnisvollen Bewunderer eine Welt bedeutet hat. Was er zeichnete, sah alles sehr leicht und lustig aus, zumal in der genialen Vereinfachung des kleinen Moritz. Aber es sah nur so aus. „Das dümmste Zeug", sagte er einmal, „will durchdacht sein. Man glaubt oft gar nicht, wie man sich dabei abquälen muß." Oft währte es Wochen, bevor ihm ein heiterer Einfall zum Bilde wurde.

Einer der bedeutendsten Männer, die je von Kunst geschrieben haben, Friedrich Theodor Vischer, der in seinem humoristischen Roman „Auch Einer" bewiesen hat, daß er den Doppelsinn des Lebens erkannte, hat Oberländer charakterisiert. Er nennt ihn naiv, „wenn man dabei nur gewiß das Salz nicht ausgeschlossen denkt, denn dieser stille Mann ist ein Schalk, und das ist ja wohl gar vereinbar: ein stiller Mann, der sich mit Liebe ins Naive ver-



Der praktische Münchner

senkt, weil er selbst in seinem Wesen ihm nicht entfremdet ist, und derselbe Mann doch ein scharf blickender Zuschauer, dem das Naive sich aufspielen muß." Der wackere Schwabe hat auch erkannt, mit welch behaglichem Spott der Bayer die bürgerlichen Philister trifft, die sein Welttheater bevölkern. Er tut ihnen nicht ernstlich weh, und sie nehmen ihm nichts krumm. Sie werden sich vor seinen Blättern der eigenen Beschränktheit kaum bewußt. „Es ist seinen Leuten wohl in ihrer Sinnlichkeit, Dummheit oder Dummlichkeit, ihrem Rausch, ihrer holden Roheit und Rauflust, in ihrer Ungeschicklichkeit, in Irrtum jeder Art, Gewohnheitsdusel, Zerstreutheit, Feigheit, Wohlweisheit, kurz in der süßen Trunkenheit der Seele, dieser Dämmerung, woraus sich am Ende jedes Menschenkind ungern und keines je ganz vertreiben läßt." Oberländer dachte nicht wie Hebbels Gyges an den Schlaf der Welt zu rühren. Er sah und ließ sie, wie sie war, und lächelte über sie.

Oberländer war ein Weiser, obwohl er sich mit philosophischen Büchern nicht abgegeben hat. Mit seinen runden, braunen Augen, die klug und ein wenig scheu blickten, betrachtete er die närrische Welt, die Kritiker, die Kunstwerke beurteilten, obwohl sie nicht erkannten, was sie darstellten, fühlte die schweißüberströmte Not des bebrillten Kandidaten vor Examinatoren, die im Grunde auch nichts wußten, freute sich an dem Behagen neugieriger Bierspießer, die auf ihren Maßkrügen standen, um das Rennen auf der Wies'n beim Oktoberfest zu sehen. Es ging wunderlich zu auf der Welt, und wenn man es zeichnen wollte, mußte man sich in gehörigem Abstand halten. Wie die meisten Humoristen war Oberländer kein Gesellschaftsmensch. Er liebte die Stille und Zurückgezogenheit und war von freundlicher Schweigsamkeit. Tiere und Kinder waren seine Lieblinge. Glücklich verheiratet mit einer Blumenmalerin, Vater von Kindern, die immer einige Fremdheit vor ihm spürten, hatte er nicht das Bedürfnis nach Freundschaft. Gern reiste er in die bayrischen Berge, doch ließ er auch in der Sommerfrische die Wirtsleute und Nachbarn kaum merken, daß er ihre Art nicht bloß in seinen Skizzenbüchern notierte, sondern daß er sie mit all ihren Torheiten und Schwächen gern hatte. Im Alter kehrte er zu seiner alten Liebe, zur Malerei, zurück. Man nahm den berühmten Herrn Professor freundlicher auf als einst den unbekannten Anfänger. Seine Bilder hingen in den Ausstellungen der Sezession, deren stürmische Jugend sich eine Ehre daraus machte, Oberländer wenigstens listenmäßig zu den ihren zu zählen. In Wahrheit hatte er kaum etwas mit ihr und ihren Bestrebungen zu schaffen, als das eine, daß er ein echter Künstler war.

In seinen letzten Jahren traf ihn das Geschick, daß seine Augen nachließen. Vielleicht trug er das leichter, als wir denken, indem er mit den Augen einer unendlich reichen Erinnerung besser als mit den durch scharfe Gläser bewaffneten wirklichen sah. Er hatte das Leben aus einer stillen Ecke betrachtet. Es war lustig gewesen, und wenn ein dummer Junge in eine Zitrone biß, so daß ernsthaften Männern das Wasser im Munde zusammenlief und das schöne Musikstück, das sie gerade exekutierten, ins Wanken geriet, am Ende kamen Horn und Helikon, Posaune und Tuba, Fagott und Klarinette doch wieder zusammen, und die Ouvertüre zu „Dichter und Bauer" wurde glücklich beendet.



Der Biß in die Zitrone. Aus dem „Schreibheft des kleinen Moritz"
Alle Bilder mit Genehmigung des Verlages Braun & Schneider, München

Geburtstagsgrüße für Dr. Paul Weiglin

Mit allen Blumen, die jetzt am 26. September noch blühen, und die anderen denken wir uns dazu, vor allem Männertreu und Vergißmeinnicht, trete ich vor Dich hin und spreche: Hab' Dank dafür, daß Du da bist, und bleibe so, wie Du bist!

Das sage ich im Namen vieler Freunde, die Dich oder Deine Bücher kennen, und vor allem für diejenigen, denen Du nach tätigem Tag Freude und Anregung als Herausgeber dieser Monatshefte schenkst, denen Du nun bald zwanzig Jahre mit Deinem großen Wissen in Bescheidenheit dienst.

Du bist ein echter Schüler Erich Schmidts, ein deutlicher Landsmann Fritz Reuters, der Sohn eines vortrefflichen Konzertmeisters, der Dir, in allem wohl aufgeräumter Kopf, innig beglückende Musik ins Blut vererbte. Du bist Herr über Glück und Unglück geworden, die uns der gewaltige und listenreiche Lebenstrieb bereitet; davon rührt die Meisterschaft Deiner Sprache her, die ihren Glanz von der Wahrheit empfängt.

Du bist ein gütiger Mensch. Menschen Deiner Art verhindern, daß unser unvollkommenes Dasein zusammenbricht.

Aus reinem Egoismus, weil wir das Gute siegen und allmählich die Welt erobern sehen wollen, wünschen wir, daß Du als nunmehr Sechzigjähriger gesund und unser Freund bleibst, damit wir Dich immer weiter lieben und Dir immer wieder in Treue dankbar sein können, Du selten gescheiter Herzensmensch!

In Freundschaft

Dein Walter von Molo

TANGENTE

NOVELLE VON PETER WELLER

War es Zufall, daß ich erst nach über dreißig Jahren wieder in die Stadt kam, wo ich als Junge auf die Schule gegangen war? Ich hatte es immer als Strafversetzung empfunden – und so war es auch sicher von meinen Eltern gedacht, als sie mich aus der heiteren, eleganten und lebenslustigen Stadt Westdeutschlands in dieses enge Städtchen auf die Schule schickten. Sicher, ich war ein Schlingel, und meine Eltern waren wohl mit Recht entsetzt, als sie merkten, daß ich keineswegs mit Gleichaltrigen, sondern mit jungen Offizieren, flotten Kaufleuten und deren weiblichem Anhang mich herumtrieb. Dabei war es weiß Gott viel harmloser, als es sich die guten Eltern gedacht haben mögen, aber ihre Ratlosigkeit war doch so groß, daß sie mich eben in dieses Nest steckten und zu einem Lehrer in Pension gaben, der den schrecklichen Ruf genoß, ein fürchterlich strenger Mann zu sein.

Die berüchtigte Strenge dieses Mannes, der im Grunde ein Kleinstädter und gemütlicher alter Herr war, schmolz in wenigen Wochen unter meiner spitzbübischen Lebenskunst in nichts zusammen, und nach zwei Monaten war es schon so weit, daß er und seine ganze Familie mich offen bei Tisch als das arme Opfer eines tyrannischen Vaters besprachen und behandelten und die ganze Familie nach der Pfeife von mir Lausbuben tanzte.

Nichts hätte mich nun hindern können, mich wieder bis über den Hals in kindische Dummheiten einzulassen. Aber was diese kleine Stadt mir an Möglichkeiten bot, verachtete ich zutiefst. In meiner Erinnerung wurden die Freunde in jener großen Stadt, von denen ich so grausam getrennt worden war, immer interessanter, vornehmer und weltmännischer; daran gemessen, erschienen die Vergnügungen dieser Kleinstadt sehr jämmerlich. Was sollten mir heimliche Trinkgelage in der Hinterstube eines gutmütigen Kneipenwirts, mir, der ich Sommerabende im Park des Herrn von Beskow erlebt hatte, bei denen eine bekannte Sängerin sang, und wo sich elegante Frauen von mir Lauser den Hof machen ließen?

So ging es mir mit allem, und ich war auf dem Punkt angekommen, ein kleiner Sonderling und Griesgram zu werden, wühlte mich in eine Literatur ein, die ich noch nicht verstand, und war zur Verzweiflung meiner Lehrersfamilie nicht aus meinem Zimmer herauszulocken, in dem ich mich trotzig vergrub.

Das Leben in der neuen Schule war auch nicht dazu angetan, mich mit meiner Lage auszusöhnen. Es war die Atmosphäre, die man zur Zeit vor dem Weltkrieg auf vielen Kleinstadtschulen finden konnte: die Lehrer bei allem Wissen und Können, das sie sicher hatten, meist von tyrannischer Gemütsart, die Schüler selber, die noch nicht den Ausgleich des Sportes hatten, wie man ihn heute kennt, kleine Duckmäuser, deren Ehrgeiz es war, so auszusehen, daß man sie vielleicht für Studenten halten konnte. So äfften sie die Studenten nach, so gut es ging, trugen Stehkragen bis über die Ohren, scharwenzten nachmittags zwischen fünf und sieben in ihren bunten Kappen auf der Hauptstraße des Ortes herum und flirteten mit törichten kleinen Mädchen – damals nannte man es poussieren.

Trotzdem fand ich einen kleinen Freund. Die Freundschaft kam allerdings nur durch den zufällig gemeinsamen Schulweg zustande. Meine Lehrersleute wohnten am Stadtrand in einem drollig verbauten Häuschen inmitten eines großen, mit äußerstem Fleiß gepflegten Nutzgartens. Daneben grenzte ein mit hoher Mauer von der Außenwelt abgeschlossener, düsterer Park an, der sanft bergan ging und in dessen Mitte ich von meinem Zimmer aus das Haus des Besitzers sehen konnte. Es war ein in klassizistischem Stil gebautes, sehr kühles, weißes Gebäude, mit niedriger Front und hohen Fenstern, mit einer großen, sehr strengen Terrasse, auf der ich zur Teezeit meinen kleinen Schulkameraden inmitten seiner Familie sitzen sah. Das Ganze erinnerte mich ein wenig an meine verflossene Zeit und stach auch wirklich sehr stark ab von allem, was ich sonst in der kleinen Stadt gesehen hatte.

Der Kleine mochte seiner Familie von mir erzählt haben, denn eines Tages überbrachte er mir eine

Einladung, bei ihnen Tee zu trinken. Diese Einladung verdankte ich höchstwahrscheinlich nur der Besorgnis seiner Eltern, die sich eine Freundschaft anspinnen sahen zwischen ihrem einzigen Jungen und einem ihnen unbekannten Fremden, der ihnen mit Recht verdächtig erscheinen mußte. Ich hatte es teils durch Faulheit, teils durch Krankheit fertiggebracht, fast drei Jahre älter zu sein als meine Klassenkameraden, und da ich mich äußerlich auch sehr unterschied von dem, was man von einem Jungen richtig fand in dieser Kleinstadt – ohne Kappe mit offenem Hemdkragen, Sporthosen und nackten Beinen –, so wollte man sich sicher das kleine Ungeheuer mal von der Nähe betrachten, um gegebenenfalls gegen diese Freundschaft energisch anzukämpfen.

Ich erschien um fünf, und mein Vorhaben, mit blendender Sicherheit aufzutreten, schmolz in nichts dahin angesichts der Menschen, die ich da kennenlernte: Herr Dorneck, der in dem Städtchen als reicher Fabrikant großes Ansehen genoß, war ein riesengroßer, sehr stiller Mann, vor dessen durchdringend klugem Blick meine kleinen Affereien zunichte wurden und dessen überlegen sichere Art mich in die größte Verwirrung brachte. Seine Gattin, die ich noch nie aus der Nähe gesehen hatte, denn die Familie lebte völlig zurückgezogen und war fast nie außerhalb ihres Besitzes zu sehen, war vom ersten Augenblick an der Gegenstand meiner stillen Anbetung. Wie eine Heilige kam sie mir vor, wie sie dasaß in einem langen, fließenden, silbergrauen Gewand, die schönen, schmalen Hände fast unbewegt im Schoß übereinandergelegt. So still sie auch dasaß und sowenig sie zur Unterhaltung beitrug, spürte ich doch, daß von dieser in sich so geschlossen sitzenden Gestalt eine Kraft ausströmte, die die Unterhaltung mehr beeinflußte, als noch so lautes Reden es vermocht hätte. Ihr Lächeln und ihre wunderbare Art, mir zuzuhören, mich Buben von Anfang an wie einen jungen Herrn zu behandeln und auf alles, was ich sagte, tiefernst zu reagieren, schloß ihr mein Herz für immer auf.

Es blieb nicht bei diesem einen Teebesuch, denn sicher hatte das Ehepaar nach kürzester Frist heraus, daß ich gar kein verdorbener Bursche war, sondern ein hilfloser, großer dummer Junge, der nichts mit sich anzufangen wußte. In der rührendsten Weise zogen mich nun diese Menschen in ihr Haus, und es verging fast kein Tag, an dem ich nicht bei ihnen war. Als der Winter kam, wurde es zur festen Regel, daß ich zur Teemahlzeit bei ihnen erschien und bis zum Abendessen blieb, und hundertmal mag es geschehen sein, daß sie mich auch zu dieser Mahlzeit dabehielten und wir noch bis Mitternacht zusammensaßen. Welch eine merkwürdige Familie war es doch! In all den Jahren sah ich fast nie Fremde bei ihnen, immer waren sie zu Hause, und trotz der langjährigen Bekanntschaft kam es nie zu einer wirklichen Vertrautheit. Stets blieb die Schranke eines gewissen Zeremoniells aufrechterhalten, ohne daß ich je das Gefühl gehabt hätte, man möge mich nicht sehr gern. Außer meinem Freund waren noch zwei kleine Mädchen im Haus, die sehr winzig und äußerst wohlerzogen waren und die sich zu mir, dem Buben, nicht anders als zu einem fremden Erwachsenen benahmen: mit Knicks bei der Begrüßung und äußerst artigen Antworten, wenn ich sie etwas fragte. Eigentlich kann ich mich nicht erinnern, sie je lärmend umherrennen gesehen zu haben – sie waren wie die Eltern, von derselben stillen, feierlichen Art.

Ich spürte in dieser Familie etwas ganz Neues. Hier ließ sich niemand gehen, hier wurde nicht von den kleinen Nöten und Sorgen des Alltags geredet, und nie hörte ich von dem Hausherrn ein Wort über seine Arbeit als Leiter eines großen Unternehmens, sowenig wie ich je zu der Zeit, in der ich dort war, die Frau des Hauses bei einer sogenannten nützlichen Beschäftigung gesehen hätte.

Auch der Junge, der in der Klasse weitaus der beste Schüler war, hatte die Art seiner Eltern; es war sicher eine merkwürdige Knabenfreundschaft! Da wurden keine Dummheiten begangen, keine Streiche ausgeheckt, sogar das übliche Lästern über die Lehrer und Klassenkameraden war auf ein Minimum beschränkt. Das Zeremoniell des Hauses wirkte sich auf uns beide aus, selbst wenn wir im Schulhof in der Pause zusammen spazieren gingen.

Was mir so dem Anschein nach an menschlicher Wärme dort vorenthalten wurde, wurde tausendmal wettgemacht durch das, was mir auf anderen Gebieten diese Familie bot. Kaum war der Tee getrunken, wurden aus der Bibliothek des Hausherrn Bilderwerke geholt, die man zusammen betrachtete, oder es wurden alte und neue Dichter gelesen, die der Hausherr selbst vorlas. Der große, kühle Gartensaal, in dem wir zu sitzen pflegten, verschwamm im Dunkeln gegen die hohen Fenster, die ohne Gardinen in den nachtschwarzen Park hinausgingen – und das einzige Licht der Stehlampe fiel voll auf den Sessel der Hausfrau und gerade eben noch auf das Buch, aus dem Herr Dorneck vorlas. Ich glaube, daß wir nie unsere Plätze wechselten, es sei denn, daß Frau Dorneck sich an den Flügel setzte. Meist war es vor den winterlichen Ereignissen, den drei bis vier großen Konzerten des Universitätsstädtchens, und was wie eine Vorbereitung für das Konzert für uns Kinder aussah, wurde eine Einführung in die Welt der Musik schlechthin.

In diesem Hause war wirklich allen Musen ein Altar errichtet, und ohne, daß ich es merkte, wurden mir von diesen seltsamen Menschen die Augen geöffnet für alles, was es Schönes und Großes im Leben gibt, und ebenso unmerklich wurde mir der Geschmack genommen an allem, was sonst jungen Burschen so überwichtig erscheint.

Als ich dann nach etwas über zwei Jahren die kleine Stadt verließ, kannte ich sie fast sowenig wie zu der Zeit, da ich gekommen war. Das strenge, ernste Haus im düsteren Park und seine so seltsam nach innen lebenden Menschen waren das einzige, was ich dort wirklich kennengelernt hatte – aber hatte ich sie wirklich kennengelernt? Danach habe ich mich oft später etwas verwundert gefragt!

So gemessen, wie unser Verkehr gewesen war, so war auch der Abschied. Ich brachte den letzten Tag meines Dortseins Frau Dorneck einen Strauß kühler, weißer Rosen mit, für die ich mein ganzes Taschengeld geopfert hatte, und ich vergesse nie ihren fragend erstaunten Blick, mit dem sie diese ungewohnte Gabe in Empfang nahm. Meine Abreise, die ich so wichtig fand, schien ihr eine völlig bedeutungslose Angelegenheit, ja, sie schien sogar vergessen zu haben, daß der langjährige Hausgenosse zum letztenmal sich zur Teestunde eingefunden hatte. Unser Abschied gegen Abend war im Grunde wie immer. Die Mädchen knicksten, mein kleiner Freund schüttelte mir etwas verlegen lächelnd die Hand, und es war sicherlich sehr viel, daß plötzlich der Hausherr erklärte, sie wollten mich alle durch den Park bis zum Tor begleiten. Ich wurde auch nicht aufgefordert zu schreiben, und ich tat es auch nicht, denn nun begann für mich ein neues Leben. Die stille, etwas unwirkliche Art des Aufenthaltes in dieser Stadt wurde abgelöst von einem Leben voller Eseleien und Dummheiten. Dann brach der große Krieg aus, es kam die Nachkriegszeit, die Inflation – und nie mehr dachte ich an das kühle weiße Haus in jener Kleinstadt.

All dies zog mir durch den Sinn, als ich nach so vielen Jahren dort übernachten mußte und abends im Hotelbett lag. Plötzlich schien es mir fast unheimlich, daß ich von dieser Familie nie wieder etwas gehört hatte; am liebsten hätte ich noch jetzt nach einem Telephonbuch geklingelt, um nachzusehen, ob ich ihren Namen noch fände.

Am nächsten Morgen saß ich dann im kleinen Frühstückszimmer, und es gelang mir, den Wirt, der untätig herumstand, an meinen Tisch zu locken. Vielleicht ließ er sich auch ganz gern locken, denn er witterte wohl in mir einen weitgereisten Mann, und sicher plagte ihn die Neugierde, was ich wohl in diesem kleinen Universitätsstädtchen zu suchen hätte. Ich ließ sogleich einfließen, daß ich hier vor dem Weltkrieg über zwei Jahre lang die Schule besucht hätte, und bald war er im behaglichsten Gerede über seine Stadt und über die große Entwicklung, die sie genommen und die ich ja nun selbst feststellen würde. Schließlich faßte ich mir ein Herz und fragte ihn so nebenbei, während ich die Milch im Kaffee verrührte, ob er die Familie Dorneck kenne und ob sie noch lebe.

Entgegen seinem sonstigen Redefluß wurde der Mann hier etwas wortkarg. „Ja, natürlich lebt sie noch, aber man kennt sie nicht so recht in der Stadt, da sie so zurückgezogen lebt.“

„So leben sie also noch alle?“ unterbrach ich ihn.

„Bis auf die Frau, die vor einigen Jahren plötzlich gestorben ist, ja. – Sie haben aber auch sonst noch viel Unglück gehabt“, setzte er hinzu. „Der alte Herr Dorneck ist vor Jahren erblindet, und die jüngste Tochter hat sich scheiden lassen und lebt nun auch wieder in der Familie.“

„Und die andere Tochter?“

„Gott“, der Wirt senkte die Achseln, „was die tut, weiß ich nicht so recht, aber einen Mann hat sie nicht gekriegt, das steht fest.“

„Und die Fabrik?“ fragte ich.

„Geht großartig“, sagte der Wirt. „Der Sohn hat jetzt die Leitung, sie ist schon wieder vergrößert worden, und die Leute müssen sehr reich sein.“

„Ist denn der Sohn verheiratet?“ fragte ich weiter.

„Nein“, antwortete der Wirt, wieder etwas zögernd. „Er war mal verlobt mit einem Mädel hier aus der Stadt und hat's dann kurz vor der Hochzeit ohne großen Grund zurückgehen lassen – viel Freundschaft hat ihm das nicht eingetragen.“

Auf weitere Fragen antwortete der Wirt offenbar unlustig, denn er fing von etwas anderem an und stand dann auch bald auf, eine Entschuldigung murmelnd, daß er zu tun habe.

‚Sonderbar‘, dachte ich, ‚die guten Dornecks scheinen nicht sehr beliebt zu sein. Man lebt wohl nicht ungestraft ein Menschenalter lang in einer Kleinstadt und zieht zwischen sich und seine Mitmenschen eine hohe Mauer.‘

Meine Lust, anzurufen, war nach diesem Gespräch noch größer geworden. Um aber eine Absage für beide Teile weniger peinlich zu machen, beschloß ich, nicht in der Wohnung, sondern in der Fabrik bei meinem Jugendfreund anzurufen. Es war nicht ganz leicht, an ihn heranzukommen, und während ich immer wieder irgendeiner Sekretärin klarzumachen versuchte, der Zweck meines Anrufes sei ganz privat, und meinen Namen ins Telephon hineinbuchstabierte, malte icb mir lächelnd das Bild meines Freundes, wie ich es im Gedächtnis hatte, das Bild eines langaufgeschossenen, dünnen, blassen Jungen in einem grauen Pullover und Pumphosen.

Endlich hatte ich die Verbindung. Eine ruhige Stimme fragte mich, wer ich sei und was ich von ihm wünsche.

Etwas unsicher stotterte ich herum, und dann hörte ich ein behagliches Auflachen. „Was, du bist's? Welcher Wind hat dich denn hierhergeweht?“

Ich erzählte ihm, was ich hier in der Stadt zu tun habe und daß ich schon gestern abend von dem Wunsch geplagt gewesen sei, ihn anzurufen. „Wollen wir nicht zusammen Mittag essen?“ fragte ich ihn in dem Gefühl, daß er aus irgendwelchem Grunde mich nicht gern nach Hause einladen würde.

„Nein“, meinte er, „tagsüber kann ich mich nicht aus meinem Betrieb freimachen. Das Netteste wird doch sein, du kommst heute nachmittag zu uns zum Tee wie in alten Zeiten. Den Weg zu uns“, meinte er lachend, „wirst du ja noch finden.“

Ein wenig ängstlich ging ich den Weg vom Hotel zu dem weißen Haus. Es strömten doch viel mehr Erinnerungen auf mich ein, als ich erwartet hatte. Und es verschlug mir richtig den Atem, als ich an die Stelle kam, wo das verbaute Häuschen meiner braven Lehrersleute gestanden hatte. Der Garten war noch da, aber statt der nahrhaften Gemüsebeete war der Garten auf eine unleidliche Art auf elegant zurechtgemacht, mit einem etwas trockenen, englischen Rasen, langweiligen Blumenbeeten, und statt des gemütlichen, berankten Lehrerhäuschens spreizte sich eine unfreundliche Villa, der der Komfort aus allen Fenstern blitzte. Wieder schämte ich mich, daß ich mich nie mehr um die netten alten Leute gekümmert hatte, und wunderte mich, wie wenig sorgsam doch junge Menschen mit Freundschaft und Liebe umgehen, die ihnen entgegengebracht werden.

Dann stand ich vor dem altbekannten Eingang zum Park meiner Freunde. Ich öffnete das Tor, nichts schien sich verändert zu haben. Derselbe halbverwilderte Anblick bot sich mir wie damals. Ich ging den mir so vertrauten, ansteigenden Weg hinauf, und dann stand ich vor dem großen, kühlen Bau, der noch schöner und feierlicher war, als ich ihn in Erinnerung gehabt hatte.

Ein ältliches Mädchen in weißer Schürze öffnete mir, und schon stand ich im Gartensaal mit dem Blick auf die große, mir so wohlbekannte Terrasse. Da saß auch schon am Teetisch der alte Herr, freilich älter geworden, aber immer noch aufrecht, dasselbe kühle, freundliche Lächeln auf den Lippen. Und daß er blind war – es war gut, daß ich es vorher wußte, denn die dunkle Brille, die er trug, hätte genau so gut eine der heute üblichen Sonnenbrillen sein können. Dann kam der Sohn des Hauses mit seinen beiden Schwestern, und die erste Verlegenheit darüber, sich nach so endlos langen Jahren wiederzusehen, wieder am selben Platz zusammenzusitzen und Tee zu trinken, hatte beinahe etwas Gespenstisches an sich. Wie in einem Trickfilm, fuhr es mir durch den Sinn, und es war uns allen angenehm, daß das Mädchen mit dem Teewagen kam und daß man sich so neutral beschäftigen konnte: mit Teeeingießen, mit Kuchenanbieten, mit Fragen ob süß oder ungezuckert. So hatte man Gelegenheit, sich an den Anblick zu gewöhnen. Der alte Herr saß mit seinem liebenswürdigen und trotzdem ein wenig spöttischen Lächeln wie einst am Tisch, ihm war als einzigem keine Spur von Verlegenheit anzumerken, und mir schien es, als ob ihn der Anblick unserer Verwirrung etwas belustige – aber er ist ja blind, fuhr es mir durch den Sinn.

Langsam fand sich jeder wieder zurecht, nur ich selbst geriet immer mehr in einen Zustand einer mir selbst unerklärlichen Qual. Schräg mir gegenüber stand ein leerer Stuhl. Durch die Unaufmerksamkeit des Mädchens schien er dazustehen, aber ich scheute mich, Tee zu trinken und mit Essen anzufangen, da mich der gleichsam auf jemand wartende Stuhl

beirrte. Die anderen schienen zu spüren, warum ich so befangen dasaß, denn sie begannen geflissentlich ihren Tee zu trinken, und die ältere Tochter – ‚die keinen Mann gekriegt hat', klang mir's wieder im Ohr – legte mir Kuchen auf den Teller. Langsam kam auch ein Gespräch in Gang, aber mit einer gewissen Vorsicht, schien mir, redete man über die Vergangenheit. Keiner sprach über die Frau des Hauses, die fehlte, obwohl doch, wie ich fühlte, jeder an sie dachte.

Wir gingen nachher im Garten spazieren; die einzige Veränderung, die mir mit Stolz gezeigt wurde, war ein wunderbarer Steingarten in einer Ecke des Parkes an der Mauer an Stelle des alten Tennisplatzes, der zu unserem Leidwesen verkehrt angelegt worden war.

Nach dem Abendessen saßen wir wie früher in der Gartenhalle. Auch in diesem Raume hatte sich fast nichts geändert. Mir schien es wirklich, als wollte diese Familie mit einer Art Trotz wenigstens äußerlich eine Unwandelbarkeit des Lebens festhalten, der wir selbst doch alle so sichtbar unterworfen sind. Man hatte mich viel erzählen lassen, und ich hatte es auch getan, viel mehr und viel ausführlicher, als es mir sonst lag. Und immer hatte ich dabei das Gefühl, als kämpfe ich gegen irgendwelche Schatten an, ja, eigentlich sogar gegen irgend etwas Unheimliches. Wieder war unter der Stehlampe ein Sessel wie zufällig leer geblieben, aber jetzt konnte ich es mir nicht mehr mit Unachtsamkeit eines Dienstboten erklären, sondern nun hatte ich doch das Gefühl – um so mehr, als ich mich deutlich erinnerte, daß dies immer der Platz von Frau Dorneck gewesen war –, daß hier ein merkwürdiger Zwang der Familie vorliegen müsse.

Es fehlt nur, dachte ich während einer Gesprächspause, daß jemand ein Bilderbuch holt oder anfängt, vorzulesen. Und fast mit Mühe mußte ich ein nervöses Lächeln unterdrücken, als der alte Herr sich an mich wandte und fragte, ob ich etwas dagegen hätte, wenn sein Sohn ihm ein paar Seiten aus einem Buch vorläse, das sie vor einigen Tagen angefangen hätten. Ich konnte ja nicht anders als zusagen. Und bald tönte die Stimme des Sohnes, die fast so klang wie einst die des Vaters, im gleichmäßig ruhigen Vorlesen durch den Raum.

Es war eine Übersetzung eines recht schwer verständlichen östlichen Buches, und mit Erstaunen stellte ich fest, wie alle mit derselben gespannten Aufmerksamkeit zuhörten. So saßen wir wie vor dreißig Jahren alle wieder um diesen Tisch. Aus den älter gewordenen Gesichtern wuchsen mir die vertrauten Züge der Menschen von ehedem entgegen, und zuletzt blieb mein Blick wie festgebannt an dem mir gegenüber leer gebliebenen Stuhl hängen. Da hatte immer diese Frau gesessen, die mir jahrelang als jungem Menschen Inbegriff der anzubetenden Frau gewesen war, die ich in meiner jungen Phantasie mit allem bekränzt hatte, mit dem das empfängliche Gemüt eines jungen Menschen ein angebetetes Wesen schmückt. Sie saß wieder vor mir im langen, mattfarbenen, weiten Kleid, wie damals ihre ausdrucksvollen Hände unbewegt im Schoß oder auf der Lehne ihres Sessels. Den Kopf hielt sie etwas nach hinten geneigt. Wie einst fiel das Licht auf ihre ernste Frisur, und ich sah plötzlich, was mir früher nie richtig aufgefallen war, daß auf ihrem dunklen Haar ein silbergrauer Glanz lag. Ich hörte kaum noch, was gelesen wurde. Immer lebendiger wurde mir der Schatten dieser Frau. Dinge, die ich längst bei mir verschüttet wähnte, wuchsen mir beim Anblick dieses leeren Sessels wieder zu. Ich hörte die Stimme des Vorlesenden nicht mehr, spürte auch nicht mehr mich selbst. Im Sessel vor mir saß Frau Dorneck, sie fuhr sich mit der Hand über die Augen – wie typisch war doch diese Bewegung für sie! Mit ihrem merkwürdig von innen kommenden Lächeln sah sie auf mich Buben – es war die Farbe ihrer Augen, ja, so waren immer ihre Augen gewesen, dieses sanfte Rehbraun – und der Schmuck, den sie trug, an ihn erinnerte ich mich auch wieder.

Wie lange ich in dieser Verzauberung gesessen habe, weiß ich nicht. Ich hatte wohl auch nicht gemerkt, daß mein Jugendfreund aufgehört hatte zu lesen. Aber als ich aufblickte, fand ich, daß alle mich mit einem merkwürdig wissenden, beinahe innigen Ausdruck ansahen – mit einem vertrauten Lächeln, wie mich es in meiner Bubenzeit wohl nie in diesem Hause getroffen hatte. Ich murmelte etwas von Aufbrechenmüssen, und ohne Widerspruch erhob sich auch alles, und wieder wie damals sagte plötzlich der alte Herr, daß mir, dem seltenen Gast, alle das Geleit zum Parktor geben wollten.

Am Arm seines Sohnes ging er über die Terrasse die Treppe hinab, hinter ihm kamen die Töchter, und wieder sah ich mich als Knaben, wie ich vor über dreißig Jahren diese Treppe hinuntergegangen war. Frau Dorneck hatte damals ganz leicht ihre Hand auf meinen Arm gelegt, und wie wir jetzt durch den dunklen Park gingen, hatte ich plötzlich ein seltsam leeres Gefühl. Ich spürte nicht mehr mich, sondern nur eine Hand, die auf meinem Arm lag, und nun wußte ich, es war die Verstorbene. Das Rauschen ihres Kleides, ja, das Knirschen der Steinchen unter ihren Füßen hörte ich. Die anderen waren zurückgeblieben, ein paar Worte hörte ich noch, die sie untereinander wechselten. Dann schwanden mir auch diese Stimmen, und ich spürte und hörte neben mir nur noch Frau Dorneck.

Ich sprach zu ihr – sprach ich laut? Ich weiß es nicht, aber ich hörte mich fragen, ob sie denn eigentlich wisse, wieviel ich ihr in meinem Leben zu verdanken habe; sie war es gewesen, die mir die Fackel angezündet hatte, die mir mein ganzes Leben bis jetzt geleuchtet. Ich hörte ihr leises, ein wenig abwehrendes Lachen, nun roch ich auch den zarten Jasminduft, den sie immer um sich hatte – da waren wir an der Gartenpforte angelangt. Wieder wie damals strich mir die Frau lebewohlsagend über die Wange; ich spürte, daß mir zwei dicke Tränen herunterliefen. Die anderen kamen, der Jasminduft war verweht, das Gewicht ihrer Hand auf meinem Arm verschwand. Ich stand da und hatte das Gefühl, daß mein Atem wieder richtig ging, und hörte mein Herz klopfen.

Herr Dorneck, sein Sohn, die beiden Töchter standen um mich herum, jemand öffnete das Gartentor, und ehe ich hinaustaumelte, fühlte ich noch, wie jeder, ohne ein Wort zu sagen, mir einen Abschiedskuß gab. Die jüngste Tochter war die letzte, und ihr Kuß erreichte mich gerade am Kinn, und es war, als ob ein Nachtschmetterling vorübergeflogen wäre. ‚Sie wissen, was ich erlebt habe', war mein letzter Gedanke, ehe sich die Gartentüre leise schloß. Wie betrunken ging ich meinen Weg zum Hotel zurück. Und als ich über die Hauptstraße kreuzte, sah ich, wie mich mißbilligend prüfend ein einsamer Polizist musterte. Als ich mir verlegen mit der Hand über die Augen fuhr, merkte ich erst, wie mir noch immer die Tränen übers Gesicht liefen.

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Dr. Paul Weiglin, Stellvertreter: Dr. Walther Neubach, Künstlerischer Leiter: Jul. W. Krafft, alle drei in Berlin. Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Anfragen und Einsendungen (mit Rückporto) an die Schriftleitung von Velhagen & Klafings Monatsheften, Berlin-Grunewald, Herbertstraße 24, Fernruf 97 29 09

UNSER LESEKABINETT

Dreimal Ostpreußen

Der Verlag Gräfe & Unzer in Königsberg nimmt sich besonders liebevoll und glücklich seiner ostpreußischen Heimat an und erwirbt sich damit nicht nur in den Augen seiner Landsleute ein besonders hohes Verdienst. In gleicher Weise betrachtet er Natur wie Kultur. Unter seinen jüngst erschienenen Büchern ist ein mit über hundert Bildern ausgestattetes Werk dem Thema „Vögel über Haff und Wiesen" gewidmet, d. h. einem Reichtum, der sich nirgends so unberührt erhalten hat wie in dieser höchst mannigfaltigen und darum jeder Vogelart unseres Klimas Lebensraum bietenden Landschaft. Besonders am Frischen Haff mit seinen großen sumpfigen Wiesen finden sich Vögel, die anderswo sehr selten geworden sind, in großer Zahl, so z. B. Sumpf- und Schnepfenvögel. Kiebitze, Rotschenkel, Strandläufer, Austernfischer, Uferschnepfen, Saatkrähen, Schafstelzen, Seeschwalben, Karmingimpel, Kampfläufer, Stockenten, Knutts, Regenpfeifer, Odinshühnchen, Steinwälzer, Sonderlinge, Felsenpieper, Eiderenten hat der Verfasser mit unendlich mühseliger Geduld beobachtet und photographiert und versteht höchst unterhaltsam und belehrend von seinen Studien und ihren Früchten zu erzählen. Es ist so ein Werk entstanden, in dem Bild und Text fein abgewogen sind und das sich durch die Gründlichkeit der Darstellung von vielen bloßen Bilderbüchern unterscheidet, die oft sehr schön sind und nicht mehr als eine Augenweide bieten.

Der einfallsreiche Philipp Hofstätter hat in dem schmukken „Königsberger Gästebuch" Briefe und andere Aufzeichnungen von großen Männern vereinigt, die aus allen Teilen des Reichs stammend in Königsberg gelebt haben; Dr. Walther Franz hat kurze Biographien beigesteuert. Die Sammlung beginnt mit Stein, der in Königsberg sein Politisches Testament verfaßt hat. Yorcks Aufruf zur Bildung des Ersten Preußischen National-Kavallerie-Korps folgt. Fichte, Arndt, Kleist, Wilhelm von Humboldt, Clausewitz sind weitere große Männer des Freiheitskampfes. 1817 findet der Thüringer Johannes Voigt, der Geschichtsschreiber des Deutschen Ordens, in Königsberg seine zweite Heimat und seine große Aufgabe. Eichendorff vertritt die romantische Dichtung, Karl Ernst von Baer begründet als Zoologe und Mediziner die Entwicklungsgeschichte, Karl Rosenkranz, Philosoph und Literarhistoriker, war der volkstümlichste Professor der Universität von 1833 bis 1879. Richard Wagner heiratet und dirigiert 1836 in Königsberg. Felix Dahn, der Dichter des „Kampfs um Rom", erlebt, wie ihm die „Thule" zur lieben, alten Pregelstadt wird. Aus einem so vielfältigen Akkord von Menschen und Stimmen tönt uns die menschenbildende Kraft Königsbergs entgegen. Niemand, der sich dem ernsten Zauber der Stadt und der kraftvollen Ursprünglichkeit ihrer Bewohner hätte entziehen können.

Wie ursprünglich der ostpreußische Schlag ist, bezeugen seine Sprichwörter, unter denen Hofstätter eine kluge Auswahl bietet. Das von Hans Hermann Hagedorn launig ausgestattete Bändchen spricht nieder- und hochdeutsch zum Leser. Es heißt „Helpt et nich – so scha'd't et nich", es wird aber helfen gegen üble Laune und ein ängstliches Herz.

Farbige Altäre

Dr. Karl Bardayzi ist ein begeisterter und geschickter Farbenphotograph, der von seiner Kunst so fest überzeugt ist, wie das einem Meister zukommt. Er versteht ihren Nutzen und ihre Schönheit praktisch und theoretisch darzulegen, und auch wer der jetzt bereits vielen Laien vertraut gewordenen Lichtbildnerei in Farben noch immer zweifelnd gegenübersteht, wird den Ausführungen und den Proben des schönen Bandes „Gotische Bildschnitzer" freundlich zustimmend folgen. Jede, selbst die sorgsamste Wiedergabe läßt zu wünschen übrig, und man muß bedauern, worauf der Verfasser hinweist, daß sich ein großer Teil des Kunstgenusses, selbst des Kunststudiums auf Reproduktionen verläßt und die Originale gleichsam nur zur Bekräftigung des bereits gewonnenen Eindrucks heranzieht. Bardayzi hat die Aufnahmen seines im Wiener Verlag Ernst Sopper & Karl Bauer erschienenen Buches in Kefermarkt und St. Wolfgang gemacht, und zwar nach dem Agfacolorverfahren bei Tageslicht oder Mischlicht. Die Arbeiten haben sich über zwei Jahre verteilt, denn man mußte geduldig sein, wollte man den Augenblick erwischen, der das beste, das treueste Ergebnis versprach. Die Mühe hat sich gelohnt. Beide Altäre enthüllen Schönheiten, die bisher verborgen geblieben sind und die so vertraut zu unseren Herzen sprechen, denn unsere alte Kunst war bunt und eben deshalb volkstümlich. Viele hatten das nur vergessen oder verkannt. Bardayzi bringt uns den unbekannten Meister von Kefermarkt, den Stifter vor dem Untergang bewahrt hat, und den neuerdings hochberühmten Michael Pacher, den Schöpfer des Wolfgang-Altares, auch mit Worten nahe. Er versteht, dankbar verpflichtet der fachmännischen Forschung, deren Ergebnisse klar wiederzugeben und die Dinge selber dem Laien aufs verständlichste nahezubringen, ohne der billigen Sucht, um der volkstümlichen Wirkung wegen Schwierigkeiten zu übergehen, einen der wahren Bereicherung von Kopf und Herz immer abträglichen Zoll zu zahlen.

Erfinderschicksale

Rudolf Thiel ist ein Historiker von mannigfaltigen Interessen. Er hat eine Geschichte der Christusforschung und Martin Luthers geschrieben und die Taten großer Soldaten und Ärzte geschildert. In einem neuen Werk (492 S. und Bildtafeln), das wie die anderen bei Neff in Berlin erschienen ist, berichtet er vom „Ruhm und Leiden der Erfinder". Wieder erweist er sich als ein Gelehrter, der sein Gebiet beherrscht und die Ereignisse eigenen und fremden Forschens dem Leser aufs angenehmste übermittelt. Niemals wirkt er trocken. Davor bewahrt ihn außer der Flüssigkeit seines Vortrags ein ausgeprägter Sinn für das Unterhaltsame. Er beginnt mit Gutenberg, dessen rätselhaftes Wesen und Wirken er dramatisch vor uns abrollen läßt. Es folgt der wohl allen unbekannte Pfälzer Dr. Johann Joachim Becher, ein an Einfällen überreicher Forscher und Praktiker aus dem die moderne Naturwissenschaft und Technik begründenden 17. Jahrhundert, ein Mann, den seine Zeitgenossen für einen Phantasten und Schlimmeres hielten und den Thiel als den ersten deutschen Volkswirt, einen der ersten wissenschaftlichen Chemiker der Neuzeit, einen der vielseitigsten und bedeutendsten Erfinder, kurz als eine der eigenartigsten Persönlichkeiten faustischer Geschichte rühmt. An Böttcher, den Goldsucher und Porzellanfinder, schließen sich Originale wie der Kemptener Caspar Pfender, der eine Maschine zum Strumpfweben erfunden hatte (um 1750), der Regensburger Superintendent Schäffer, den eine Wespe die Herstellung von Papier aus Holz lehrte, um etwa 80 Jahre zu früh, der Baron von Drais, dem grundsätzlich und ebenfalls unzeitgemäß das Fahrrad und die Schreibmaschine gelangen. Höchst spannend liest sich ferner, was Thiel von Senefelder und Gabelsberger, dem Litho- und dem Stenographen zu erzählen weiß. Ressel erfindet die Schiffsschraube, ohne daß man gleich ihm selber viel Wesens davon macht. Der Oberbergrat Albert erblickt in dem ihm eigenen Einfall des Drahtseils das Ergebnis seiner dienstlichen Tätigkeit und erntet weder Gewinn noch Ruhm. Philipp Reis konstruiert das Telephon und schlägt den Weg ein, der Marconi in der ganzen Welt bekannt machte, während er in dem kleinen, ihm vom Schicksal gezogenen Kreise mit Heiterkeit blieb. Ein umfangreiches Kapitel gilt Wilhelm Bauer und seinem U-Boot. Das Rätsel des Perpetuum mobile verzehrt die Kraft vieler Denker und Praktiker. Den Schluß des Bandes bildet Zeppelin, dessen Märchen viele von uns erlebt haben.

Dichtung und bildende Kunst

Mit dem feinsten Gefühl für den geliebten Dichter hat Wilfried Bade im Auftrag der Eichendorff-Stiftung aus den Gedichten des Romantikers eine reiche Auswahl getroffen. Und nicht nur das: er hat sie sinnreich geordnet, indem er die Sammlung unter das Zeichen stellte: „Der Völker Herzen sind die Saiten, durch die jetzt Gottes Hauche gleiten" und sie ausklingen läßt mit dem trotz Herbst und Winter getrosten Wort: „Lenz muß doch wiederkommen und alles auferstehen!" Der hübsch ausgestattete Band ist bei Volk und Reich in Prag erschienen, trägt als Titel den Beginn des wohl volkstümlichsten Liedes von Eichendorff „O Täler weit, o Höhen" und wird namentlich der Jugend das verehrungswürdige Bild des Dichters vergegenwärtigen. – Vielleicht hat sie auch die Kenntnis eines Dichters nachzuholen, der vor etwa zwanzig Jahren die Herzen der damals Jungen entflammt hat, denn er lehrte sie deutsch denken und fühlen in einer Zeit, der das nicht selbstverständlich war. Wir meinen Hans Grimm, dessen sämtliche Werke in dem Verlag von Bertelsmann in Gütersloh übergegangen sind. Hier erscheinen sie in neuen Ausgaben; der (ungekürzte) große Roman „Volk ohne Raum" (über 1200 Seiten), die Novellenbände „Lüderitzland" und „Der Richter in der Karu", in denen Grimm sich als Meister auch im knappen Vortrag erweist. Solange es Deutsche gibt, die das Fernweh und das Heimweh kennen, werden diese Bücher zu unserem wesentlichen literarischen Besitz zählen, und wer ihr Erscheinen nicht miterlebt hat, sollte sich das Glück, sie kennenzulernen, jetzt bereiten. — Mit einigen seiner besten Geschichten war Grimm, wie den alten Lesern bekannt sein wird, in den Heften vertreten. Auch den jüngeren als Mitarbeiter wohl vertraut ist Karl Zuchardt, von dem eine Sammlung Erzählungen in der Essener Verlagsanstalt erschienen ist: „Umwege des Schicksals". Sie enthält sechs Geschichten; drei davon („Der Pfarrer von Markersbach", „Der Teufelsmaler", „Die unersättliche Gerechtigkeit") sind hier zuerst erschienen, und wir glauben, daß die Erinnerung an sie den Band unseren Freunden aufs wärmste empfehlen wird.

In der mit auswählendem Bedacht langsam wachsenden Sammlung „Der eiserne Hammer", mit der der Verlag von Langewiesche in Königstein im Taunus „Das Gute für alle" zu bringen bemüht ist, sind zwei neue Bändchen veröffentlicht worden, die uns in die Kunst und Kultur unseres alten Reiches führen. Vor tausend Jahren war das Kloster Reichenau eine Hauptstätte deutscher Bildung. Hier blühten neben der Wissenschaft Baukunst und Malerei, und viele Zeugen einst lebendigen Reichtums haben sich in der Abgeschiedenheit der Bodenseeinsel erhalten. Sie zeigt im Bilde Helga Glaßner, sie schildert mit Worten Hans Werner Hegemann. Die andere Veröffentlichung führt uns nach Kärnten. Unter der kundigen Leitung von Hans Riehl lernen wir den Dom zu Gurk kennen, eines der herrlichsten Denkmäler romanischer Baukunst, in der wir längst eine reine Offenbarung germanischen Wesens erblicken. – Eine besondere Kostbarkeit bringen die Blauen Bücher desselben Verlages, eine Untersuchung der Selbstbildnisse Rembrandts durch Wilhelm Pinder, den namhaftesten Kunsthistoriker unserer Zeit. Sie beantwortet die Frage: Was bekennt der Meister in seinen Selbstbildnissen über sein inneres Leben? Es gibt fast so viel Antworten, wie es Rembrandtsche Selbstbildnisse gibt, von denen dieses Büchlein eine reiche und ergreifende Folge sammelt. Pinder entschlägt sich aller im engeren Sinne kunstgeschichtlichen Auseinandersetzungen und erweist sich stattdessen als der große Deuter, der die Sprache des Künstlers auch dem Laien begreiflich macht. Er sagt wie Fontane von seinem Vater über den Meister: „So, wie er zuletzt war, so war er eigentlich". Er sieht ihn „voller Würde und Weisheit, voller Kraft und Güte und zugleich ein schwer gealterter Mensch, ein großer Greis, der Abschied nimmt in ruhiger Gewißheit. Nichts Verhauchendes ist in diesem Schlußakkord, es ist ein ruhiger, lang gezogener klarer Ausklang von strömender Breite, nicht Todesfeier, sondern Lebenshumor, nicht Requiem, sondern Ecce homo! Im Letzten ruht das Ganze."

Aus dem Halbdunkel Rembrandts treten wir in das helle Licht des allzu lange als völlig unproblematisch angesehenen Rokokos. Egid von Filek ruft uns mit seinem entzückend farbig illustrierten Bändchen zu: „Komm mit nach Schönbrunn" (Wiener Verlag). Er ist ein ebenso liebenswürdiger wie kundiger Führer, der selbst seine Gelahrtheit gefällig mitzuteilen weiß. Wer jemals das Schloß Fischers von Erlach durchschritten und im Park mit den Erinnerungen an Maria Theresia, an Napoleon, an Franz Joseph spazieren gegangen ist, wird bedauern, daß er Herrn von Filek nicht früher begegnet ist.

Wer in Goethes Gedichten und Erinnerungen Bescheid weiß, dem ist Adam Friedrich Oeser, der „geliebte", ein Begriff. Der Leipziger Akademiedirektor ist für den jungen Goethe ein dankbar anerkannter Führer aus dem Rokoko zum Klassizismus geworden, und diese Bedeutung des tüchtigen Mannes wird nicht dadurch geschmälert, daß sich Goethe unter klassischer Kunst später etwas anderes vorstellte als Oeser, der aus dem Wiener Barock hervorgegangen war. Sein Leben und Wirken schildert mit erwünschter Ausführlichkeit Friedrich Schulze bei Köhler & Amelang in Leipzig. Das kleine Buch ist eine kleine Kulturgeschichte der Oeserschen Zeit. Viele Menschen, mit denen er zu schaffen hatte, lernen wir kennen, und er selber erweist sich als ein ehrlich Ringender, liebenswürdig und hilfsbereit, als ein Mensch, mit dem man gern umgeht und den man auch in seinen Begrenztheiten lieb gewinnt. Eine Anzahl Abbildungen veranschaulichen einige seiner wichtigen und bezeichnenden Schöpfungen.

Im selben Verlage werden uns „Philipp Otto Runge und die Seinen" nahegebracht. Wilhelm Feldmann veröffentlicht aus dem Nachlaß der Schwiegereltern des großen romantischen Malers eine Reihe Briefe, die bisher ganz oder zum Teil unbekannt geblieben sind. Sehr verdienstvoll ist, daß der Herausgeber, ein Angehöriger der Familie Runge, viele sonst dunkle Stellen zu deuten vermochte. Darüber hinaus hat er die Rungesche Welt mit ihren Lebenskreisen in Pommern, Mecklenburg, Hamburg und Dresden zusammenfassend geschildert. Das ist sehr wertvoll und so kundig wie noch nie unternommen worden. Wie schön, Gast zu sein bei einem Mann, dessen Petschaft die Umschrift trug: „Begnügt euch doch, ein Mensch zu sein".

In der Folge der großen deutschen Meister Chodowiecki, Richter, Menzel, Slevogt, steht der vor kurzem sechzig Jahre alt gewordene Hans Meid, ein vielseitiger Künstler: Maler, Radierer, Zeichner, Illustrator und als dieser wohl am bedeutendsten. Ihm widmet Adolf Jannasch bei Neff in Berlin ein schön und reich ausgestattetes und warmherzig geschriebenes Werk, das bei aller Begeisterung für den Jubilar taktvoll meidet, in Übertreibung und Überschätzung zu verfallen. Freilich hat Meid – denken wir an Don Juan und Don Quixote – manches geschaffen, was nicht hoch genug geschätzt werden kann und was zu dem Wenigen gehört, um dessentwillen es sich lohnt, die für den Laien schwere Kunst des Sehens zu lernen und zu üben.

Arabische Führergestalten

In der hier mehrfach angezeigten verdienstvollen Sammlung des Vowinckelschen Verlages „Arabische Welt" hat Hans Heinrich Schaeder einen neuen Band herausgegeben, der „Arabische Führergestalten" behandelt. Da Arabien ohne Muhammed auch heute nicht verständlich ist, bringt der Band als umfangreichste Arbeit eine Lebensgeschichte des Propheten und seine Würdigung auch als Staatsmann. Andere Beiträge behandeln arabische Führergestalten aus neuerer Zeit, darunter den König Ibn Saud und den Mufti von Jerusalem. Dr. Paul Weiglin

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Oktober 1944

Velhagen & Klasings Monatshefte

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin · Bielefeld · Leipzig

Wenn Du Velhagen & Klasings Monatshefte gelesen hast, dann schicke sie an Soldaten, die Du kennst, oder gib sie beim zuständigen Blockleiter der NSDAP zur Weitersendung an die Front ab. Die Front dankt es Dir.

Velhagen & Klafings Monatshefte
Oktober 1944
Monatlich ein Heft zum Preise von 2.10 RM. zuzüglich Bestellgeld

*

INHALT

Kunstblätter nach Werken von Eybl, Reiter und Zinsmeister

An unsere Leser!

Im Zuge der durch den totalen Krieg bedingten Konzentrationsmaßnahmen auf dem Gebiete der Presse stellt unsere Zeitschrift mit dem 30. September 1944 das Erscheinen für die Dauer des Krieges ein. Es werden dabei weitere Kräfte für die Wehrmacht und für die Rüstung frei.

Wir danken unseren Lesern und Freunden für die uns erwiesene langjährige Treue. Mit unserem zuversichtlichen Glauben an den Sieg verbinden wir die Hoffnung, unsere Zeitschrift nach dem Siege allen Beziehern wieder in gewohnter Weise liefern zu können.

Aus arbeitstechnischen Gründen hat die Reichspressekammer die Anweisung erteilt, daß eine Rückzahlung von zuviel gezahlten Bezugsgeldern möglichst unterbleiben soll. Der Verlag wird deshalb verpflichtet, diese Beträge an das Winterhilfswerk abzuführen. Bezieher, die mit dieser Regelung nicht einverstanden sind, müssen sich unter Vorlage der Zahlungsbelege bis zum 31. Oktober d. J. wegen Rückvergütung an den Verlag wenden.



Pasta oder feste Form? Die Zusammensetzung entscheidet! Und die ist bei Solidox Zahnpasta und Solidox Zahnseife in ihrer zahnpflegenden Wirkung die gleiche. Solidox Zahnseife spart Tuben und andere wertvolle Rohstoffe — gibt den Zähnen die Pflege, die sie brauchen.

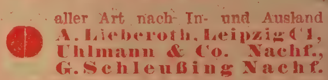
SOLIDOX ZAHNSEIFE

Sind Kinder unvernünftig?



Immer wieder Schelten oder gar Prügeln macht auf die meisten Kinder einen erstaunlich geringen Eindruck. Sie gewöhnen sich daran und bleiben bei ihren Unarten. Versuchen Sie es einmal auf andere Art. Reden Sie mit ihnen, wie man mit Erwachsenen spricht, erklären Sie ihnen vernünftig die Kriegsverhältnisse. Daß also alles Zeug länger halten muß, weil es kaum neues gibt, und daß sie daher sehr vorsichtig mit ihren Sachen umgehen sollen. Daß auch an Waschmitteln gespart werden muß, und daß auch sie dabei mithelfen können, wenn sie ihre Kleider weniger schmutzig machen. Kinder fühlen sich nämlich sehr geschmeichelt, wenn man sie als Erwachsene behandelt. Man weckt damit ihren Ehrgeiz, und Ehrgeiz ist ein besserer Lehrmeister als alle Drohungen und Strafen.





Deutsches Mädel werde Schwester des Deutschen Roten Kreuzes

„Rotkreuzarbeit ist selbstloser Dienst an Volk und Vaterland in ständiger Hilfsbereitschaft. Ich rufe alle Deutschen auf, diese Arbeit zu fördern."
Adolf Hitler

Ein Verzeichnis der 73 DRK.-Schwesternschaften, die über die Einstellung von Lernschwestern und ausgebildeten Schwestern Auskunft geben, ist zu erhalten im DRK.-Präsidium, Amt f. Schwesternschaften, Potsdam-Babelsberg 2

Anzeigen an Velhagen & Klafings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1. Fernruf 64201. Postscheckkonto Leipzig 66746. Verantw. Anzeigenleiter: Hans Burkel, Leipzig C1. Erscheinungsort Leipzig. Preisliste 6. Druck und Verlag: Velhagen & Klafing, Berlin, Bielefeld, Leipzig



Blumenstück

Gemälde von Franz Eybl
Wiener Städtische Sammlungen



VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE

59. JAHRGANG OKTOBER 1944 2. HEFT

USA:

Das Paradies der Spießer

Von Prof. Dr. F. Schönemann

Main Street, die Hauptstraße, George F. Babbitt, Samuel Dodsworth, Elmer Gentry, das sind alles Titel von Sinclair Lewis' Romanen, zugleich Beiträge zur Gesellschaftskritik und nicht zuletzt Seiten der Zivilisation der USA. Was 1920 und später als bloße Satire des Nachkriegsamerikas erschien, das hat sich immer mehr als eine bleibende Offenbarung über den kulturellen Amerikanismus herausgestellt und wird lange seine Gültigkeit behalten. Main Street ist Symbol für die durchschnittliche kleinstädtische Zivilisation der USA schlechthin geworden und hat sich als Kennwort in der ganzen Welt durchgesetzt, genau so wie Babbit, der Erztyp des spießigen USA-Geschäftsmannes, samt seiner Stadt Zenith, die wohl viel größer, jedoch nicht weniger spießig ist als Sopher Prairie mit seiner Hauptstraße.

Carol Kennicott und George F. Babbitt, die Gestalten des Protestes gegen ihre Umgebung, gehören für uns heute zusammen. Sie sind die weibliche und die männliche Seite ein und desselben amerikanischen Menschentums, ein und desselben Sehnens nach einem tieferen Leben, als jene Zivilisation es durchschnittlich gewährt. Carol erkennt als das Wesen ihrer „Provinz": „einen phantasielos standardisierten Hintergrund, eine Trägheit von Sprache und Lebensgewohnheiten, eine starre Regelung des Geistes mittels des Wunsches ‚respektabel' zu erscheinen. Es ist Zufriedenheit... die Zufriedenheit der stillen Toten, die alle Lebendigen wegen ihrer ruhelosen Bewegung verachten. Es ist Verneinung als die positive Tugend geheiligt. Es ist das Verbot jeglichen Glücks. Es ist selbstgesuchte und selbstverteidigte Sklaverei. Es ist die vergötzte Stumpfsinnigkeit." Der „hundertprozentige" Babbitt wendet sich genau so von dem Lebensstoff und der listigen Erfolgsphilosophie einer Geschäftswelt ab und erkennt in der einförmigen Geschäftszivilisation „die ‚sogenannte' Gleichmäßigkeit im Denken, im Anzug, in Kunst und Moral und selbst im Wortschatz", einen ebenso seichten wie bequemen Optimismus, religiöse Äußerlichkeit und überhaupt seelische Hohlheit, endlich eine brutale Herrscherklasse, die vor keiner Vergewaltigung der breiten Volksmassen zurückschreckt und unbedenklich alles Andersgeartete zertritt.

Wie Carol gegen die Hauptstraße unterliegt, so Babbitt gegen die städtische Gesellschaft. Daß beiden in ihren Kämpfen eine volle und lebenserschütternde Tragik nicht zuteil wird, gehört mit zur spießig-amerikanischen Seite dieser Darstellung, ja sogar mit zum amerikanischen Geisteszustand, wie ihn etwa ein anderer nordamerikanischer Romanschriftsteller, Glenway Westcott in seinen „Großmüttern", einmal gekennzeichnet hat. Er satirisierte diesen ganzen aus optimistischer Selbstüberschätzung und Gedankenlosigkeit oder puritanischer Gedankenfurcht entstandenen Zustand wörtlich: „Wer sich erinnert, wird bestraft oder bestraft sich selbst. Niemals sich erinnern bei Strafe der Einsamkeit, bei der Strafe, im eigenen Heim wie ein Verbannter zu leben ... Reife, Verantwortlichkeit, Unmoral und Tugend, alles das ist die Nachfolge der Erinnerung. Versuche, ohne Erinnerung zu leben. Amerika besitzt bisher nichts, was der Erinnerung wert wäre — keine Paläste, keine bezaubernden Altertümer. Die Vergangenheit war von Natur aus tragisch. Keine tragischen Künste sollten aufblühen. Tragödie war Verrat, Verrat von Staatsgeheimnissen an den Feind in sich selbst."

Es bleibt auch bezeichnend, daß in Theodore Dreisers Roman „Die amerikanische Tragödie" ebendiese Tragödie nicht tief genug erfaßt wird. Sie wird in einer politischen Lage, einer Einrichtung des öffentlichen Lebens gesehen, und dabei bleibt es. Alle Bücher der kritischen Einsicht spiegeln nur die amerikanische Wirklichkeit wider, in der noch heute ein Pessimist als verboten, gemeingefährlich, unamerikanisch gilt, in denen kein politischer Fehler, kein Wirtschaftswahnsinn, keine soziale Zurückgebliebenheit zu Ende gedacht wird, weil man Angst hat und sich und andere belügt. Hier ist ein Land, dessen Reformbedürftigkeit seit Jahrzehnten gen Himmel schreit.

USA ist voll von „Reformen". Das ganze 19. Jahrhundert bezeugt es. Und auch das Jahr 1920, das Erscheinungsjahr zahlreicher kritischer Schriften, vor allem von Romanen und Gedichten, erschien als der Beginn einer neuen Reformbewegung, die ebensowenig zu etwas kam wie Woodrow Wilsons „New Freedom" oder Franklin D. Roosevelts „New Deal". Sinclair Lewis traf auch da den Nagel auf den Kopf, wenn er seine aufsässige Carol, im ganzen Gegensatz zu einer bloßen Reformerin oder Liberalen, eindeutig eine Revolutionärin nannte, „eine Radikale und daher mit ‚konstruktiven Ideen' begabt, die nur ein Zerstörer haben kann, da der Reformer glaubt, daß aller wesentlicher Aufbau bereits geleistet ist."

Carol Kennicott erweist sich im Grunde jedoch nicht als ein solcher zerstörender Geist, der alte Werte umwertet. Sie sieht das Ziel des Kampfes, da sie den Gegner kennt, ganz klar. So sagt sie einmal: „Es ist eine unserer amerikanischen Lieblingsmythen, daß weite Ebenen notwendig weite Seelen schaffen und hohe Berge hohe Lebensziele. Das dacht' ich selbst, als ich das erstemal zur Prairie kam. Oh, ich will die Prairiezukunft nicht leugnen, sie wird großartig. Aber ebenso will ich mich hängen lassen, wenn ich mich deshalb ins Bockshorn jagen lassen soll, wenn ich Main Streets wegen in den Krieg ziehen und mich in den Irrglauben stoßen lassen soll, daß die Zukunft bereits hier und im Heute lebt, und daß wir alle hier bleiben und Weizenschober anbeten müssen und darauf bestehen, daß dies ‚Gottes Land' ist — und natürlich niemals etwas Ursprüngliches oder Freudiges tun, was uns helfen würde, eben jene Zukunft wirklich zu machen."

Doch ist sie vielleicht zu amerikanisch, um ihrem Protest Durchschlagskraft zu geben, um wirklich ‚revolutionär zu handeln. Am Ende nimmt sie teil an eben jenem Irrglauben und verherrlicht den äußerlichen Amerikanismus. Wörtlich: „Sie schaute über die stillen Felder nach dem Westen... ein Reich, das zu beispiel-

 Nachdr. verboten. Copyright 1944 by Velhagen & Klasing

loser Größe wachsen wird, wenn andere Reiche morsch geworden sind. Bis dahin jedoch, das wußte sie, würden noch hundert Generationen Carols sterben und tragisch ohne Leichentuch und Feiergesänge untergehen, die fade, unvermeidliche Tragödie des Kämpfens gegen die Trägheit des Geistes." So entsagt sie dem Kampf gegen die Hauptstraße, aber — und das bleibt ihr Trost und zugleich die Schönheit ihres Charakters — ein geistiger Gewinn ist ihr geworden: „Ich habe in einem gewonnen: ich habe nie meinen Mißerfolg dadurch entschuldigt, daß ich meine Ideale anspottete und mich anstellte, als ob ich sie überwunden hätte. Ich gebe nicht zu, daß Main Street so schön ist, wie es sein sollte. Ich gebe nicht zu, daß Sopher Prairie (ihr Wohnort) größer oder gar edler als Europa ist ... Ich mag nicht den guten Kampf gekämpft haben, aber ich habe den Glauben gehalten."

George F. Babbitt hatte es leichter, seinen Protest einzustellen. Er hatte als Mann nicht nur die größere Bewegungsfreiheit, sondern auch noch die bedeutend bequemere Niederlage. Er brauchte sich nur in die „Gut Bürger-Liga" aufnehmen zu lassen, die „ihm gestattete (!), seinen Kampf aufzugeben, die es ihm ermöglichte, zu desertieren, ohne seine Meinung über sich selbst zu beeinträchtigen". Als Mitglied der Liga stand er sicher und anerkannt in einer Mehrheit von „Verkäufern der Prosperität" und in einem orthodoxen Amerikanismus. „Sie alle stimmten darin überein, daß die arbeitenden Klassen zur Räson gebracht werden müßten, und alle schauten eine amerikanische Demokratie, die keineswegs eine Gleichheit des Reichtums vorsah, sondern eine gesunde Gleichförmigkeit des Denkens, der Kleidung, der Moral und des Wortschatzes verlangte", Sinclair Lewis versäumte es übrigens in keinem seiner Bücher festzunageln, daß alle diese ehrenwerten Bürger und Spießer, Musterdemokraten und Rechtgläubigen vor keinem wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Mittel zurückschrecken, alle außer der Reihe Tretenden niederzuzwingen oder zu zertreten.

Geistig ist Carol schärfer und konsequenter, bezeichnend zugleich für die Kultur eines Landes, wo die Frauen tiefer blicken und ehrlicher arbeiten als die Männer, die business men, die sich auf jedes Geschäft verstehen, nur nicht auf das Leben. Eine Erkenntnis wie die der Carol, als es bei ihr zu einer großen Leidenschaft nicht kommt, sucht man in dem ganzen Babbitt-Roman vergebens: „Ist das die wirkliche Tragödie, daß ich niemals die Tragödie kennenlernen werde, nichts mehr als falsche Verwicklungen, die sich als Farce herausstellen? Kein Mensch groß oder erbarmungswürdig genug, für den sich die Aufopferung verlohnt. Tragödie in hübscher Bluse, die ewige Flamme ganz und sicher in einem Petroleumofen brennend. Weder heldischen Glauben noch heldische Schuld."

Wie kommt es nun aber, daß in den USA wenig oder gar nichts von einem wirklichen revolutionären Geist vorhanden ist? Die USA begannen ihr Dasein als ein bürgerliches Land. Entsprechend hat sich ihre Demokratie gestaltet, d. h. da wo sie Lebenswirklichkeit oder irgendwie germanische Demokratie geworden oder geblieben ist. Sie hat drei hervorstechende Wesenszüge: den Anfang in einer Wildnis ohne Vor- und Nachteile jahrhundertelanger Einrichtungen und Überlieferungen, die Grenze, im amerikanischen Sinn die von Siedlung und Freiland, und die ausschlaggebende Rolle des Mittelstandes mit seiner guten, soliden Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit, aber auch seinem Mangel an sozialem Mut und der gründlichen Angst vor der öffentlichen Meinung. Davon ist der dritte Zug für ihre Zivilisation im Lauf der Zeit immer wichtiger geworden: er hat recht eigentlich die Seele der USA geprägt und mit seinem Zwiespalt dem gesamten Amerikanismus den Stempel des Zwiespältigen aufgeprägt. Was echt, leistungsfähig und aufrichtig ist, muß als bürgerlich im besten Sinn bezeichnet werden. Die Kehrseite mit allem Naiven, ja Primitiven, Halbausgedachten, Feigen und Erbärmlichen ist Spießertum, das dort ohne bewahrende Kulturtradition wild werden mußte und sich überdies freier und offener als irgendwo anders in der Welt geben konnte.

Entartungen der USA-Demokratie können das geschichtliche Verdienst der Unabhängigkeitserklärung und des Unabhängigkeitskrieges gegen Großbritannien nicht weglöschen. Deutsche Stürmer und Dränger sahen Ende des 18. Jahrhunderts in diesem Amerika die Erfüllung ihres Jahrhunderts. Es kann auch gar nicht anders sein. Das war ein echter junger revolutionärer Geist, der sich damals im Kampf gegen die größte Staatsmacht der Erde zeigte, der in die Sterne griff, um sich die Menschenrechte herunterzuholen. Thomas Jefferson, der „Vater der amerikamisches erblickte, etwas, was zukunftsträchtig des amerikanischen Werdens auszusprechen, wenn er schrieb, „daß dann und wann ein kleiner Aufstand eine gute Sache und in der politischen Welt so notwendig ist, wie Stürme in der Naturwelt." Und Goethe bewahrte sich zeitlebens einen Sinn für Amerika, hauptsächlich weil er in ihm Dynamisches erblickte, etwas, was zukunftsträchtig war und sich dem wahren Leben weit offen erwies.

Das 19. Jahrhundert war noch nicht zu Ende gegangen, da war von jenem kühnen revolutionären Geist schon fast nichts mehr wach. Das amerikanische Leben war statisch geworden, und das Ziel, nach dem die Führenden ihre Massen lenkten, war der status quo, für den man sogar in der Weltpolitik mit Großbritannien gemeinsame Sache machte und zwei Weltkriege führte. Man wollte den bisherigen Zustand verewigen, die Weltherrschaft der Angelsachsen überall in der Welt sichern und damit auch den eigenen Lebensstand möglichst mühelos erhalten. Damit versündigte man sich gegen den Geist der Geschichte und den tiefsten Sinn der eigenen Entwicklung.

Ein deutscher Journalist hat mit einiger Wahrheit in diesem Zusammenhang von der Erstarrung des amerikanischen Mythos gesprochen. Im Unabhängigkeitskampf, der auch eine soziale Bewegung war, wurde dieser Mythos entscheidend geformt; im Lauf von anderthalb Jahrhunderten ist er erstarrt. Die Bevölkerung wurde schon vor dem Aufhören der Masseneinwanderung im Jahre 1924 stationär. Der politische Glaube von vielen Millionen einfacher Volksmenschen wurde ebenso durch eine wildgewordene und privatwirtschaftliche Parteipolitik wie durch eine volkswidrige Wirtschaft verwirrt und aufgehoben. Immer mehr klaffte ein Zwiespalt zwischen demokratischer Ideologie und plutokratischer Wirklichkeit. Mit dem Aufhören der „Grenze" um 1890 kam auch eine gewisse Freiheit des Lebens, ja die ganze Zivilisation der amerikanischen Pionierdemokratie zu einem Ende. Die Gleichsetzung von Amerika und „opportunity" wurde immer fragwürdiger, die unbegrenzte Aufstiegsmöglichkeit der Tüchtigen immer schwieriger und seltener. Heute stellt die amerikanische Lebenswirklichkeit im krassen Gegensatz zum amerikanischen Mythos oder zum amerikanischen Traum, der volkstümlichen Version von einer irgendwie besseren sozialen Ord-

nung in der neuen Welt, als Europa, die alte Welt, sie (angeblich) zustandebringen konnte.

Die USA ist stationär, reaktionär geworden.

Psychologisch hat das der italienische Essayist Emilo Cecchi in seinem Buch „Bitteres Amerika“ glücklich formuliert: „Sich sicher fühlen, geistig und materiell: das ist die große Aufgabe, das wahre und einzige amerikanische Ideal. Ganz Amerika arbeitet geschlossen an der Propagierung eines solchen Sicherheitsgefühls mit, auf tausenderlei Arten, geniale und idiotische, ehrliche und betrügerische; jede soziale Schicht arbeitet daran ... Alles in Amerika ist darauf aus, der Illusion der Sicherheit und Unabhängigkeit Nahrung zu geben — Sicherheit, Solidität und Unabhängigkeit, die bei jeder Gelegenheit vertrauensvoll dem Schutz der Allgemeinheit anempfohlen werden — nur nicht da, wo es sich um das organische Prinzip des intellektuellen und moralischen Lebens handelt ... Es ist ein Land sympathischer Vögel Strauße: alle den Bürzel hochgereckt und den Kopf im Sand ... Von einem bestimmten Gesichtswinkel aus findet man schließlich dieses schnelle, gymnastische (äußerlich), dynamische, automobilistische Amerika wie in eine unüberwindliche Erstarrung, eine tiefe Narkose versunken.“

Amerika ist das klassische Land der organisierten Furcht auf vielen Lebensgebieten. Nirgendwo wird die Furcht der primitiven Menschen vor allen möglichen Krankheiten derart kapitalisiert wie im Paradies der zweifelhaften Patentmedizinen, nirgendwo anders wirkt sich aber auch die ungeheure Macht immer wiederholter Reklame auf eine leicht beeinflußbare, unwissende Bevölkerung so verheerend aus. Dies hat dazu geführt, daß der amerikanische Durchschnittsmensch ständig in Angst lebt vor neuen Krankheiten und deshalb schon hysterisch immer etwas Neues mit seinem Körper anstellen muß. Amerika ist ebenso das Land der absolut und relativ meisten Versicherungen, so ist auch ganz selbstverständlich unter den Größtverdienern der zwei Weltkriege das riesige Lebensversicherungskapital der USA angetreten. Endlich hat auch dort nur die Christian Science, die sogenannte Christliche Wissenschaft entstehen und sich ausbreiten können, eine Lehre und Lebenspraxis, die vor allem gegen die Furcht vor Krankheit geistig angehen will.

Nicht zuletzt spielt die Furcht eine entscheidende Rolle in der Politik der USA, voran der Außenpolitik. Schon zweimal ist hier eine kriegsunlustige Volksmehrheit durch jahrelange systematische „Bedrohungspropaganda“ furchtsam und kriegsbereit gemacht worden: durch Präsident Wilsons und Präsident Franklin D. Roosevelts Kriegshetze, der die amerikanische Neutralität nicht gewachsen war. Nur aus der Furchthypnose der Millionenmassen heraus ist der Kriegseintritt der USA überhaupt zu begreifen. Andererseits mußte so die Bevölkerung beide Male um ein wahres aufrüttelndes Kriegserlebnis gebracht werden; denn sie war ja zum Kampf gegen Schemen eingesetzt, die weder mit dem Leben an sich noch mit amerikanischen Lebensinteressen das Mindeste zu tun hatten.

Damit zusammenhängend, entstehen auch die zahlreichen Friedens- und Nachkriegspläne nicht aus wahren Volkszielen, sondern lediglich aus dem Furchtkreis des status quo, ob es sich um Streits Unionsbewegung, die Atlantik-Charta oder Luces „Amerikanisches Jahrhundert“ handelt. Solche und andere Pläne von Intellektuellen oder Propagandisten, die aus dem verworrenen Geisteszustand der USA irgendeinen Ausweg suchen, dienen sämtlich dem politischen Sicherheitsgefühl.

Physischer Ausdruck der allgemeinen „Lebensphilosophie der stumpfen Sicherheit“ ist die allgemeine Gleichförmigkeit und Monotonie des amerikanischen Lebens. Mit Sinclair Lewis zu reden: „Neun Zehntel der amerikanischen Städte sind so gleich, daß es völlig langweilig ist, von einer zur andern zu wandern.“ Die Gebäude, die Straßen, die Läden, die Zeitungen, die Menschen sehen sich gleich, und was noch viel schlimmer ist, diese kleiden sich gleich und denken und fühlen gleich. Der oberflächlichen Häßlichkeit ihrer Wohnorte entspricht die Oberflächlichkeit ihres Denkens. Sie verteidigen aus Gedankenlosigkeit oder Bequemlichkeit „Dinge, wie sie sind, nur weil sie sind“, wieder mit Lewis' Worten zu reden.

Die erschütternde Oberflächlichkeit der Amerikaner kommt einem Europäer ständig zum Bewußtsein, wenn er selbst besten Willens auf der Suche nach der amerikanischen Seele ist. Sie begegnet ihm im Lande auf Schritt und Tritt in den vielen Dingen des kleinen Lebens, er trifft sie im Schrifttum der USA, selbst da, wo es um „die Philosophie der Demokratie“ geht, also etwas, was millionenfach ausgesprochen als das Höchste und Heiligste der Neuen Welt beteuert wird.

Ein Beispiel aus der Kriegsdiskussion. So schrieb etwa einer der bekanntesten Schriftsteller, William Allen White, in der „New York Times“ vom 8. September 1940 bei der Erörterung der Frage: „Ist unsere Lebensart zu sterben verurteilt?“ folgenden seichten Satz: „Die Demokratie wurde vor 2000 bis 3000 Jahren geboren, als der Kredit international wurde. Der Kredit gründet sich auf den Glauben, daß im großen und ganzen der Durchschnittsmensch tut, was er sagt, seine Schulden bezahlt, wie ein Herr (gentleman!) handelt und das Business-Spiel zu seinem eigenen Schaden spielt, wenn er die Ehre aufs Spiel setzt. Der Tauschhandel starb, als der internationale Kredit in die Welt kam.“ Der Tauschhandel, wie ihn das böse Nazi-Germany erfand, „bedrohte“ bekanntlich nach Präsident Roosevelts und Staatssekretärs Hulls wiederholter Versicherung die gesamte Zivilisation der Welt und im besonderen jede Wirtschaftsordnung der USA, bis eines Tages derselbe verdammte Tauschhandel nicht nur zwischen den USA und Großbritannien aufgenommen, sondern geradezu zu einer der Säulen des Leih- und Pachtsystems gemacht wurde.

Und ein weiterer Beleg aus der Erörterung des totalen Krieges, wie sie die Zeitschrift „Fortune“ im August 1941 betrieb. Da wurde im Hinblick auf den Sieg die erstaunliche Frage gestellt: „Wer macht Revolution, Hitler oder wir? Die Antwort darauf bildet eine neue große Vision der Demokratie. Noch wissen wir nicht, wofür wir kämpfen. Und solange wir das nicht wissen, können wir nicht siegen.“ Und dann lesen wir erstaunt diesen Schlußsatz: „Die wahrhaft grundlegende Tat der amerikanischen Demokratie wurde für diesen erhabenen Sieg bereits geleistet: im Leih- und Pachtgesetz von F. D. Roosevelt“! Das ist ein seltsam verworrener Geisteszustand, der an Oberflächlichkeit und Selbstzufriedenheit seinesgleichen sucht.

Sinclair Lewis hat schließlich auch gründlich begriffen, daß die USA-Zivilisation mit ihrem organisierten Spießertum gefährliche Tendenzen hat, die sich in die Außenwelt drängen, die aggressiv in Anspruch und Werbung auftreten und schließlich vor keiner Gewalt zurückschrecken. In sich eine „normale Barbarei“, eine „tragische Belanglosigkeit“ und „glänzende Mittelmäßigkeit“, hält sich das verspießte Amerika trotzdem für das größte Volk der Erde, ja für „Gottes eigenes Land“. Es setzt sich zum Maß aller

Dinge und Menschenwerte. Selbst unbewußt und bewußt standardisiert, will es alle anderen gleichfalls standardisieren. Es hat bereits das viktorianische England als die „hauptsächlichste Mittelmäßigkeit der Welt" überflügelt. In Lewis' Worten: „Es ist eine Kraft, welche die ganze Erde zu beherrschen sucht... Ihrer selbst sicher, schüchtert sie andere Kulturen ein, so wie ein Geschäftsreisender im braunen Derby die Weisheit Chinas erobert und Zigarettenplakate an jahrhundertealte Bögen klebt, die den Aussprüchen eines Konfuzius geweiht sind... Obgleich sich Sopher Prairie selbst als Teil der großen Welt betrachtet und sich mit Rom und Wien vergleicht, wird es sich doch nicht den Geist der Wissenschaft erwerben oder den „internationalen Geist", der es allein groß machen würde. Es kratzt sich Informationen zusammen, die ihm aber sichtbar nur Geld oder gesellschaftliche Auszeichnung verschaffen. Das Gesellschaftsideal ist nicht die große Lebenslinie, das edle Streben, der feine wahrhaft aristokratische Stolz, sondern billige Arbeitskraft für die Küche und schneller Zuwachs an Landpreisen. Es hängt am Materiellen und weiß nichts von Menschheitszielen und Kulturvisionen, aber aus Unwissenheit und sehr kräftigem Selbsterhaltungstrieb fordert es Gott und die Welt heraus.

Die eigentliche Sünde gegen den Geist des Amerikanismus ist das Anders-sein-wollen. Man darf nichts sagen und tun, was einen verdächtig macht, man darf nicht auffallen. Theoretisch hat man z. B. zwar einen Anteil an der sogenannten öffentlichen Meinung, praktisch jedoch hat man sich eben dieser Meinung zu fügen, ganz gleich ob sie die gemachte oder aufgezwungene Meinung irgendeiner Interessengruppe darstellt oder ob sie aus völlig unkontrollierbaren Elementen zusammenfließt. Eigentlich immer ist ihre Wirksamkeit wie ihre Herkunft anonym.

So ist es kein Wunder, daß heute viele Deutschamerikaner und überhaupt alle noch nicht völlig enteuropäisierten Eingewanderten zu den Kritikern der Demokratie gehören, eben weil sie sich noch gegen das Grau-in-Grau des öffentlichen Lebens der USA erheben können. Sie haben einsehen müssen, daß in der „angelsächsischen" Demokratie kein Platz für eine unabhängige Persönlichkeit ist. Vor allem jedem Adoptivamerikaner wird verübelt, wenn er anders als die kompakte Mehrheit sein will. Sinclair Lewis hat das in seiner „Hauptstraße" in einer höchst lebendigen Episodenfigur des „roten Schweden" Miles Bjornstam dargestellt: wie er am Ende völlig vereinsamt, ja verfehmt in der amerikanischen Stadt lebt, nur weil er das Recht für sich in Anspruch nimmt, für sich selbst zu denken. Er ist eine Art Ausnahmemensch. Sinclair Lewis hat auch andere Schweden gezeichnet, die sich recht und schlecht mit der amerikanischen Zivilisation abfinden, auch wenn ihnen wertvolle völkische Tugenden abgewöhnt werden. Sie werden in die Uniformität hineinamerikanisiert... und in weniger denn einer Generation verlieren sie in der allgemeinen Grauheit (d. i. Amerika), was immer sie an schönen Gewohnheiten zum Stadtleben hätten hinzufügen können. Ihre Söhne beendeten den Prozeß. In fertig gekauften Anzügen und ebenso fertig erworbenen Schulphrasen versanken sie in die vorgeschriebene Schicklichkeit, und die ‚gesunden' amerikanischen Gewohnheiten hatten mal wieder ohne eine Spur an Befleckung einen fremden Einbruch aufgeschluckt". Aber auch Carol Kennicott, die das innere Rebellentum vieler und zwar der besten Eingewanderten erfühlte, kam sich ebenso vor, „ausgebügelt in glänzende Mittelmäßigkeit".

Das Verhalten des Eingesessenen zu Bjornstam, seiner Familie und seiner ganzen Lebensweise wird von Lewis als „gleichgültige Grausamkeit" geschildert. Dieselbe Grausamkeit wendet sich nun auch in jedem der beiden Weltkriege, in „Wilsons Krieg" und in „Roosevelts Krieg", nach außen, vor allem gegen Europa. Unter dem Vorwand, von „Militarismus" und „Faschismus" irgendwie „bedroht" zu werden, bedroht der aggressive Amerikanismus seinerseits eine ganze Welt, die er gar nicht versteht in ihrer Innerlichkeit und Wertbeständigkeit. Weil er europäische Großstädte überflutet weiß von einem billigen und seichten Amerikanismus, meint er einen geistigen Führungsanspruch für alle Kulturen erheben zu können. Wie es Mr. Luce in seinem Aufsatz über das „Amerikanische Jahrhundert" ausgesprochen hat: „Amerikanischer Jazz, Hollywood-Filme, amerikanischer Slang, amerikanische Maschinen und patentierte Produkte sind in der Tat die einzigen Dinge, die überall in der Welt, von Sansibar bis Hamburg, übereinstimmend anerkannt werden. Blind, unabsichtlich, zufällig und gegen unseren Willen sind wir bereits eine Weltmacht in all den kleinen Dingen — in sehr menschlichen Dingen. Aber mehr als das: Amerika ist schon das geistige, wissenschaftliche und künstlerische Haupt der Welt. Und das Bedeutendste von allem, wir haben jenes unerklärbare, unmißverständliche Zeichen der Führerschaft: das Prestige".

Dieser Verkünder des „amerikanischen Jahrhunderts" spottet seiner und weiß nicht wie; denn er selbst erkennt Amerikas Versagen und geißelt es in Worten, wie sie kein Feind Amerikas schärfer gebrauchen könnte: „Im Jahre 1919 hatten wir eine goldene Gelegenheit, eine Gelegenheit beispiellos in der Geschichte, die Weltführerschaft auf uns zu nehmen... Wir verstanden diese Gelegenheit nicht. Wilson verpatzte sie. Wir verwarfen sie. Die Gelegenheit blieb. Wir verpfuschten sie in den 1920er Jahren, und in den Verwirrungen der 1930er töteten wir sie."

Wie die USA so äußerlich versagt haben, so versagen sie auch innerlich. Das hat der große amerikanische Erzieher Dr. Alexander Meiklejohn seinerseits eindeutig festgestellt. Er wies das unlängst im „Manchester Guardian" nach. Ihm offenbarte dieser Krieg „die furchtbare Unangemessenheit unserer höheren Erziehung". Sie habe zu einem erstaunlichen Ignorantentum gegenüber „der zeitgenössischen Welt und unserer Rolle darin" geführt und zu einer völligen Unfähigkeit des Verständnisses von Krieg und Frieden.

Schließlich hat wieder Sinclair Lewis das letzte Wort über das Verhältnis des USA-Spießertums zum Europäertum gesprochen. In „Dodsworth" schildert er die Freuden und Leiden eines amerikanischen Europafahrers und läßt seinen aufgestörten Spießer Dodsworth am Ende das Problem wenigstens ahnen: „Dies aber ist die Stärke Europas — nicht seine sogenannte Kultur, seine Galerien, seine schönen Stimmen und Sprachkenntnisse, sondern seine Erdnähe, die Nähe der Scholle. Und dies ist die Schwäche Amerikas, nicht sein Lärm und seine Grausamkeit und seine Kinoplattheiten, sondern die Art und Weise, wie es Wolkenkratzer aus Stahl und Glas errichtet, und wunderbare Fabriken aus Zement und Glas, und gekachelte Küchen und Hochantennen und billige Lesehefte herstellt, um sich von der heilsamen Gewöhnlichkeit der Scholle abzusondern."

Lewis selbst begreift in dem Geheimnis der Scholle die letzte und tiefste Wurzel aller europäischen Kraft „das Unterpfand stetiger Erinnerung", das wesentliche Elementare, Geheimnisvolle, Wunderbare, wofür dem Amerikaner der

Sinn meist abgeht, mit einem deutschen Kritiker zu reden. In diesem Begreifen erweist er sich zutiefst als der unerbittliche Feind des USA-Spießertums ohne Tradition und Tiefe, ohne Ehrfurcht und Geheimnis, ohne die letzte Lebendigkeit alles wahrhaft Gewachsenen und deshalb Wesenhaften.

Die letzten Ursachen der Niederlage Napoleons I.

Von Univ.-Prof. Dr. Gustav Roloff

Jedem nachdenklichen Betrachter der Geschichte Napoleons wird sich die Frage aufgedrängt haben, wie es zu erklären sei, daß der größte militärische Genius der Zeit nach einem solchen Aufstieg und so vielen glänzenden Siegen 1813 binnen zwei Monaten so gründlich geschlagen werden konnte, daß die Verbündeten im Anschluß an die Schlacht von Leipzig in Frankreich eindringen, Paris erobern und den Kaiser stürzen konnten. Ja, sie hätten sogar den Enderfolg noch erheblich früher erreichen können, wenn sie nach dem Siege in Deutschland die Operationen nicht aus politischen Gründen und infolge militärischer Irrtümer monatelang unnötig verzögert hätten. Die Antwort scheint allerdings auf der Hand zu liegen: die verbündeten Staaten Preußen, Österreich, Rußland, England und Schweden waren stärker als Frankreich, konnten sie doch bei Beginn des entscheidenden Feldzugs in Deutschland (August 1813) 510 000 Mann gegen 450 000 ins Feld führen. Aber die Antwort befriedigt nicht: konnte das Genie des Kaisers nicht die geringe Differenz ausgleichen? Er hatte doch den Vorteil, seine Truppen allein, mit unbeschränkter Autorität, zu befehligen, während auf der Gegenseite das Oberkommando nicht einheitlich und schwerfällig war, da der Oberbefehlshaber oft mit dem Widerspruch seiner Verbündeten und unbotmäßigen Unterführern zu rechnen hatte. Vor allem: warum war Napoleon nicht stärker? Konnte er nicht 100 000 Mann mehr ausheben und so seine Schwäche in Übermacht verwandeln? Sein Herrschaftsbereich umfaßte ja die bevölkertsten Teile Europas: außer dem vorrevolutionären Frankreich die im letzten halben Menschenalter eroberten Gebiete: Belgien, Holland, das deutsche Rheinland, Norddeutschland bis Lübeck, einen Teil Italiens und Spaniens; außerdem war das übrige Deutschland bis auf Preußen, ein großes Stück Polen, die Schweiz und der Hauptteil Italiens mit ihm verbündet und zur Stellung von Truppen verpflichtet. Für dieses Riesengebiet bedeutete eine Armee von einer halben Million und mehr wenig, und die Gegner waren gewiß nicht imstande, mehr aufzubringen. Ihre europäischen Länder hatten eine schwächere Einwohnerschaft als Napoleons Herrschaftsgebiet, und Rußland mit seinen entfernten und zum Teil militärisch minderwertigen Massen vermochte nur langsam mit voller Kraft auf dem Schauplatze zu erscheinen, nachdem Napoleons Übermacht die Entscheidung längst erstritten haben konnte.

War etwa Frankreich mit seinen Verbündeten durch die zwanzigjährige Kriegszeit (seit 1792) so erschöpft an waffenfähigen Männern, daß es nicht mehr aufstellen konnte? So oft diese Erklärung gegeben worden ist, so grundfalsch ist sie. Schon urteilsfähige Zeitgenossen erkannten beim Einmarsch in Frankreich, daß es an kräftigen jungen Leuten nicht mangelte, und heute wissen wir auf Grund der Listen in den Archiven der französischen Ministerien, daß an Mannschaften der Jahrgänge 1800 bis 1813, die unter Napoleons Herrschaft mit zwanzig Jahren wehrfähig geworden waren, beim Beginn der Freiheitskriege im damaligen Frankreich allein (ohne die Bundesgenossen) über drei Millionen vorhanden waren. Revolution und Kriege hatten viel weniger Menschenopfer gekostet, als man lange Zeit angenommen hat, und viele Landschaften in Frankreich und außerhalb, wie Belgien, Holland, die deutschen Departements rechts und links des Rheins, hatten durch Revolution und Krieg nur wenig gelitten. Nun hat Napoleon 1813 von dieser gewaltigen Masse 600 000 zum Kriegsdienst aufgeboten: eine überaus geringe Quote, auch wenn man einige Hunderttausend als untauglich und unabkömmlich annimmt. In derselben Zeit hat Preußen fast seine gesamte wehrfähige Mannschaft in den Krieg geschickt und vollends 1914 bis 1918 sind in Deutschland wie in Frankreich reichlich drei Viertel jener Jahrgänge in den Kampf gezogen. Und wie bemerkt, traten zu jener Zahl aus Frankreich noch die umfangreichen Vasallenstaaten.

Menschen waren also genügend vorhanden, um eine Armee auf die Beine zu bringen, die Napoleon den Sieg verbürgte. Aber zum Kriegführen gehört auch Geld. War etwa Frankreich durch die Verwüstungen der Revolution und die langen Kriege, insbesondere durch die Seekriege mit dem unbesiegbaren England, materiell so erschöpft, daß es den Unterhalt einer größeren Armee, Besoldung, Verpflegung, Bewaffnung und Bekleidung und dergleichen nicht mehr aufbringen konnte? War vielleicht seine Industrie so zerrüttet, daß sie nicht für rechtzeitigen Ersatz von Waffen und sonstiger Ausrüstung sorgen konnte? Auch diese Fragen sind unbedingt zu verneinen. Frankreich hat zwar in den ersten Revolutionsjahren starken Schaden durch die inneren Unruhen erlitten; Gewerbe, Landwirtschaft und Handel gingen zurück, manches Gut wurde zerstört, und im Seekriege mit England gingen außer dem blühenden Seehandel auch die reichen mittelamerikanischen Kolonien, die für die blühende französische Wirtschaft des 18. Jahrhunderts von großer Bedeutung gewesen waren, verloren. Aber Napoleon hat für diese Schäden Ersatz geschaffen; er hat Frankreich wohlhabender hinterlassen, als er es übernommen hatte. Die Wiederherstellung der inneren Ordnung belebte sogleich die Tätigkeit in Industrie und Landwirtschaft, viel in den Wirren verstecktes Kapital kam zum Vorschein, und der große natürliche Reichtum des Landes machte sich binnen kurzer Zeit geltend. Den verlorenen Seehandel ersetzte Napoleon durch stärkere Handelsbeziehungen zu den Nachbarn, wobei er rücksichtslos seine politische Übermacht in den Dienst seiner Wirtschaft stellte. Er schloß mit seinen Vasallenstaaten vorteilhafte Handelsverträge, nach denen jene ihr Gebiet der französischen Einfuhr zu günstigen Bedingungen öffnen und mit ihren Produkten Frankreich bevorzugt beliefern mußten, ohne Gegenseitigkeit zu erhalten. So erhob sich der französische Wohlstand bald, und dazu kamen die mächtigen Summen, die Napoleon aus den unterworfenen Ländern, besonders aus Italien und Deutschland zu erpressen wußte; Preußen allein hat ja von 1807 bis

1812 über eine Milliarde Franken, das Mehrfache seines jährlichen Budgets, nach Frankreich zahlen müssen. So günstig entwickelte sich der französische Wohlstand, daß Napoleon die direkten Steuern herabsetzen und noch dieselben Erträge erzielen konnte. Mit diesem Bild vereinigt sich vortrefflich die Tatsache, daß die Bevölkerung im Gebiet des vorrevolutionären Frankreichs unter der napoleonischen Herrschaft anstieg: kurz, Frankreich hatte Menschen und Mittel genug um eine unüberwindliche Übermacht ins Feld zu stellen.

Trotzdem, sahen wir, hat Napoleon nur einen geringen Bruchteil der verfügbaren Mannschaft einberufen. Eine eigentümliche Erscheinung: der Herrscher, der durch seine siegreiche Armee erhoben worden war, der Feldherr, der früher als jeder andere die Bedeutung der Zahl für den Sieg erkannt hatte und stets in seinen Schlachten mit Übermacht aufzutreten trachtete, begnügte sich mit einer so schwachen Leistung seines Landes, obgleich er wußte, daß die Feinde mindestens gleich stark waren, und obgleich er ahnte, daß der Krieg über seine politische Existenz entscheiden werde. Die Ursache ist nicht minder verblüffend: der Mann der ungeheuren Willenskraft, der als Vertreter rücksichtsloser Gewaltanwendung gilt und in der Tat häufig genug seine Ziele durch brutale Gewalt erreicht hat, wagte es nicht, von seinem Volke höhere Leistungen zu fordern, ja, er hat, wie sich noch zeigen wird, nicht einmal seine bescheidenen militärischen Ansprüche durchsetzen können.

In Frankreich bestand zwar seit der Revolution gesetzlich die allgemeine Wehrpflicht, aber sie hatte nicht das Ziel, die wehrfähigen Männer auch wehrtüchtig zu machen, sondern es wurden durch ein Gesetz — unter Napoleon durch einen Beschluß des stets gehorsamen Senats — nur soviel einberufen, wie man gerade brauchte. Nach fünfjähriger Dienstzeit sollten die Ausgehobenen — ausgenommen im Kriege — entlassen werden. Zur Zeit des Festlandfriedens (1801 bis 1805) hat daher Napoleon nicht mehr als 60 000 Mann jährlich eingestellt, kaum ein Viertel der jeweils Zwanzigjährigen. Aber selbst diese geringe Last wurde von den Franzosen nur ungern ertragen. Sie waren nie zum gesetzlichen Heeresdienst erzogen worden, da das alte königliche Heer fast ausschließlich durch Werbung aufgebracht worden war; die von der Revolution beim drohenden Einmarsche der Österreicher und Preußen eingeführte Dienstpflicht (1792) hatte schon damals großen Widerstand zu überwinden. Solange die Invasion drohte, eilten zwar viele Franzosen aus Stadt und Land in patriotischer Erregung zu den Waffen, aber sobald die Gefahr vorüber war und der Krieg jenseits der Grenzen weiter ging, ließ die Begeisterung nach, und nur mit großer Härte konnte die Regierung die notwendigen Rekruten erhalten, um die Kadres zu füllen. So blieb es auch unter Napoleon. Obgleich seine Siege die Armee populär gemacht hatten, blieb bei der Masse die Neigung zum Heeresdienst gering. Schon während des Friedens, als die Anforderungen so niedrig waren, gab es viele Drückeberger. Bis zu einem Drittel mußten die Rekruten gewaltsam eingestellt werden, sind dann allerdings in der Regel tüchtige Soldaten geworden. Das Volk begriff nicht, weshalb im Frieden eine große stehende Armee mit Zwangsdienst nötig sei, und die Aushebungsmethoden steigerten die Abneigung dagegen. Da immer nur verhältnismäßig wenige gebraucht wurden, blieb den Behörden die Auswahl überlassen, und dabei fehlte es nicht an Härte und Willkür. Die Behörden suchten die Tauglichsten auszuwählen, und da gab es stets Bestechungen und Begünstigungen, unter den Tauglichen sollte dann das Los entscheiden, auch dabei gab es manche Unregelmäßigkeiten, und schließlich konnte sich der Wohlhabende einen Stellvertreter kaufen. Infolge solcher Vorkommnisse empfand der Ausgehobene sein Schicksal als Ungerechtigkeit. Der Widerwille gegen das Einrücken zur Fahne konnte auch durch materielle Vorteile nicht überwunden werden. Denn der Sold war gering und wurde nicht pünktlich bezahlt, oft war Napoleon mehrere Monate im Rückstande. Auch Verpflegung und Bekleidung waren mangelhaft und die Versorgung der Verwundeten schlecht, die Sterblichkeit in den Lazaretten außerordentlich hoch. Endlich war das Los der Verabschiedeten nicht beneidenswert. Auch ihnen zahlte der Staat die Bezüge nicht pünktlich, so daß sie sich oft auf Bettel angewiesen sahen. Napoleon schalt grimmig auf diese Zustände, aber ausrotten konnte er sie nicht. Kein Wunder, daß der Eingezogene als „verlorenes Kind“ in seiner Familie galt. Als in der Kriegszeit (seit 1805) die Aushebungsquote stieg — freilich nie bis zur Hälfte der Wehrfähigen — wuchs wie begreiflich der Widerwille. Es wurden bei allen Aushebungen tatsächlich weniger gestellt als gefordert waren.

Mit den schwachen Ansprüchen an die Wehrkraft und die noch geringeren Leistungen war nun ein schwerer Übelstand verbunden. Weil Napoleon in Krieg und Frieden immer nur den augenblicklichen Bedarf decken wollte, fehlte ihm die Möglichkeit, eine größere Reserve auszubilden, die sofort beim Kriegsausbruch ins stehende Heer einrücken konnte. Die beim Kriegsbeginn oder kurz vorher eingestellten Mannschaften mußten vielmehr erst ausgebildet werden, was die Mobilmachung und die Operationen verzögerte; wiederholt sind sogar die neuen Mannschaften erst während des Marsches zum Kriegsschauplatz notdürftig einexerziert worden. Natürlich hatte das üble Folgen: die Strapazen des Marsches und die Gefechte forderten unter den jungen Truppen größere Opfer als unter abgehärteten und erfahrenen Kriegern. Auch in diesem Punkte sah es in Preußen besser aus. Scharnhorst hat nach der großen Niederlage 1806, als die Armee neu aufgebaut, aber zugleich auf Napoleons Gebot und aus Mangel an Mitteln zahlenmäßig stark beschränkt werden mußte, von Zeit zu Zeit aus dem aktiven Heere ausgebildete Mannschaften entlassen und dafür neue Rekruten mit kürzerer Dienstzeit eingestellt, so daß sich im Laufe mehrerer Jahre eine beträchtliche und sofort brauchbare kriegsfähige Reserve bildete.

Welche schweren politischen und militärischen Schäden aus diesem Mangel des napoleonischen Heeres erwuchsen, sei an einem Beispiel erläutert.

Im Herbst 1808 mußte der Kaiser die Hauptmasse seiner Truppen über die Pyrenäen führen, um einen großen spanischen Aufstand und eine in Portugal gelandete englische Armee zu bekämpfen. Er wußte, daß die österreichische Regierung sich mit dem Gedanken trug, diese spanische Verwicklung zu einem Angriff auf Frankreich zu benutzen, um die Einbußen der letzten Kriege wieder wettzumachen. Napoleons Armeen reichten nicht aus, gleichzeitig den Feldzug in Spanien zu führen und die Österreicher mit einer entsprechenden Macht in Schach zu halten: er mußte infolgedessen, um nicht im Rücken angegriffen zu werden, die Hilfe seines russischen Bundesgenossen in Anspruch nehmen, der Österreich durch die Drohung, Frankreich gegen einen Angriff beistehen zu wollen, einschüchtern und

zum Stillsitzen zwingen sollte. Diese Notwendigkeit machte ihn politisch vom Zaren abhängig: er mußte ihm für dieses Versprechen die Eroberung türkischer Provinzen, der Moldau und Walachei, zugestehen, was er bisher stets zu verhindern gewußt hatte (Oktober 1808). Aber der russische Druck auf das Habsburger Reich war nur von vorübergehender Wirkung. In Wien ahnte man bald, daß Kaiser Alexander aus Mißtrauen gegen Napoleon seine Zusage nicht ernstlich halten werde, und setzte deshalb die Vorbereitungen fort. Napoleon war gezwungen, seinen erfolgreich begonnenen spanischen Feldzug vor der Vollendung des Sieges abzubrechen, einen großen Teil seines Heeres nach Frankreich zurückzuführen und die Fortsetzung des spanischen Krieges seinen Marschällen mit unzureichenden Kräften zu überlassen. Nun hätte es sein militärisches Interesse erheischt, den Krieg schleunigst mit voller Wucht gegen Österreich vor Vollendung der feindlichen Rüstungen zu eröffnen, aber dazu war er nicht imstande. Er mußte erst den Ausfall, den der spanische Krieg verursachte, durch neue Aushebungen ersetzen und die Rekruten kriegstüchtig machen, so daß die Österreicher unzweifelhaft mehrere Monate eine große quantitative und qualitative Überlegenheit über seine vorgeschobenen Truppen in Süddeutschland und Italien besaßen. Nur die Unzulänglichkeit der österreichischen Heerführung — der Oberbefehlshaber Erzherzog Karl war kein Stratege im Stile Napoleons — hat den Kaiser vor einer großen Niederlage zu Beginn des Krieges von 1809 bewahrt, deren Wirkung auf Preußen und Rußland von unberechenbarer Bedeutung hätte sein können. Aber trotz der mangelhaften feindlichen Führung ist dem Kaiser der Sieg außerordentlich schwer geworden, da seine numerische Überlegenheit gering war und die jungen Truppen viel zu wünschen übrig ließen. Noch bitterer rächte sich die militärische Schwäche in Spanien. Der Krieg gegen die von England nachdrücklich unterstützten Aufständischen ging weiter und führte allmählich zu harten Verlusten der Franzosen an Land und Leuten. Wie anders hätten die Dinge verlaufen müssen, wenn er beim Beginn der spanischen Verwicklung 100—200 000 Mann mehr zur Verfügung gehabt hätte!

Aus den oben skizzierten Ursachen geschah es, daß Napoleon 1813 die 600 000 Rekruten, die er einberufen hatte, bei weitem nicht in voller Zahl erhielt; er selbst hatte bei der Ausschreibung auf 100 000 Deserteure gerechnet, tatsächlich waren es nach Ausweis der Listen gegen 250 000! Da auch die spanische Armee aus den zur Einstellung Kommenden versorgt werden mußte, gelang es mit Hilfe der alten Bestände nur mit Mühe, die angegebene Stärke für den deutschen Feldzug aufzubringen. Selbst mit der geringen Ausschöpfung der Wehrkraft hätte Napoleon eine beträchtliche Übermacht aufstellen können, wenn sein Volk größere Opferwilligkeit bewiesen hätte. Und als er beim Einmarsch der Verbündeten in Frankreich (1814) das Volk zur Verteidigung des Vaterlandes aufrief, fand er noch weniger Widerhall als bisher: jetzt war der Zauber seiner Unbesiegbarkeit, der so manchen begeistert hatte, dahin. Respekt und Furcht vor ihm verringerten sich.

Sollte aber eine solche beharrliche und erfolgreiche Opposition gegen ein unabweisbares Staatsbedürfnis nicht doch tiefere Gründe haben als nur die Abneigung gegen die Gefahren und Unbequemlichkeiten des ungewohnten Militärdienstes und die Mängel der Aushebungspraxis? Die große Mehrheit der Nation muß die Opposition geteilt haben, sonst hätten die Refraktäre sich nicht in solchen Massen ihrer Pflicht entziehen können. Mußten sich die Franzosen nicht sagen, daß Sicherheit und Größe ihres Landes von der Unbesiegbarkeit ihrer Armee abhingen? Diese Fragen führen uns dem Problem näher: es bestand ein eigentümlicher Widerspruch in den politischen Gefühlen und Trieben des französischen Volkes. Es hatte sich in der Revolution daran gewöhnt, die Alpen- und Rheinlinie als die ihm von Natur und Geschichte bestimmten Grenzen zu betrachten, deren Besitz ihm Sicherheit und Frieden garantiere. Daß Napoleon diesen politischen Traum zur Wirklichkeit gemacht hatte, hatte ihm den Weg zur obersten Stelle gebahnt. Freilich ergibt sich für den unbefangenen Betrachter leicht, welcher ungeheure Fehler in der französischen Rechnung steckte. Die Überschreitung der nationalfranzösischen Grenzen mit der Eroberung der sogenannten natürlichen Grenzen bedeutete die Vergewaltigung fremder Völker, der Deutschen, Belgier, Holländer und Italiener, die sich hiermit auf die Dauer nicht abfinden konnten, und vor allem: sie steigerte Frankreichs Macht so sehr, daß ein dauerndes friedliches Verhältnis zu den Nachbarn ausgeschlossen war. England wollte die Vereinigung Belgiens, geschweige denn Hollands, mit Frankreich nicht ertragen. Die Besitznahme des linken Rheinufers übte, abgesehen von der Verletzung des deutschen Nationalgefühls, einen unerträglichen Druck auf Preußen und Österreich, selbst auf Rußland aus, und die Unterordnung Italiens, die auf die Gewinnung der Alpengrenze mit logischer Notwendigkeit sogleich folgte, bedrohte das benachbarte Österreich sowie England und Rußland, die hierin die Vorbereitung des Kampfes um die Vorherrschaft im Orient und Mittelmeer erblickten. Aus diesen Gegensätzen sind die Kriege seit 1803 entstanden, aber die öffentliche Meinung war weit entfernt, ihren Zusammenhang mit den „natürlichen" Grenzen zu erkennen. Für Interessen und Gefühle anderer Völker hatte der Durchschnittsfranzose kein Verständnis. Die Summe seiner Anschauung von der auswärtigen Politik läßt sich in dem Satz zusammenfassen: „Wenn Frankreich befriedigt ist, ist die Welt ruhig". Da man nun, wie bemerkt, auf eine Friedensära mit den neuen Grenzen gerechnet hatte, war man tief enttäuscht, als neue und stetig schwerer- und opferreicher werdende Kriege geführt werden mußten, und da man gegen ihre wahren Ursachen blind war, suchte man sie auf einem anderen Felde: in der persönlichen Politik des Kaisers, seinem politischen und militärischen Ehrgeiz, seiner Absicht, seine Familienmitglieder mit europäischen Thronen auszustatten und ähnlichen Motiven. Es sind Größen, die zwar vorhanden waren, aber nur hier und da die Form der großen politischen Verwicklungen bestimmt, nicht sie hervorgerufen haben. Es leuchtet ein, daß solche Vorstellungen, ein solches Mißtrauen mit begeisterter Hingabe und Opferwilligkeit nicht verträglich sind. Man glaubte ja, weniger für die eigne Wohlfahrt als für die dynastischen und persönlichen Ziele des Herrschers kämpfen zu müssen. Daher blieben die französischen Anstrengungen so weit hinter den preußischen zurück. In Preußen war das Volk mit Herrscher und Regierung einig in der Überzeugung, daß es sich um Ehre und Existenz handle, und nahm daher willig bisher unerhörte Lasten auf sich. Es kam hinzu, daß den Preußen die Erfüllung von kriegerischen Pflichten leichter wurde als den Franzosen, da sie eine stärkere militärische

Tradition besaßen. Seit Friedrich Wilhelm I. war ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung für wehrpflichtig erklärt worden und hatte stets Soldaten gestellt, so daß die Armee in ungleich höherem Grade mit dem Staatsbewußtsein verwachsen war.

Wieder wird man fragen: war es denn unmöglich, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen? Konnte man der öffentlichen Meinung nicht klar machen, daß die unwillkommenen Kriege die Konsequenz ihrer eigenen Wünsche seien und daß sie, wenn sie das Gewonnene behaupten wolle, zu größeren Leistungen bereit sein müsse; konnte man schließlich nicht durch verstärkte Gewalt oder Lockmittel, wie höheren Sold oder sonstige Vorteile, die Scheu vor dem Heeresdienst überwinden? Solche Widersprüche zwischen den Wünschen und der Praxis sind ja nicht selten im Völkerleben; auch Preußen hatte sie in der ersten Zeit Bismarcks zu überwinden, als die öffentliche Meinung eine aktive Politik zur Herbeiführung der deutschen Einheit verlangte, aber gleichzeitig die Verstärkung der Armee ablehnte, obgleich jene Politik unzweifelhafte Kriegsgefahren mit sich brachte. Wilhelm I. und Bismarck haben diesen inneren Widerspruch zu überwinden vermocht; sollte es dem Genie Napoleons nicht auch möglich gewesen sein? Hätten die Franzosen nicht allmählich einsehen müssen, daß eine geringe Vermehrung der jährlichen Aushebungen sich glänzend lohnte? Hier stoßen wir auf den Grund des Problems: was Wilhelm I. konnte, einen jahrelangen Konflikt mit seinem Volke siegreich durchführen, ohne tiefere Erschütterung befürchten zu müssen, war Napoleon versagt. Es liegt am Unterschied in den Grundlagen der Herrschaft beider Monarchen: der legitime König von Preußen war mit seinem Volke ungleich enger verbunden als der Usurpator; das allgemeine Vertrauen, das der Vertreter der alten mit dem Staate groß gewordenen Dynastie besaß und das einen mächtigen Schutz gegen jene Fehlurteile bildete, mußte sich der durch Gewalt emporgekommene Cäsar erst erwerben. Täglich mußte er den Franzosen beweisen, daß seine Herrschaft für Frankreichs Wohlfahrt unentbehrlich sei. Um die Anhänglichkeit seines Volkes zu gewinnen, wagte Napoleon nicht, ihm schwerere Lasten aufzulegen und seinen Widerstand noch mehr zu reizen; insbesondere suchte er die wirtschaftlich und geistig führenden Schichten zu schonen, um ihre Interessen eng mit seiner Herrschaft zu verbinden. Daher die geringe Aushebungsquote, die Stellvertretung und andere Methoden, die den Wohlhabenden in Stadt und Land zugute kamen. Nicht anders stand es auf finanziellem Gebiete. Auch da hat der Kaiser sorgsam die oberen Schichten geschont und auf Erhöhung der Abgaben verzichtet, obgleich Frankreichs Wohlstand, wie bemerkt, beträchtlich zunahm, und obgleich er mit den vorhandenen Mitteln nur mühsam die Staatsbedürfnisse befriedigen konnte. Daher insbesondere die Herabsetzung der direkten Steuern aus Rücksicht auf die Gefühle der stabilen Elemente der Bevölkerung. Er kannte die Sparsamkeit der Masse der Franzosen und ihre Abneigung gegen öffentliche Abgaben, die teils in ihrer Natur lag, teils durch die Geschichte der letzten Jahrhunderte erzeugt worden war. Denn niemals hatte es das französische Königtum zu einem ausreichenden und gerechten Finanzsystem gebracht. Ansätze unter Heinrich IV. waren nach seinem Tode zugrunde gegangen, und weder Richelieu noch Ludwig XIV., geschweige denn dessen Nachfolger, hatten ein gesundes Steuerwesen zu schaffen vermocht. Auch sie hatten die besitzenden Klassen über Gebühr geschont und meist mit Defizit und Anleihen wirtschaften müssen, die den Staat schließlich in Überschuldung stürzten, seine Verwaltung verdarben und in Mißachtung brachten. Die Revolution vergrößerte die Übel durch die Auflösung der Ordnung. Als Napoleon seit der Übernahme des Konsulats (1799) die bessernde Hand anlegte, traf er auf allgemeines Mißtrauen gegen finanzielle Reformen, soweit sie nicht offensichtlich Erleichterungen brachten, und insbesondere die wohlhabenden Klassen waren nicht an direkte Abgaben gewöhnt. So erklärt sich seine Zurückhaltung in der steuerlichen Belastung und seine Abneigung gegen die direkten Steuern, die, wie er mit vielen Zeitgenossen glaubte, vom Steuerpflichtigen widerwilliger als indirekte ertragen würden. Alljährlich bereitete ihm die Balancierung seines Budgets große Mühe, und es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man aus den Akten ersieht, wie der Beherrscher des Riesenreichs mit seinem Finanzminister unermüdlich rechnet, um einige Millionen oder nur Hunderttausende zu ersparen, die er reichlich durch eine geringfügige Steuererhöhung ohne Schaden für die öffentliche Wirtschaft hätte erhalten können. Aus diesem Mangel an Geld hat er die erwähnten schweren militärischen Mißstände mit ihren verderblichen Folgen für Krieg und Politik ertragen, aber sie schienen ihm leichter zu wiegen, als die mit höheren Abgaben verbundene Steigerung der allgemeinen Verstimmung.

Wiederum ist Preußen das Gegenbild. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Angehörigen der Hohenzollernmonarchie an fühlbare direkte und indirekte Abgaben gewöhnt worden, und da sie seit derselben Zeit unter einer zwar nicht selten harten, aber im allgemeinen gerechten und wohltätigen Verwaltung gestanden hatten, hatten sie das Vertrauen, daß ihre Steuern der Staatsnotwendigkeit entsprächen und sachgemäß verwendet würden. Sie sahen auch den Erfolg ihrer Leistungen: das arme Preußen kam mit seinen Finanzen nicht nur aus, es vermochte sogar unter seinen beiden großen Königen durch alljährliche Ersparnisse einen Staatsschatz für den Krieg und sonstige Notfälle anzulegen, während das reiche Frankreich von seinen Schulden erdrückt wurde. Diese finanzpolitische Erziehung der Nation bewährte sich grade in der napoleonischen Zeit. Das niedergeworfene und ausgeplünderte Preußen konnte, um nur dies eine zu nennen, eine Einkommensteuer einführen, um mit ihrer Hilfe seinen durch die Niederlage verursachten ungeheuren Bedürfnissen gerecht zu werden, wozu das siegreiche und von außen bereicherte Frankreich nicht imstande war.

So lernt man durch den Vergleich mit Preußen am besten die Grundschwäche des napoleonischen Regimes kennen: die ungenügende Tradition in den militärischen und finanziellen Pflichten und die ungenügende politische Übereinstimmung zwischen Herrscher und Volk. Diese Mängel haben den Imperator zugrunde gerichtet, selbst sein gewaltiger Wille blieb ihnen gegenüber ohnmächtig. Der geschlagene Friedrich Wilhelm III. konnte bis in den äußersten Winkel seines Staates zurückweichen, ohne eine Erschütterung seiner königlichen Stellung von innen heraus befürchten zu müssen; der geschlagene Napoleon verlor mit der ersten großen Niederlage sein Ansehen und mit der Hauptstadt seinen Thron.

Dürers deutsches Gesicht

Von Dr. Paul Weiglin

Mit sieben vierfarbigen Wiedergaben

Wir stehen in einer Weltenwende, und alles kommt darauf an, nicht nur für unser Volk, sondern das gesamte Abendland, daß wir an der Front wie in der Heimat den Ansturm haßerfüllter Mächte brechen. Niemals haben wir um des fragwürdigen Gewinns äußerer Vorteile willen zu den Waffen gegriffen. Immer kämpften wir um höhere und nach menschlichem Ermessen ewige Güter. Selbst der furchtbare Krieg der dreißig Jahre, der unter dem Eingriff fremder Begehrlichkeiten unser Vaterland zum Schlachtfeld Europas machte, entstand um der Freiheit des Christenmenschen willen, und als unser junges Heer vor fünf Jahren ins Feld zog, war es dem tiefer Blickenden klar, daß es sich nicht etwa nur um Danzig und den polnischen Korridor handelte. Wir mußten unser einfaches Lebens-



Kaiser Maximilian. Ölgemälde von 1519



Bildnis des Oswald Krell. Ölgemälde von 1499

recht vor der Unterdrückung durch jene Mächte bewahren, die trotz Leipzig und Sedan und Tannenberg an dem bequemen Aberglauben hingen, daß der Deutsche zum Diener fremder Herren berufen sei.

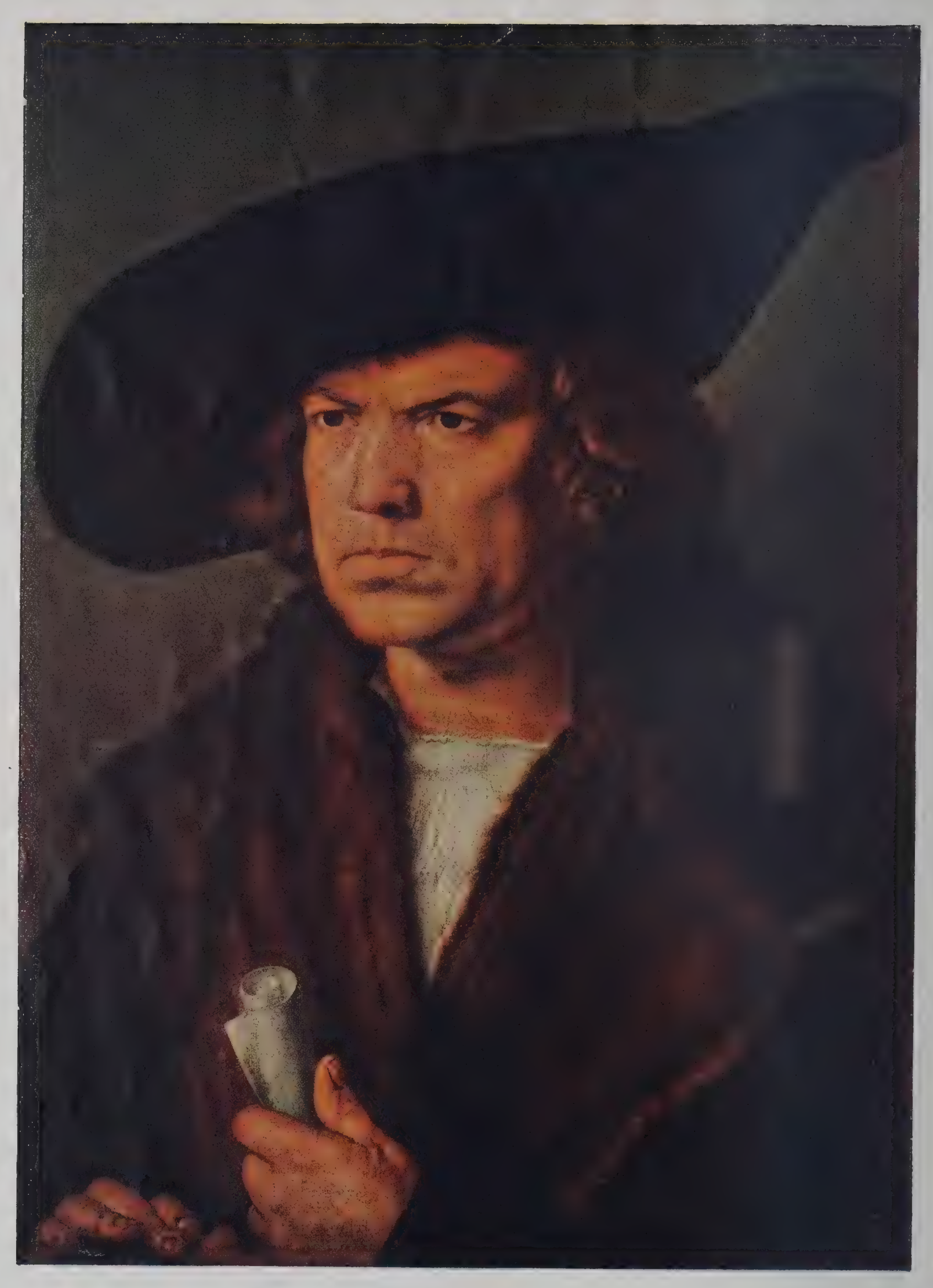
Als unsere Jugend sich erhob, trug sie den „Faust" oder die Gedichte Hölderlins im Tornister. Derlei wurde auch 1914 berichtet, und sicher hat es in vielen Fällen gestimmt. Aber wir wollen uns nicht damit großtun, indem wir uns romantisch oder gar ästhetisch gebärden. Es sind Zeiten gekommen, wo wir selbst an den „Faust" oder an Hölderlin nicht denken dürfen, wo wir alle Macht auch des Gemütes



Frauenbildnis. Ölgemälde von 1505

zusammennehmen müssen, um die Schrecken der Schlacht oder des Terrors zu ertragen und zu überwinden und ihnen zum Trotz die Kraft zu neuem Kampf und einem sich ständig wiederherstellenden Glauben zu gewinnen. Auch unter harten Prüfungen sind wir nicht verzagt. Wir glauben an Deutschlands ewigen Bestand, und diesen Glauben kann uns keine Macht der Welt aus dem Herzen reißen.

Zu den erhabenen Männern, die wie Wolfram und Luther, Bach und Friedrich, Goethe und Beethoven nicht bloß Gestalten, sondern Sinnbilder deutschen Wesens geworden sind, gehört unter den bildenden Künstlern vor allen anderen Albrecht Dürer. Jeder weiß von ihm und ahnt wenigstens seine Größe. Mit einer Zweifelsucht, die nicht zu den rühmlichsten Eigenschaften unseres Volkes zählt, haben wir untersucht, ob er seinen überragenden Platz mit Recht einnehme. War nicht vielleicht Grünewald in seiner mystischen Erfülltheit größer? Übertraf ihn nicht Holbein an internationaler Wirkung? Wußte nicht am Ende ein kleinerer Geist wie Cranach herzlicher und verständlicher zum gemeinen Mann zu sprechen? War nicht Albrecht Dürer in seinem Kampf um das



Bildnis des Nürnberger Patriziers Hans Imhof d. Ä. Ölgemälde von 1524

Geheimnis der schönen Form, wie sie sich ihm im Süden selbstverständlich und doch so rätselvoll zu bieten schien, eine problematische Natur, mit ihrem Reiz, doch auch ihrer Schwäche? Ach, es war, so versicherten uns gelehrte Leute, sehr schwierig, mit ihm fertig zu werden. Gewiß gab es viele unter seinen Werken, die auch den Unvorbereiteten und Unkundigen ergriffen. Doch dann stand man plötzlich vor Ritter, Tod und Teufel oder gar der Melancholie, und Bücher über Bücher wurden geschrieben, um hinter die Geheimnisse solcher Blätter zu kommen. Und dennoch blieben sie dunkel wie die Offenbarung des heiligen Johannes mit ihren erschrecklich drohenden Bildern.

Wer die Deutschen kennt, der weiß, daß gerade das Wandeln am Abgrund zwischen Klarheit und Dunkelheit unseren großen und guten Geistern eigen ist, dem Parzival wie dem Simplizissimus, dem Wallenstein wie dem Doktor Faust. Albrecht Dürer, der sich in Nürnberg fröstelnd nach der Sonne



Bildnis einer jungen Frau. Ölgemälde von 1507

Italiens sehnte wie später Goethe und Jacob Burckhardt, hat dennoch in der Enge der Heimat Raum genug für seine weltweite Kunst gefunden, gleich dem Dichter in Weimar, dem Gelehrten in Basel. Er sah so klar wie diese und viele andere bedeutende oder gescheite Leute, daß in Deutschland manches kümmerlich und vieles besserungsbedürftig sei, und daß es herrlich wäre, einmal eine Welt zu sehen, die heiterer und geräumiger war und in der es sich freier atmete als in Nürnberg, in Thüringen, oder in der Schweiz. Aber schließlich schmeckte der Abendschoppen doch nirgends so sauber wie daheim.

Man sollte sich hüten, eine solche Erkenntnis philisterhaft zu schelten. Es ist die Eigentümlichkeit unserer wahrhaft großen Männer, daß sie sich in ihrem äußeren Auftreten vor genialischem Getue hüteten und derlei den Halbtalenten überließen. Sie wußten, daß vor Gott und der Welt auch Gevatter Schneider und Handschuhmacher ihre Aufgaben zu lösen hatten, und wenn sie ihre Pflicht getreu und geschickt erfüllten, wurden sie Meister mit Fug genannt. So ordnete sich auch Dürer in die Gesellschaft Nürnbergs da ein, wo nach dem Herkommen sein Platz war, genau wie der gelehrte Humanist Willibald Pirckheimer oder der poetische Schuster Hans Sachs. Er war ein berühmter Mann, der Klang seines Namens drang bis an den Hof des Kaisers in Wien. Er durfte stolz sein auf die Ehre, die er Nürnberg und Deutschland machte, und er

war es auch. Jedoch sein Heim am Fuße der Burg war ein Haus wie viele andere in der Stadt. Es war ihm nicht verborgen, daß er von der wunderbaren Kraft des Genius erfüllt war, doch folgerte er nicht daraus, daß ihm besondere Rechte oder Vorrechte zustünden. Ihm lag vielmehr einzig die Verpflichtung auf der Seele, möglichst vollkommen zu bilden, was ihm der Drang zu schaffen gebot.

Wir wollen uns nicht besonderer deutscher Tugenden rühmen. Vieles, was uns gutgemeintes Selbstlob zugesprochen hat, ist auch anderwärts zu finden, ja zu Hause. Aber daß ein Mann, der sich mit dem Größten beschäftigt, mit Gott und seinem Gericht, mit Sündenfall und Erlösung, mit Forscherglück und Forscherqual, auch die Andacht zum kleinen aufbringt, zum Rasenstück und zum Hasenfell, das ist doch wohl ein Zeichen unserer Art, die zu den Sternen blickt und auf die Gassen acht hat, in allumfassender Liebe sich dem Allmächtigen hingibt und das Marienkäferchen mit liebenswerter Poesie aus der Verborgenheit erhebt.

Das ist Dürers deutsches Gesicht, wie es sich auch in seinen Bildnissen überzeugend, unvergeßlich ausspricht. Er lebte wie wir in einer gefährlichen, aber großen und die deutsche Geschichte der nächsten Jahrhunderte bestimmenden Zeit. Eine neue Welt war nicht nur drüben in Amerika, sondern auch in den Herzen und Gewissen der Menschen entdeckt. Alte und liebe Vorstellungen erwiesen sich als ausgehöhlt und unwirklich geworden. Die Geister wandelten sich. Ein religiöses Genie, Martin Luther, zeigte dem bedrängten Herzen einen unmittelbaren Weg zur Rechtfertigung allein aus dem Glauben. Ein feinnerviger Gelehrter wie Erasmus von Rotterdam wähnte umsonst, den Sturm der Zeit mit den Mächten ruhiger Bildung beschwören zu können. Hutten schlug den Dunkelmännern seine witzigen Episteln um die langen Ohren und hoffte mit Sickingen die kaiserliche Macht im Reich über die der Fürsten triumphieren zu sehen. Den Rittern gelang sowenig wie später den aufrührerischen Bauern eine Erneuerung des Sacrum Imperium. Zwietracht und Eigensucht erwiesen sich wie sooft in unserer Geschichte stärker als der Trieb zur Einigung und zum gemeinen Nutzen.

Und dennoch war es nach Huttens Wort eine Lust zu leben, denn die Geister regten sich. Mochten die religiösen Streitigkeiten noch so quälend und störend sein und erst recht verderblich in ihren Folgen, damals zu Dürers Zeit rüttelten sie jeden einzelnen auf und zwangen ihn zur Entscheidung. Es handelte sich wie heute um letzte und höchste Dinge, und niemand, der auf Ehre hielt, konnte beiseite stehen und sich drücken. Man mußte Farbe bekennen. Auch der humanistische Strom, der neben dem religiösen floß und sich in Melanchthon mit ihm vereinte, hatte nicht nur insofern Bedeutung, als er gelehrte Kreise an die Ufer klassischer Bildung führte. Indem man den Cäsar las und den Tacitus neu entdeckte, wurde die heroische Vergangenheit unseres Volkes lebendig: König Ehrenfest – so verdeutschte man sich Ariovist – trat auf und Hermann der Befreier und standen würdig neben den Helden des klassischen Altertums, so daß es jedem klar wurde, mit welchem Recht die deutsche Nation das Heilige Römische Reich an sich genommen hatte.

Der Kaiser dieses Reichs war Maximilian, „der Allmächtige und Unbesiegliche, der alle Könige und Fürsten seiner Zeit durch Gerechtigkeit, Klugheit, Großmut, Freigebigkeit, vornehmlich jedoch durch Kriegsruhm und Tapferkeit übertroffen hat." So lautet deutsch die lateinische Inschrift auf Dürers Bild von 1519. Es zeigt den Kaiser als alten Mann. Der letzte Ritter, der einst wie ein abenteuernder Romanheld die schöne Maria von Burgund heimgeführt und siegend und erbend Habsburg zu europäischer Bedeutung erhoben hat, ist in seiner Mühsal um das Reich enttäuscht worden. Gutmeinende Reformen des Wehr-, Steuer- und Gerichtswesens sind nur halb gelungen und haben ihr Ziel ganz verfehlt. Neue Schwierigkeiten drohen, nachdem die Geister religiös, sozial, politisch in Bewegung geraten sind. Dürer, kein Parteimann, hat leidenschaftlich daran teilgenommen und den Kaiser, der sein Gönner gewesen ist, geliebt. Er läßt uns in seinem Bildnis die hoheitsvolle Einsamkeit der Majestät empfinden. Aber es ist keine unnahbare Einsamkeit. Es ist ein deutsches Antlitz, das zu uns spricht, ein Mann, der in seiner Erhabenheit auch dem Geringsten unter den Seinen verständlich bleibt und nahe ist und dem sein Narr Kunz von der Rosen die Wahrheit sagen darf, die die Großen zum Schaden des Volkes wie zu ihrem eigenen so selten vertragen.

Ein deutsches Gesicht zeigt uns auch das Bildnis des Oswald Krell aus dem Jahre 1499. Man hat anerkannt, daß es ein Stück vollkommener Malerei darstellt. Doch weder das eine noch das andere greift uns ans Herz. Wir sind gepackt von dem beobachtenden Ernst des Dargestellten, der die schöne Welt, wie wir sie aus dem Fenster erblicken, mit einigem Zweifel betrachtet, denn auch damals war der Mensch eifrig bemüht, Gottes herrliche Schöpfung zu verderben.

Ein Gegenstück zu diesem Handelsherrn ist das Frauenbildnis von 1505. Es widerlegt das Vorurteil, das namentlich im Ausland verbreitet ist. und wonach unsere Frauen lauter Gretchen sind, und zwar solche, wie sie nicht etwa in Goethes Dichtung, sondern in Gounods Oper über die Bretter wandern. Wir sehen eine auch in unserem Sinne moderne Frau vor uns, die die neue Zeit begreift, die weiß, daß sie manches, was ehedem für weiblich galt, abtun muß, und dennoch jene Anmut bewahrt, die stärker ist als der Intellekt und die auch heute ihr Antlitz bestimmt, da sie offenbarer als sonst mit in die Entscheidung unseres völkischen Kampfes gezogen ist.



Betende Maria. Ölgemälde von 1518

Von besonderer malerischer Wirkung ist das Porträt Hans Imhofs, doch geht es uns heute nicht so sehr um die künstlerischen Werte, die sich hier so herrlich wie selten kundmachen. Uns fesselt das deutsche Gesicht eines Patriziers, eines Bürgers von guter Abkunft und tüchtigem Wandel, eines Bürgers, der für das Seine wie für das Allgemeine sorgt, der hart sein kann, wo es der Kampf erfordert. Wäre dieses Bürgertum nicht ausgestorben gewesen, so hätten wir 1918 nicht erlebt und 1848 wäre glücklicher ausgegangen.

Viel früher als dieses 1524 entstandene Bildnis ist das Porträt einer jungen Frau gemalt worden, nämlich 1507 und zwar in Venedig. Es stellt aber eine deutsche Frau dar und zwar eine von den regsamen, die zuzugreifen wissen. Und dennoch nicht nur das. Der schmale Streifen im Hintergrund ist das unendliche Meer, Sinnbild unendlicher Sehnsucht wie der blaue Himmel über diesem, dem Irdischen zugewandten Weib, dessen Augen dennoch zu träumen wissen. In keinem anderen Werk hat Dürer, wie Knackfuß in seiner Monographie mit tiefer Einsicht bemerkt, so viel eigentlich malerischen Reiz erreicht, soviel Weichheit der Wirkung und solchen Wohllaut der Farbenklänge. Doch über diesen unleugbaren und höchst bewundernswerten artistischen Vorzügen darf man nicht übersehen, daß dieses Gemälde ein zeitloses Charakterstück deutschen Frauentums bildet.

Freilich nach der strengen Seite hin. Ein lieb-



Karl der Große. Ölgemälde von 1512 (Ausschnitt)

liches deutsches Frauenporträt hat Dürer mit der Madonna von 1518 geschaffen. Dürer, der Luther bewunderte, weil er fühlte, daß der Reformator die deutsche Sache führte, und der dennoch dem alten Glauben treu blieb, hat hier nicht in kirchlichem Sinne die Mutter des Erlösers geschildert, das geheimnisvolle Gefäß göttlicher Gnade, sondern eine deutsche Frau, wie sie zu alten Zeiten und auch heute den Allmächtigen anfleht, daß der Kelch an ihrem Kinde vorübergehe, und gleich dem Sohn fügt sie in Demut hinzu: nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Solche Demut hat auch für den Deutschen nichts Erniedrigendes. Es ist der Mut, der Entschluß, sich einem höheren Willen, einem größeren Ziel aufzuopfern, ein Entschluß, den unsere Zeit auch der Frau abfordert.

Und warum? Weil es um unser ewiges Reich geht, an dessen Beginn die ehrwürdige Gestalt Karls des Großen steht. Die Historiker wissen, daß er anders ausgesehen hat als auf Dürers Nürnberger Bild von 1512. Doch der Künstler ist immer mächtiger als der Gelehrte. So wie Dürer hat ihn nach mehr als 300 Jahren noch Alfred Rethel gesehen, als er seine gewaltigen Fresken für das Aachener Münster schuf. So steht er vor unseren Augen, der Herr und Vater des Abendlandes. Mochte Maximilian nur noch eine Idee verkörpern und der Gründer eines Reiches sein, das mehr die Größe seines Hauses als Deutschlands zum Ziel hatte: er war gleich all seinen Vor- und Nachfahren im heiligen Amt Träger des Auftrags, den der große Karl erfüllt hatte und dem die Umschrift des Bildes kündet: „Dis ist der gestalt und bildnis Kaiser Karlus, der das Römische Reich den teutschen undertänig macht.“ Es ist die abendländische Sendung, die zu vollenden von uns gefordert wird.

Tante Clementine

Erzählung

von Konrad Seiffert

Die Erziehung der Kinder lag auf Tressau in den Händen der Tante Clementine.

Der Vater war der Meinung, davon verstehe er nichts, und so etwas besorge eine Frau besser als ein Mann. Die Bewirtschaftung und Verwaltung seines großen Besitzes, die Jagd, gesellschaftliche Verpflichtungen, Reisen, Ehrenämter nahmen seine Zeit und seine Kraft in Anspruch. Dazu kam, daß Tressau wie ein Turm zu sein schien, der dauernd gestützt werden mußte, weil sein Einsturz ständig drohte. Immer hingen Wolken über Tressau. Immer schwankte und zitterte die Erde unter dem weitläufigen grauen Bau, der, in Efeu eingesponnen, auf dem flachen Rücken eines langgezogenen Hügels lag. Immer war Unruhe und Unsicherheit auf Tressau. Und da sollte der Vater sich um die Erziehung seiner Kinder kümmern? Er konnte es nicht. Er wollte es nicht.

War er einmal einen Tag frei, dann verdarb er, was Tante Clementine in Monaten erreicht hatte. Er versprach Besserung. Aber sein Versprechen hielt er nicht. Und die Kinder freuten sich auf den nächsten Tag, den sie mit dem Vater verbringen würden.

Die Mutter? Von der Mutter wurde auf Tressau nicht gesprochen. Die Kinder wußten wohl, daß sie eine Mutter hatten. Aber sie war nicht da. Niemand sagte ihnen, wo sie lebte. Die beiden Jungs, Gerrit und Gunther, hatten ihre Mutter gekannt. Die beiden Mädchen, Karla und Karin, waren ganz jung gewesen, als sie weggegangen war. Ich habe nie erfahren, weshalb sie Tressau verlassen hatte.

Tante Clementine war kurz nach dem Weggang ihrer Schwägerin nach Tressau gekommen. Dem Vater war das recht gewesen. Was hätte er ohne die Tante Clementine beginnen können! Sie brachte Geld mit, ich weiß nicht, wieviel Geld es war. Ich weiß nur, daß sie ihr Geld gab und dafür einen Hypothekenbrief bekam. Am gleichen Tage unterschrieb sie in der Kreisstadt beim Notar Grinka ihr Testament, in dem sie die vier Tressauschen Kinder zu ihren Erben einsetzte. Von dieser Zeit an hellten sich die Wolken über Tressau etwas auf, und der Grund, auf dem der alte graue Bau stand, schien nicht mehr so oft zu schwanken.

Tante Clementine sah älter aus als ihr Bruder. Aber ich kann nicht sagen ob sie wirklich älter war als er. Ihr weißes Haar trug sie glatt gescheitelt. Der kleine Knoten dieses Haars lag ihr tief im Nacken. Sie war immer schwarz gekleidet. Ihr Sonnenschirm, den sie zu jeder Jahreszeit bei sich hatte, war schwarz. Schwarz waren ihre Handschuhe, ihre lange Perlenkette, an der ein schwarzgestieltes Lorgnon hing, ihre Handtasche, ihre große Brosche. Sie hatte schwarze Augen. Ich fing einmal in unserm Garten eine Igelmutter mit drei Jungen. Solche Augen wie diese Igel hatte die Tante Clementine. Sie waren stechend und dabei besorgt. Sie glänzten wie Lack. Igel sind wachsame Tiere. Das sieht man ihren Augen an. Tante Clementines Augen waren klug und wachsam, sehr wachsam.

Nein, sie war kein Schreckgespenst für die Kinder auf Tressau. Aber sie wußte genau, was sie wollte. Und sie wachte darüber, daß getan wurde, was sie für richtig hielt. Es gab kein Auflehnen gegen ihr Gebot und gegen ihr Wort. Sie war eine Unbequemlichkeit für die Kinder, weil sie deren Freiheiten beschnitt, weil sie deren Unterricht überwachte, weil sie selber unterrichtete, und weil sie der Meinung war, Toben, Schreien, Herumtollen sei überflüssig, wenn nicht gar schädlich.

Tante Clementine war unbestechlich. Sie war gerecht. Es hatte keinen Zweck, mit einer Schmeichelei zu versuchen, ihre Entscheidungen zu beeinflussen. Die Kinder wußten das. Sie trugen ihre Streitereien unter sich aus, sie gingen damit nicht zur Tante Clementine, aber auch nicht zum Vater. Denn ihnen wurde ja an jedem Tage gesagt, daß der Vater ganz andere Dinge zu ordnen, zu bedenken, zu erledigen habe als die nichtigen Angelegenheiten seiner Kinder.

Den Schulunterricht auf Tressau erteilte ein Hauslehrer. Später fuhren die beiden Jungs in die Kreisstadt zum Gymnasium. Karla und Karin brauchten nicht soviel zu lernen wie Gerrit und Gunther. Für Mädchen sei allzu vieles Wissen unnütz, behauptete Tante Clementine, sie habe Griechisch und Latein gelernt, und sie sei nichts weiter geworden als eine alte weißhaarige Frau, die sich in einem fremden Hause mit unartigen Kindern abgeben müsse. Die Karla und die Karin sollten heiraten und einmal ein eigenes Heim haben. Dazu aber sei weder Mathematik, noch Geographie, noch Physik, noch die Kenntnis alter Sprachen nötig.

Viele Unterrichtsstunden überwachte Tante Clementine. Sie saß dabei im Rücken der Kinder und hielt ihre Igelaugen auf das Gesicht des Lehrers gerichtet, der oft genug unter diesen Blicken unsicher wurde. Manchmal griff Tante Clementine ein. Sie stellte Fragen und war selten mit den Antworten zufrieden. Die Kinder durften sich bei diesen Antworten nicht nach der Tante umsehen. Sie mußten den Lehrer anschauen.

Dieser Unterricht erschien den Geschwistern vielleicht nicht ganz so schlimm, wie ich ihn hier geschildert habe. Er war eben wie alles, was von der Tante Clementine kam, etwas unbequem. Die Kinder fanden sich damit ab. Sie sahen ein, daß sie gerecht behandelt wurden, auch bei diesem Unterricht. Das war wichtig.

Eins aber blieb den beiden Jungs und den beiden Mädchen unerträglich. Eins empörte sie maßlos. Eins zwang sie oft zu Tränen oder Wut. Das waren die Strafen, die Tante Clementine verhängte. Es gab auf Tressau nur eine Art von Strafe: war Unrecht getan worden, dann mußte der Täter so lange in einer Zimmerecke stehen, wie es Tante Clementine für richtig hielt.

Das war schlimm. Aber auch diese Strafe wäre zu ertragen gewesen, wenn sie nur über den Übeltäter verhängt worden wäre. Tante Clementine war der Meinung, es habe wenig Zweck, nur den Täter zu bestrafen. Hatte eins der vier Kinder etwas verbrochen, dann wurde nicht nur dies eine bestraft, sondern alle vier. Es treffe sich gut, sagte die Tante Clementine, daß jedes Zimmer vier Ecken habe, je eine für einen Sünder.

Und so standen denn die vier Tressauschen Kinder viele, viele Stunden in den Zimmerecken, starrten die Tapete an, mußten die Hände auf den Rücken halten, durften nicht sprechen, nicht weinen, sich nicht bewegen, bekamen in dieser Zeit nichts zu essen und zu trinken. Tante Clementine saß während der Strafstunden

in einem Sessel am Fenster mit einer Häkelarbeit. In der Mitte des Zimmers saß der Lehrer. Er las vor. Er las ‚Wilhelm Tell' oder ‚Die Braut von Messina' oder ‚Hermann und Dorothea' oder ‚Ernst, Herzog von Schwaben'. Kam er zu Sätzen, die Tante Clementine für besonders wichtig hielt, dann mußte er diese Stellen wiederholen, zuweilen drei- bis viermal. Es war schrecklich.

Dem Vater war diese Strafart gar nicht recht. Manchmal machte er der Tante Vorhaltungen. Sie hörte sich seine Worte ruhig an. Ihre Augen glitzerten dabei. Später erst, sagte sie, wenn die Kinder erwachsen seien, werde er erkennen, daß sie alles richtig gemacht habe. Der Vater brummte dann etwas vor sich hin. Und Tante Clementine erzog und strafte in der bisherigen Art.

Einen Tag, bevor die beiden Mädchen Tressau verließen und in ein Pensionat nach Süddeutschland fuhren — sie waren schon junge Damen — ritten die vier Geschwister aus. Die Karin stürzte auf diesem Ritt. Nein, sie tat sich nichts, das Pferd, das sie ritt, war ein ruhiges Tier. Sie stürzte, weil die Schnalle des Sattelgurts sich löste und der Sattel beim Galoppieren zu rutschen begann. Der Sturz war der Tante gegenüber nicht zu verheimlichen. Denn Karin hatte sich dabei Reithose und Bluse zerrissen. Und die Tante verstand es, durch geschickte Fragen herauszubekommen, wie alles geschehen war. Drei Stunden lang mußten die beiden jungen Damen und die beiden jungen Herren in der Ecke stehen. Weil die Karin nicht selber vorm Beginn des Rittes die Sattelgurtschnalle kontrolliert, weil sie nicht selber den Sattelgurt angezogen hatte, wie es ihr befohlen worden war.

Am nächsten Tage fuhren die beiden Mädchen ab. Tante Clementine küßte sie zärtlich und lange. Karla und Karin weinten sehr, sie verließen Tressau ungern, obgleich vor ihnen die Freiheit lag oder das, was sie sich unter Freiheit vorstellten.

Nach dem Weggang der beiden Mädchen wurde es stiller auf Tressau. Der letzte Lehrer hatte das Haus schon vorher verlassen. Gerrit und Gunther waren tagsüber in der nahen Kreisstadt. Tante Clementine saß oft lange am Fenster und sah in den Park hinaus. Sie sank etwas in sich zusammen. Ihr glattes Gesicht bekam Falten. Ihre sonst ruhigen Hände strichen wie unbewußt über das Kleid. Die Häkelarbeit zitterte in ihren Fingern. „Ich werde sterben!" sagte sie zu ihrem Bruder. Aber der lachte dröhnend. „Du mußt doch die beiden Jungs noch erziehen! Was soll denn aus ihnen werden, wenn du nicht mehr bist!"

„Sie sind schon junge Herren. Sie werden Tressau übernehmen, ehe du dich dessen versiehst!"

Tante Clementine starb nicht. Sie erzog den Gerrit und den Gunther. Sie strafte seltener als bisher, aber noch immer auf die alte Art. Und den Jungs fiel es nicht ein, dagegen aufzubegehren.

Ein Jahr etwa nach dem Weggang der Karla und der Karin brach der Krieg aus. Die Mädchen kamen zurück. Tante Clementine fand, daß es an ihnen nicht mehr viel zu erziehen gab. Die Geschwister waren wieder auf Tressau vereint. Es war eine schöne Zeit.

Im nächsten Sommer gab es in den Tressauschen Gärten keine Pfirsiche, niemand wußte, wie das kam. Nur ein Baum, ein junger, der eben erst gepflanzt war, hing voller Früchte. Es waren fünfundzwanzig Stück, große, riesengroße Pfirsiche, die alle zur gleichen Zeit reif wurden. Tante Clementine pflückte sie selber, tat sie in eine flache Kristallschale, die sie auf den Tisch des Terrassenzimmers stellte. Fünf sollen, sagte sie sich, für den Bruder, je fünf für Gerrit, Gunther, Karla und Karin bestimmt sein. Sie selber wollte keine der Früchte essen. Die Kinder wußten nichts von diesen Pfirsichen.

Gerrit kam gegen Mittag aus dem Park. Er ging durch das Zimmer an der Terrasse. Er sah die Pfirsiche in der Schale auf dem Tisch. Er blieb stehen, beugte sich über die Früchte. Sie dufteten. Gerrit ahnte nicht, daß die Tante Clementine im Nebenzimmer am Eckfenster saß. Er griff nach den Pfirsichen. Er wußte: das war verboten. Nie hatten die Tressauschen Kinder sich etwas nehmen dürfen, ohne vorher gefragt zu haben. Auch der Vater hatte immer streng darauf geachtet, daß dieses Gebot nicht übertreten wurde. Aber nun nahm Gerrit sich einen der fünfundzwanzig Pfirsiche. Er ging damit auf die Terrasse und aß ihn. Er kam zurück, stand wieder am Tisch, sah sich scheu um und nahm sich noch vier der Früchte, in jede Hand zwei. Auch die aß er auf der Terrasse. Die Steine warf er in großem Bogen auf den Rasen des Parks.

Als er zurückging zum Zimmer, stand dort an der einen Schmalseite des Tisches die Tante Clementine. Ihre Igelaugen funkelten den Gerrit an. Sie sagte kein Wort. Gerrit erschrak. Sein Haar schien sich zu sträuben. Es war ihm, als befalle ihn leichter Schwindel, als beginne das Zimmer sich um ihn zu drehen. Er sah nichts weiter als das Glitzern der Augen Tante Clementines. Die Pfirsiche, die ihm so gut geschmeckt hatten, wurden nun zu einer abscheulichen Sache Er bekam plötzlich so entsetzliche Magenschmerzen, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht laut zu schreien.

Nein, kein Wort sagte die Tante. Sie ging dicht an Gerrit vorbei. Da wußte er genau, daß sie alles gesehen hatte. Er wartete darauf, bestraft zu werden. Aber es geschah nichts. Er brauchte sich nicht in die Ecke zu stellen mit seinen drei Geschwistern.

Mittags, beim Essen, kamen die Pfirsiche auf den Tisch. Gunther, Karla und Karin waren entzückt von ihnen. Der Vater fragte die Tante Clementine: „Sagtest du nicht, es seien fünfundzwanzig? Da liegen nur zwanzig!" Er zählte sie.

„Nein, es sind nur zwanzig. Von fünfundzwanzig war nicht die Rede!" Dabei sah die Tante den Gerrit schräg an. Er wurde sehr rot im Gesicht. Und er fand sich nicht mehr zurecht. Zum erstenmal geschah es auf Tressau, daß das Vergehen eines Sünders vertuscht wurde, daß die Kinder nicht in der üblichen Weise bestraft wurden, wenn eins von ihnen ein Unrecht getan hatte. Ich sage: in der üblichen Weise. Denn die Strafe kam. Sie war von anderer Art als bisher. Sie war furchtbarer als das In-der-Ecke-stehen. Und sie traf nicht alle vier Geschwister, sondern nur den Gerrit allein, zum erstenmal.

Die Tante Clementine begann die Pfirsiche zu verteilen. Sie gab dem Vater vier und vier jedem der Kinder, auch Gerrit bekam vier Pfirsiche. Und das war eben das Furchtbare. Gerrit wußte genau, daß er die Pfirsiche nicht essen konnte. Die Geschwister boten die Früchte der Tante an. Die Verteilung sei ungerecht, meinten sie, die Tante müsse je einen Pfirsich von ihnen nehmen. Gerrit wußte nicht, was er beginnen sollte. Mit lahmen Händen hielt auch er seine Schale mit den Pfirsichen der Tante hin. Der Vater lachte dröhnend, aß und rief: „Das stinkt nach Edelmut! Nimm sie nicht, Clemi! Nachher tuts ihnen leid, daß sie dir was abgegeben haben!"

Nein, die Tante Clementine nahm nicht einen der Pfirsiche. Die Kinder mußten sie allein essen. Gerrit ließ seine vier in der Schale. „Für nachher!“ sagte er. Aber er aß sie nicht: er schenkte zwei der Karla und zwei der Karin. Er war froh, als er sie los war.

Das geschah in der gleichen Woche, in der Gerrit die Heimat verließ und Soldat wurde. Er kam nach Frankreich und hielt Wache am Atlantischen Ozean. Er machte den Feldzug auf dem Balkan mit und stand auf den Stufen der Akropolis. Er wurde verwundet. Der Krieg im Osten begann. Gerrit marschierte, lief, fuhr durch die Wälder und die Ebenen Rußlands. Er sah den Rauch und die Flammen am Horizont, die brennenden Dörfer, die zerschossenen Städte, das Elend der Flüchtlinge, die Wogen der endlosen Weizenfelder und das Braun der verdorrten Steppe. Er stand im Wehen des Oststurms, der im Winter aus den Weiten Zentralasiens kam. Er lag in Erdlöchern vor Sewastopol. Er tat seine Pflicht und wurde ausgezeichnet.

Er kam auf Urlaub in die Heimat. Ich war zufällig mit dem Wagen am Bahnhof, als er aus dem Abteil stieg. Wir fuhren zum Dorf, durch den Wald. Er wollte fahren. Ich gab ihm Leine und Peitsche. Er fuhr langsam. Er erzählte dabei und fragte, wie es auf Tressau aussehe. Ich sagte ihm, was ich wußte.

Er fragte nach der Tante Clementine, dann erst nach dem Vater und den Geschwistern. Ich wußte, daß die Tante auf Tressau regierte wie bisher, es hatte sich da wenig geändert. Auf dieser Fahrt, die etwa eine Stunde dauerte, erfuhr ich von ihm die Geschichte mit den Pfirsichen. „Glaubst du“, wollte er von mir wissen, „daß die Tante Clementine mir die Sache heute noch nachträgt?“

Ich mußte lachen. Es sei, meinte ich, inzwischen viel Zeit vergangen, es sei viel geschehen, und er habe halb Europa gesehen, er habe Erlebnisse gehabt, von denen sicher das geringste einen stärkeren Eindruck auf ihn gemacht habe als die ganze Pfirsichgeschichte damals, und ich wundere mich, daß er überhaupt noch an solch eine Kleinigkeit denke.

„Kleinigkeit?“ fuhr er auf. „Für mich war das keine Kleinigkeit! Ich habe oft genug daran denken müssen, in Frankreich, auf dem Balkan, im Osten. Und ich weiß genau, daß die Sache für mich nicht erledigt war. Sie muß aber erledigt werden, ganz, endgültig. Verstehst du das?“

Nein, sagte ich, das verstünde ich nicht. Und wie er sich diese ‚Erledigung‘ vorstellte, wollte ich wissen, ob er die Tante etwa noch jetzt in aller Form um Verzeihung bitten, ob er beichten und bereuen wolle. Ob er glaube, daß dann alles gut sei, und ob . . .

„Halte mal die Leine“, unterbrach er mich. Er gab mir Leine und Peitsche, fing in seinen Sachen an zu kramen, schnürte einen Feldpostkarton auf, öffnete dessen Deckel. Es war ein flacher Karton, wie man ihn wohl zum Verschicken von Eiern braucht, mit einer Fächereinteilung im Innern. In diesen Fächern lagen, in Zeitungspapier gewickelt, fünfundzwanzig Pfirsiche, große, übergroße Früchte. Manche von ihnen waren schon etwas zerdrückt, der weiche Flaum ihrer Sammethaut war zerschunden, andere hatten braune Flecke, die feucht vom Saft waren.

„Pfirsiche?“ staunte ich. „Die willst du mitnehmen nach Tressau? Schade, daß du dich damit geschleppt hast! Es gibt in diesem Jahr viel Pfirsiche hier, besonders aber auf Tressau, die Bäume hängen voll, die Äste brechen fast. Du hättest sie aufessen sollen unterwegs. Sie hätten dir auf der langen Fahrt sicher gut geschmeckt!“

„Sie sind aus der Krim“, sagte Gerrit, „man hat da sehr schöne Pfirsiche. Ich habe sie gekauft in dem Tatarendorf, in dem wir zuletzt in Reserve lagen. Ich habe mein Brot dafür gegeben und noch verschiedenes andere. Sind sie nicht herrlich?“ Er sah sich seine Pfirsiche an wie einen Schatz, der unersetzlich ist.

Ich wollte ihm seine Freude nicht zerstören und sagte: „Doch, ja, sie sind sehr schön. Ich wundere mich nur darüber, daß du sie einigermaßen heil bis hierher gebracht hast. Und was willst du nun damit tun?“

Gerrit packte den Karton wieder ein, nahm mir Leine und Peitsche aus der Hand, trieb die Pferde an. Er sah aus wie ein Junge, dem ein guter Streich geglückt war. „Die Pfirsiche sind für die Tante Clementine bestimmt. Sie wird sich darüber freuen, ich weiß es genau. Und damit wird dann wohl die Sache erledigt sein!“

An der Stelle, an welcher der Weg zum Schloß Tressau abbiegt, stieg Gerrit von meinem Wagen. Als er sich von mir verabschiedete, sah ich, daß neben der Freude, wieder in der Heimat zu sein, ein Ausdruck banger Erwartung auf seinem Gesicht war. Ich lächelte ihm nach. Pfirsiche aus der Krim auf Tressau, dachte ich, eine Sache, die nicht alltäglich ist! Zugleich sah ich die Igelaugen der Tante Clementine. Schade, daß ich nicht dabei sein konnte, wenn Gerrit ihr die Pfirsiche überreichte. Er erzählte mir aber am nächsten Tage, was sich ereignet hatte.

Ereignet? Nein, es ereignete sich nicht viel. Die Tante Clementine hatte die Sache mit den Pfirsichen noch nicht vergessen, sie vergaß nie etwas. Als ihr Gerrit die Pfirsiche aus der Krim in dem braunen Feldpostkarton gab und ein paar Worte dazu stammelte, sagte sie: „Ich weiß, du willst mich bestechen! Du willst nicht bestraft werden! Du glaubst, du müßtest in der Zimmerecke stehen, jetzt noch, weil du die fünf Pfirsiche aufgegessen hast. Verdient hast du die Strafe, das ist sicher. Aber laß nur: ich habe das damals ja schon auf andere Weise geregelt, nicht wahr?“

Dabei nahm sie den Karton mit den Pfirsichen, küßte den Gerrit auf die Stirn, und in ihren lackglänzenden Augen standen Tränen. Sie wandte sich schnell ab. Aber Gerrit sah die Tränen der Tante Clementine. Er sah sie zum erstenmal.

In diesem Jahr, in dem die Bäume auf Tressau zum Brechen vollhingen mit Pfirsichen, dachte niemand daran, den Geschwistern das Pflücken der Früchte zu verwehren. Gerrit brachte mir einen großen Korb mit Pfirsichen. Und es war mir, als halte er auch mich für einen Menschen, der bestochen oder versöhnt werden müsse. Er freute sich dabei wie ein Junge. Er war noch ein Junge.

Ich hatte zwei Flaschen Wein, leichten Mosel, recht mittelmäßiges Zeug. Ich machte eine Bowle zurecht aus diesem Wein und aus einem Teil der Pfirsiche. Die tranken wir, der Gerrit und ich. Es war nichts Besonderes, ich wußte es. Aber der Gerrit behauptete, niemals etwas Besseres getrunken zu haben als diese Bowle mit den Pfirsichen von Tressau. Ein Glas des Getränks wollte er mitnehmen für die Tante Clementine. Ich mußte alle meine Beredsamkeit aufbieten, um ihn daran zu hindern. Das hätte ich nicht getan, wenn es eine erstklassige Bowle gewesen wäre. Aber das war sie nicht, nein, wirklich nicht.

Stalin greift nach der Pforte der Völker

Der Kampf um den Suezkanal

Von Nikolaus Negrelli-Moldelbe

Kürzlich lief eine unscheinbare Notiz durch die Presse. Sie besagte, der Sonderbeauftragte de Gaulles, der nach Moskau berufene Pierre Cott, habe Stalin ein Paket Suezkanal-Aktien aus französischem Besitz überreicht.

Der deutsche Leser mag dieser Kurznachricht nicht viel Bedeutung beigemessen haben. Er lächelte vielleicht ein wenig bei der grotesken Vorstellung, den roten Messias der Besitzlosen demnächst als Verwaltungsrat wiederzufinden. Er mag sich gewundert haben, daß die Todfeinde des Mehrwertes und der Zinsknechtschaft plötzlich unter die Aktiensammler und Dividendenraffer gingen. Darüberhinaus blieb die für die Herren des Kremls etwas peinliche Indiskretion des Nachrichtendienstes auf uns ohne tiefere Wirkung. Eine ganz andere Wirkung aber löste diese Presseverlautbarung in England aus. Die wertvolle Morgengabe de Gaulles an seine roten Protektoren, diese noble Geste des Pariser Emigranten auf Kosten der französischen Sparer, die Auslieferung von Suezaktien an die Sowjetunion, drängt nicht nur das britische Außenamt, sondern auch das englische Kapital in eine äußerst peinliche Situation.

Die Suezkanal-Gesellschaft, die nach den Absichten ihrer Gründer eine internationale, das heißt allen handeltreibenden Völkern zugute kommende Vereinigung sein sollte, wurde im Lauf der Zeit zu einem ausschließlich englischen Machtinstrument. Albion beließ wohl den Franzosen ihre Verwaltungsratssitze, erwarb aber mit List und Gewalt die überwältigende Aktienmehrheit. So bildete sich mit den Jahren eine wahre Dynastie von Suezaktionären, ein in sich geschlossener, enger Zirkel, der im goldenen Strom der Kanalgewinne fast ertrank und von keiner Macht der Welt aufgebrochen werden konnte.

Vierzig Jahre lang wies dieser Klüngel die offenkundigen Rechtsansprüche Österreichs und Deutschlands auf unverjährte Gründerrechte am Kanal ab. Als Italien vor dem Abessinienkrieg seine ihm widerrechtlich bestrittene Forderung nach Sitz und Stimme im Aufsichtsrat der Gesellschaft anmeldete, antworteten die politischen Handlanger dieser Blutegel am Weltkörper mit Sanktionen. Selbst der Allmacht Roosevelts ist es bisher nicht gelungen, den Sperrgürtel um die Panzerkassen der Kanalgesellschaft aufzulockern. Sein Antrag in Teheran, die zum Privileg von hundert Millionären gewordene „Straße der Völker“ endlich zu internationalisieren, stieß auf eisige Ablehnung.

England gibt heute, unter dem Druck der Not, alles her was man von ihm fordert. John Bull ist freigebig geworden. Heischt Rußland Schiffe, er gibt sie, braucht Amerika Stützpunkte, er liefert sie aus, verlangen Emigranten Geld, es wird angewiesen. Der Ausverkauf des Empire ist in vollem Gange, alles ist Albion jetzt feil, und nur etwas sichert es nach wie vor gegen jeden Zugriff, seinen wertvollsten Besitz, den Suezkanal.

Der Brite weiß nur zu gut, daß es einzig dieser Kanal ist, der ihm die Herrschaft über Indien garantiert, und die deutschen Kanonen vor El Alamein, die Fliegerbomben auf Port Said und Suez hatten für englische Ohren einen bösen Klang. Wie einen Augapfel hütet der Engländer diese bedeutendste Wasserstraße aller Kontinente, die er mit voller Berechtigung das „Rückgrat des Empire“ nennt.

Die ganze Insel hat der Tommy den amerikanischen Soldaten ausgeliefert. In seiner Industrie, in seinen Staatsämtern und Handelskontoren sitzen ausländische Kontrolleure und Begutachter, fremde Generäle befehligen seine Armee, die Kanalgesellschaft aber blieb selbst im Sturm dieser Zeit jedem Eindringling verschlossen.

Nun aber kommt de Gaulles und schleppt die letzten Kanalaktien Frankreichs, die sich vom englischen Pfund nicht locken ließen, in die Stahlkammern des Kremls, schiebt sich der rücksichtslose, unberechenbare Russe, den man von den Tagen des Völkerbunds her noch in so böser Erinnerung hat, in einen der vergoldeten Lehnstühle des feudalen Verwaltungsrates.

Ein neues Kapitel der bewegten Geschichte des Suezkanals beginnt. Der Kreis ist gesprengt, der Bann gebrochen.

Die Geschichte des Suezkanals liest sich wie das phantastische Drehbuch eines spannenden Films. Kein Autor der Welt, kein Dichter und kein Dramaturg könnte eine Handlung ersinnen, die uns mehr zu fesseln vermöchte. Hier ließ ja das Leben selbst einen Bildstreifen abrollen, so bunt, so exotisch, so erfüllt von heißer, brennender Leidenschaft, wie ihn kein Schriftsteller ersinnen könnte.

Gewiß, es ging bei der Planung und beim Bau des Suezkanals um eine technische Großtat. Man ist daher versucht zu glauben, die Hauptszenen dieses Werkes hätten sich in den Arbeitszimmern der Ingenieure und später auf den Baustellen der arabischen Wüste abgespielt. Man denkt unwillkürlich an Reißbretter und Pläne, an Krane und Bagger und übersieht dabei, daß jene Menschen, die den Kanal wirklich schufen, die ihn mit dem Geiste ersannen und mit den Fäusten vollendeten, nur Statisten in diesem Monumentalfilm waren.

Vom ersten Anbeginn an wurde die stille Arbeit der Leistungsträger vom brodelnden Gewühl der Stars und ihrer Mitläufer überblendet. Die da im Scheinwerferlicht der Weltöffentlichkeit herumtanzten und nach dem Vorhangfall die Lorbeerkränze wegtrugen, waren zumeist Wichtigtuer und Ignoranten, Scharlatane und Drahtzieher, Narren und Spekulanten.

Der Ruhm, der Welt diesen Kanal geschenkt zu haben, verteilt sich auf ganz wenige Menschen. Diesem Spiel der Titanen waren nur wenige Auserwählte gewachsen. Um diese genialen Gestalter aber drängten sich ehrliche Förderer und schamlose Nutznießer der werdenden Großtat. Es waren Paschas und Könige darunter, Minister und Staatskanzler, Kapitalisten und Kleinrentner, Verbrecher und Schwärmer.

Die ewig wechselnde Handlung dieses Films des Lebens aber blieb nicht auf Ägypten beschränkt. Sie spielte in Wien und Kairo, in Paris und London, am Goldenen Horn und an der Adria, in Königsschlössern und Bankhäusern, im heißen Sand der Wüste, aber auch in der kühlen Stille deutscher Studierstuben.

Dort, wo der Suezkanal die aus der blauen Unendlichkeit des Mittelmeeres kommenden Schiffe aufnimmt und in die Monotonie der gelben Sandwüste führt, erhebt sich eine Riesenstatue, das Standbild des Franzosen Ferdinand Lesseps.

Stolz erhobenen Hauptes, die offene Rechte wegweisend ausgestreckt, nimmt der Mann aus Bronce die Parade der durchfahrenden Schiffe ab. Ehrfurchtsvoll staunen die Passagiere der großen Überseedampfer zu dem gigantischen Monument empor. Sie wissen ja nicht, daß dieses Bild nur das Denkmal einer großen Geschichtsfälschung ist. Sie ahnen nicht, daß der zusammengerollte Bauplan, den die Linke der Erzgestalt umfaßt, dem Gehirn eines Deutschen entsprungen ist. Und sie bewundern die schweren Lorbeerkränze und denken nicht daran, daß diese Zeichen der Huldigung eigentlich auf einem Grab im fernen Wien liegen sollten.

Langsam gleiten die Schiffe an der Kolossalstatue von Ferdinand Lesseps vorüber, so langsam, daß man die goldenen Worte der Sockelinschrift entziffern kann, jene drei Worte:

Aperire Terram Gentibus!

(Die Erde den Völkern erschließen!)

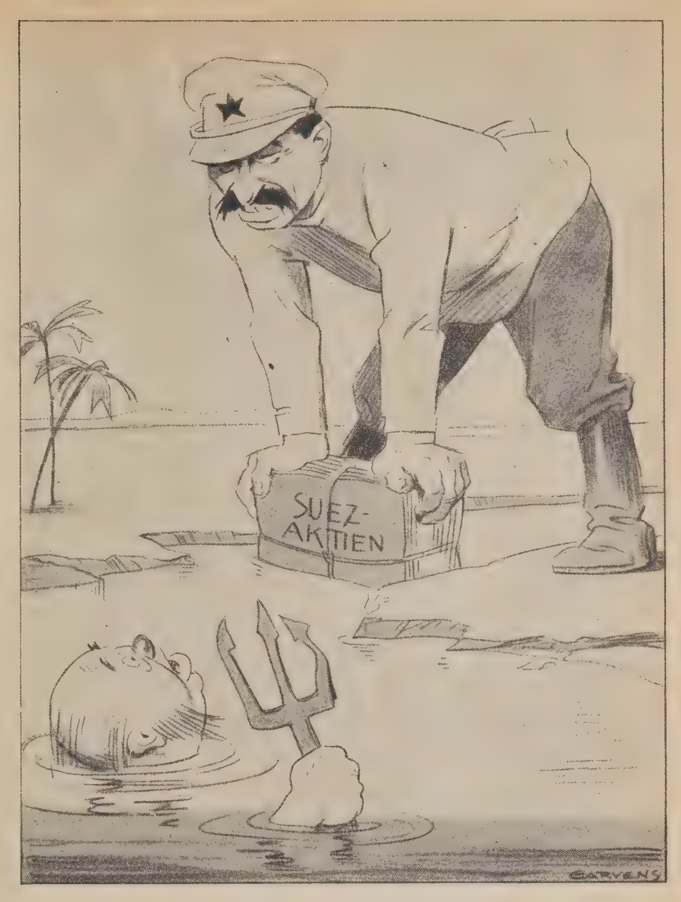
Fünfzig Jahre lang galt der gigantische Durchstich der Landenge von Suez als Schöpfung des Franzosen Lesseps. Ein ganzes Menschenleben hindurch herrschte Albion über diesen Schlagbaum des Weltverkehrs. Die übrigen seefahrenden Völker aber standen ergeben vor dieser Pforte der Welt, entrichteten willig Wegmaut und Durchfahrttribut und mußten wehrlos zusehen, wie die Herren des Kanals ihren Seehandel lähmten und ihre Kolonialträume erwürgten.

Nach dem Weltkrieg erst rührte das erwachende Weltgewissen an die Lüge von Suez. Die deutsche Fachforschung warf die ersten aufhellenden Lichter in das Dunkel um den weltverbindenden Kanal. Jahr um Jahr ward offenkundiger, daß England sein angemaßtes Besitzrecht an dieser Wasserstraße durch geistigen Diebstahl, politisches Ränkespiel und brutale Vergewaltigung erworben hat.

Heute weiß die redlich denkende Welt, daß der geistige Schöpfer des Kanals von Suez, der Mann, der dem Weltenschöpfer in die Arme fiel und das Antlitz der Erde veränderte, nicht der Franzose Lesseps, sondern der Österreicher Negrelli war.

Diesen Mann und sein Werk, die Verdienste, die sich Deutschland um das Werden des Suezkanals erwarb, genau zu kennen, muß Ehrensache jedes Deutschen werden. Eine solche allgemeine Kenntnis wird einst maßgebend mithelfen, diese auch für das Reich unentbehrliche Wasserstraße aus einem Monopol der Westmächte zu einem freien Schiffahrtsweg freier Völker zu machen.

Aus dem „Kladderadatsch"



Die Sowjets am Suezkanal

Der Gedanke, das Mittelmeer mit dem arabischen Meer zu verbinden, die Landenge von Suez zu durchstechen und so Europa an Asien heranzubringen, ist so alt wie die Menschheitsgeschichte.

Ist es verwunderlich, daß schon die alten Ägypter mit diesem Gedanken spielten? Schon tausend Jahre vor der Zeitrechnung, unter den Priesterkönigen Sesostris und Necho, versuchten Astrologen und Baumeister, den Nil mit dem arabischen Meer zu verbinden. Erdbeben und Sandstürme vernichteten immer wieder das fast vollendete Werk.

Das Mittelalter mit seinen nie abreißenden Kriegen und sozialen Umwälzungen begrub den großen Gedanken. Erst Ludwig der Vierzehnte, der Sonnenkönig, entriß ihn wieder der Vergessenheit. Der Gott von Versailles, beraten von Colbert, dem großen Staatsmann und Finanzminister Frankreichs, wollte den Isthmus von Suez durchstechen, um so der französischen Flotte den Weg in die Welt zu öffnen. Die Unruhe der Zeit erwürgte auch diese Idee, und erst der große Korse besann sich wieder auf den Lieblingstraum der Franzosen. Es war Napoleon, der bei seiner Expedition nach Ägypten dem berühmten Physiker Lepère den Auftrag gab, die technischen Voraussetzungen eines Kanalbaus an Ort und Stelle zu erforschen.

England, dem ein Kanal von Suez immer ein Dorn im Auge war, hat in Sankt Helena nicht nur den Kaiser, sondern auch den Baugedanken selbst eingesargt. Schon zehn Jahre später aber

fand sich in Enfantin, dem Führer der Pariser Jugend, ein neuer Rufer im Kampf um den Kanal. Man hat Prosper Enfantin, der seinen Anhängern restlose Gütergemeinschaft predigte, zu Unrecht vorgeworfen, er sei ein weltfremder Träumer, ein Narr und Phantast gewesen. Tatsache ist, er war ein guter Trommler im Streit um das Kanalprojekt, er vermochte die Jugend für dieses Hochziel zu entflammen, und er fand in ganz Europa Freunde und Anhänger.

England hat zu jeder Zeit alles getan, das Interesse Europas an einem Kanalbau zu ersticken, der einen neuen, kürzeren Weg nach Indien wies. Die Herren der Insel waren die Todfeinde aller Männer, die diesen Plan erwogen. Man legte in London keinen Wert auf eine Wasserstraße, die nicht im Schutz englischer Kanonen lag. So überschüttete man denn alle Pioniere dieses Werkes mit Hohn und tat alles, um ihre Vorarbeiten zu erschweren.

Aber nicht nur in Frankreich, dem alten Rivalen Englands, sondern auch in Österreich und Deutschland fanden sich frühzeitig Männer, die dem nie verstummenden Ruf nach der endlichen Aufschließung des Mittelmeeres ihr Ohr, aber auch ihr Herz öffneten. Schon damals, als dieser Wunschtraum nur von einer Handvoll Menschen Besitz ergriffen hatte, lange bevor Europa aufzuhorchen begann, zu einer Zeit, da die Suezfrage noch nebelhaft, wirr und formlos durch Frankreich geisterte, ging man in den deutschen Ländern daran, sie sachlich zu studieren.

Der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich ist der erste Staatsmann Europas, der diesen faustischen Gedanken in seiner ganzen, weltbewegenden Bedeutung voraussah.

Der kluge diplomatische Schachspieler weiß genau, daß hier ein gefährlicher, politischer Zankapfel heranreift. Der geniale Regisseur des Wiener Kongresses hat das Fingerspitzengefühl dafür, daß dieser Kanal, allen Widerständen zum Trotz, gebaut werden wird, weil ihn die aufstrebende Weltwirtschaft braucht. Metternich könnte das Problem an sich reißen, es zu einer rein österreichischen Frage machen, und doch tut er es nicht, denn der Kanal von Suez darf nie einer Macht allein gehören.

Ein großer Gedanke irrlichtert durch die Länder, ist noch nicht mehr als ein nebelhafter Begriff, da packt der alte Hexenmeister im Wiener Staatskanzlerpalais schon zu, entreißt Frankreich die Initiative und setzt eine Tat.

Der österreichische Handelsminister Kübeck, der Direktor des österreichischen Lloyds in Triest, Baron Bruck, und der sächsische Bankier Dufour beschließen unter Metternichs Protektorat die Bildung einer zwischenstaatlichen Gesellschaft zur Herstellung des Kanals von Suez. Die Leitung dieser Vereinigung liegt in den Händen eines Dreierausschusses, in den England, Frankreich und Österreich ihre besten Ingenieure entsenden sollen. Frankreich macht Talabot namhaft, England Stephenson, die österreichisch-deutschen Interessen aber werden dem Wiener Ingenieur Negrelli anvertraut.

Am 30. November 1846 wird in Paris der Gesellschaftsvertrag der „Studiengesellschaft für den Suezkanal" unterzeichnet. Diese kosmopolitische Vereinigung teilt sich in eine englische, französische und deutsche Gruppe. Jede Gruppe umfaßt zehn Mitglieder und ist zur Aufbringung eines Drittels des Gesellschaftsvermögens verpflichtet. In der deutschen Gruppe, deren technischer Leiter Negrelli ist, teilen sich die zehn Stimmen so auf, daß fünf auf Österreich, fünf auf Deutschland fallen.

Die Studiengesellschaft beschließt, Negrelli, Talabot und Stephenson nach Ägypten zu senden. Sie sollen an Ort und Stelle die Vorarbeiten beginnen und einen Bauplan entwerfen.

Österreichs entscheidender Schritt läßt die Welt aufhorchen. Dann aber setzt das Fanfarengeschmetter der Kanalpropaganda, aber auch das dumpfe Gebrodel der Unkenrufe und Ablehnungsproteste, mit vervielfachter Lautstärke ein. Suez wird zum Tagesgespräch, zum Spielball der öffentlichen Meinung.

In der Stille einer Wiener Gartenwohnung aber sucht ein Mann der Technik nach den Grundformeln der alles Maß übersteigenden Konstruktion. Ein von der Größe der Aufgabe Besessener ringt um ihre Lösung. Ein Mann stemmt sich gegen den Willen der Natur. Alois Negrelli, der deutsche Ingenieur.

Das Leben des Mannes, der sich mit dem Suezkanal selbst ein ewiges Denkmal setzte, gleicht eher einem nüchternen Tagebuch als einem spannenden Roman. Der Kreuzweg dieses Pioniers der Technik weiß nichts von Glück und Zufall, kennt wenig Sonne und viel Schatten. Jeder Erfolg muß erarbeitet, jeder Triumph mit dem Verzicht auf Lebensfreuden bezahlt werden.

Als dreizehntes Kind eines deutschen Südtirolers geboren, nach einer Kindheit, in die der Franzosenkrieg seine Schrecken trägt, klopft Negrelli als Bettelstudent an die Pforte der lockenden Welt, hungert sich als Vorzugsschüler durch das Seminar, erregt durch eine außergewöhnliche Schulleistung die Aufmerksamkeit des Kaisers Franz, erringt ein Stipendium und kann so seine technischen Studien vollenden.

Die fünf Goldstücke, die der Monarch zu Feltre in die Hände des fleißigen Knaben legt, und von denen der junge Student seine erste Reise nach Venedig bestreitet, tragen reiche Früchte. Ein paar Jahrzehnte später ist aus Alois, dem schmächtigen Lateinschüler, der allmächtige Generalinspekteur der österreichischen Staatsbahnen geworden. In diesen arbeitsreichen Jahren hat Negrelli die wichtigsten Straßen Tirols, die modernsten Brücken der Eidgenossenschaft und das Eisenbahnnetz Böhmens, Galiziens und der Lombardei erbaut.

Der Knabe, der auf den blumigen Steilhängen des Val Sugana davon träumte, einmal ein großer Baumeister zu werden, ist zu einem Pionier der erwachenden Technik, zu des Kaiserreichs führendem Verkehrsfachmann geworden. Der berühmte deutsche Naturforscher und Weltreisende Alexander von Humboldt ist es, der Negrelli am Ufer des Genfer Sees mit der Frage von Suez vertraut macht. Er kann sich dabei auf ein Gespräch mit Goethe berufen, der die Durchstechung der Wüste für durchaus möglich hielt. Von dieser Stunde an verschreibt sich Negrelli dieser Krönung seines Lebens. Mit kühler Sachlichkeit sucht er nach dem Kern des Problems. Er ist weder Politiker noch Kaufmann, ihn können weder Phrasen verlocken noch Einwände verwirren. Er trägt weder die Scheuklappen des Träumers, noch sieht er den Kanal durch die Brille nationaler Selbstsucht. Als erfahrener Praktiker schält er aus dem ganzen Komplex verworrener Begriffe nur die Grundfrage heraus. Ist die Technik unserer Zeit dieser Standardleistung gewachsen oder nicht?

Jahre mit Fachstudien und zeitraubenden Berechnungen vergehen, dicke Hefte füllen sich mit Ziffernkolonnen, unzählige Nächte verbringt

der Ingenieur über Pläne und Karten gebeugt, dann aber weiß er, der Kanalbau ist kein Experiment, er muß gelingen.

Jetzt erst, im Besitz greifbarer Beweisstücke, wendet sich Negrelli an die Öffentlichkeit, gewinnt das Vertrauen der entscheidenden Stellen, findet mächtige Verbündete und wird schließlich der deutsche Repräsentant eines Weltgedankens.

Die „Internationale Studiengesellschaft" ist todkrank, bevor sie noch richtig zu leben beginnt. England und Frankreich sind dieser Vereinigung ja nur notgedrungen beigetreten. London ist grundsätzlich gegen den Kanal, und Paris will ihn wohl haben, aber mit keiner anderen Macht teilen. Haß und Chauvinismus lähmen vom ersten Tag an die fruchtbare Zusammenarbeit der drei Nationen.

Die deutsch-österreichische Gruppe hat das ihr vorgeschriebene Gründungskapital längst einbezahlt, die Engländer und Franzosen aber denken gar nicht daran, ihrer Verpflichtung nachzukommen. Sie sabotieren darüber hinaus sogar die gemeinsam beschlossene Entsendung einer Ingenieurkommission nach Kairo. Stephenson und Talabot haben plötzlich wichtigere Aufgaben, schon droht die ganze Arbeit der Studiengesellschaft zu versanden, da deckt der Leipziger Bankier Dufour die nicht unerheblichen Expeditionskosten aus eigener Tasche. Negrelli reist mit vier deutschen Mitarbeitern nach Ägypten. Was er nach fünf Monaten schwerer Arbeit nach Wien zurückbringt, ist der fertige Bauplan des Suezkanals. Der Plan, nach dem, zwölf Jahre später, die Wasserstraße gebaut wird.

Vorerst freilich sind diese Pläne totes Papier, denn der englische Premierminister Lord Palmerston hat die Studiengesellschaft gesprengt. Es ist sein Werk, daß sowohl die Türkei als auch deren Vasallenstaat Ägypten nichts mehr von einem Kanal wissen wollen. Auf seinen Befehl baut Stephenson plötzlich mit englischem Geld eine Eisenbahn, die den Kanal ersetzen soll, und er hat Paris bewogen, vom Kanalprojekt abzurücken. Frankreich will sich, bescheiden geworden, mit einer Nilregulierung begnügen.

Es sieht böse aus um die Erfüllung eines Menschheitstraumes, aber in Wien wirft man die Flinte nicht ins Korn. Wohl ist mittlerweile das Jahr 1848 gekommen, die Sturmfahnen der Revolution wehen über der Kaiserstadt, Metternich wird hinweggefegt, aber der deutsche Stoßtrupp des Kanalgedankens gibt seine Idee nicht preis.

Die „Internationale Studiengesellschaft" in Paris versinkt auf Jahre in einen Dornröschenschlaf. Sie schlummert sanft und wartet auf den Erwecker. Der dann wirklich aber kommt und sie wachrüttelt, ist kein Märchenprinz, sondern der verabschiedete Diplomat Ferdinand Lesseps. Ein neuer Mann springt mit beiden Füßen in ein altes Problem.

Die Franzosen behaupten, Ferdinand Lesseps sei der Schöpfer des Suezkanals, und sie sagen damit nicht die Wahrheit. Sie bezichtigen denselben Mann, den Panamaskandal verursacht zu haben, und auch das ist eine Lüge.

Zufall und Glück haben im Leben dieses Mannes immer eine bedeutsame Rolle gespielt. Der schlaue Marionettenspieler, der Könige und Kanzler, Minister und Bankiers an seinen Fäden zappeln ließ, war selbst nur ein Hampelmann in der Hand des Schicksals. Ein Witz der Vorsehung wirft ihm eine Hauptrolle der Sueztragödie in den Schoß. Ein arabischer Prinz, den der junge Diplomat Lesseps in Kairo die Reitkunst lehrte, wird Vizekönig von Ägypten und beruft den geistvollen Pariser zu sich.

In dieser Vertrauensstellung erfährt Lesseps von den Plänen der Studiengesellschaft. Als fanatischer Franzose kann er es nicht überwinden, daß in dieser Kommission die Österreicher eine entscheidende Rolle spielen. Er sagt ihr daher den Kampf an und gründet, nur gestützt auf Said Pascha, seinen königlichen Protektor, eine neue „Internationale Kommission für den Suezkanal". Daß er dies tun kann, verdankt Lesseps wiederum einer Laune der Glücksgöttin. Er, der Mann von Welt, gewann vor Jahren das Herz seiner Cousine, der Gräfin von Montijo. Diese entzückende Spanierin Marie Eugenie ist heute die Gemahlin Napoleons des Dritten. Die Kaiserin der Franzosen stellt sich schützend vor Lesseps und seinen Plan. Die neue Studiengesellschaft verfügt in Lesseps über einen wortgewandten Vorsitzenden, genießt die vollste Unterstützung Frankreichs und Ägyptens, umschließt die besten Wasserbautechniker Europas, aber ihr fehlt leider das Wichtigste, der Bauplan. Diese Frucht jahrelanger Studien aber liegt wohlverwahrt in Wien.

Die Männer der alten Garde, die erfahrenen Pioniere des Kanalgedankens, hat Lesseps rücksichtslos zur Seite geschoben. Er arbeitet nur mit neuen Menschen seiner Wahl. Einen Mann aber muß er haben. Einen Mitarbeiter kann er nicht entbehren, den Österreicher Alois Negrelli. Der stolze Franzose muß sich demütigen. Er reist nach Wien, versucht den Wiener zum Eintritt in seine Kommission zu bewegen. Auf Wunsch der österreichischen Regierung, mit innerem Widerstreben und im Einvernehmen mit den alten Freunden, stellt sich Negrelli zur Verfügung.

Der Wettbewerb um das größte Bauprojekt des neunzehnten Jahrhunderts beginnt. Ingenieure von Weltruf, Engländer, Franzosen, Holländer, Spanier, Türken und Italiener legen ihre Projekte vor. Das internationale Forum verwirft alle diese Vorschläge und entscheidet sich einstimmig für den Bauplan des Österreichers Negrelli. Dieser Entwurf bringt die kühnste Lösung, an die sich niemand heranwagte: den Kanal ohne Schleusen. Wenige Wochen nach dieser entscheidenden Sitzung wird Negrelli vom Vizekönig von Ägypten zum Generalinspekteur der gesamten Suezkanalbauten ernannt. Der Sieg ist errungen.

Mit Feuereifer ist Lesseps bestrebt, sein Vaterland für den Kanalbau zu begeistern. Er wendet sich an das Herz, aber auch an die Börse seiner Landsleute. Er wirbt für eine nationale Tat und schreibt eine Bauanleihe aus. Er nimmt die Goldstücke der Kaiserin und die Kupfermünzen der Rentner, er leert die Geldschränke der Bankiers und die Sparstrümpfe des kleinen Mannes. Er braucht sechshundert Millionen, und sie fließen ein, denn es geht für Frankreich und gegen England. Paris zahlt, weil London tobt.

In England ist der Teufel los. Lord Palmerston spricht im Unterhaus von einem Schwindelunternehmen übelster Sorte. Stephenson prophezeit im Parlament, der geplante Kanal werde eine stinkende Gosse bleiben. Disraeli, Englands geriebenster Minister, setzt den kranken Mann am Bosporus unter Druck, verbietet der Türkei, eine Baubewilligung zu erteilen.

Das Wort „Suez" ist für das britische Außenamt zum roten Tuch geworden. Lesseps geht in

die Höhle des Löwen, hält in London einen Werbevortrag für den Kanal. Die Polizei muß ihn vor den Stockhieben aufgeputschter Studenten schützen. Als Betrüger und Bauernfänger gebrandmarkt, muß er von der Insel flüchten. Schier unüberwindliche Hindernisse türmen sich auf, die Einzahlungen stocken, Ägypten wird kopfscheu. Schon will Lesseps verbittert resignieren, da kommt, wie durch ein Wunder, die große Wende. Österreichische Diplomatie siegt über englische Brutalität. Baron Bruck verhandelt mit Konstantinopel, steift dem Sultan den Nacken, zwingt dem Großherrn das Versprechen ab, der „Internationalen Kommission für den Suezkanal" einen „Ferman", die Bauerlaubnis, auszustellen. Wieder ist Österreich das Zünglein an der Waage, wieder liegt die Entscheidung in Wien, da erkrankt Negrelli und stirbt. Lesseps eilt nach Wien, tröstet die Hinterbliebenen, sichtet den Nachlaß des Toten. Als er wieder nach Paris zurückkehrt, ist seine Aktentasche wertvoller als Rothschilds Tressor, denn sie enthält die Originalpläne des Suezkanals und die deutschen und österreichischen Gründeranteile.

Die große Stunde des Franzosen ist gekommen. Der Tod wurde sein Verbündeter, der Weg zur Macht ist frei.

Was Lesseps in den zehn Baujahren für den Kanal getan hat, darf ihm die Welt nicht vergessen. Jeder andere wäre an dem zermürbenden Kampf gegen England, an den ewigen Sorgen um die Aufbringung der Geldmittel und an den Widerständen der Naturgewalten zerbrochen. Der Mann war nicht nur eine säkulare Erscheinung, sondern auch der geniale Anwalt einer gigantischen Tat. Was immer auch gegen seinen Charakter und gegen die Art seiner Geschäfte zu sagen ist, der Mann hatte Mut, den Mut des Hasardeurs, der seinen Namen in die Sterne schreiben will.

Der Leichtsinn, mit dem Lesseps um der Sache willen das Recht beugte, hat einen heroischen Zug. Nichts aber befreit ihn von der Schuld, das geistige Erbe eines Toten gestohlen zu haben. Nichts spricht ihn von dem Verbrechen frei, Deutschland und Österreich um ihre Anrechte am Kanal von Suez bewußt betrogen zu haben. Am 17. November 1869 gleitet die französische Kaiserjacht „Adler" mit Marie Eugenie und Lesseps an Bord, gefolgt von fünfzig Kriegsschiffen aller europäsichen Nationen, durch den Kanal. Im Rahmen einer glanzvollen, mit wahrhaft orientalischem Prunk ausgestatteten Eröffnungsfeier, gibt der Vizekönig von Ägypten, Ismail Pascha, den Suezkanal für den Weltverkehr frei. Sechstausend Ehrengäste, darunter viele Staatsoberhäupter, nehmen an den tagelangen Festlichkeiten teil. Der Name Lesseps ist zu einem Weltbegriff geworden. Die höchsten Orden aller Reiche schmücken seine Brust, Frankreich verleiht ihm das Großkreuz der Ehrenlegion. England aber, das besiegte, gedemütigte England, steht wütend im Schmollwinkel. Wohl läßt die Königin Viktoria dem gefeierten Franzosen des Empires höchsten Orden, den „Stern von Indien" überreichen, aber kein englisches Schiff nimmt an der Triumphfahrt teil.

Der Name Lesseps läuft um den Erdball. Der Mann aber, dessen Geist in Wahrheit den Kanal schuf, liegt vergessen in der Erde eines Wiener Vorstadtfriedhofes.

Der Kanal von Suez ist gegen Englands Willen historische Wahrheit geworden. Es hat keinen Sinn mehr, das Werk zu befehden, man muß sich umstellen. Die wendige Politik der Briten wird auch mit diesem totalen Kurswechsel fertig. Wie Albion das macht, wie es den so leidenschaftlich bekämpften Kanal zuerst anerkennt, dann einkreist und schließlich verschlingt, ist ein Schulbeispiel schlau getarnten Machthungers.

Man muß sich umstellen, und man zögert nicht lange. Die alten Kanalfeinde wappnen sich mit der Maske der Heuchelei. John Bull wirft sich zum Anwalt der Völker auf. Man weint Krokodilstränen darüber, daß die „Straße der Menschheit" auf ägyptischem Boden verläuft, unter türkischer Oberhoheit steht und mit französischem Gelde gebaut wurde. Der Gedanke, daß eines der drei Länder einmal in Versuchung käme, den Kanal zu annektieren, ist dem selbstlosen, nur auf das Gemeinwohl Europas bedachten England unerträglich!

Man muß sich umstellen, und London ist dazu entschlossen. Das Chamäleon an der Themse wechselt die Farbe. Die Leiermänner der City legen eine neue Walze auf. Aus der „stinkenden Gosse" Stephensons ist die blaue Ader des Weltverkehrs geworden. Der Suezkanal muß neutralisiert werden. Dieser goldene Zankapfel muß vor der Selbstsucht der Großmächte geschützt werden. Inbrünstig fleht England den Himmel an, den Kanal vor unbefugtem Zugriff zu schützen. Weil aber Gott am Ende ein geheimer Verbündeter Frankreichs oder der Türkei sein könnte, hilft Albion der Vorsehung ein wenig nach. Zu diesem Zweck bringt Großbritanien das Rote Meer unter seine Kontrolle, erwirbt Aden und Perim, raubt den Türken die Insel Zypern und krönt diese vorbereitenden Schachzüge schließlich durch die gewaltsame Einverleibung Ägyptens. Die Machtfrage löst England so mit Schiffskanonen, damit dieser Raubzug aber auch ein rechtliches Mäntelchen habe, erwirbt Lord Disraeli, Englands Premierminister, die Mehrheit der Suezaktien um einen Pappenstiel. Das Bankhaus Rothschild führt diese Transaktion durch und verdient dabei ein Riesenvermögen. Nun ist England der unumschränkte Herr des Suezkanals. Der Schlüssel zum Tor Indiens ist in britischer Hand. Was das für die Völker Europas im Krieg und im Frieden bedeutet, lehrt die Geschichte der letzten fünfzig Jahre.

Zweimal schon schlug die gepanzerte Faust Deutschlands gegen das widerrechtlich versperrte Tor der Welt. Damals, im ersten Weltkrieg, als die Maschinengewehre der verbündeten Türken den Sand der Kanalböschung aufstieben ließen, und wieder, da Rommels Panzer an der Grenze Ägyptens dröhnten.

Zweimal schon verschloß das harthörige England seine Ohren der Forderung einer ganzen Welt. Nach wie vor ist der Kanal nicht das, was er nach dem Willen seiner wahren Schöpfer sein sollte: Ein freier Weg freier Völker. Noch umkrallen englische Fäuste den goldenen Schlüssel zum blauen Tor des fernen Ostens. Einmal aber wird der Union Jack vom Flaggenmast in Port Said niedergehen. Einmal wird der steinerne Löwe, der mit offenem Rachen noch immer die Kanaleinfahrt bewacht, von seinem Sockel stürzen. Die Wahrheit über Suez ist auf dem Weg. Die Welt lauscht, es ist an uns, ihr zu sagen, wie man sie betrogen hat.

Paviane im Zoo

VON DAISY RITTERSHAUS

Die Paviane leben in Horden, die ein Häuptling führt. Er ist ein wahrer Häuptling, ein unbeschränkter Herrscher, nach dessen Weisung sich alles zu richten hat. Er ist der Stärkste und Hervorragendste, und alle gehorchen ihm.

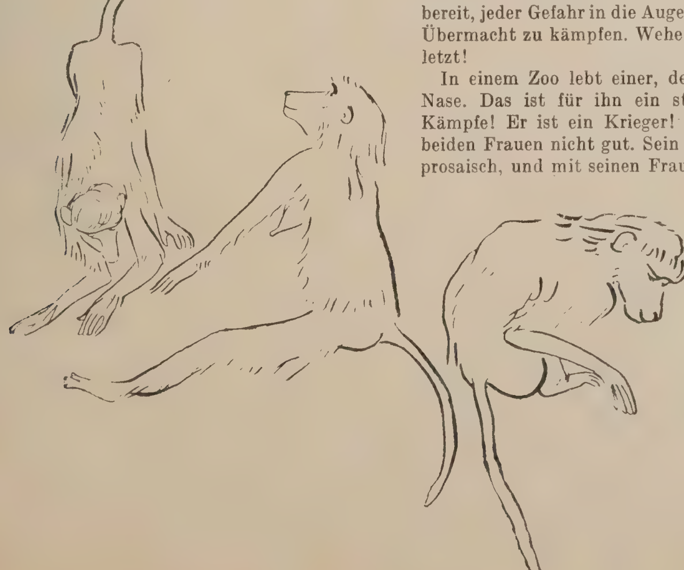
Die Paviane sind polygam veranlagt, und der Besitz vieler Frauen und Kinder bedeutet ihnen alles. Es herrscht ein ausgesprochenes Patriarchat. Meist sind es drei Frauen, die zu einem Mantelpavian gehören. Sie haben sein Fell nach Schinnen oder Staub mit ihren kleinen, flinken Händen zu untersuchen und sich ihm ständig zur Verfügung zu halten. Steht er plötzlich auf, schüttelt seinen wunderbaren Mantel, um von dannen zu gehen, dann müssen seine Frauen ihm sofort nachfolgen, „bei Fuß", wie man bei den Hunden sagen würde. Nach jedem dritten oder vierten Schritt dreht er seinen Kopf um, nach rechts und nach links, und schaut nach ihnen. Wehe, wenn sie nicht folgen! Es gibt einen Mordskrach. Sie schreien dann, die guten Weibchen, und rennen davon, er hinterher. Es entstehen Knäule und Verwickelungen, die manchmal den Frauen sogar recht erwünscht sind, denn im Gemenge haben sie Gelegenheit zu kokettieren oder voll sensationeller Wut zu schreien. Sie zeigen dabei alle ihre Zähne. Hie und da scheint eine sich vordrängen zu wollen, um den „Alten" aufzumuntern und für kurze Zeit für sich zu gewinnen. Auch dann schreit sie und scharrt mit ihren kleinen, scharf ausgestreckten Fingerchen hin und her, und es sieht so aus, als ob dies ein Ablenkungsmanöver für die anderen Frauen des kleinen Harems wäre. Es ist aber nichts weiter als maßlose Ungeduld.

Sollte bei diesem Liebesgetuschel ein anderes Affenpaar vorbeiziehen, dann „gähnt" unser Umschwärmter, und indem er sein Weibchen festhält, zeigt er gewissermaßen dem sich nähernden Rivalen die Zähne. Es ist eine Drohung und eine Kampfansage zugleich. Währenddessen müssen seine anderen beiden Frauen, hinter seinem Rücken sitzend, sein schönes Fell untersuchen, in möglichst schnellem Tempo, denn sie sind nervös, es soll aber nach Eifer aussehen.

Die Äffinnen untereinander kennen, scheint es, keine Eifersucht. Zwar möchte gern jede die Schönste sein, sie betrachten sich aber wohl als Kollektivwesen gleichen Schicksals. Morgens, wenn der Gestrenge noch schläft, kokettiert manchmal die eine oder andere mit einem stürmischen Liebhaber, der ihr aus der Ferne Zeichen macht. Zum Kokettieren gehört eigentlich lautes Schreien. Da sie aber nicht schreien kann, ohne den eigenen Herrn zu wecken, zieht sie ihr Gesichtchen nur in die Schreifalten, zeigt alle die schönen Zähnchen und guckt wild! Das gefällt sehr und erhöht den Reiz. Wird der Ehemann wach, dann ärgert er sich rasend, daß er geschlafen hat. Der neue Liebhaber frohlockt, und nun bricht ein solcher Kampf um das Weib los, daß es manchmal nicht ohne Blut abgeht. Es lohnt sich aber, denn auf solche Weise kann die Partnerschaft gewechselt werden. Auch die Pavianweibchen lieben das Heroische! Bei meinen Betrachtungen habe ich oft solche Szenen erlebt.

Rührend ist die Weise, wie sich die Paviane um ihre Familie sorgen. Zehn Jahre lang schützen sie ihre Kinder, wenn diese in Gefahr sind. In solchen Momenten der Gefahr ihrer Kinder zeigen sich die Paviane von ihrer besten Seite. Sie stellen sich schützend vor ihre Frauen und Kinder, bereit, jeder Gefahr in die Augen zu schauen und gegen jede Übermacht zu kämpfen. Wehe dem, der dieses Gebot verletzt!

In einem Zoo lebt einer, der hat eine ganz zerhauene Nase. Das ist für ihn ein stolzes Zeichen bestandener Kämpfe! Er ist ein Krieger! Bei diesem haben es seine beiden Frauen nicht gut. Sein Leben gestaltet sich höchst prosaisch, und mit seinen Frauen geht er sehr streng um.





Wenn er z. B. aufsteht und davongeht, müssen sie ihm folgen, dürfen aber nicht einmal um sich schauen, sondern haben mit gesenkten Köpfen bescheiden hinter ihm zu schreiten. Bloß, wenn sie hinter seinem Rücken sitzen und sich mit seinem Fell beschäftigen wie fleißige Spinnerinnen, werfen sie hie und da verstohlen einen Blick zur Seite, um zu sehen, was die anderen treiben. In solchen Fällen empören sie sich, wenn sie sehen müssen, wie ein grausamer Vater sein Kind, das bei der Mutter unter dem Bauch baumelt, sein Köpfchen an deren Brust gelegt und saugend, am Schwanze so heftig zieht, daß die erschreckte und kreischende Mutter plötzlich arg nach hinten rutscht. Der Schwanz des Kleinen hängt nämlich, von rückwärts sichtbar, unter dem Schweif der Mutter heraus, so daß er den Vater zu solchen groben Späßen anregt.

Das Kind spielt im allgemeinen eine sehr große Rolle in der so berühmten Affenliebe. Es muß nämlich geschützt und in alles eingeweiht werden, muß lernen, sich an seine Umwelt zu gewöhnen, und tüchtig werden, denn es erwartet ja ein hartes und sehr reales Los. Auch muß es gegen Schwindelgefühle gefeit werden. Zu diesem Zwecke setzt sich die Affenmutter auf ein hochgelegenes Laufbrett und läßt ihr Junges eins über das andere Mal beständig über die Reeling purzeln, hält es aber fest am Schwanz. Wenn auch gleichzeitig der Anlaß ein anderer sein mag, nämlich, daß sie gerade nicht durch Säugen belästigt sein will, so kommt doch für das Junge dieser Vorteil dabei heraus. Beim Schwanz wird überhaupt jedes junge Paviankind gehalten, teils gegen eigenmächtiges Fortstreben in die stets wirklich gefahrvolle Umwelt, teils aber, um es sofort gegen Angriffe oder gefährliche Zufälle zurückziehen zu können.

Beim zunehmenden Alter verschwinden naturgemäß auch bei den Affen die Kräfte. Die Alten trifft sehr oft ein schweres Los. Ihre Frauen werden ihnen von Jüngeren und Stärkeren im Kampf entrissen. Sie fühlen mit einem Mal, daß sie nicht mehr kämpfen können. Sie sehen ein, daß sie nicht mehr ihre Frauen zu verteidigen fähig sind, und in der Angst, es könnte ihnen selber bei diesem Kampf etwas Schlimmes geschehen, greifen sie einen Pavianjungen, ziehen ihn an sich, klammern sich an ihn fest, weil dieses Kind instinktmäßig für den Alten die Rettung bedeutet. Die Paviane sind nämlich auch Ritter. Gegen Kinder kämpfen sie nicht und auch nicht gegen Ältere, welche ein Junges behüten. So entsteht in der Affenwelt die Kategorie der Schützlinge. Dieser junge Schützling fühlt aber anders als der Alte. Er glaubt, selbst beschützt worden zu sein, und fühlt sich seinem Beschützer dankbar, welche Dankbarkeit sich schnell in absolute Ergebenheit wandelt. So hat fast jeder alte Affe seinen Schützling, der gleichzeitig sein Beschützer ist. Es ist fürwahr eine weise Einrichtung der Natur.



Rührend, wie sich die kleinen Schützlinge ihren Beschützern gegenüber verhalten. Es erweckt fast den Eindruck, daß der Schützling ganz in den Pflichten des Leibeigenen aufgeht. Mit der Zeit empfindet er dieses Zusammensein so selbstverständlich und ihm nützlich, daß er jetzt sogar um Schutz bittet und bei jeder kleinen oder größeren Gefahr zu seinem Beschützer hineilt. Mit seinem jungen Affenverstand fühlt er sich dem Leben noch nicht gewachsen und hält die Gefahren des Großen für seine eigenen. Er weiß nicht, daß er der Beschützer ist, und das ist gut so. Oft dauert es lange Zeit, bis so ein Schützling diesem Lebensabschnitt entwächst und sich freizumachen imstande ist. Dann gründet er selbst eine Familie, ist stark und nimmt jeden Kampf für diese auf, wird selber alt — hat seinen eigenen Schützling. Der Kreislauf des Pavianlebens ist geschlossen.

Spiel der Liebe

Roman von Ernst Zahn

(Fortsetzung und Schluß)

Zwei Leute hatten zu würgen und zu grübeln. Die Margit kam, unbehelligt, wie sie ins Freie gelangt war, auch ins Haus zurück.

Der Lugecker stand ein paar Minuten noch in der Gasse und hörte die Tür zum „Kreuz“ zufallen. Dann machte er sich langsam auf den steilen Heimweg. Es war aber, als wären seine Schuhe mit Leim bestrichen. Schwer und zäh löste sich der Fuß vom steinigen Wege. Und zuweilen blieb er stehen, gehemmt von der Last seiner Gedanken. Er war bisher ein Mensch gewesen, der keine Hindernisse gekannt hatte. Vielmehr war jede Sperre auf seinen Wegen ihm Ansporn gewesen, sie zu überwinden. So war er vor keinem Bergaufstieg zurückgeschreckt und darum zum gesuchtesten Führer aufgerückt. So hatte er sich als Schwinger und Turner zu einer Art Unbesiegbarkeit aufgeschwungen. So war aber auch seit jener Waldjagd nach den beiden Obsteger Mädchen der Ehrgeiz, die Margit Lorez zu gewinnen, in ihn hineingeschossen und aus ihm der trotzige Wille gewachsen, sie dem Holzumstad abwendig zu machen. Manchmal war ihm gewesen, das Mädchen möge auch ihn leiden. Dann hatte ihm geschienen, ihre Freude an dem Klaus sei nicht allzugroß. Aber von ihrer leisen Furcht vor der Ehe bis zur Liebe für ihn war ein weiter Schritt! Sein Verlangen zwar wuchs, doch mit ihm auch der Zweifel, ob die Margit wagen würde, ihm, dem Lugecker, ihre Gunst zu schenken. Heute abend erst war ihm eines Gewißheit geworden: Die Margit würde morgen in einer Art Betäubung zum Altar gehen. Und halb und halb gehörte sie ihm, dem Eustach!

Er ahnte, sie würde noch immer den Weg mit dem Klaus Umstad weitertaumeln, aber er war heute abend ein paarmal in Versuchung gewesen, sie einfach auf seine Arme zu heben und wegzutragen, weiß Gott wohin. Dabei war ihm, sie würde schließlich selber froh sein, daß einer sie erlöste!

Die Versuchung des Eustach werkte weiter in ihm. Sie wuchs in ihm wie ein Fieber und war jetzt ein Gelüsten, umzukehren, ins Kreuzwirtshaus zu dringen und die Margit zu stehlen, wie man einen Mehlsack stiehlt; dann wieder ein Entschluß, morgen in der Kirche Lärm zu machen und zu schreien: „Halt! Sie will ihn nicht, den Klaus!“, und zuletzt eine Verzweiflung, lieber ihn zu erschlagen, den Umstad, als ihm die Margit zu lassen!

Das alles sott in ihm. Das alles trug er langsam und manchmal still stehend und vor sich hingrübelnd ins Rennerhaus hinauf.

Als ein verstockter Narr trat er zu Mutter und Bruder in die Wohnstube.

Der Tobias saß hinter einer Zeitung. Die Mutter Blandine nähte an einem Wäschestück.

Der Tobias fragte: „Wo läufst herum?“

Die Mutter sagte, sie wäre längst ins Bett gegangen, wenn sie nicht hätte wissen wollen, was eigentlich mit ihm los sei.

Er aber setzte sich stumm auf den erstbesten Stuhl. Die Ellbogen auf den Knien, den schweren Kopf auf der Brust, hockte er ein paar Minuten da. Vor lauter innerem Zwiespalt hörte und sah er nichts. Und stumm, wie er gekommen war, lief er nachher wieder davon und hinauf in seine Kammer.

Als der Tobias ihn dort aufsuchen wollte, fand er die Tür verschlossen, klopfte und erhielt den kurzen, knurrigen Bescheid: „Morgen! Morgen ist auch wieder ein Tag.“

Zur Mutter, die da oben auch nach ihrer Schlafstube ging, sagte der Tobias: „Morgen hält die Lorez-Margit Hochzeit. Darum ist der Eustach für uns nicht zu sprechen.“

Zu mehr nahmen sich auch diese zwei Wortsparer keine Zeit. Sie verschwanden in ihren Kammern. —

Die Margit Lorez war von der Begegnung mit dem Eustach treppauf geeilt. An ihr flog alles von Erregung. Sie atmete auf, als sie in ihrer Stube die Biene noch nicht fand. Da unten redeten sie jetzt, dachte sie, lauter Dinge, die sie ihr zuliebe tun wollten! Dabei zitterte sie, daß die Ihrigen noch bei ihr eintreten würden, fürchtete sich vor der Ankunft der Schwester, vor ihren Fragen, ihrem Erzählen. In wachsender Hast begann sie sich zu entkleiden. Als sie ihren Schrank öffnete, erblickte sie dort noch einmal ihren ganzen Hochzeitsgerust, das weiße Kleid, den Kranz, den Schleier. Sie begriff im Augenblick nicht, daß alles für sie sei. In ihrem Kopfe hämmerte es: ‚Der Eustach! Der Eustach! Der Eustach!‘ und plötzlich spürte sie Arme, die sie hielten, und Lippen, die sich auf die ihren preßten. Ebenso jäh glomm etwas Neues in ihr auf, ein Wunsch, wieder bei ihm zu sein, bei dem von vorher, dem Lugecker!

Und der Klaus war ausgelöscht.

Als sie Schritte hörte, die sich ihrer Kammer näherten, lag die Margit schon zu Bett. Aber sie wußte sogleich, daß die Biene nicht allein kam, daß auch die Eltern sie begleiteten. Dann erinnerte sie sich, daß sie Vater und Mutter nicht einmal gute Nacht gewünscht! Unwillkürlich drehte sie das Gesicht zur Wand und drückte die Augen zu, wollte den Anschein erwecken, als schlafe sie schon, wollte nicht gefragt werden, nicht Antwort geben.

Kaspar Lorez drehte das Licht auf. Die hagere Mutter trat ans Bett der Margit, so wie sie immer gekommen war, wenn eines krank gelegen, ohne Lärm, ohne Lächeln, ernst und still und schutzhaft. Irgendwie spürte die Tochter den Schein ihrer guten Augen. Und wandte sich doch nun ihr zu.

„Warum bist auch so früh fort?“ fragte die Lorezin.

„Sie ist halt müd’. Es war auch gar viel in letzter Zeit.“ Die Biene sprang ihr bei.

Margit sprach es ihr nach: „Müd’ bin ich. Ich habe mich kaum mehr aufrecht halten können.“

Jetzt trat auch der Vater neben die andern. Sein schwarzer Bart bauschte sich ein wenig, als er sich zu Margit niederbeugte.

„Morgen ist Belohnung“, tröstete er. „Ein Fest! Und dann kommt ein Leben, um das dich manche beneiden werden.“

Das klang alles eindringlich und beschwichtigend und würde ihr früher vielleicht als eine Art Versprechen gegolten haben, weil es von einem so geachteten Manne wie dem Vater kam. Noch mehr bewegte sie der Kuß, den er ihr jetzt auf die Stirn drückte. Er hatte sie nie mit Liebkosungen verwöhnt. So war der Kuß etwas Seltenes, als ginge schon die Feier von morgen an. Das Seltene lag im Wesen beider, von Va-

ter und Mutter. Sie brauchten nicht zu reden. Man merkte, daß sie etwas von ihrer Verwirrung und ihren Zweifeln miterlebten und mitfühlten. Und doch stand dahinter die fast lächelnde Überzeugung, daß alles für sie auf dem besten Wege war.

Die Margit mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht aufzuweinen.

„Schlaf nur gut", mahnte die Mutter.

„Ja, Mutter", hörte die Margit sich selber versprechen.

„Und mache dir keine unnützen Gedanken", fügte Lorez hinzu.

Auch ihm antwortete das Mädchen: „Ja, Vater" und wußte kaum, daß es ihre eigene Stimme gewesen, die getönt hatte.

Es war ihr wie ein Schattenspiel, als die Eltern jetzt von ihrem Bett weg der Tür zugingen. Sie empfand ihr Verschwinden wie das Erlöschen zweier Traumerscheinungen; denn in ihrem Innern war eine zweite Welt, die sich fortwährend in ihre Gedanken drängte. Von der gebannt, lag sie auf dem Rücken, als sie die Tür ins Schloß fallen hörte. Dann erst stieg wieder das Bewußtsein ihrer innern Not in ihr hoch und stürzte aufs neue über sie. Sie verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und verfiel in ein fassungsloses Schluchzen.

Nach einer Weile erst gewahrte sie, daß die Biene dageblieben war und auf ihrem Bett saß. Dann verstand sie auch, wie sie sie tröstete: „Das Glück kommt erst nach und nach, und es ist besser, als wenn man von Anfang an im siebenten Himmel ist."

Sie wunderte sich, daß die junge Biene das sprach und verstehen wollte. Beinahe hätte sie gefragt: ‚Was willst auch du wissen, du Kind?'

Aber da schob sich schon wieder der Lugecker in ihr Bewußtsein. Wie er immer da war, als wisse er von ihr jede Stunde und jeden Ort und jeden Gedanken!

Ihr eigenes Schluchzen versiegte. Von fern hörte sie die Biene weiter trösten, sie verstehe wohl ihre Erregung, sie selbst wüßte auch nicht, was sie täte, wenn sie aus dem schönen Vaterhause fort müßte. Aber Margit solle sich einmal ausmalen, was das für ein Ereignis sein werde, nach Italien zu fahren, ein Land zu sehen, von dessen Wundern die Welt rede. Da werde sie dann auch erst den Klaus recht kennenlernen und wie er großzügig sei. Unter einem Grand Hotel werde er es nicht tun und Autos in Mailand und Gondeln in Venedig. Sie redete wie ein Buch, die Biene.

Mit ihren Gedanken immer noch fern, streichelte Margit ihr die Hand und stimmte zu, als sie sie mahnte, nun zu schlafen: „Ja! Auch für dich ist es längst Zeit."

Sie trennten sich dann. Von Bett zu Bett gingen noch ein paar Worte.

„Bist jetzt wieder froher?"

„Ja!"

„Schlaf gut!"

„Du auch!"

Dann wurde es still.

Die Biene schlief ein. Aber die Margit fand nicht Ruhe. Zu ihr kamen der Klaus und der Lugecker, der Lugecker und der Klaus, das Gestern und das Vorgestern und wie eine schwarze Wolke das Morgen. Sie sah den Klaus schon früh am Morgen mit dem Hochzeitsmaien im Knopfloch ins Haus treten. Aber auch der Eustach war um den Weg! Irgendwo, dessen war sie gewiß, würde er auftauchen, und wäre es nur an der Straße, wo die Gaffer dem Hochzeitszug nachschauten!

In ihrem Kopfe bohrte es. Manchmal versagte ihr Bewußtsein, die Fähigkeit zu unterscheiden und abzuwägen.

Langsam wuchs eine wilde, qualvolle Nacht dem Morgen zu.

Aus einem späten Schlummer, den Erschöpfung ihr zuletzt aufgezwungen, schrak Margit plötzlich auf. Ein Lichtstrahl lag auf ihrer Bettdecke, mit dem die Morgensonne wie mit einer Lanze vom Fenster herüber langte. Dann aber wurde sie gewahr, daß die Biene schon auf den Beinen und beschäftigt war, ihren, der Schwester, Hochzeitsstaat bereitzulegen. Da waren sie schon ausgebreitet, das weißseidene Kleid, wie es so modisch noch keine Obstegerin getragen, und der lange Schleier, der Myrtenkranz und die Handschuhe, lauter Dinge, die sie, Margit, sich mit zeitweilig aufblitzender Eitelkeit angeschafft und seither etwa mit kindischer Neugier wieder betrachtet hatte. Auch jetzt fuhr diese naturgemäße Weibsfreude am Sichschmücken wieder in sie hinein, so daß sie sich in einer unwillkürlichen Freude aus ihrem Bette schwang.

Die Biene, bemüht, gleich die richtige Stimmung zu schaffen, grüßte sie mit strahlendem Gesicht. „Guten Tag, Bräutchen! Der große Tag ist da."

Vielleicht war es diese Fröhlichkeit, die als etwas Selbstverständliches den Tag gleichsam einläutete, vielleicht aber auch die Betäubung, die von den Festgewändern vor ihr ausging, die die Margit nicht recht zu sich selber kommen ließen. Jedenfalls erinnerte die Biene im Augenblick nichts an die Niedergeschlagenheit, unter der die Schwester am Vorabend gelitten hatte. Die Margit schlüpfte mit einer stummen Hast in ihr Brautkleid und drehte sich vor dem Spiegel und wollte wissen, wie ihr alles stehe.

Froh solcher Veränderung, rühmte die Biene das Kleid und die Schneiderin, die es geschaffen, behauptete, der künstliche Myrtenkranz lasse die Schwester einer Königin gleichen, und so schöne Seidenschuhe könnten nur Patrizierinnen tragen.

Die Margit stand und ging wie in einem Wind, der sie schob. Wie in einem Winde, der Worte verweht und einen eilig neue finden macht, antwortete sie auch der Biene, gab ihrem Lobe recht, zupfte hier eine Falte zurecht, strich dort eine Schleife glatt. Als bald darauf Frau Maria in die Kammer trat, fand auch sie in Margits Zügen nicht die erwarteten Bedenken. Nur die Freude, die sie äußerte, schien ihr nicht ganz echt, und eben gewahrte sie, wie die Finger zitterten, die das spitzengeschmückte weiße Taschentuch aus ihrer Hand empfingen.

Indessen nahm das Ankleiden und Schmücken ein Ende. Wohl hatten die beiden Helferinnen zuletzt bemerkt, daß dann und wann der Atem der Braut stockte und ein heimlicher Seufzer an frühere Beklemmung gemahnte, aber sie redeten sich selber immer wieder ein, das Fest und alle seine Folgen, der Trubel des Neuen und Schönen, der die Margit erwartete, werde auch die letzten Reste ihrer Sorgen hinwegnehmen.

So schien der Feiertag in gutem Werden.

Unten wartete einer der kleineren Säle auf seine Gäste. Grüne Kübelpflanzen standen in seinen Ecken, Fenster und Türen trugen Kränze, und ein langer, gedeckter Tisch prangte in buntem Blumenschmuck.

Als die Margit Lorez in Begleitung von Mutter und Schwester diesen Saal betrat, standen an den Wänden schon eine Schar Verwandte, Männer und Frauen, wartend der Dinge, die

kommen sollten. Sie waren eine bunte Gesellschaft, städtisch gekleidet einige, die aus dem Tal gekommen waren, andere im Bauernfestgerust. Zwei Männer hatten schwarze, vorsintflutliche Fräcke an, die sie vor langer Zeit zu einer Gräbt getragen. Ein junges Mädchen blühte in einem kniekurzen Kleid dünn und bunt wie ein Sommervogel. Aber die Frau des Stadtrats Fries, eines Vetters des Kreuzwirts, hatte einen so langen Rock an, daß er sich auf den schwarzseidenen Schuhen bauschte. Die Obsteger, die nach und nach sich im Saale einstellten, machten lange Hälse nach den Auswärtigen und fühlten sich nicht ganz wohl in ihren Tschoppen aus Schafwolle, die zum Sommer nicht paßten, oder im eigenen Hochzeitskleid, das nie aus der Mode kam, weil es nie darin gewesen.

Ein mächtiges Aufsehen entstand unter den an den Wänden Wartenden, als die Margit, gefolgt von Mutter und Schwester, eintrat. Wie ein Christkind kam sie durch die Tür geschritten. Lang fiel ihr der weiße Schleier vom braundunklen Haar. Der weiße Kranz, meinte die Mutter Umstad, die Holzgräfin, wie die Obsteger sie nannten, ginge für einen Heiligenschein.

Die Margit war sehr blaß, aber das stand ihr gut. Ihre Wangen und die Arme, wo sie durch die Tüllärmel des Kleides leuchteten, glichen ein wenig poliertem Elfenbein. Ein paar Frauen sahen das mit Neid, junge Männer, der Klaus an der Spitze, bekamen Herzpoppern davon.

Der Klaus und seine Alten waren vor kurzem erst eingetroffen. Die Umstads waren ein stattliches Paar, richtige habliche Bauern, denen man den Geldsack ansah; es dünkte die Obsteger, so und nicht anders gehöre es sich. Aber der Klaus selber war auch ein Bild. Er hatte einen funkelnagelneuen schwarzen Anzug an, von dem eine weiße Halsbinde sich festlich abhob. Der Maien vor seiner Brust war der rechte Festbruder des Brautkranzes. Über ihm leuchtete das rotgesunde Gesicht mit den Pausbacken, dem das helle Ringelhaar und die großen blauen Augen etwas Strahlendes und allen Wohlgefälliges gaben. Auch hielt er sich stramm, wie es einem Leutnant, den er im Militär vorstellte, anstand. Es war niemand im Saal, der nicht überzeugt war, die Margit mache ein Mordsglück.

Von einem ähnlichen Eindruck bewegt, trat Kaspar Lorez, der Kreuzwirt, mit einem raschen Schritt zum werdenden Schwiegersohn, nahm ihn bei der Hand und führte ihn der Tochter und Braut zu. Auch das war eine feierliche Szene und machte manchem der Umstehenden tiefen Eindruck. Nicht umsonst besaß der stattliche Schwarzbart und Amtsmann ein langjähriges Ansehen. Es brachte den Obstegern auch jetzt zum Bewußtsein, daß da zwei der fürnehmsten Familien des Tales im Begriffe standen, sich zu verbinden.

Einen Augenblick lang dämmerte so etwas auch der Margit. Aber sie schloß gleich darauf sekundenlang die Augen, als gehe es so leichter, geführt, geschoben und mit Worten überregnet zu werden.

Diese Worte, Glückwünsche, die von allen Seiten laut wurden, mußten sich erst erschöpfen, ehe man sich an den langen Frühstückstisch setzen konnte, auf dem es Kaffee und Schokolade, gelbe Butter und Fruchtmarmelade gab und drei mächtige Gugelhopfe die Krone bildeten. Hinter diese machten sich dann die Gäste mit solchem Eifer, daß sie über dem Pläsier eine Weile den eigentlichen Zweck und Ernst des Festes, zu dem sie geladen, vergaßen.

Tassen und Teller klirrten. Schwatzen und Schmatzen umtrommelten den Tisch. Der Kreuzwirt lachte vergnügt über das muntere Getriebe. Auch die stille Frau Maria ließ sich und ihre heimliche Sorge um die Tochter vom guten Fortgang der Ereignisse einlullen. Der Klaus saß da wie ein Sieger, den seine Kameraden auf den Schild erhoben haben. Nur die Biene hatte eine leise Angst in den Augen und im Herzen, wenn sie mit einem Seitenblick die bleiche Schwester streifte.

Immer noch drang aber die Margit nicht völlig zur Wesenheit aller Vorgänge durch. Sie hörte das Sirren und Schwirren, wie man zerstreut das Rauschen ferner Wellen hört. Manchmal fuhr sie auf, wenn der Klaus ihre Hand ergriff und drückte, weil einer am Tisch ihnen ein Kompliment zuwarf, wie man ein Brotkügelchen wirft. Erst recht aber fuhr sie zusammen, als nun plötzlich die Glocken der Obsteger Kirche zu läuten begannen.

Sie läuteten früh. Man war mit dem Essen noch gar nicht recht fertig. Weil aber die Glokken mahnten und befahlen und die Nähe der Kirche den Eindruck weckte, als riefen die Erzstimmen ihr Aufgebot direkt in die Saalfenster, entstand ein allgemeiner Tumult. Jeder griff nach seinen Siebensachen oder zupfte sich noch sein Festgewand zurecht. Auch Kaspar Lorez erhob sich und gab in seiner gemessenen Weise das Zeichen zum Aufbruch.

Unten in der Straße, am Fuß der Eingangstreppe, wartete schon der Urban Epp, der Brautführer und Zeremonienmeister, um den Zug zur Kirche zu ordnen. Er war der Kavalier der Biene, und diese stand in einem duftigen weißen Kleide, ein lebendes Maienbäumlein, über der Treppe und schaute dem Urban zu, wie er unten die heranrückenden Festgäste kommandierte und einreihte. Jetzt stellte er zwei kleine Mädchen mit Kränzen im Haar und Kränzen in den Händen dem Brautpaar voran, ließ hinter ihnen Platz für sich selber und die Brautjungfer frei und winkte die beiden Elternpaare, die Lorezen und die Umstads, heran. Dann schob er Paar um Paar zu einer Menschenschlange aneinander, wie sie Obsteg noch nie gesehen.

Die Glocken lärmten noch lauter. Das Schwatzen der Leute ging unter in ihrem Gesang. Dann winkte der Urban auch der Biene zu, und sie eilte zu ihm nieder. Er bot ihr nicht den Arm, sondern nahm sie bei der Hand, als sei er mehr ein Vater oder Schulmeister als ihr Nebenhochzeiter.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Ein Schlürfen tönte manchmal von der Straße auf. So feierlich schleppend zogen besonders die Männer des Weges.

Das ganze Dorf, soweit es nicht geladen war, lag und stand unter Türen und in Fenstern.

Der Klaus preßte den Arm der Margit. Aber er machte ein kirchenmäßiges Gesicht, obwohl ihm das nicht leicht fiel angesichts der Vergnügtheit, die das allgemeine Aufsehen, dessen Ursache er und sein Fest war, in ihm weckte.

Die Margit war immer noch nur halb bei sich selber. Einmal lösten sich ihre Augen vom Boden, an den sie sie sittsam und der Sitte gemäß heftete, und huschten seitab, in ein paar Gassenecken und einen steilen Weg hinan, der hinterm Dorf zum Lugecker See aufstieg. Dann trommelte ihr Herz und stürmten ihre Gedanken. Sie sah den Mann mit dem Hochzeitsstrauß neben ihr, den Klaus, und den langen Zug, in dem sie selber schritt, und wußte plötzlich nicht mehr, was das alles sollte. Sie stolperte, viel-

leicht über einen Stein in der Straße, vielleicht, weil ihr wieder schwindelte.

„Oha“, sagte der Klaus und stützte sie lächelnd.

Die schöne Kirche von Obsteg faßte die Menschen kaum. Sie zogen langsam ein, vorn vor dem Altar in die erste Bankreihe das Brautpaar und die beiden Nebenhochzeiter. Auch die beidseitigen Eltern gesellten sich zu ihnen. Dahinter, wie Sardinen in der Büchse, drängten sich Hochzeitsgesellschaft und Neugierige. Immer noch schob sich einer oder eine herein, die dabei sein wollten. Die Kirchentüre blieb offen, denn auch draußen sammelte sich noch ein Häuflein Spätkommender, die hereinspitzten, um von dem großen Obsteger Ereignis ihr Anteil zu ersperbern.

Das Brautpaar stand mit gesenkten Köpfen, der Klaus schwamm in Zufriedenheit; denn beim Hereinkommen war ihm das Neue geschehen, daß die Margit nach seiner Hand gesucht hatte. Nun war sie ganz die Seine, prahlte er vor sich selber und vergaß allen Ernst der Stunde über der Spannung, ob auch alle sähen, wie zutunlich die Braut sich stellte und wie schön sie war. Er selber ging und stand wie auf Wolken. Vor innerer Genugtuung erschrak er fast, als der Pfarrer plötzlich vor ihn und seine Gruppe trat und die Formalitäten der Trauung begannen.

Die Margit hörte und sah den bejahrten Hochwürdigen, der vor ihnen stand. Aber auch sie war mit ihren Gedanken nicht bei ihm. Sie hatte die Hand des Umstad verloren und suchte sie blindlings wieder. Weil sie sie aber nicht fand, ertastete sie die Lehne der Bank und klammerte sich an. Sie hatte die Empfindung, sich zusammenzunehmen und den Worten des Geistlichen folgen zu müssen. Aber es war, als ziehe eine fremde und seltsame Macht sie von der Stelle ab, auf der sie stand. Sie spürte Menschen hinter sich, spürte die Weite eines Raumes, in den sie mit ihnen geschlossen war, aber die unsichtbare Gewalt, die nach ihr griff, entzog sie diesem Raume und riß sie langsam hinaus in eine freiere Weite, in der irgendwo ein Mensch stand. Sie empfand diesen Menschen, fühlte ihn, spürte, daß er mit ihr durch ein Suchen oder Wollen oder Warten verbunden war. ‚Der Eustach!‘ dachte sie jetzt. ‚Der Lugecker!‘ dachte sie wieder. Und hatte für nichts sonst Sinn und Ohr.

Aber die Trauung nahm ihren Fortgang.

Im dumpfen Bewußtsein, daß das so sein mußte, kniete die Margit mit dem Klaus vor dem Pfarrer. Sie hörte Fragen und gab Antwort, riß die Augen auf und erkannte da den Geistlichen und da den Klaus, erinnerte sich wieder einmal, daß sie Hochzeit hielt, und als nun die Messe begann und Gesang und Orgelspiel die Kirche mit Wohllaut füllten, übermannte sie eine jähe Rührung, Mitleid mit sich selbst, Dankbarkeit gegen irgendeinen Geber eines Guten. Dann schluchzte sie laut auf.

Da legte sich ihr ein Arm um die Hüfte, und es war diesmal der der Biene, die hinter sie trat. Weich und vertraut und zärtlich war der Arm. Sie war so sehr willens, sich ihm zu überlassen, daß Biene sie ein wenig von sich schieben und wieder an ihren richtigen Platz zuseiten des Klaus leiten mußte.

Dabei erst gewahrte Margit, daß sie schon wieder auf dem Wege aus den Bänken waren.

Jetzt zog auch der Klaus ihren Arm wieder durch den seinen, wie es Recht und Sitte war, da sie nun doch Mann und Frau waren.

Sie liefen Spießruten den vollbesetzten Stühlen entlang. Brav und sittsam hieß es gehen, solange man unter dem heiligen Dache war.

Dann umfing sie wieder freie Luft. Ein Gedränge hob an, Leute umringten das junge Paar. Die Verwandtschaft hatte das Vorrecht, zu einem Kuß die Frauen, zum Händedruck die Männer. Es regnete Wünsche und Worte. Das Glück spritzte nur so auf die Neuvermählten ein.

Der Klaus strahlte bald die Gratulanten und bald die Margit an. Dabei sah er freilich, daß sie einer Ohnmacht nahe schien und manchmal die Augen schloß, als ob sie umfallen wolle. Aber er hielt sie ja fest und fürchtete nichts, während die Mutter Lorez und die Biene sie gerne gestützt hätten, wenn der Ansturm der Leute es ihnen nicht verwehrt hätte.

Nun trat der Urban Epp wieder ins Amt. Der war der richtige Kommandant. Hast du nicht gesehen, setzte er den Hochzeitszug wieder in Bewegung. Es ging nicht mehr so feierlich zu wie beim Einzug. Man redete und lachte und freute sich auf den Schmaus, der im „Kreuz“ wartete. Auch das Brautpaar wurde ins Gespräch gezogen von den Eltern, von den Nebenhochzeitern. Zuerst stand nur der Klaus Rede und Antwort. Dann sagte auch Margit etwa ein leises, gedankenabwesendes Wort.

Langsam kam man vorwärts, trat aus der Ordnung, gesellte sich, wie es einem paßte. Der Urban Epp wehrte dem nicht mehr; der kümmerte sich jetzt um seine Brautjungfer und vergaß über der Biene seine Amtspflicht.

Die Biene bekam darüber ein leichteres Herz. Der Urban, der Festordner, hatte ihr Respekt eingeflößt mit seiner Überlegenheit, nun sagte ihr auch seine Kameradschaftlichkeit zu. Er hatte eine ernsthafte und doch warmherzige Art zu reden, und der Blick seiner braunen Augen besaß eine Wärme, daß es einen gleichzeitig ein wenig verwirrte und einem doch wohltat. Man vergaß darüber auch die Sorge um die bleiche Schwester, sagte sich, nun sei ja die Trauung vorbei und die Zukunft offen, in der die Margit Lorez sich naturgemäß daran gewöhnen werde, die Margit Umstad zu sein.

„So! Jetzt kann ich das Kommandieren lassen und mich an meiner Gespanin freuen“, hatte der Urban gesagt und die Biene angesehen, als erblicke er sie erst jetzt.

Sie hatte wohl gemerkt, daß sie ihm so spät erst, aber nun um so mehr in ihrem Festkleid aufgefallen und als eine neue erschienen war, und sie konnte mit den Gedanken lange nicht davon loskommen, während er weitersprach, von des Pfarrers Rede, dem glücklichen Gesicht des Klaus und den ernsten Zügen der Braut.

Darüber gelangte der Hochzeitszug an die Ecke, wo das neue Obsteger Schulhaus seine Front protzig in die Straße vorstellte, so daß es die enge Gasse noch dem Blick verbarg, die gleichsam aus dem Dorfe zu Gehölz und Felsbrocken, aus dem Leben in die Stille überleitete. Hier nun bog der Kurzweg zum Lugecker See hinauf ab. Auf ihm trieb der Obsteger Geißhirt sein Kleinvieh ins Gebirg hinauf, in der Höhe sorglich die Lugecker Grenze vermeidend. Auf ihm schlichen die Lugecker Nachtbuben ins feindliche Dorf hinab, wenn sie irgendeinen Streich gegen die Widersacher im Schilde führten. Auf ihm war auch der Eustach Renner herabgeschlichen, als er gestern abend noch einmal die Margit Lorez heimgesucht hatte. Auf ihm, als der aufgelöste Hochzeitszug jetzt ums Schulhaus bog, aber nur so im Blitz, glaubte die Biene diesen gleichen Eustach zu erkennen.

Die Augen des Mädchens wurden vor Schrekken weit. Ihr Herz hämmerte. Und sie stöhnte vor jäher Angst, so daß der Urban sich betroffen nach ihr umwandte.

Aber der, den die Biene gesehen zu haben glaubte, war verschwunden.

„Was ist dir?“ fragte der Urban.

„Nichts“, versicherte sie eilig. Ihr Blick suchte die Schwester und sah sie, wie sie mit Klaus und den Eltern von irgendeiner Frau aufgehalten und einmal mehr beglückwünscht wurde.

Dann geschah das Unglaubliche.

Hinter dem Schulhaus brach er hervor, der Renner Eustach. Wie ein Felsbrocken, der im Schwung und Sprung vom Berg geschossen kommt! Zwischen die Festleute fiel er. Niemand konnte nachher sagen, wie es geschah. Ein paar Menschen prallten zurück. Ein paar Frauen kreischten. Keiner erkannte keinen. Auch der Klaus Umstad stand da wie vor den Kopf geschlagen. Selbst der überlegene Vater Lorez kam erst langsam zur Fassung, in der er stammeln konnte: „Ja, was soll denn das, zum —?“ Er brachte den Satz nicht zu Ende.

Da aber war der Eustach mit der Margit schon auf dem Steilpfad drüben. Er hielt ihr Handgelenk umklammert. Er riß sie bergan. Ihr Schleier wehte, aber nicht nur, weil er sie zur Eile zwang, auch weil sie selbst zu stürmen begann. Jetzt verschwanden sie hinter einem Felsblock, tauchten noch einmal auf. Dann verbargen Tannengrotzen sie vollends.

Der Urban Epp, der Klarkopf, erwachte zuerst wieder zur Tat und nahm die Verfolgung des fliehenden Paares auf.

Mit dem Klaus, dem Hochzeiter, drehte sich noch die Welt. Wie ein armer Irrer schaute er um sich. Auch Kaspar Lorez zögerte und überlegte noch. Sein Richtersinn, seine Fähigkeit, Für und Wider der Geschehnisse zu wägen, ließen ihn Verwicklungen vermuten, die mit einer Jagd nach dem Räuber Eustach nicht abgetan waren. Darum gab er nun den Seinen und allen Nahestehenden ein Zeichen, ihm zu folgen, und schlug den Weg zum Kreuz- und Festwirtshaus ein.

In der Straße blieb indessen Lärms genug. Jung und Alt schrie und schimpfte durcheinander. Ein paar bröckelten hinweg und den Fliehenden nach. Der größere Haufen hatte genug damit zu tun, zu verweisen, was da die Lugeckern den Obstegern zum Tort wieder ausgeheckt hätten. Daß es sich um einen neuen Streich der alten Feinde handelte, schien allen zum voraus erwiesen.

Die Biene hatte von ihrer Überraschung und ihrer inneren Not bei der Mutter Schutz gesucht. Den Arm durch den Frau Marias geschoben, folgte sie mit ihr dem Vater. Ihre Gesichter waren heiß von Scham, ihre Herzen aufgewühlt, alle ihre Gedanken folgten der entflohenen Margit.

Unterdessen stürmte der Urban Epp, seinen ihm nacheilenden Helfern weit voran, wegaufwärts. Der Lugecker war ihm immer wieder aus den Augen gekommen. Aber jetzt erblickte er ihn schon auf der freien Höhe, wo der Pfad gegen den See abbog und ins Dorf weiterführte. Da jedoch blieb er, der Urban, einen Augenblick gebannt stehen; denn der Eustach trug die Margit hoch auf den Armen. Als sei die weißgekleidete ein Bäuschchen Baumwolle, trug er sie! Keiner tat ihm das nach, fuhr es dem Urban durch den Kopf. Keiner war ein Gewaltsmann wie der! Kein Wunder, daß der auch ihn, den Urban, gebodigt hatte! Die Gestalt des Eustach zeichnete sich sekundenlang gegen den Himmel ab; man hätte meinen können, einer der Marignanostreiter ziehe da mit einem wunden Kameraden aus der Schlacht. Jetzt bog er ab mit seiner Last oder seiner Beute. Über einen Hügel hinauf erreichte man dort abschneidend das Rennerhaus.

Der Urban verzog.

Droben, den Augen der Verfolger durch die Hügelschwellung schon entzogen, hielt auch der Eustach inne. Bisher war Kampf, Sturm und Braus gewesen, ihm im Sinn und Gefühl geblieben nur, daß die Frau, die er trug, nicht widerstrebt hatte, sondern daß ihre Arme sich langsam fester um seine Schultern wanden und sie sich sichtlich mühte, die Last zu erleichtern, die sie ihm war. Nun flüsterte sie nahe an seinem Ohr: „Ich bin dir zu schwer.“

Zugleich glitt sie ihm aus den Armen. Ihr Atem flog so rasch wie der seine, als hätte auch sie Last getragen. Und sie trug ja auch Last, aber in ihrem innersten Innern, wo keiner hineinsieht und man selbst nicht Bescheid weiß.

Als sie, noch als Hochzeiterin im Zuge wandelnd, mit jacher Plötzlichkeit des Eustach ansichtig geworden, war es zuerst über die Glut, die ihr im Herzen gebrannt und ihr den Sinn verwirrt hatte, wie ein kühler Strahl gegangen. Es war ihr gewesen, als seien alle Bedrängnisse der letzten Zeit plötzlich ausgelöscht, ungeschehen gemacht Trauung und Hochzeitsfest. Ein Neues habe begonnen! Eine merkwürdige Empfindung der Geborgenheit überkam sie dann. Sie vermochte auf Gegenwärtiges zu achten. Und sie staunte über die körperliche Kraft des Mannes, der sie trug. Dann schlich sich ihr auch ein Gefühl der Zärtlichkeit, ein Wunsch, sich anzuschmiegen, in die Seele.

Nun, da sie wieder auf den Füßen stand, kam eine leise Ernüchterung über sie. Zweifel stiegen wieder auf, Erinnerungen an das Ungewöhnliche, Unglaubliche, was ihr und mit ihr geschah, an die Eltern und Biene, an die Leute und was sie sagen und denken würden! Auch trat ihr ins Bewußtsein, daß der Urban Epp und andere hinter ihnen drein waren. Schon hörte man ihre Stimmen! Jeden Augenblick konnten sie auftauchen. Aber auch das dauerte nicht; denn jetzt sprach der Eustach.

„Begreifst, daß ich dich habe holen müssen?“ fragte er.

Zu antworten behielt sie nicht mehr Zeit; denn dort kam der Urban Epp wirklich angestürmt, und schon tauchten hinter ihm andere Obsteger auf.

Aber auf der andern Seite, auf der Höhe des Hügels stand plötzlich und wie aus dem Boden gewachsen der Tobias Renner. Breitbeinig stand er da und hielt in den Händen das Gewehr, mit dem er auf Gemsen ging.

Er nahm auch zuerst das Wort. „Stillgestanden ihr, wenn ihr nicht wollt, daß ich euch eine aufklöpfe“, schrie er zu den Obstegern hinunter.

Er würde sich wohl noch besonnen haben, die Kugel zu lösen, die er androhte; doch sein lauter Ruf bewirkte, daß die Verfolger stehen blieben. Ihre Blicke irrten zwischen dem mit der Flinte da oben und dem Eustach und der Margit am Hügelsaum hin und her.

Nur Urban Epp setzte jetzt seinen Weg fort, nicht mehr laufend, sondern wie einer, der seines Rechtes sicher und trotzig zu enden bereit ist, was er angefangen.

Die Flüchtlinge erwarteten ihn. Eustach nahm die Margit bei der Hand, diese aber stellte sich vor ihn hin, plötzlich gewiß, zu wem sie gehörte.

Näher kam der Urban, näher kamen auch langsam und mißtrauische Blicke auf den streitbaren Tobias werfend, seine Hilfstruppen.

Von seinem Hügel herab kollerte mehr, als er stieg, der Renner mit der Flinte. Wenn der Eustach Zeit gehabt hätte zu fragen, hätte er erfahren können, daß der Bruder schon gestern darauf gefaßt gewesen, der Eustach werde zu einem Gewaltstreich schreiten, daß er ihm nachspioniert und sich zur Hilfe bereitgehalten hatte.

Gerade als der Tobias, die Waffe in der Hand, neben den Eustach trat, wandte sich der Urban an diesen. „Genug jetzt mit eueren Lugecker Narreteien“, fuhr er ihn an. Dann trat er einen Schritt vor und bot der Margit, sie zum Mitkommen ladend, die Hand. Nichts stand, so schien ihm, ihrer Heimkehr mehr im Wege. Der schlechte Scherz des Lugeckers würde damit sein Ende haben.

Doch etwas Merkwürdiges geschah. Margit löste den Schleier, der noch immer aus ihrem Haar über den Rücken fiel. Er war nicht weißer als ihr Gesicht und die zitternden Lippen. Sie aber streckte das Hochzeitszeichen dem Urban hin und sagte: „Bring' das dem Klaus. Ich komme nicht zurück.“

Wie gelähmt standen einen Augenblick lang der Urban und seine Dorfgenossen. Was sollten sie sagen?

Das erste, was jener herausbrachte, war: „Das kann doch nicht dein Ernst sein.“

Die Margit faßte nach dem Arm des neben ihr stehenden Eustach. Sie tat es, weil sie sich nicht mehr fest auf den Füßen fühlte. Aber die Obsteger dachten, sie wolle zeigen, zu wem sie gehöre.

Da stieg in dem Urban wieder der Grimm. Er sah in dem Eustach den Alleinschuldigen, und ihn sprang er mit den drohenden Worten an: „Gib sie her, du Dieb! Oder . . .“

Die Obsteger stellten sich. Auch der Tobias hob sein Gewehr. Die Margit gewahrte das alles. Es war, als gebe es ihr neue Kraft. Sie richtete sich auf.

„Was wollt ihr eigentlich?“ rief sie den Obstegern zu. „Was habt ihr mir zu befehlen?“

Das hätte einer sehen sollen! Nun legte der Eustach die Arme übereinander. Wie ein Turm stand er da oder ein Felsblock: Verrückt mich, wenn ihr könnt! Die Obsteger wollten dennoch an ihn. Aber der Urban winkte sie zurück.

Dem stand im Gemüt, was für rechtschaffene Leute die Lorezen immer gewesen und wie alle zusammengehalten. Auch die Biene stand ihm vor Augen und wie ihr das zu schaffen machen werde, was da hin und her geredet wurde. Diese Biene stand ihm sogar vornean. Er meinte, sie ganz nahe zu wissen, so not schien es ihm, daß er sich für sie wehre, und so richtig, daß er ruhig und vernünftig spreche. Dann begann er abermals auf die Margit einzureden. Wie zu einer, die nicht recht bei Trost ist, wiederholte er: „Das kann doch alles nicht dein Ernst sein.“ Und weiter fuhr er: „Denkst denn gar nicht an Vater und Mutter und an die Biene, die an dir hängt wie am eigenen Leben? Und . . .“

Die Margit schluchzte auf. Doch sie langte nach rückwärts, und der Eustach nahm sie in den Arm.

„Und weißt nicht mehr, was du vor einer Stunde dem Pfarrer versprochen hast?“

Von Klaus sagte der Urban kein Wort; es schien ihm, um den gehe es nicht. Aber gewiß, daß sie ihm diesmal folgen müsse, bot er der Margit zum zweitenmal die Hand.

Der Eustach stieß ihn zurück. „Basta!“ murrte er. „Du weißt, was du wissen mußt. Wer noch etwas will, soll vor Gericht gehen!“

Vielleicht wäre es jetzt trotz alledem zum offenen Streit gekommen. Aber die Margit raffte sich noch einmal auf. Nur den ehrlichen Epp redete sie an: „Sag' ihnen daheim, ich habe viele Tage und Nächte mir das Herz abgesonnen. Sag' ihnen, daß ich nicht anders kann.“ Und schon setzte sie den Weg hügelan fort, der Eustach stieg ihr zuseiten.

Der Tobias blieb mit angeschlagenem Gewehr überm Weg stehen.

Zum letztenmal rüsteten die Obsteger sich zum Anstürmen. Aber der Urban wehrte ihnen auch jetzt wieder. „Es ist nicht mehr an uns“, entschied er.

Die Genossen folgten ihm zögernd, als er den Heimweg antrat.

Im Niedersteigen rechteten sie miteinander. „Erschlagen hätte man sie sollen, die Rennerbuben“, prahlten ein paar junge Schnaufer.

Die Stirn des Urban sah aus, als wollten die Gedanken sie sprengen. „Die sind vielleicht nicht schuld“, hielt er den andern entgegen. „Bei der Margit hat es eingeschlagen. Man meint, es sei nicht möglich, daß der Herrgott so etwas über einen Menschen schickt.“

Das tönte dem einen oder andern Obsteger zu hoch. Einer lachte laut und frech: „Wenn ein Frauenzimmer den Rappel hat, muß man sie einsperren.“

Andere senkten die Köpfe und hielten des Urban Worte nicht für dumm.

Bald kam ein anderes Gespräch auf: Was sie zu Hause wohl indessen beschlossen hätten? Was die Lorezen sagen würden? Die Neugier machte ihnen bald hurtige Beine.

Die grüne Hügelmatte lag wie Sammet unter den Schritten der Margit Lorez, die jetzt die Margit Umstad hieß, und ihrer Begleiter. Man hätte meinen können, sie wolle den Steig mildern, darüber das Schicksal seinen Weg nahm. So saftig und grün war das Gras noch in keinem Jahr gewesen.

Am blauen Himmel verharrten weiße und graue Wolken, sonderbar stille Gebilde und wie Duft über Tiefen gesponnen. Der See spiegelte sie wider. Es war ein friedlich stilles, feierliches Geschäft.

Auch von den dreien, die dem Rennerhause zustrebten, hatte bisher keines ein Wort gesprochen. Der Tobias hatte noch eine Weile den Abzug der Obsteger bewacht. Dann war er mit seinen weiten Schritten den beiden andern gefolgt.

Die besannen sich endlich, daß etwas gesagt werden müsse, schon des Tobias wegen, der sich näherte. Auch mußte doch irgendwie Klarheit geschaffen werden über das Geschehene und noch zu Geschehende.

Der Eustach begann: „Ich danke dir, daß du freiwillig gekommen bist!“

Noch fand die Margit keine Erwiderung, noch war sie sich über die Ereignisse, wie sie sich überstürzt hatten, nicht klar. Aus der Verwirrung heraus erwiderte sie schließlich: „Ich mußte!“

Der Eustach, noch ehe der Bruder ihn hören konnte, flüsterte: „Wenn wir daheim und allein sind, werden wir alles besprechen.“

Margit nickte zustimmend. Es schien ihr, als sei irgendwo ein kleines Licht, und der starke Eustach habe es angezündet.

Der Tobias in ihrem Rücken störte die beiden nicht. Er hatte es in sich, daß er sie nicht

stören wollte, und streunte ihnen nach, als gingen sie ihn und er sie nichts an. Bald hierin, bald dorthin spähend, folgte er ihnen, das Gewehr an seiner Schulter.

Sie erreichten die Höhe des Hügels.

Als sie um den letzten Erdbuck bogen, wuchs plötzlich das Rennerhaus vor ihnen auf, dunkel, fast dräuend mit seinen verwitterten Holzwänden und dem grauen Schindeldach. Die vielen Fenster hatten etwas von blinden Augen in ihrer Bleifarbe. Selbst der gemauerte Unterbau, dessen Kalkverputz einmal weiß gewesen, aber längst verwaschen und verschmiert war, trug keine Freundlichkeit in sein Bild. Ein strenges und ein großes Haus stand es da.

Der Margit zitterte einen Augenblick das Herz bei seinem Anblick. Sie wußte nichts von diesem Hause, nichts von denen, die noch außer dem Eustach und seinem Bruder darin hausten. Aber sie sagte sich jetzt, daß sie auch vor ihrer eigenen künftigen Unterkunft stand. Dabei suchte sie mit den Augen unwillkürlich den Eustach. Nichts war im Augenblick an ihm von dem wilden Lugecker, der ihr damals im Walde nachgestürmt, dem das Haar flog und die Augen blitzten. Still schritt er neben ihr auf die Haustür zu. Erst als sie auf die Schwelle der offenstehenden traten, ließ er ihr wie einer, der weiß, was er einer Frau schuldet, den Vortritt und sagte das gute Wort: „Denk' daran, daß, was du jetzt siehst und antriffst, dir gehört."

Dann stieg sie eine Treppe hinan. Die war alt und schwarz wie alles Holz im Haus, aber sie war aus Eiche gezimmert, wie es sich für sie gehörte, die so schwere Leute zu tragen hatte. Sie endete in einem Flur, auf den viele Türen gingen. Eine davon stand halb offen, und in ihrem Rahmen erblickte man eine große, stämmige Frau mit einem Busen wie ein Balkon und wie von schweren Lasten gebeugtem Nakken. Die Margit schaute flüchtig in ein altes, lederfarbenes Gesicht. Keine Runzel war in seiner über eckige Knochen gespannten Haut. Wie die des Eustach hatte die Stirn etwas Störrisches. Aber die Margit hatte kaum Zeit, das alles in sich aufzunehmen; denn die Rennerin trat zurück, sobald sie erkannte, wer da zu Gast kam.

Jene Tür ging zu bis auf einen kleinen Spalt. Eustach hatte von der Mutter nicht Notiz genommen. Man hörte sie noch in der Küche hantieren.

„Noch eine Treppe", sagte der Eustach.

Der Tobias hatte sich schon vor dem Hause beiseite gedrückt.

Still und dunkel war es im Treppenhaus. Die Margit stieg, wie es ihr gewiesen war, weiter. Nur einmal blickte sie sich um, ob der Eustach noch da sei; denn an ihm schien ihr alles zu hängen.

Ein neuer Flur wurde erreicht. Er hatte ebenso viele Türen wie der vorige. Eine von ihnen öffnete der Eustach. Es wurde hell, als trete man aus einer Nacht in den Morgen, und die Stube, in die Margit Einlaß fand, war wie eine andere Welt. Niemand hätte eine solche in diesem Schattenbau gesucht. Im Augenblick, da der Eustach seinen Gast einließ, fand draußen ein Lichtstrahl einen Durchschlupf durch die Wolken und blitzte in den Raum, der mit zwar alten, aber schön polierten Möbeln bestellt war, auf der Kommode und einem Tisch gehäkelte Decken aufwies, und wo an einer hellen Holzwand ein hochgepolstertes, weißbezogenes Bett stand, daß sich an Sauberkeit mit denen in den guten Gastzimmern im „Kreuz" messen konnte.

Die Margit atmete auf. Vielleicht weil der Aufstieg bestanden war, mehr aber, weil eine Schwere des Herzens sich ein wenig löste und sich ihr ein Raum auftat, in dem sie vielleicht allein sein und nachdenken konnte.

Die Fensterhelle fiel auch auf ihre eigene Erscheinung, auf ihr Hochzeitskleid und den Kranz, den sie noch im Haar trug. Sie schaute an sich herunter und wurde plötzlich dieses festlichen An- und Aufzugs inne. Und steil wie eine Wand stand auch wieder vor ihr auf, was ihr und mit ihr geschehen war. Sie zuckte zurück und fiel auf den erstbesten Stuhl. „Jesus, mein Gott", stöhnte sie.

Der Eustach machte die Tür zu. Langsam und ohne Geräusch, wie er neben ihr gegangen, zog er auch einen Stuhl heran und setzte sich ihr gegenüber. Und als sei nichts erstaunlich oder außergewöhnlich, begann er zu erzählen: „Das ist unsere Gaststube. Es hat niemand darin gewohnt, seit ich's besinnen kann. Eingerichtet hat sie vor Jahren eine Schwester der Mutter, eine gute Jungfer, die es gerne freundlich hatte. Sie ist schon lange tot. Aber hier wirst du vielleicht bleiben wollen oder müssen, bis wir wissen, wie alles sein wird."

Die Margit löste den Brautkranz aus ihrem Haar. Sie tat das bewußt und hatte das Bedürfnis, auch ihr Kleid zu wechseln. Es sollte alles abgelegt sein, was zu der Braut des Klaus gehört hatte. Von der Zukunft wußte sie nichts. Da war nur der Eustach, so wie er da vor ihr saß. Der würde es wohl fügen! Wieso er auf einmal der Inhalt ihres Denkens war, das konnte sie sich und anderen nicht erklären. Sie fühlte nur, daß er sie nicht enttäuscht hatte, und glaubte, daß er es auch nicht tun würde. Sie war so gewillt und innerlich gedrängt, zu ihm zu halten, daß selbst die dumpfe Traurigkeit, die am Grunde ihres Herzens schwelte und die Vater und Mutter und Schwester galt, nicht hochkommen konnte.

Unterdessen fuhr der Eustach fort: „Wir müssen uns klar sein, was geschehen ist. Wir haben etwas getan, was in unserem kleinen Land und vielleicht noch viel weiter herum noch nie geschehen ist. Ich habe lange selber den Weg nicht gewußt. Im letzten Augenblick erst bin ich dazwischen gesprungen. Um eine halbe Stunde zu spät".

Margit schaute auf. Richtig! Von ihm mußte sie doch zuerst hören, was er gefühlt und wie es zu allem gekommen!

Er sprach weiter: „Du bist jetzt dem Klaus Umstad seine Frau, das kann keiner aus der Welt schaffen! Auf dem Hinweg zur Kirche, nicht auf dem Herweg hätte ich dich holen sollen."

„Ich will das nicht sein," stieß die Margit hervor.

Ihm fuhr es auf die Lippen, warum sie denn in der Kirche Ja gesagt. Aber er sprach es nicht aus. Er legte nur seine Hände zwischen den Knien zusammen, als helfe das zu noch besserem Nachdenken. Dann sprach er fast mehr zu sich selber als zu ihr: „Ich muß dich etwas fragen. Es ist mir, ich wisse es schon und es könne nicht anders sein und es sei schon lange gewesen, aber einmal muß man es halt auch laut hören: Hast du mich gern?"

Sie nickte.

Er rückte ihr näher, schaute ihr ins Gesicht. „Mehr als alle andern?" forschte er. „Ich meine so, daß du zu mir halten kannst, was auch kommen mag?"

In Margits Gesicht kam und ging die Farbe. Dann berichtete sie: „Ich weiß nicht, wie es geschehen ist. Ich habe es zuerst nicht geglaubt, daß ich dich gern habe, und es doch glauben müssen. Es ist über mich gekommen wie etwas, vor dem man sich nicht wehren kann.“

„Und es reut dich nicht?“ fragte Eustach.

Wieder schüttelte sie den Kopf.

Einen Augenblick lang schien es, als wolle er die Arme nach ihr ausstrecken; aber dann blieb er bocksteif sitzen und fuhr fort, auch jetzt jedes Wort überlegend und wie einer, der nichts vergessen darf und nichts sagen will, was nicht wahr und ehrlich und gültig ist. „Nach den Kirchenbuchstaben bleibst du die Frau Umstad. Davon kann uns keiner helfen. Ich bin schon lange nicht mehr in die Kirche gegangen. Wenn ich mit dem Herrgott reden oder mir denken will, wo er etwa sein könnte, gehe ich irgendwo hinauf, wo es still um einen ist. Aber du! Du hast es in der Kirche versprochen und von der Kirche mußt du loskommen, wenn du zu mir kommen willst.“

Margit krampfte sich das Herz zusammen. Sie sah keinen Weg, wußte nur, daß sie sich mit dem da vor ihr zusammengetan und bei ihm bleiben wollte. Unwillkürlich streckte sie die Hand nach ihm aus.

Er rührte sich noch immer nicht von seinem Stuhl. Und mit nüchternen Worten sprach er weiter: „Vor den Zivilbeamten muß es erledigt werden, das mit deiner Scheidung und das mit der Auskündigung und das mit dem Zusammenkommen von dir und mir.“

Sie hörte ihm noch immer zu. Geduldig, fast demütig saß sie da.

„Willst du das Vertrauen haben? Willst, daß ich für dich tue, was sein muß?“ fragte er.

Zum zweitenmal, dringender, bot sie ihm die Hand.

Er nahm sie, drückte sie und gab sie wieder frei. Dann stand er auf, maß einmal das Zimmer und fuhr aufs neue fort: „Es wird noch viel zu reden geben. Auch mit deinen Leuten! Zeit wird verstreichen. Inzwischen sollst du aus- und eingehen, wann und wie du magst, sollst nur spüren, daß hier ein Heimen ist.“

Da erhob sich auch die Margit. Sie sah eine Aufgabe, die ihr blieb. „Ich muß dem Vater schreiben“, sagte sie.

Der Eustach lächelte. „Das Tintenfaß hat nicht viel Arbeit bei uns,“ erwiderte er. „Ich muß eines suchen.“

Und er schickte sich an zu holen, was sie brauchte.

Margit stand zwischen ihm und der Tür.

Vielleicht nahm er sie zuerst in den Arm, vielleicht suchte sie seine Arme. Eine kurze Weile standen sie Brust an Brust.

Eustach bog sich nieder, um sie zu küssen; aber plötzlich ließ er von ihr ab. „Das muß noch Zeit behalten,“ sagte er. „Alles, was recht ist! Du sollst dich vor niemand schämen müssen.“ Und schon verließ er die Stube.

Die Margit schaute die Tür an, die zugefallen. Und wurde ruhig. Es war ihr, als habe, was geschehen war, der Herrgott oder irgendeine Macht mit ihr vorgehabt und vollbracht. Sie dachte auch an den Eustach wie an einen, bei dem und mit dem einem nichts Übles geschehen könne.

Bald darauf kam dieser Eustach mit Tinte, Feder und Papier zurück. Er nahm vom Tisch die Decke und rückte jenen ans Fenster. Das Schreibzeug legte er darauf. Er sprach nicht, als wolle er sie an ihrem Vorhaben nicht stören.

Die Margit stand auch schon hinter ihm. Etwas wie Hast fiel sie an. Das Schreiben schien ihr für den Augenblick selbst das Dringendste und ließ sie sogar seine Nähe vergessen. So kam es, daß sie sich an den Tisch setzte und er die Kammer wieder verließ, ohne daß sie noch ein Wort gewechselt hätten. Selbst das Einklappen der Türfalle hörte sie nicht. Sie hielt schon die Feder und blickte, Gedanken, Worte suchend, aus dem Fenster. Ein Stücklein Himmelblau blitzte vor ihren Augen. Die Frau Margit Umstad sah es nicht. Aus ihrem Innersten stürzte es auf: Das Elternhaus, die Biene, Vergangenes und Gestriges und - und - heute - die Hochzeit! Nur einer stand wie hinter einem Nebel, der Klaus. Über ihn hinaus wuchsen die andern, die stille Frau Marie, mit der es nie einen Streit gegeben, weil sie einem nichts als Gutes antat, und der strengere, manchmal auch ein wenig gefürchtete Vater und die Biene. Bei der Erinnerung an die Schwester bekam das Heimweh eine Stimme. Die müßte hier sein, die Biene, damit man ihr sagen könnte, was man auf dem Herzen hatte, damit man hören könnte, was so ein Kind von all der Wirrnis denke! Alle standen sie auf einmal vor einem. Und man mußte mit ihnen reden, da auf dem Briefblatt, das auf dem Tisch lag!

Die Margit bog sich dann über das Papier. Sie tauchte die Feder ein. Die Tinte war dick. Sie ging schwer von der Feder. Aber die Margit merkte es nicht, so drängte das in ihr, was sie schreiben wollte. „Meine Lieben“, malte sie die Anrede hin. Auch jetzt, als sie die zwei Worte schrieb, war der Klaus nicht darin. Dann aber überstürmten sie die Gefühle und Gedanken. Ihre Finger zitterten. Anhänglichkeit, Angst, Schmerzen, Hilflosigkeit mischten sich. Hundert Dinge wollten gesagt sein, von denen ihr war, sie hätte sie längst wissen und früher sagen sollen. Zuweilen war die Feder zu langsam und widerspenstig und kratzte, vermochte nicht so rasch aufs Papier zu bringen, was das volle Herz ihr zuhastete. Immer wieder, wenn sie das eine schrieb, wollte anderes noch früher gesagt sein. So gab es ein rechtes Durcheinander. Aber es war doch daraus zu entnehmen, daß sie, Margit, das, was sie jetzt schrieb, seit langer Zeit mit sich herumgetragen, daß sie es immer wieder hatte berichten wollen, der Mutter, vielleicht auch dem Pfarrer, und es immer wieder hinausgeschoben, weil es so ungewöhnlich und schwer zu sagen gewesen. Nach und nach wurde sie ruhiger und der Brief klarer. Da war zu lesen, daß es zum Reden zu spät geworden. Vielleicht errate die Biene, wie ihr zumute und wie ihr endlich die Überzeugung gekommen sei, sie gehöre zu dem Eustach Renner und er zu ihr, die Obstegerin zum Lugecker. Schelten werde man sie und ihn, obwohl er ein Ehrenmann sei. Aber sie habe alles in seine Hand gelegt!

Sie schrieb auch noch von einer stillen Erwartung, daß man später sie einmal verstehen, auch von dem Eustach gut denken werde. Ein gutes Wunder werde das einst für sie tun! Und als sie so weit gekommen, fiel ihr ein und auf, daß auch der Klaus das Recht auf ein Wort hatte. Dann lehnte sich in ihr etwas auf, und sie zögerte, sich und ihn fragend, warum er sich in ihr Leben gedrängt habe. Aber dann tauchte sie die Feder noch einmal ein und schrieb: „Der Klaus soll mir auch nicht böse sein!“

Nun erst atmete sie auf. Etwas Großes schien ihr getan. Hände und Sinn schienen ihr frei. Und dieser kehrte zu Eustach zurück. Sie gab



Porträt der Tochter

Ölgemälde von Johann Baptist Reiter. Privatbesitz
Aus der Jubiläumsausstellung der Gesellschaft der bildenden Künstler Wiens 1861—1941



sich Rechenschaft: In seinem Hause weilte sie jetzt! Hier wollte sie bleiben, mochte das Haus ihr ein fremdes sein, fremd ihr auch die Mutter des Eustach, von der es hieß, daß sie als eine bittere gelte!

Die Gedanken schon ganz von diesen Zukunftsdingen eingenommen, setzte sie ihren Namen unter den Brief, faltete ihn und wollte ihn mit immer noch erregten Fingern in einen Umschlag stecken.

Da hörte sie plötzlich laute Stimmen in dem bis jetzt so still gewesenen Hause.

Eine der Stimmen im Treppenhause erkannte die Margit Umstad sogleich. Sie war ruhig und fest und laut, wie der regelmäßige Beilschlag eines Holzers in einen Baum fällt und absticht von der Waldunruhe selbst, dem Wehen und Girren der Äste und Zweige. Es war eine Mannsstimme und tönte ein wenig befehlshaberisch, wie ein Amtsmann redet und einer, der zu regieren gewöhnt ist. Die Margit wußte, daß da unten ihr Vater sprach. Aber eine andere, harte, trockene, drohende, die wie der Widerpart zu der des Vaters schien, klang ihr fremd. Sie erinnerte sie nur irgendwie an die Frau, die sie bei ihrer Ankunft flüchtig im Rahmen der Küchentür erblickt hatte. Und nun verflog das bißchen Ruhe wieder, das ihr vorhin die Briefbeichte gebracht. Mit fliegendem Atem näherte sie sich der Kammertür, bereit, hinabzueilen, wenn es nötig werden sollte.

Nun verstand sie auch deutlich Rede und Gegenrede.

„Wir brauchen keinen Besuch, Kreuzwirt", tönte es herauf. „Wir sind Gäste nicht gewöhnt und Obsteger erst recht nicht!"

Darauf kam die Entgegnung: „Wir werden bald und gern genug wieder gehen, sobald die Margit mitkommt."

Dann aber mischte sich eine neue, dumpfere, trotzige Stimme ein und befahl: „Geht, Mutter!"

Dieselbe Stimme lud gleich darauf ein: „Hier herauf, Lorez! Die Margit schreibt gerade an Euch."

Tritte näherten sich aus dem untern Stock.

Margit trat ins Zimmer zurück. Ihr Blick suchte den Brief, von dem der Eustach eben geredet hatte.

Sie hielt ihn in den Händen, als die Männer, der Vater und der Klaus in ihre Kammer traten.

Der Eustach, der sie führte, blieb draußen stehen.

Eines drängte sich der Margit auf: Ruhig blieben die Männer, der Vater und Eustach, wie Leute, die vernünftig miteinander reden wollen. Nur der Klaus, noch den Hochzeitsmaien an der Brust und im schwarzen Rock, drang in die Kammer und trat auf Margit zu, offensichtlich geladen mit Worten und doch vor lauter Sturm im Innern das erste nicht findend.

„Wir möchten allein miteinander reden", wandte sich jetzt Kaspar Lorez auf der Schwelle zu dem Eustach.

Die Tochter sah ihn die große weiße Hand auf die Klinke legen, bereit, dem andern den Eintritt zu wehren.

Aber auch über den Eustach mußte sich die Margit wundern; denn der neigte jetzt den struppigen Kopf und schloß, gehorsam die Tür von außen zuziehend, sich selber aus.

Inzwischen hatte der Klaus sich gefunden. Sein blondes Haar war fast so wirr wie gewöhnlich das des Eustach; denn er war einmal übers andere mit der Hand hineingefahren, als könnte er aus seinen Ringeln die Worte hervorkratzen. „Was machst auch? Was denkst auch? Was ist dich auf einmal angekommen?" redete er auf die Margit ein.

Sie stand mit dem Brief in der Hand da und schien nur den Vater zu sehen. Ihm streckte sie auch den Brief hin, war weiß wie eine Kalkwand und hatte ein Zittern um den knapp geschlossenen Mund.

„Dazu ist jetzt nicht Zeit", wollte ihr Lorez wehren.

Sie aber drängte: „Lest, Vater!" und als er unwirsch den Brief in die Tasche stecken wollte, wiederholte sie: „Lest doch! Da steht alles, was ich sagen kann!"

Da ließ sich Kaspar Lorez auf einen Stuhl nieder und faltete den Brief auseinander wie ein Mann, der die Dinge der Reihe nach ordentlich zu tun pflegt.

Während er las, dämpfte der Klaus seine Stimme, nahm die Margit beim Arm und zog sie ans Fenster vor: „Merkst du nicht", raunte er ihr zu, „wie du uns zum Gespött gemacht hast?"

Eine Zornröte flog sie an. „Warte doch!" Sie schob ihn von sich. Dann hängte sie hungrige, aber entschlossene Augen an den lesenden Vater.

Der las aufmerksam, drehte sich, stützte den Ellbogen auf die Stuhllehne und las noch einmal. Dann schaute er einen Augenblick nachdenklich ins Leere und sprach vor sich hin: „Das hätte alles früher gesagt sein müssen."

Endlich zu Margit sich wendend, sagte er in schwerem und von Bestürzung leisem Ton: „Da hast du Böses angerichtet, Tochter."

Die Margit streckte sich. „Es ist, wie es ist", erwiderte sie fest.

Der Vater fuhr fort: „Du hattest sonst Vertrauen zur Mutter. Vielleicht solltest du . . ."

Die Tochter unterbrach ihn: „Es bleibt nichts zu sagen, als was im Briefe steht."

Darauf gebot Lorez: „Du mußt heimkommen. Das andere wird sich finden."

„Ich bin hier und bleibe hier", erwiderte Margit.

Das Gespräch ging nur zwischen ihnen beiden. Der Klaus blieb wieder beiseite wie etwas, was nicht Bedeutung hat. Aber er fühlte das und stürmte mit Worten dazwischen. „Genug mit der Komödie! Heimkommen mußt, Frau!" Hilfloser Zorn fuhr ihm in die Stirn, und er packte die Margit beim Arm, um sie mit sich zu ziehen.

„Laß mich!" stieß sie ihn zurück. Aus dem Blick, den sie ihm zuwarf, hätte er erkennen können, daß es für ihn nichts mehr zu holen gab.

Dann entschied auch Lorez gegen ihn: „Still! Es war schon Lärms genug!" und fuhr fort: „Es nützt nichts, mit etwas zu stürmen, was Zeit haben muß, um reif zu werden. Ich will mit dem Lugecker reden. Es hat bis jetzt noch niemand aus Obsteg Lust gehabt, bei der alten Hexe hier im Haus unterzuschlüpfen. Und was mein Maitli an dem Eustach sieht, das weiß der liebe Himmel. Aber die Weiber haben manchmal Zickzackgedanken. Man kann ihnen nicht folgen."

Alles das war langsam, überlegt und mit einer schmerzlichen Bitterkeit gesprochen. Dann tat er die Tür auf, machte eine unmißverständliche Geste, die den Klaus vorausgehen hieß, und trat hinter dem mit verdrossener Miene Gehorchenden ins Treppenhaus zurück.

Die Margit war wieder allein. Sie blieb mit dem Rücken ans Fenster gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, stehen. Die Worte des Vaters wirkten in ihr nach. War sie nicht selbst

vor der Rennerin erschrocken? Und wußte sie, wie es hier und in Zukunft mit ihr, Margit, gehen würde? War all dieses Dunkle das Leid wert, das sie den Ihrigen und sich selbst antat? Und war — das kleine Bedauern zuckte wie ein Blitz auf und verflog — dem guten dummen Klaus nicht auch Unrecht geschehen?

Inzwischen standen die beiden Obsteger im Treppenhaus. Und wieder tat sich eine der vielen Türen auf, und trat in ihren Rahmen, vom Geräusch ihrer Schritte gerufen, der Eustach.

„Ich habe mit dir zu reden“, sagte Kaspar Lorez.

Der Lugecker hieß sie in seine Kammer treten, diesen kahlen, unwohnlichen Raum, gegen den die Stube, in der sie die Margit gefunden, ein Fürstenzimmer war.

In Lorez regte sich der Obsteger, der von einem Lugecker nichts Gutes glaubte, und der Vater, dem in der Tochter Schande angetan war. Er sah dem Eustach böse ins Gesicht, in dem von Wildwetterfahrten und Schwingertrutz, aber nichts vom ruhigen Alltag und dem guten Willen eines Ehemannes zu lesen war.

„Was du mit der Margit angefangen hast, weiß ich nicht“, begann er, „weiß nur, daß sie nicht mehr heim will. Magst du schuld sein oder irgend etwas, was Gott besser weiß als wir, es soll mir niemand nachsagen, ich hätte ihr mit Gewalt angezwungen, was sie mir und der Mutter schuldig ist. Wenn aber du ein Ehrenmann bist, denk' daran, daß sie vor Recht und Gesetz einem andern gehört, und laß ihr Zeit, zur Vernunft zu kommen, und uns, das zu tun, was uns recht und billig dünken wird.“

Der Eustach nahm einen Stuhl und stützte sich mit Händen und Rücken auf seine Lehne. Gelassen stand er da und hielt den Blick des andern aus. Dann erwiderte er gemächlich: „Ihr habt gesehen, Ratsherr, wo sie wohnt. Da soll sie auch weiter daheim sein, und Gott soll mich strafen, wenn ihr ein Unrecht geschieht. Wo sie zuletzt bleiben wird, müssen wir abwarten, Ihr und ich. Da reden andere das letzte Wort.“

Lorez konnte sich eines leisen Staunens nicht erwehren. So einfach er redete, der Lugecker sprach wie einer, der sich keiner Schuld bewußt ist. Und etwas Freies, Furchtloses war an ihm. Er wollte ihm an Anstand nicht nachstehen. So sagte er: „Was ich von dir weiß, ist nicht viel. So muß ich schon warten, ob, was ich von dir weiter erfahren werde, mich lehren wird, daß du mehr bist als ein Dieb.“

Damit brach er das Gespräch plötzlich ab. Er sah keinen andern Weg, wollte die Dinge sich klären und vergären lassen. Nach dem Klaus schaute er sich noch um, ob der noch etwas zu sagen habe.

Der Umstad besann sich, nahm einen Anlauf zum Reden, fand nicht das rechte Wort und kam gegen den Lugecker nicht recht auf.

Seine Verlegenheit bemerkend, winkte ihm Lorez. Still stiegen sie treppab und verließen das Haus.

Ein paar Gaffer, die Wind hatten von den Vorkommnissen, standen in der Gasse und rissen die Augen auf. Sie kamen nicht auf ihre Rechnung.

Stumm, der Klaus hinter dem aufrechten Lorez, schwenkten die zwei Obsteger seitab, ihrem Dorfe zu.

Der Eustach kehrte zu Margits Stube zurück. Er zögerte vor der Tür, klopfte dann an, wie vielleicht noch keiner in dem Hause früher getan.

Ein leises Ja antwortete.

Noch immer stand die Margit am Fensterbrett. Noch immer hatte sie ihr Hochzeitskleid an.

Vielleicht hemmte das beide, mahnte sie an das, was zwischen jetzt und dem frühen Morgen lag. Und doch wehte es warm vom einen zum andern.

In der Stimme des Eustach klang eine versteckte Fröhlichkeit, als er zu sprechen begann: „Dein Vater sagt, daß du hier bleiben willst.“

„Hast du das nicht schon gewußt?“ fragte sie entgegen.

„Ich danke dir“, erwiderte der Eustach.

Die Margit: „Warum? Da du es doch recht meinst!“

Der Eustach: „Es wird Zeit brauchen, bis du dich eingewöhnt hast.“

Die Margit: „Bei dir bin ich eingewöhnt.“

Der Eustach: „Ich bin nicht der einzige hier. Und es ist so viel Unterschied zwischen Euch und uns wie zwischen Föhn und Bise.“

Die Margit tapfer: „Ich will schon lernen in der Bise zu stehen, wenn du mir die Hand gibst.“

Der Eustach: „Wenn es ans Lernen geht, bist du nicht die Einzige. Ich muß mich auch erst daran gewöhnen, eine halbe Prinzessin im Hause zu haben.“

„Eine halbe!“ Margit lächelte.

Da wuchs die leise Wärme zwischen ihnen. Sie näherten sich einander. Sie küßten sich.

Aber da war noch immer das Hochzeitskleid.

Und der Eustach trat zurück. „Zeit lassen!“ wiederholte er. „Es ist noch immer und immer nicht an dem!“

Aber er bot der Margit die Hand und führte sie aus der Kammer in das Wohngeschoß hinunter.

Das Herz trommelte der Margit auf dem Wege treppab. Sie fühlte, in was für eine neue Welt er führte. Das Abenteuerliche ihres Erlebnisses drängte sich ihr immer stärker auf. Aber sie spürte die Hand des Eustach, und es beruhigte sie seltsam. Es war ihr, als kennte sie ihn seit langer Zeit.

Nun öffnete der Lugecker die Wohnstubentür. In der Mitte stand der lange, schwere Eichentisch. Den hatte der verstorbene Renner aus einem Nachbarkanton geholt; denn Eichen wuchsen daheim nicht. Sonst aber war alles Bergzeug, die Stühle mit den geraden Lehnen, die Hocker, auf denen der Knecht Jost und die kleine Trine, die alte Magd, saßen, die tannenen Wände, die graue Decke und die gleichfarbenen Fensterrahmen. Holz, Holz war überall. Selbst die Leute am Tisch hatten etwas Hölzernes. An den Fenstern waren keine Vorhänge, an den Wänden kein Bild. Nur neben der Tür hing ein brüchiges Weihwassergeschirr. Nüchtern und schmucklos war die Stube.

Dieser Nüchternheit entsprach das Tischgedeck, die Löffel und Gabeln aus Blech, die Messer mit den schwarzen Heften und den Dolchspitzen. Nur die Teller aus Steingut blinkten gelb aus dem Armleutegerät, und die fußlosen Gläser schimmerten grünlichgrau.

Die Margit sah alles, als spränge ihr Stück um Stück gleich Kobolden ins Auge. Sie hatte nie ähnliches gesehen, und vor ihrer Erinnerung tauchte ein Gastsaal auf. Rotgeblumte Tücher schmückten kleine Tische. Weißes Porzellan prangte darauf, wie weiße Rosen auf einem Teich, in dem Abendglut brennt. Ein Stich fuhr ihr ins Herz, während sie so heimdachte.

Aber der Eustach war von ihr weg und zu einem Wandschrank getreten. Erst als er ihn öffnete, erkannte Margit ihn als solchen; denn grau und unkenntlich war er im grauen Getäfer gestanden. Ihm entnahm Eustach Geschirr, und jetzt bemerkte Margit, daß für sie am Tisch

nicht gedeckt war und er selbst ihr das Nötige holte. Darauf aber belebten sich auch die Holzfiguren am Tisch, die kleine Trine, die aus umrunzelten Augen die Gastin anstaunte, und der Knecht Jost, ein Klumpen von Speck und Knochen, ein hochbeiniger Mensch, der nahe an zwei Zentner wog und sich aus seiner gebückten Stellung aufrichtete, in der er dem eifrigen Geschäft des Essens obgelegen. Besser als die beiden zeigte der Tobias, daß er nicht von Holz war; denn er gab dem Jost ein Zeichen, zu rücken und neben dem Platz des Eustach Raum für die Margit zu geben. Er selbst stand auf und bot dieser die Hand. In seinen kastanienbraunen Augen lag ein Ausdruck von Freundlichkeit, der in der nüchternen Stube wirkte, als sei über deren rauhes Holz eine Politur gegangen.

Erst jetzt und da Eustach einen Stuhl für sie herschob, fiel der Blick der Margit auf die Frau, die zu Häupten des Tisches saß. Aufrecht saß sie. Ihr Rücken schien steif wie die Stuhllehne, die er kaum berührte. Ein klobiges, geschnitztes Bild schien die Frau, deren Gesicht alt und eckig war und doch glatt wie gehobelt.

Die Margit wurde nicht klug, ob die Rennerin ihrer überhaupt acht hatte.

„Das ist die Margit Umstad", sagte Eustach in diesem Augenblick, indem er sich neben der Mutter niederließ und zugleich jene auf den Stuhl an seiner Seite niederzog.

„Tag", sagte die Rennerin, nichts als dieses knappe, klirrende Wort.

„Sie bleibt bei uns", fügte Eustach seinen vorigen Worten hinzu.

Die Rennerin tat nicht dergleichen, als habe sie verstanden.

Aber Eustach schöpfte aus der großen Schüssel Suppe für die Margit, und der Tobias tat wissentlich oder unwillkürlich das Beste, um der Gastin über Fremdheit und Öde dieses Anfangs hinwegzuhelfen. Er redete von unverfänglichen Dingen, daß es ein seltenes Ereignis sei, eine Obstegerin in Lugeck zu sehen, daß sich hier aber auch ganz gut leben lasse und sie mit der Zeit manches finden werde, was ihr gefallen würde.

Gleich darauf entspann sich dann ein Gespräch zwischen Eustach und dem Knecht Jost. Es handelte von einer Kuh, die krankte, weil sie im feuchten Grase geweidet, und der Eustach fluchte und nannte den Knecht einen dummen Hund. Dazu gab auch die Rennerin das Ihre, und ihre Stimme klang so rauh wie wüst ihre scheltenden Worte.

Der Margit stieg das Blut heiß ins Gesicht; der Alltag des Hauses ging ihr auf. Aber in diesem Augenblick legte der Eustach seine Hand auf die ihrige und sagte: „Nichts für ungut! Die Bise bläst halt." Er lachte nicht dabei. Aber als die Margit den Blick zu ihm erhob, war in seinen Augen ein freundliches Licht, so daß jener wurde, als mahne er sie lächelnd: „Mußt halt Geduld haben und Außen nicht für Innen nehmen."

Da kam wieder die merkwürdige Ruhe über sie, die sie oft schon in seiner Nähe empfunden, der Zwang zu ihm, gegen den sie nicht aufkam.

Die kurze Mahlzeit ging dann ohne Störung vorüber.

Eustach fragte nachher Margit, ob er ihr zeigen solle, was zum Rennereigen gehöre.

Der Tobias mischte sich ein und riet: „Geh nur herum ums Haus und im Land. Wir sind ja keine Bettelleute." Und wieder tat auch seine warme Stimme der Margit wohl.

Sie schaute jedoch an sich nieder und sagte: „In dem Kleid kann ich mich nicht zeigen."

Die Rennerin ging stumm an ihr vorbei aus der Stube.

Aber der Eustach erwiderte: „Komm nur, wir wollen nachschauen; es hängen oben in deiner Kammer noch Kleider, die der alten Tante gehört haben." Und er fügte bei, die Verwandte sei von Margits Statur gewesen und eine Frau, die auf sich gehalten.

Das wurde die erste Brücke zum andern Tag.

Oben in der Stube stand nachher die Margit. Und während sie zwei Kleider der toten alten Jungfer dem Kasten entnahm und prüfte, bot Eustach ihr an: „Ich werde dir kaufen, was du weiter brauchst."

Sie erwiderte, sie werde die Schwester, die Biene bitten, ihr ihre Kleider zu schicken.

Es ergab sich aber, daß sie Dinge der Tante wohl tragen konnte, wenn sie sie zurechtmachte. Das wollte sie sogleich tun.

So wurde aus dem Rundgang durch das Gut noch nichts, und die heimelige Kammer blieb für Tage weiter Margits Statt. Sie nähte und nähte und schrieb an die Biene, wie sie es dem Eustach gesagt: „Schicke mir meine Sachen!"

Inzwischen tickten die Uhren die Stunden ab und rann Heute ins Morgen über.

Der Eustach ging bei Margit aus und ein, sprach nicht von dem, was sie zusammengeführt und ungeklärt blieb, sondern von den kleinen Dingen des neuen Alltags. Er redete weniger laut als unten im Hause und bei den Mahlzeiten und weniger übel. Er brauchte sich nicht Mühe zu geben; es kam ihm von selbst. Und wenn er sie verließ, strich er manchmal mit der rauhen Hand ihr übers Haar und war ein anderer, zahmer, gütiger, in seinem Bemühen, ihr wohlzutun, schüchterner Mensch. Freilich vom Stalle herauf oder von einer Matte herüber konnte die Näherin in ihrer Kammer oft die wüste, lärmige Rede der Rennerschen hören, die der Eustach Bise nannte. Und bei den Mahlzeiten und den Begegnungen mit Blandine, der Mutter, tat immer wieder das neue Leben, die Fremde sich auf, in die die Margit hineinwachsen sollte und vor denen sie noch zurückschrak und in Zweifel getrieben wurde.

Dann kam auch die Stunde, da sie das Gut kennenlernte. Im zurechtgemachten Kleid folgte die Margit der Führung des Eustach. Auch der Tobias machte einmal den Wegweiser. Groß und schmucklos ragten Scheune und Stall. Wagen, Pflüge und Geräte füllten die Scheune. Das Heu lag hoch auf der Tenne. Sechs Kühe machten im Stall wiederkäuend und schmatzend die Musik, die zu seiner dumpfen Luft paßte. Aber der Tobias brachte den Gast in eine abgeteilte Ecke, aus der ein schönes braunes Pferd den Kopf nach ihr wandte. Das sei das Reittier des Eustach, berichtete mit sichtlicher Genugtuung der Führer und fügte hinzu, sie wisse wohl gar nicht, daß der Bruder ein Dragoner sei.

„Auch?" fragte die Margit, und was die Junge an Staunen und Bewunderung für den Lugecker in sich hatte, nahm noch zu.

„Reiten kann er wie der Teufel", prahlte der Tobias.

„Und schwingen", erinnerte sich Margit.

„Und bergsteigen!", ergänzte der Tobias.

Da sprang es ihr auf die Lippen, daß er, Tobias, ja auch kein Schwächling sei.

Er aber schnippte mit den Fingern und erwiderte neidlos: „Bah, das will nichts sagen. In allem ist der Eustach der Meister."

Das ging der Margit wiederum warm ins wartende Herz.

Nun führte der Weg in die Matten hinaus. Eine um die andere reihte sich an den Abhängen überm See. Zwischen ihnen lag ein hier oben seltenes Grundstück, ein Acker. Der Eustach habe den Ehrgeiz, Getreide zu bauen, erklärte der Tobias.

Der Zier- und Gemüsegarten umspannte drei Seiten des Hauses. Da sah die Margit die Muttter Blandine hantieren. Wie eine Vogelscheuche nahm sie sich aus, wenn sie irgendwo zwischen den Kohlköpfen stand. Aber still stehen sah man sie selten. Groß und schwer wie ein Elephant schwankte sie mit Hacke oder Gießkanne von Beet zu Beet. Groß und schwer zog sie mit der Sense auf die Matten, mit dem Beil und dem Seil in den Wald. Bald da, bald dort grollte ihre Stimme auf. Fluchwort und Schimpf waren in jedem Ruf und Satz. Eines Tages ohrfeigte sie einen jungen Tagelöhner, der irgend etwas versehen oder ihr nicht zu Willen gearbeitet hatte, und jagte ihn mit einem Fußtritt von der Wiese.

Die Margit fürchtete und haßte die Mutter Blandine, obwohl sie bisher kaum drei Worte miteinander gewechselt hatten. Aber darüber hinaus wuchsen der Wunsch und der Wille, in Haus und Feld selbst auch von Nutzen zu werden. Dem Eustach wollte sie dienen und ihm ihren Entschluß beweisen, sich an alle Bise zu gewöhnen. So begab sie sich denn zu seiner Mutter, als sie eines Tages am Düngerhaufen neben dem Stalle stand und in einen großen Tragkorb Mist schaufelte.

„Ich möchte Euch helfen“, meldete sie sich an. Ihr Herz klopfte, und ihre Stimme klang verzagt; aber dann biß sie die Zähne zusammen und wartete, was kommen werde.

„Du wärest mir die Rechte“, knurrte es ihr entgegen.

Die Margit stand begossen und wußte nicht, was weiter beginnen. Während sie aber schon umkehren wollte, flog es der Blandine durch den Sinn, wie der Eustach zu der Obstegerin hielt. Da lüpfte sie eine Schulter und fügte den vorigen Worten die knappen zwei hinzu: „Meinetwegen! Nachher!“

Mit den nackten nervigen Armen, die grau waren wie ihr Haar, hob sie den schweren Korb, streifte die Riemen sich über die Achseln, sagte ein Komm und schritt der Margit voran, einer nahen, kurzgeschorenen Wiese zu.

Die Margit folgte ihr. Unbegreiflich schien ihr die Frau und ihre Kraft, wie sie so auf breiten Schuhen bergan stapfte. Und wenn sie von der Seite das harte, holzfarbene Gesicht sah, sank ihr der Mut.

Haufen an Haufen lag der Dünger an der Wiesenhalde. Mit einem Ruck und einem Wurf leerte die Rennerin den Korb zu einem neuen kleinen Berge. Dann wies sie auf eine Gabel, die drüben im Gras lag. „Da, nimm!“ befahl sie der Margit. „Regelmäßig muß ausgeteilt werden!“

Die andere nahm das ungewohnte Instrument und bückte sich zur ebenso ungewohnten Arbeit.

„Streif’ die Ärmel auf!“ murrte die Blandine.

Margit gehorchte und machte sich dann ans Werk, so gut es eben ging.

Die Blandine hakte die Daumen in die Riemen des Korbes, der ihr wieder am Rücken hing. Ihr Blick flog von den eigenen knochigen Armen zu den runden der Kreuztochter. Bretter neben Stäben aus Elfenbein dünkten sie sie. Kein Wunder, daß ein Mannsbild sich in so etwas verguckte! Kein Wunder, daß der Eustach die ins Haus gebracht! Seltsam rumorte es im Inneren der bitteren Frau. Wenn in diesem Augenblick einer gekommen wäre, diesem Eustach die Junge dort wegzunehmen, hätte er es mit der Blandine zu tun bekommen; aber das hinderte sie nicht, die emsig gabelnde Margit anzufahren: „Aufpassen, beim Eid! Einstechen in den Haufen! Mist verzetteln und Locken auskämmen ist zweierlei.“

Dann stieg sie selbst wieder nach neuer Last.

Das war der Margit erster Versuch, sich nützlich zu machen.

Die Lehre ging weiter. Die Margit kannte sich selber oft nicht wieder. Sie fragte sich: ‚Woran bist denn?‘ Und manchmal kam das Heimweh sie an und meinte sie weglaufen zu müssen. Die Blandine ging oft hinter ihr wie ein bellender Hund. Und da waren die Dienstleute, der Jost und die Trine. Die steckten die Köpfe zusammen und lachten über sie und ihr Ungeschick, vielleicht auch über ihr Dasein überhaupt. Wüste Worte brauchten sie. Dergleichen hatte man im Hause zum Kreuz nie gehört. Eines Tages kam der Tobias, der sonst warmherzige und gefällige, und hatte über den Durst getrunken. In seinem Rausch machte er sich an ein blutjunges Mädchen, das gedungen war, im Garten mitzuhelfen. Sie schrie um Hilfe. Erst als sie, die Margit, dazu kam, ließ er brummend von ihr ab.

Das war Bise! Bise, wie es der Eustach genannt hatte!

Der Eustach! Um den drehten sich Margits Gedanken. Er war Stoff vom Stoff der andern! Er sah aus wie ein Wilder mit seiner fliegenden Mähne und dem vor der Brust offenem Hemde. Und auch er hatte Stallknechtsgebärden und Stallknechtsworte! Und dennoch: War das nicht sonderbar, wie er plötzlich sich selbst geschweigte und wie er vor sich selber erschrak, wenn sie Zeugin solchen Wesens und Redens war? Und sie sah ihn schaffen vom Morgen zum Abend und sah den Hünen in ihm, wie er das zweizentrige Heubündel gleich einem Knäuel Papier sich auf den Rücken lud, oder wie er neben seinem starken unruhigen Pferd herging und es bändigte, ohne sich auch nur einmal aus Schritt und Gleichgewicht bringen zu lassen.

Eines Morgens sagte sie zu ihm: „Ich möchte dich gern einmal reiten sehen.“

Da kam er, als sie eine Stunde später stumm und bedrückt der Mutter beim Wäscheaufhängen half, plötzlich um die Ecke gesprengt. Wie aus Bronze gegossen zeichneten er und sein Tier sich wider die Halde ab, vor der er hielt. Er sagte kein Wort, hob nur drei Finger zur Schläfe, wie er als Dragoner zu grüßen pflegte, tat, als sähe er die Mutter nicht und gelte der Gruß nur ihr, und ritt langsam wieder davon. Es half ihr nichts, sie mußte zugeben, daß er ein besonderer, ein ungewöhnlicher Mensch war. Sie stand neu und weiter in seinem Bann, die Zweifel in ihr schwiegen, und der, dem sie gehörte, der Klaus, war in undurchdringlichen Nebel entrückt.

Da waren dann auch die Abendstunden. Aus den Räumen der Blandine und des Dienstvolks stieg die Margit in die Stube hinauf, die ihr der Eustach angewiesen hatte und die ihr eigenes Reich geworden war. Da klopfte nach einiger Zeit eine zarte Geste nicht gewohnter Finger fast polternd an die Tür, und auf ihr Herein trat der Eustach über die Schwelle.

„Ist’s erlaubt?“ fragte er, setzte sich aber, ohne die Antwort abzuwarten, ihr gegenüber ans Fenster, wo sie mit einer Handarbeit ihren Platz hatte. Er erzählte ihr vom Alltag, von Arbeit und Ertrag, von bevorstehenden Bergfahrten oder Festen und Wettkämpfen, die wa-

ren oder kamen. Er brachte ihr aber auch Bericht von dem Advokaten, den er mit der Durchführung ihrer Scheidung betraut. Das tat er mit trockenen Worten wie ein Beamter, der sich eines Auftrags entledigt. Zuweilen jedoch unterbrach er sich selbst, als quelle aus ihm unversehens eine fremde Wärme auf. Dann fragte er: „Hast dich jetzt schon ein wenig eingewöhnt?“ oder: „Hast heute in der Bise nicht zu sehr geschlottert?“

Diese Bise, den Lugecker Alltag, vergaß die Margit, wenn der Eustach bei ihr saß, wenn die Dämmerung einfiel und sie versäumten Licht zu machen, wenn er den Stuhl ein wenig näher rückte und ihre Hand streichelte oder festhielt.

Einmal sagte er: „Jetzt kommen schon die Sterne. Du solltest sie einmal vom Mittaghorn oder von irgendeinem andern Turm aus sehen. Da glitzern sie wie Diamanten. Man meint, man müßte sie an eine Schnur reihen. Das wäre so etwas für deinen Hals.“

Das war alles nicht schöne Rede oder Schmeichelei. Sein Ton blieb trocken. Nur ganz zuletzt und ganz tief in ihm zitterte etwas.

Die Margit spürte das, und es drängte sie etwas näher und näher zu ihm. Es wurde still zwischen ihnen, und plötzlich zog er sie mit klammerndem Griff an sich, aber ebenso jäh schien er sich zu besinnen und stand auf, um sich für die Nacht zu verabschieden.

Dieser Abschied zur Nacht blieb immer derselbe. Eustach bog sich zu Margit nieder und küßte sie. Das war, als gehe ein Dürstender zum Brunnen und schrecke plötzlich zurück. „Gute Nacht, Frau Umstad“, sagte er dann jedesmal, als mahne er sich mit ihrem Namen an das, was noch zwischen ihnen stand. Und rasch verließ er die Stube.

Das Erstaunen der Margit ging mit ihm und ihre Achtung und ihr Wunsch, er möchte nicht gegangen sein.

Nun war schon eine Woche seit der Flucht der Margit Umstad verstrichen. Die Aufregung in den beiden Dörfern Obsteg und Lugeck hatte sich noch nicht gelegt. Sie steigerte sich im Gegenteil noch durch die Tatsache, daß die oberste Gerichtsinstanz den wegen des Grundstücks Großacher zwischen beiden Dörfern schwebenden Prozeß zugunsten der Lugecker entschied.

Die Obsteger schäumten und schimpften, wunderten sich, wie still und gleichgültig sich der Klaus Umstad mit seiner Verwandtschaft hielt, und gingen ins „Kreuz“, um auszuhorchen, wann endlich die Lorezen ihr Recht wahren und den Lugeckern den Meister zeigen würden. Aber die Streitlustigen kamen auch da nicht auf ihre Rechnung. Die Lorezin und die Biene gingen still beiseite, wenn einer in der Wirtsstube von diesen Dingen zu reden anfing, und der Großrat und Kreuzwirt winkte ebenso rasch und mit der an ihm gewohnten Überlegenheit ab: „Das ist alles noch nicht reif! Kommt Zeit, wird auch Rede kommen.“

Wenn aber der Wirt in seiner Gästestube das Schwatzen geschweigte, so lief das auf die Straßen und in die Häuser. Wild und laut wurde gelästert. Nachtbuben schlichen sich nach Lugeck hinauf, um dort irgendeinen Zipfel der Margit zu erspähen. Andere steckten die Köpfe zusammen, wie dem Mädchenräuber, dem Renner, zu lohnen sei. Die schlimmsten Krakeeler drohten, den Lugeckern den roten Hahn auf die Schindeldächer zu setzen.

Indessen machten auch die Lugecker Stielaugen nach ihrem wilden Mitbürger, dem Eustach, seiner Sippe und ihrem ungewohnten Gast. Die Geschichte der Entführung wurde hier an den Wirtstischen ebenso breitgeschlagen wie unten in Obsteg. Gleiches war auch hier nie erlebt worden, und hier wie dort wartete man in wütender Spannung auf Fortgang und Ende. Die Neugierigsten machten sich an das Schwatzmaul, den Knecht Jost, und kriegten die Trine am Rock, wenn sie sich in der Gasse sehen ließ. Den sonst mitteilsamen Tobias aber fanden sie zugeschraubt und unwillig. Der bauzte sie ab: „Kehrt vor euern eigenen Türen, ihr Unratsucher!“

Das allgemeine Aufsehen stieg weiter, je mehr Zeit verstrich, ohne daß die Lorezen oder für sie die Obsteger die Margit zurückholten, und je weniger diese sich verborgen hielt, sondern, mit der Rennerin zur Arbeit ging, als sei sie schon zur Tochter angenommen.

Es kam aber noch krauser.

An einem Sonntagabend war es. Die Lugecker saßen ihren Feierabend auf den Ruhebänken vor ihren Häusern oder an ihren offenen Fenstern ab. Da sahen sie zwei, einen Mann und eine Frau, Hand in Hand dem See zu steigen. Über die Stoppeln einer abgeheuten Matte schritten sie dem verwitterten Bretterverschlag zu, in dem das einzige Boot, das auf das Wasser gehörte, lag.

Hand in Hand! Der Tifel! Der Tifel! Soweit waren die beiden schon miteinander!

Die Lugecker verrenkten sich die Hälse.

Mit den beiden am See aber war es so:

Der Eustach hatte nach dem Abendbrot zu Margit gesagt: „Alles hast jetzt gesehen, was uns gehört. Nur das Boot noch nicht auf dem See. Das will ich dir jetzt zeigen.“

Das war die Stunde, in der der Margit alles lebendig wurde, was an ihrem Leben ungerad war. So kam ihr der Eustach wieder einmal zur rechten Zeit und stimmte sie rasch seinem Vorschlag zu. Sie war es auch, die zuerst nach seiner Hand griff, als er sie ihm folgen hieß und sie die Matte hinab führte; sie tat das aus dem unwillkürlichen Schutzbedürfnis, das sie immer befiel, wenn sie irgendwo unter die Augen der Leute mußte.

Einen Augenblick hatte auch der Eustach gezögert und sich besonnen und dann den Kopf in den Nacken gebogen. Mochten sie reden, die Leute!

Der Tag war heiß gewesen. Jetzt sammelte sich weißes Wolkengespinst am Himmel, sein Blau mehr nur hehlend als verdeckend. Wie feiner Nebel spann es dort und über See und Halden. Wo aber dieser Nebel sich lichtete, leuchteten Himmel und Wasser um so blauer und geheimnisvoller. Nur ganz tiefe Tiefen leuchten so.

Eustach erzählte von dem Boote: „Der Tobias und ich haben uns lange eines gewünscht. Als wir Batzen hatten, kauften wir es. Eine schwere Arbeit war es, es heraufzuschaffen. Im Winter haben wir es geholt, weil es mit dem Schlitten leichter ging als mit dem Karren. Die Lugecker kamen gelaufen, als ob die Welt umfalle. Sogar der Pfarrer und seine Köchin blieben nicht daheim. Außer ein paar Bresthaften und zwei Wöchnerinnen war das ganze Dorf beisammen. Und der Pfarrer war unser erster Fahrgast. Der Tobias, wenn Regen ist, geht immer fischen. Feine Forellen hat der See.“

„Das weiß ich, der Vater hat auch manchmal gekauft, wenn sie es im Dorf nicht merkten.“

Der Eustach lachte. Aber beinahe hätte das kurze Wort von daheim die Margit wieder in ihren Trübsinn zurückgebracht.

Da jedoch hatten sie schon das Bootshaus erreicht und hieß Eustach sie einsteigen.

Wenige Minuten später glitt das Fahrzeug aufs Wasser hinaus. Und auf einmal war nichts als dieses und sanfte Ufer und weit die Runde und hoch der Himmel, ruhend auf den ewigen Mauern der Berge.

An den Rudern stand der Eustach, die Margit saß ihm gegenüber auf der Rückbank. Kühle wehte ihr um Stirn und Wangen. Die Berge waren plötzlich klar geworden. Hundertmal hatte die Margit sie gesehen, von Obsteg aus, hundertmal den Fremden ihre Namen und ihr Wesen erklärt und sich dabei nicht viel gedacht. Jetzt erschrak sie plötzlich vor ihrer Wucht. Da war ja nicht nur das weiße hochmächtige Mittagshorn, dem als dem höchsten Gipfel des Landes die meisten Steiger zustrebten, da ragte Gipfel an Gipfel, felsgrau die einen, die andern blitzend vor Schnee und Eis. Auf einen wies der Eustach. „Siehst den Wilden Mann? Und die Wand mit den Rissen, die wie Narben in einem Soldatenschädel sind? Da muß ich auch noch hinauf. Da hat noch keiner den Einstieg gefunden.“

Dabei stand er mit gekreuzten Rudern, und der Wind blies ihm ins Haar. Und die Augen blitzten.

Die Margit konnte nicht reden. Wegen der Berge nicht, der mächtigen, und wegen des Eustach.

Gerade da sank die Sonne und fing die Welt zu brennen an und zu blühen; denn nicht nur, daß Feuer in den See fiel und über die Gletscher und in die Gesichter der beiden im Boot, es vertieften sich auch alle sonstigen Farben, das helle Grün der Matten und das dunkle der Wälder, und das fahle Weiß eines Bruchs, wo vor Wochen ein abstürzender Fels eine Wunde zurückgelassen.

Die Margit saß wie gebannt. Selbst dem Eustach zog etwas das Herz zusammen. Er wußte und suchte nicht, was; keiner da oben überläßt sich Gefühlen. Er sagte nur ganz still zu der Margit: „So um Weihnachten, schreibt der Rechtsanwalt, kann es mit uns beiden so weit sein, daß die Scheidungsverhandlungen beginnen können!“

Das war das Zeichen dafür, daß ihm etwas ins Innerste ging, und daß er darum von dem reden mußte, was ihm am meisten und nahsten am Herzen lag. Er ließ auch plötzlich die Ruder fahren und setzte sich neben die Frau, legte den Arm um ihre Hüfte, ohne sie recht zu berühren, und hielt den Blick in die rotdurchsponnene Weite gerichtet, als sänne er noch seinem Wort von der Zukunft und der Erfüllung, die sie bringen sollte, nach.

Die Margit ahnte, wie bewegt er war. Einmal mehr rührte das sie an, was nicht Kraft oder Kühnheit oder Ehrgeiz hieß, sondern ein Gefühl war, das ihr allein gehörte und galt, und in der Erkenntnis dessen versank alles Heimweh und, was etwa Reue und was an Lugeck und den Rennerschen ihr fremd oder leid gewesen. Es blieb ihr einzig die Empfindung, daß der Eustach ein guter Mensch war.

Sie lehnte sich an seine Schulter. Sie achteten beide nicht darauf, wenn das Boot still lag oder vom leisen Wind, der jetzt ein Kräuseln über den See blies, getrieben wurde, wohin er es wollte. Sie übersahen auch, daß am Ufer da und dort Leute aufgetaucht waren und ihnen nachspürten.

Die Gaffer kamen indessen auch nicht auf ihre Rechnung; denn sie sahen nur zwei reglose, in sich versunkene Menschen. Freilich war ja die Tatsache den Schwätzern schon genug, daß die beiden, die den tollsten Streich verübt, der im Lande seit langem geschehen, sich vor ihre Augen trauten.

Nach einer halben Stunde vielleicht landete das Boot dort wieder, wo es abgegangen. Auf dem Weg, den es gekommen war, stieg das Paar, das keines war, wieder zum Rennerhaus hinauf.

Die Tage reihten sich. Man lebte sie in Obsteg und seinem Kreuzgasthaus wie in Lugeck.

Vielleicht hätte sich in Obsteg die Volksmeinung Geltung verschafft, die Entrüstung über die unerhörte Störung einer Hochzeit und der Grimm über den endgültigen Verlust des Großachers zu Ausschreitungen geführt; aber die Zurückhaltung der Nächstbeteiligten bannte noch immer die drohende Empörung. Zwar der Klaus Umstad ging wie ein Verhagelter herum. Er wich den Leuten aus und saß, Trübsal blasend, abwechselnd daheim oder im „Kreuz“ in der Hinterstube. Er hatte völlig die Nerven verloren. Grübelnd saß er und, wenn ihn das Elend überkam, flennte er rechtschaffen. Dann nickte ihm wohl Frau Maria ermunternd zu. „Nicht den Kopf hängen lassen, Klaus. Die Zeit wird kommen, wo wir wissen, woran wir sind.“

Der aufrechte Baum und Turm, um den sich der Strom der Erregungen im Dorf und daheim ergoß, war Kaspar Lorez, der Vater. Der ging so gelassen seinen Amts- und Wirtspflichten nach, als habe er nie an einem so unerhörten Ereignis wie dem Raub einer Tochter teilgehabt. Zu seiner Kenntnis war inzwischen die Tatsache gelangt, daß die Margit vor dem zuständigen Gericht ihre Scheidung anbegehrt hatte. Er hatte im engen Kreise der Seinen diese Dinge besprochen. Frau Maria und die Biene hätten auch den Brief der Margit gelesen, den er von seinem Gang nach Lugeck heimgebracht. Nach dieser Besprechung aber war der Vater beim Pfarrer von Obsteg erschienen und hatte ihn gebeten, von seiner Kanzel auszukünden, der Großrat Lorez lasse allen Leuten sagen, was in seiner Familie geschehen, sei deren eigenes Leid und seine Lösung deren alleinige Sache. Alle Einmischung und alle vielleicht gut gemeinte Hilfe, die auf Vergeltung ausgehe, bringe nur Unmuße denen, denen man helfen oder die man rächen wolle, weshalb die ganze Bevölkerung von Obsteg gebeten sei, abzuwarten, zu schweigen und Zeit zu lassen, damit so oder so ins Gute komme, was jetzt so übel aussehe.

Diese schlichte Erklärung hatte im Dorfe Eindruck gemacht und die schlimmsten Krakeeler für den Augenblick entwaffnet.

Nach dieser kirchlichen Auskündigung aber saßen die Lorezen auch wieder einmal mit dem Klaus Umstad beisammen.

Das Haus war still. Es ging nun schon gegen den Herbst, und mit Ausnahme der Sonntage sah der Gasthof wenig fremde Gäste mehr. Die Bedienung der Einheimischen, die drüben in der kleinen Gaststube bei ihrem Abendschoppen oder einem Kartenspiel saßen, blieb heute dem Dienstpersonal überlassen. In der kleinen Stube aber war der Eßtisch abgeräumt und hatte Vater Lorez die Tür von innen abgeschlossen.

Er selbst stand an den mächtigen Gültsteinofen gelehnt, der noch nicht geheizt zu werden brauchte. Sein schwarzer Bart fiel ihm lang auf die Brust, und aus dem dunkeln Mannsgesicht schauten die Augen in einem so schönen und warmen Braun, daß es allen auffiel und schien, als sei der ruhige und kluge Mann noch ein Stück selbstsicherer und versöhnlicher geworden. Dann

begann er zu sprechen, es sei hohe Zeit und nach der kirchlichen Auskündigung unerläßlich, daß sie wieder von ihrer gemeinsamen Not und Schande handelten.

„Davon werden wieder viele reden", seufzte ihm zum Echo Frau Maria von der Kommode, an der sie hantiert hatte, zurück. Auf einen Stuhl ließ sie sich nieder und legte die fleißigen Hände in den Schoß. Neben ihr nahm auch die Biene Platz, während der Klaus eben noch auf einen Sessel neben der Tür niedergeplumpst war, durch die er sich just hatte drücken wollen, als Lorez sie geschlossen hatte.

So saß er nun immer herum, der Klaus, halb kochend vor Grimm, halb gelähmt von Ohnmacht. So kam er ins „Kreuz" geschlichen und stand den Lorezen und dem Dienstpersonal im Wege, und so schien er alle Welt zu fragen, warum gerade er solches Pech hätte haben müssen! Vom vielen Hochziehen hatte seine niedere Stirn eine Menge Querfalten bekommen. Die blauen Augen trugen einen Ausdruck einer jähen und hängengebliebenen Bestürzung; aber ein hübscher Bursche blieb er doch, und gerade jetzt leuchtete sein helles Kraushaar prächtig in die abendliche Stube.

Während der Mann der Margit seinen Kummer mehr als nötig zur Schau trug, war den beiden Frauen nicht anzusehen, wie manche Nacht seit der Flucht der Tochter und Schwester sie geweint und schlaflos gelegen und wie sie immer noch an der Margit herumrätselten. Zwar der Biene lief manchmal ein Zucken um den Mund, wie es kleine Kinder haben, wenn ihnen die Tränen zu vorderst stehen; aber Frau Marias blasse Züge hatten längst wieder jene Ausgeglichenheit gewonnen, in die ihre Töchter sich von klein auf geborgen wie die Kücken ins Gefieder der Henne.

Kaspar Lorez beachtete den Seufzer seiner Frau nicht. Er sagte: „Recht hat er es gemacht, der Pfarrer. Hoffentlich hilft's. Solange es noch not tut!"

Hier fuhr plötzlich die Biene auf: „Ich möchte halt nun doch einmal zu ihr gehen, zur Margit!"

Sie hatte längst nach Lugeck hinauf gewollt; aber das Machtwort des Vaters hatte sie zurückgehalten: „Daß du mir keine Streiche machst! Wir haben getan, was wir konnten. Der erste Schritt muß jetzt von deiner Schwester kommen!"

Nun aber erwiderte ihr die Mutter: „Wenn eines hätte gehen müssen, wäre es an mir gewesen. Das Kind wird sich gewundert haben, wo die Mutter bleibt." Ihre Stimme hate etwas von der Spätglocke, die den Abendfrieden einläutet.

Ihr hielt Lorez entgegen: „Recht geschieht der Margit, wenn du ihr fehlst. Nicht stark genug kann es sie plagen. Das ist ja das Gute, daß sie Not nach uns haben wird. Und das ist das Schöne, daß wir das wissen. So hast du es deine Kinder gelehrt, Mutter. Bei dir haben sie gelacht und geweint und geschnauft und gewußt: so finden wir es nirgends sonst."

Während Lorez so umschrieb, was die Familie immer zusammengehalten, zuckte jetzt plötzlich der Klaus auf. „Und ich hätte sie halt doch mit Gewalt zurückholen sollen."

Ihm widersprach Lorez: „Die, die nicht freiwillig kommt, gehört dir nicht mehr."

Der Klaus kam ins Lästern. „Sie soll ein Höllenleben haben."

„Wer sagt das?" fragte Lorez.

„Alle", eiferte Klaus.

„Je mehr das tun, desto weniger gilt's", urteilte Lorez.

Aber der Klaus packte weiter aus, ein Teufelsweib sei die alte Rennerin. Das wisse man landauf und ab. Sie quäle die Margit! Keine Magd habe es schlechter! Er wisse es von einem, der mit eigenen Ohren gehört, wie die Frau die Margit eine nichtsnutzige Geiß geheißen!

„Dummes Gewäsch", schalt Lorez. Dann holte er wieder aus sich selber herauf, was er lange ergrübelt, es handle sich nicht um harte Worte und ein böses Gesicht, um Dinge gehe es, die wie Blut und Herzschlag seien. Wer recht nachdenke, habe es aus dem Brief der Margit tönen hören können.

Die stillen Augen der Frau Maria kamen ins Glänzen. „Recht sagst du es, Vater", stimmte sie zu. „Wie der Leib anfällig wird, kann es auch an die Seele kommen, Krankheit oder Schicksal! Man studiert die Menschen nicht aus."

„Aber was soll oder wird denn geschehen?" wollte die Biene wissen.

Der Vater tat beide Hände auf, als zeige er Dinge, die darin lagen. „Das oder das!" sagte er. „Entweder sieht sie, sie sei auf einen Weg geraten, auf dem sie einsinkt, Schritt für Schritt, oder aber sie lernt darauf zu gehen. Vielleicht ist ihr hier noch die Heimat oder wird sie ihr der Lugecker, der Eustach . . ."

„Der Schuft", brauste der Klaus dazwischen.

„Der Name gilt erst, wenn die Tat ihn verdient", entgegnete langsam der Lorez.

Die Biene sagte dazu: „Es ist vieles an dem Eustach, was keiner sonst hat."

Aber der Klaus verteidigte heftiger sein Recht: „Sie ist meine Frau! Das tut keiner durch, und keiner kann mir sie nehmen." Es war etwas vom Trotz eines eigensinnigen Kindes in seiner Stimme.

Und wieder stach dagegen des Lorez ruhige Antwort seltsam ab: „Keiner als die Liebe und die Margit selber. Aber gegen die Liebe ist wie gegen den Tod kein Kraut gewachsen."

Der Vater schwieg einen Augenblick. Auch der Klaus sann vor sich hin. Dann begann Lorez noch einmal zu sprechen. Jedes Wort wog er. Er habe lange und vieles überdacht. Mancherlei Fehler hätten sie begangen, die Eltern voran. Der Klaus habe ihnen gefallen als Schwiegersohn, und so hätten sie der Tochter zugeredet, zuviel vielleicht.

Dagegen eiferte der Klaus, zugestimmt habe die Margit, und nicht übel stolz sei sie gewesen, als sie die Aussteuer gekauft und daheim die Wohnung eingerichtet.

„Die Jungen sind gleitig im Gelüsten und Jubeln", erwiderte ihm die Lorezin.

Die Biene hatte alle die Zeit große, stille Augen gemacht. Nun hob auch sie noch einmal an zu erzählen, hin und hergerissen habe es die Schwester! Vor ihren Blicken sei all das Glänzende gestanden, was der Klaus ihr geboten und wie in einem Nebel der Renner Eustach. Und der Nebel sei geschwunden und immer näher und klarer habe sie den Lugecker gesehen, bis ein jäher Sturm sie zu ihm hingetrieben.

Zuletzt war es wieder Lorez, der den Schlußstrich unter alles machte und sagte: „Und die leide Sache entscheidet kein Gericht, nur das, was in der Margit Innerem gärt und vergärt. Darauf müssen wir warten."

„Die werden eins lachen im Dorf über uns Waschlappen", höhnte der Klaus.

Doch die Lorezin erhob sich und sagte: „Auf ein wenig mehr Spott kommt es nicht mehr an. Komm, Vater, wir wollen schlafen gehen."

Sie nahm den Lorez beim Arm und verließ mit ihm die Stube.

Da schlich auch der Klaus Umstad davon und vergaß, der Biene gute Nacht zu wünschen.

Diese aber saß noch einen Augenblick allein, beide Ellbogen auf den Knien, das Kinn in die hohlen Hände gelegt. Die hellgrauen Augen standen voll von dem, was ihr durch die Seele ging, was die Schwester erlebt und der Frage an sich selbst, ob auch ihr dergleichen geschehen könnte!

Es war ein Spätherbsttag.

Der Gemeindeschreiber Urban Epp war auf Guggi gewesen, der Heimstatt, die die höchstgelegene von Obsteg ist. Dicht unterm Bannwald liegt sie, ein großes, altes und von Alter graues, schmuckloses Holzhaus mit einem Nebengebäude. Das alles gehörte dem alten Mattli, dem Guggibauer, der schwer krank war, ans Sterben dachte und sein Testament machen wollte. Er hatte den Gemeindeschreiber kommen lassen, nicht weil es zu dessen Amt gehörte, aber weil der junge Epp als ein Ehrenmann galt und in allen Rechtssachen wohlerfahren.

Das Geschäft war abgetan, der kranke Mattli über dem Ratschlag mit Urban noch einmal sonderbar aufgelebt, so daß er noch lebhaft sich um die Ereignisse des Diesseits gekümmert hatte und willig schien, das Jenseits noch eine Weile zu meiden. Nun stieg der Urban wieder bergab und Obsteg zu. Mit sicherem Schritt meisterte er den steinigen Weg. Kühler Wind blies ihm ums Gesicht, ohne daß die glatten Backen sich gerötet hätten. Er bot das Bild eines mit der Welt und sich selbst zufriedenen Menschen und eines Mannes, der die Arme gern weit macht zu Arbeit und Vorwärtskommen. Das Zutrauen des Alten, dem er den letzten Willen in gültige Schrift gebracht, lebte noch in seiner Erinnerung und gab seinem Schritt das Freie und seinem Sinn die Freudigkeit. Und nun fiel ihm plötzlich eine Frage ein, die der Mattli noch eben beim Abschied getan: „Was geht jetzt eigentlich in der verfluchten Geschichte mit dem Kreuzmeidli?“ So nah ging dem Urban diese Sache, daß er im sprunghaften Lauf stockte, die Hände auf den Rücken legte und auf einmal, mit gesenktem Kopf und in Gedanken versponnen, langsamer seinen Weg weiter trat. ‚Ja, was ging nun eigentlich mit der Margit Umstad?‘ sinnierte er. Er war wiederholt bei den Lorezen gewesen, hatte bestätigt bekommen, was im Dorf herumgeredet wurde, daß der Vater Lorez kein weiteres Aufsehen haben, sondern mit Ruhe und Geduld abwarten wolle, wie die Margit selbst über sich klar werden könne. Die Überlegenheit und Gerechtigkeit des Mannes hatten auch ihm Eindruck gemacht. Dann hatte er sich gewundert, was die junge Biene zu allem sagen werde. Aber gerade die war ihm nicht zu Gesicht gekommen.

Die Biene!

Jetzt stand der Urban wahrhaftig still. Als sperre ihm eine Wand den Weg. ‚Die Biene!‘ redete es in ihm. Und er scharrte mit dem Schuh im Sande, als könne er Dinge, die ihm wichtig waren, damit herauskratzen. Die Biene stand vor ihm auf den langen, schlanken Beinen, mit dem blonden Schopf und den großen, aufreizend hellgrauen Augen und mit dem Lächeln um den schmalen Mund, der einen vermuten ließ, das junge Ding wisse vom Leben schon viel mehr, als ihr Alter sonst zu tun pflege. Es war ihm wohlbekannt, wie sehr sie an der Schwester gehangen. Aber er war auch neugierig zu wissen, wie sie über die lange Verzögerung einer Entscheidung in der Sache der Margit denke.

Der Urban rekelte sich dann. Noch immer wehte der kühle Bergwind und strich ihm an Hals und Wangen vorbei und doch war ihm warm. Die Sache der Margit verlor an Bedeutung. Die Sache der Biene nahm ihn viel mehr in Anspruch. Sie hatte ihm gefehlt, das Mädchen, bei seinen Besuchen im „Kreuz“. Er war neugierig, wie sie jetzt darein blicken werde mit den Augen, die einen wissenden Glanz bekommen konnten, so daß einem ganz sonderbar ums Herz wurde!

Der Heimkehrer hatte über seinem Grübeln Weg und Zeit vergessen. Jetzt erst bemerkte er, daß der Himmel über ihm voll grauer und schwarzer ineinandergeschobener Wolken hing. Aber ein weißer und heißer Glanz drang noch durch irgendeine Lücke und beschien ein Stück Wald in der Tiefe und den Fußpfad, der dem Dorfe zu führte. Ei, so nahe war er schon, dachte der Urban. Da blitzte es auch weiß aus den Tannen herauf, die St. Josefskapelle! Und — und —, saß dort nicht jemand auf der Bank unterm Vordach? Wer es war, war nicht zu erkennen. Aber der Urban nahm sich selber beim Schopf und lachte sich aus: ‚Hast gemeint die Lorez-Sabine! Weil die dir so in den Gedanken gesteckt hat!‘ Er gab sich dann einen weiteren Stoß und zwang sich, als er jetzt den Weg wieder unter die Füße nahm, nicht rascher als vorher zu gehen. Er nahm sich auch vor, an der Kapelle vorbeizulaufen, ohne nach rechts oder links zu gucken. ‚Bist ja schließlich kein Mädchennarr‘, setzte er sich den Kopf zurecht.

Als er eine Weile später die Kapelle erreichte, tat er nach Vorsatz, blickte geradeaus, obwohl ihm über dem Zwang, den er sich antat, fühlbar der Hals steif wurde, und stapfte dorfzu.

Da zwitscherte etwas hinter ihm: „Urban!“

Er tat, als falle er aus den Wolken.

Aber schon stand die Biene am Mäuerchen drüben, und es war nicht zu verkennen, daß es ihr leid gewesen wäre, wenn er ihren Anruf überhört hätte. Sie stotterte zwar, als er sich nur langsam umdrehte: „Nein, nein, ich will dich nicht aufhalten.“ Aber ernst schien ihr nicht damit.

„Dummes!“ schalt sie der Urban und gab ihr die Hand. Dann führte er sie zur Bank, wo sie vorher gesessen, und fragte, indem er sich zu ihr setzte: „Was tust du denn hier so allein?“

Sie zuckte mit der Schulter, und ihr von leiser Freude belebtes Gesicht gewann den Ausdruck von Nachdenklichkeit zurück, den es vorher getragen. „Was tun wir?“ sagte sie. „Halt an das Unglück denken, das über uns gekommen ist.“

Urban war noch um einen Trost verlegen, als sie dann fortfuhr: „Hier hat sie noch gesessen, die Schwester, mit dem Lugecker, bevor es geschehen ist.“

„Woher weißt du das?“

„Ich habe es gemerkt aus allerlei, was sie erzählt hat. Ich habe immer gefühlt, wie schwer sie es hat.“ Ihre Lippen zitterten.

„Es wird schon wieder recht werden“, bemühte sich Urban um Zuspruch.

Darauf achtete sie nicht. Es kam nur langsam eine Erleichterung über sie, daß neben ihr einer saß, zu dem man Vertrauen haben konnte und mit dem sie sich immer gut verstanden. Dann wallte das Verlangen in ihr auf, sich auszusprechen. „Sie hat schon lange an sich selber herumgeraten, die Margit“, erzählte sie. „Ich habe es wohl gemerkt, wie es sie fast

zerrissen hat, die Furcht, uns und dem Klaus weh zu tun."

„Da war halt der Lugecker", warf Urban ein.

Die Biene schüttelte den Kopf. „Vor ihm war die Angst, die vor der Hochzeit und die vor sich selber."

„Aber sie kannte den Renner schon", beharrte der Urban.

„Mag sein!" gab Biene zu. „Doch ist sie sich dessen nicht bewußt geworden. Er stand nur tief in ihren Gedanken, und sie brachte sie nicht von ihm los."

„Wie du das alles so erraten hast!" verwunderte sich Urban.

„Das ist so in uns Frauen."

„Und warst erst noch in der Schule", versuchte der andere zu scherzen; aber die Biene blieb ernst und erwiderte: „Das, was ich jetzt gelernt habe, hat mir kein Schulmeister beigebracht."

Der Urban bog sich zu ihr und versuchte, ihr in die Augen zu sehen. Etwas Mächtiges trieb ihn, sie an sich zu ziehen, und mußte doch einer Scheu weichen vor etwas Schönem und Reinem, an das man nicht Hand legen darf. So blieb er nur nah, aber still neben der Biene sitzen, und erst nach einer Weile setzte er das Gespräch fort: „Vielleicht ist sie jetzt doch glücklich, die Margit."

„Mit dem Lugecker?" zweifelte die Biene.

„Man kann ihm nichts nachsagen."

„Er ist ein Wilder."

„Vielleicht nicht vor ihr."

„Das muß merkwürdig sein mit dem Liebhaben."

Das Wort tönte dem Urban, als käme es ihm aus dem eigenen Herzen.

„Eben ja!" Er lächelte und spielte mit Sabines Fingern. Als sie schwieg und ihm doch schien, sie zittere vor innerer Bewegung, fragte er: „Hast auch schon etwas davon gespürt?"

Sie schaute ein wenig erschrocken auf; aber sie konnte nichts dafür, daß ihre Augen glänzten.

Dem Urban rann es in die Glieder wie heißer Wein. Er purzelte vorwärts mit seinen Fragen. „Könntest auch einen gern haben?" war die nächste.

Ihre Wangen wurden heiß. Sie schaute auf und wieder zu Boden. Dann sagte sie leise: „Ich könnte jetzt doch nicht fort daheim."

„Warum?" drängte der unvernünftige Banknachbar.

„Weil die Eltern mit der Margit gerade genug haben", war die Antwort.

Dann merkten beide, wie weit sie mit ihrem Gespräch eigentlich von der Margit abgerückt waren, und halb erschreckt, halb mit plötzlichem Entschluß erklärte die Biene aufstehend, mein Gott, sie müsse heim, sie habe sich ja ganz vergessen.

„Ich komme mit", sagte der Urban.

Willig gab sie ihm an ihrer Seite Raum. Aber das Gespräch stockte.

Der Urban fand zuerst wieder den Faden. „Jetzt willst also auch ein Fräulein sein?"

„Bah", erwiderte sie, „daran liegt mir nicht viel."

„Aber andern!"

„Sie sollen mich in Ruhe lassen."

„Bist du so stachlig?"

„Genug, wenn eines von uns sich hat quälen müssen."

„Liebe macht halt Qual!"

„Bei dem Vater und der Mutter ist es nicht so. Es ist ein großer Friede um sie herum."

„Weißt du, ob das von Anfang an so war?"

„Sie haben einander gern gehabt. Niemand hat ihnen etwas in den Weg gelegt."

„Es gibt auch solche Sonntagsleute."

„Sie wußten auch, was sie wollten."

„Die Hauptsache ist die Achtung voreinander."

Die Biene neigte den Kopf. Nach der Erregung der letzten Zeit kam jetzt eine merkwürdige Zufriedenheit über sie. Es redete sich gut mit dem Urban, dachte sie wieder und wünschte, sie könnten häufiger so zusammen verweilen. Achtung konnte man vor dem Epp schon haben!

Weil sie aber nicht weitersprach und sein Weg jetzt abbog, drüben auch schon der Kreuzgasthof stand, hielt der Urban an und sagte: „Da sind wir halt."

„Kommst dann wieder einmal?" sprang es ihr auf die Lippen.

Er drückte die Hand, die sie ihm reichte. „Wenn es dir recht ist."

Dann trennten sie sich. Es war aber neben den Worten noch etwas gewesen, vielleicht in den Augen, vielleicht in der Luft. Sie gingen beide ein wenig beschenkt ihrer Wege.

Über Obsteg und Lugeck flogen die Wolken und die Zeit.

Im Rennerhause oben warteten zwei auf die Erledigung dessen, was Aufgabe der Advokaten und des Gerichtes war und einen Weg frei machen sollte.

„Advokaten sind Schnecken", meinte der Tobias, als er mit dem Bruder und der Margit in der Wohnstube zusammentraf und wieder einmal spürte, wie hart es beide ankam, daß das unnatürliche Wesen noch immer andauerte: Der Gastbesuch der Margit, die üble Laune der Mutter, der die Unklarheit nicht paßte, und der Zwang für zwei Leute, einander fernzubleiben, die es zusammenzog.

Die Margit schaute den Eustach an.

Der Tobias vergaß diesen Blick lange nicht mehr. Es lag darin die staunende Frage: ‚Bist du es wirklich noch, du Wilder?' Und es funkte darin sekundenlang von Liebe und Bewunderung. Das, was den Glanz in ihre Augen getragen, erlosch dann freilich wieder. Die Unsicherheit, in der die Margit dahinlebte, kehrte zurück.

Der Eustach sah die wohlgemeinte Einmischung des Bruders nicht gern. Er fertigte den Tobias kurz ab: „Wir haben immer gewußt, daß es bis Weihnachten dauern werde."

Gleich nachher setzte man sich wieder einmal zu einer Mahlzeit. Die Dienstleute kamen herein. Auch die Mutter Blandine trat aus der Nebenstube.

Der Margit war, als falle Nacht über den Tisch. Sie fürchtete die Frau noch immer. Aber sie staunte auch an ihr herum, von der der Eustach so manches geerbt. Die Rennerin hielt sie noch immer wie eine Magd, rief sie hierhin und dorthin, gab ihr barsche Befehle, knappe, gehässige Antworten. Aber eines ließ sich nicht durchtun: Was sie von andern an Arbeit erzwang, das leistete sie selber doppelt. Wie ein Roß schaffte sie.

Die Margit wälzte während der ganzen Mahlzeit die Gedanken über die bittere Frau.

Schon am Nachmittag aber bekam sie dazu neuen Anlaß. Sie saß mit einer Näharbeit auf ihrer Kammer, weil draußen ein Sudelwetter, Regen und Schnee durcheinander wirbelnd, herrschte.

Da ächzte draußen die Treppe, wie sie nur tat, wenn die elefantenschwere Rennerin sie drückte.

Und die Tür ging auf.

„Wo steckst eigentlich?“ fragte von der Schwelle die Blandine. „Soll der Eustach heute kein Vesper bekommen?

Der Eustach arbeitete an einem nahen Alpstall.

Margit hatte erwartet, das Vesperbrot würde die Magd ihm zutragen. Nun fuhr sie aber schuldbewußt vom Stuhle auf und stotterte etwas von: „Gleich!“ und: „Ich wußte nicht.“

Doch die harte, glasige Stimme der andern schalt weiter: „Wir können nicht daheim hocken, wir Lugecker, wenn uns der Regen nicht paßt. Wenn du eine Bäuerin werden willst, mußt lernen, dich den Teufel ums Wetter zu kümmern!“

Eilig und stumm machte sich die Margit auf den ihr befohlenen Weg. —

Die Mutter Blandine jedoch gab ihr weiter und immer aufs neue zu denken. Des Nachts besonders rätselte sie oft an ihr herum: War sie so hart zu ihr, weil sie dem Eustach die rechte Frau erziehen wollte? Meinte sie sie, Margit, dem Eustach nicht dankbar genug, oder wünschte sie sie überhaupt aus dem Hause? Dabei drängte jedoch eines sich ihr mehr und mehr auf: Die Rennerin liebte den Sohn, den sie anschnarrte wie alle andern Leute und dem sie, weil es wider ihr ganzes Wesen ging, weder Zärtlichkeit noch irgendwelche Anerkennung zeigte. Mit dem Tobias machte sie noch viel weniger Federlesens; aber dieser war ja auch, was man so landläufig hieß, ein Mittelmannli, ein braver, fleißiger Mensch, aber keiner, der über den Haufen hinausragte, während der Eustach — hier faltete die Grübelnde die Hände, und in ihrem Innern ging es wieder einmal wie Sturm — nicht recht Platz im Alltag hatte!

In diesen Tagen meldete sich Eustach für das große Skirennen an, das in den Berneroberlandbergen ausgetragen wurde. Mit seinen Mitläufern begann er oben am Mittaghorn zu trainieren. Zum Führer der Patrouille, die den Kanton bei den Militärrennen vertreten sollte, war er schon gewählt. Aber auch die Langstreckenfahrt wollte er allein bestreiten, die schwerste Aufgabe, weil nur die bekanntesten Läufer, auch der berühmte Schwede, daran teilnehmen sollten.

Was Wunder, dachte die Margit, daß ihm Sitten und Sprache rauh geworden waren bei all den Kämpfen, die er immer ausfocht! Was Wunder, da auch die Mutter eine gefühlsarme, mitleidlose Frau war und im ganzen Hause dieser Biswind wehte, der alles Sachte, Schöne, Heimelige, wie es etwa in der Hinterstube im „Kreuz“ gelegen, hinwegblies!

Wieder einmal verdunkelte sich hier Margits Sinn, während sie heimdachte, und das Wasser trat ihr in die Augen. Und doch reute sie nichts, was geschehen war. Ein Band wie aus härtestem Leder fesselte sie an den Eustach.

So ging es Weihnachten zu.

Je näher diese Festzeit rückte, um so mehr bekam die Margit mit sich selber zu tun. Wo war die Neugier, was einem die Eltern, was die Biene bescheren würden, überlegte sie. Wo die frohe Mühe, nachzudenken, was man selbst unter den Christbaum legen wolle? Sie hörte noch den Vater einen Holzer beauftragen: „Bring' mir eine schöne Tanne vom Wald, aber keine schiefe, die an einer Halde gewachsen ist!“ Er hatte immer Wert auf einen besonders stattlichen Christbaum gelegt. Nun saßen sie wohl daheim, und das Fest war ihnen verdorben. Sie würden ihrer denken, von ihr handeln! Der Mutter und der Biene würden am Heiligen Abend die Tränen kommen! Aber der strenge Vater würde vielleicht schelten: „Laßt das! Die Margit ist es nicht wert!“

Das alles war schwer zu ertragen, das hängte sich der Margit an wie Bleigewichte. Und mit Mißtrauen und Unbehagen schaute sie der Festzeit in dem großen kahlen Rennerhause entgegen. Zwar der Eustach wollte heimkommen! Und der Tobias, der gutmütige, hatte einmal gesagt, in der Lugecker Kirche sei die Christmesse etwas besonders Feierliches. Aber, mein Gott, alles Feierliche würde sie nur an alles Unschöne und Zuwidere erinnern! —

Auf den Eustach indessen freute sie sich freilich.

Ehe noch die Gerichtsferien angingen, traf die Nachricht ein, daß die Verhandlungen in der Scheidungssache der Margit Lorez und des Klaus Umstad auf persönliches Anbegehren der Frau, respektive ihres Vertreters, auf den und den Tag angesetzt seien, nachdem von der Gegenseite Einspruch nicht erhoben worden. Zu Händen der Ehefrau Umstad sei immerhin der besonderen Umstände wegen entschieden, daß eine Wiederverehelichung an eine längere Frist gebunden werden müsse.

Zur Zeit, da der Amtsbrief ankam, befand sich der Eustach noch immer in den Skibergen. Dort fanden in diesen Tagen die wichtigen Rennen statt.

Margit, als sie den Beschluß des Gerichtes las, saß einen Augenblick von einer neuen Last bedrückt. Sie fürchtete alle die Widrigkeiten, die ihr bevorstanden. Dann aber bedachte sie auch, daß das Ungewöhnliche, Unhaltbare weiter dauern mußte, ihre Anwesenheit im Hause dessen, der sie von der Kirchentüre hinweg dem andern weggeholt und dem sie eigen werden wollte. Wann würde es des Wartens genug sein?

In diesem Augenblick trat der Tobias in ihre Kammer und brachte ihr eine Karte seines Bruders.

Sie schob ihm stumm den Amtsbrief hin. Er schaute hinein. Dann fluchte er eins. „Die haben Freude daran, wenn sie einem Verhungernden das Brot hinter ein Gitter legen können“, begehrte er auf.

Inzwischen las die Margit die Karte des Eustach. „Morgen!“ stand darauf. „Und die nächsten Tage! Ich denke an Dich.“

Die Margit fühlte, daß er aus den Gedanken an sie sich Kraft für die großen Entscheidungen holte. Und wieder einmal wurde sie froh.

Da sprach ihr auch der Tobias noch zu: „Ihr beide wißt, daß ihr zusammen gehört. Auf ein wenig mehr Geduld wird es euch nicht ankommen.“

Bald darauf kam die Eilnachricht: Nicht nur, daß die kantonale Militärpatrouille unter Eustach Renners Führung einen glänzenden Sieg davongetragen, sondern daß dieser im schweren Langstreckenlauf den berühmten Schweden und alle übrigen Mitbewerber weit hinter sich gelassen. In einer Zeitung, die Eustach sandte, war zu lesen, der Lugecker habe eine Leistung vollbracht, die nahe an Unmöglichkeit streife. Eine andere schrieb ausführlicher, das kaum Begreifliche von Renners sportlicher Leistung werde dem verständlich, der in das von unbeugsamem Willen kündende Gesicht geblickt und den aus lauter Sehnen gebauten Körper in Bewegung gesehen habe.

Die Margit las. Und wieder einmal vergaß sie eine Weile die Nöte, die diese Vorweihnachtszeit ihr gebracht. Und wieder einmal wurde sie klar über sich selbst und das, was sie von Anfang

an dem Eustach zugetrieben. Das überwältigte sie auch jetzt wieder, und sie fühlte, daß sie sich nicht mehr würde von ihm lösen können. Ruhe kam über sie, und über die Gedanken an daheim hinaus wuchs weit die Ungeduld der Erwartung auf Eustachs Heimkehr.

Zwei Tage vor dem Christfest, gegen Abend, traf er ein.

Er hatte nicht mehr berichtet, aber der Zufall wollte, daß Margit in ihrer Kammer am Fenster saß und, ohne ihn oder andere zu suchen, ins Freie schaute. Es war kalt gewesen; aber nun war der Föhn im Land. Die Scheiben hatten ihre Eisblumen verloren. Der Schnee war krank. Morsch und in sich zusammengesunken lag er auf den Matten.

Die Margit schaute auf die grauweiße Halde nieder, ohne sie zu sehen, und rätselte wieder einmal an dem herum, wie man wohl die Festtage zubringen werde. Sie hatte gehofft, der Tobias werde dieser Tage mit einer jungen Tanne kommen, man werde von einem Christbaum reden, der, noch so schmucklos und nüchtern, doch ein paar Kerzen tragen werde. Aber der Tobias tat nicht dergleichen. An Stelle dessen wurde ihr von der plötzlichen Überzeugung das Herz warm, daß der Eustach nicht ohne eine kleine, für sie bestimmte Gabe heimkehren werde. Gerade jetzt glitt dieser Gedanke wieder wie ein Strahl Sonne durch ihr Gemüt. Und gerade jetzt sah sie den Erwarteten haldan steigen.

Nicht auf der Straße kam er daher, sondern über die Matte stieg er herauf, über die sie vor Wochen miteinander eingezogen. Erst sein struppiger Kopf mit der aus dem Haarwust baumelnden, gestrickten Zipfelmütze und die Spitzen der Schneeschuhe, die er über der Achsel trug, waren sichtbar. Aber das wuchs sich rasch zu seiner breitschultrigen Gestalt aus, deren dunkles Schafwollgewand sich scharf vom immerhin noch helleren Grauweiß der Matte abhob. Langsam stampften die wadenbindenumwundenen Beine durch den weichen Schnee bergan. Um das Ziel schien er sich nicht zu kümmern; denn seine Augen hafteten, wie nur mit dem Wege beschäftigt, am Boden.

Ob kein Gedanke vorausfliege zu ihr, fragte sich die Margit.

Gerade da hob er den Kopf und erkannte sie hinter dem Fensterglas. Er hob einen Arm zu kurzem Gruß.

Die Wartende schwankte zwischen dem raschen Wunsche, ihm entgegenzulaufen, und der Hemmung, ihm unter den Augen der Frau Blandine oder der Dienstboten zuerst wieder zu begegnen. Während die Zeit verging, mußte er seine Schritte beschleunigt haben; denn schon sah sie ihn jetzt aufs Haus zu steuern. Da klopfte ihr Herz, und sie lauschte auf sein Nahen. Die Haustür ging, und seine schweren Schuhe machten die Treppe kreischen. Er betrat nicht, wie sie erwartet, zuerst die Wohnstube. Auch die zweite Treppe stieg er herauf. Aber auch an ihrer Tür ging er vorüber und in seine Kammer.

Die Harrende fühlte sich ein wenig verstoßen. Kurz darauf jedoch trat Eustach auf ihre Schwelle.

Er trug in der einen Hand den mächtigen Rucksack, der ihm an den Rücken geschnallt gewesen. Den legte er neben der Tür zu Boden, dann griff er eilig nach Margits Hand.

Sie hätte beinahe gestöhnt, so heftig drückte er ihre Finger zusammen; aber größer noch als der flüchtige Schmerz war ihre Überraschung, wie erregt er war. Es mochte kaum vom mühsamen Wege kommen, daß ihm zum Grüßgott, das er sagte, fast der Atem fehlte.

Nun zog er sie an sich, ohne die Arme um sie zu legen. „Da bin ich also“, kam es mühsam aus ihm heraus. „Ist dir die Zeit auch so lang geworden?“

Sie nickte ihm zur Antwort und fühlte wie schon oft, daß er sich Gewalt antat, sie nicht zu küssen. Auch sie selbst zog es zu ihm. Unbewußt hob sie die Arme.

Doch schon hatte er sich über seinen Rucksack gebeugt und begann ihn aufzuschnüren. Er entnahm ihm eine Schachtel und öffnete sie. Eine Denkmünze lag auf dunklem Sammet, und eine Banknote hatte er mit in die Schatulle gelegt.

„Da hast du meinen Preis“, sagte er. „Halt Sorg dazu!“

Nun küßte sie ihn doch zum Dank, halb befangen, halb hingebend.

Er aber sagte von dem Preise: „Das muß jetzt immer so sein. Was ich etwa gewinne, das bringe ich dir. Am Ende bist du ja schuld. Es ist jetzt, als ständest du hinter mir und triebst mich an: Wehr' dich, wo es um einen Lohn geht!“

„So muß es doch sein“, erwiderte die Margit und hängte den Arm in den seinen.

Dermaßen ihm nahe, ließ sie sich von seinen Siegen und von seiner Reise erzählen.

Sie vergaßen sich. Das Blut rauschte in ihren Adern. Sie hielten sich fest. Nach einer Weile erst strich sich der Eustach über die Stirn, als erwache er aus einem Traum, und sagte in der trockenen Art, wie im Rennerhause geredet wurde, nun wolle er seinen Hausgerust anziehen und sehen, wo die andern steckten.

Zögernd erst, dann mit einem Ruck schob er die Margit von sich, nickte ihr noch einmal zu und verließ die Stube.

Er blieb in der Margit Gedächtnis. Nichts außer ihm hatte mehr darin Raum. Und nichts reute sie. Der Eustach füllte ihr ganzes Inneres aus.

Das änderte sich auch nicht, als sie später zum Abendbrot in die Wohnstube hinunterstieg und mit allen anderen zusammentraf. Der Tobias hatte gerade das Wort. Er wurde nicht müde, von dem Ereignis der Skirennen zu reden und zu hören. Es gelang ihm, den wortkargen Bruder durch ständige Fragen im Schwung des Erzählens zu halten. Vom Ungewöhnlichen fortgerissen, mischten auch Knecht und Magd sich ins Gespräch. Nur die Mutter bröckelte ein einziges Mal die Worte: „Das hat man schon vorher gewußt“, dazwischen, als die Rede davon ging, wie Eustach im Rennen alle seine Mitbewerber hinter sich gelassen. Margit entging es aber nicht, wie ihre stahlgrauen Augen sich plötzlich in das Gesicht des Eustach hineinbohrten, als begriffe sie seine Tüchtigkeit nicht, und ebenso rasch und wie auf etwas Ungehörigem ertappt ihn wieder verließen, als sie merkte, daß Margit sie beobachtete. Diese fühlte darüber ihre eigene Verwunderung noch wachsen. Sie erinnerte sich auch, wie unablässig Eustach sich neben ihr in Sachen ihrer Scheidung bemüht, und Ungeduld packte sie, mit ihm von der Amtsnachricht und der Wartefrist zu reden, die ihm und ihr gesetzt worden.

Es fügte sich, daß der Tobias und das Dienstvolk zuerst wieder vom Tisch aufstanden.

Margit begann abzuräumen, während Eustach den Amtsbrief las, den sie ihm übergeben hatte.

Frau Blandine machte Miene, die Stube zu verlassen; aber in der Türe wandte sie sich um

und zum Sohne. Rauh wie immer war ihre Stimme, als sie mit einem Achselzucken nach dem Briefe fragte: „Was machst jetzt mit den Schneckenpöstlern?“

In Eustachs Zügen war nichts zu lesen, was seine Empfindungen verraten hätte. Er beschied die Mutter mit dem einen kurzen Worte: „Abwarten!“ Dann wandte er sich zu Margit und sagte: „Wir wollen es besprechen.“ So schied er alles, was sie beide betraf, immer gleichsam in eine ihnen allein gehörige Welt.

Frau Blandine ging und schlug die Tür zu.

Eustach und Margit trafen sich in Margits Stube.

„Das ist kein Weihnachtsgeschenk“, begann er die Aussprache mit einem Blick auf den Brief, den er in der Hand hielt.

„Und doch hat jetzt keiner mehr ein Recht auf mich als du“, entgegnete Margit.

„Dünkt es dich nicht auch lang, bis meine Zeit kommen wird?“ fragte er.

Die Loreztochter schwieg; aber er wußte die Antwort als er ihr in die Augen schaute. Dennoch näherte er sich ihr nicht. Wie es seine Art war, wandte er sich ab, als müsse er erst mit sich selber fertig werden. „Sie machen es einem nicht leicht“, murmelte er. Dann, am Gesimse lehnend, während Margit mit dem Rücken zur Stubenwand stand, fuhr er fort: „Ich habe dich von der Kirche weggeholt, dem Umstad weggestohlen, werden die Obsteger sagen. Wochenlang schon bist du hier im Hause und wirst es noch Monate bleiben müssen.“

Einen Augenblick verlor er seine Ruhe und bebte der Zorn in seiner Stimme; aber sogleich faßte er sich wieder und fuhr ruhig und fast ein wenig feierlich fort: „Aber du mußt nicht meinen, daß ich nicht wisse, was ich dir schuldig bin. Ich will dem Lorez Kaspar einmal sagen können: ‚Eurer Tochter ist nichts Unrechtes geschehen.‘ Was von Anfang an versprochen war, halte ich auch. Ist es dir recht?“

Als er das sagte, stand er schon wieder nahe der Tür.

„Ja“, antwortete ihm Margit leise. Es riß sie etwas zu ihm hin, als müßte sie ihm sagen, er möge mit ihr tun, wie er wolle.

Doch er verließ die Stube.

Sie wünschte, der Vater, der Kreuzwirt und Amtmann, wäre da gewesen, und sie hätte zu ihm sagen können: ‚Da seht Ihr. Er macht Euch keine Schande.‘ —

Dann kam der Vorweihnachtstag heran.

Die Brüder Renner waren schon früh am Morgen ins Holz gegangen.

Wie immer, wenn der Eustach fehlte, schienen der Margit das Haus öde und der Tag lang. Die Mutter war verschlossener und abweisender als je. Das Heimweh kam neu gekrochen. Und die Stunden schlichen vorbei.

Da läuteten die Lugecker Glocken den Heiligen Abend ein.

Die Margit stieg eben die Treppe zum Wohnstock hinauf, als das Läuten anhob. Die jähen Klänge griffen ihr so ans Herz, daß sie aufschluchzte und in ihre Kammer floh. Hier warf sie sich an ihren Tisch und das Gesicht in die Arme. Vaterhaus und Jugendzeit erschienen ihr wieder einmal wie ein verlorenes Märchen. Es dauerte lange, bis sie sich selber wiederfand und an das dachte, was sie noch zu tun hatte.

Unterdessen waren aber Eustach und Tobias heimgekommen und eben, als sie sich erhob, um sich nach unten zu begeben, trat Eustach bei ihr ein, der einen kleinen Christbaum im Arme trug. Der war ein ärmliches Ding, verglichen mit der hohen Tanne, die im „Kreuz“ in einem der Gastsäle, flittergeschmückt und von bunten Kerzen nur so strahlend, für Gäste und Gastgeber, für Herrschaft und Personal gebrannt hatte.

Sechs weiße, irgendwo zusammengesuchte Kerzenstummel waren der einzige Schmuck des kleinen Baumes.

Aber nun stand der Lugecker mit dem brennenden Bäumchen auf der Schwelle und sagte: „Da kommt der Heilige Klaus.“

Der Margit wurde vor Freude der Atem eng.

Der Eustach trug das Tännchen, dem er einen ungehobelten Fuß angezimmert hatte, zum Tisch und fuhr fort: „Wir haben halt so etwas hier nie gehabt. Eine trockene Gesellschaft sind wir. Aber weil ich weiß, daß es dir fehlen wird wie vieles, was du hier nicht hast und was du gewohnt gewesen bist, bringe ich es dir.“ Es machte ihm sichtlich Mühe, so sanft und warm zu sprechen. Aber er zog auch noch ein kleines, in zerknittertes Seidenpapier gewickeltes und durch ein Gummibändchen zusammengehaltenes Schächtelchen hervor, das er der Margit mit derselben scheuen Linkischheit hinreichte, mit der er ihr den Baum beschert hatte.

„Ein Andenken“, erklärte er.

Margit löste Band und Papier und fand in Watte liegend einen dünnen Goldreif, von irgendeinem Winkeljuwelier erstanden, ein weder schönes noch wertvolles Stück, nur verratend, daß der Geber sich nie mit dergleichen befaßt.

Die Gedanken der Margit flitzten unwillkürlich zu dem Tage zurück, da der Klaus gemeinsam mit ihr die Verlobungsringe eingehandelt. Große Worte hatte er gemacht, einen Diamantring vom Verkaufstisch genommen und gesagt: „So einen mußt dann später auch haben.“ Der Stein hatte ihr hell ins eitle Herz geglitzert. Jetzt sah sie nicht den armen Reif, nur den Eustach, wie er fast verlegen vor ihr stand und die Hand, die hart wie Leder war und ihr die kleine Schachtel gereicht hatte, noch vor Erregung ein wenig zitterte. Da übernahm es sie, daß sie sich niederbeugte und diese Hand küßte, die zu allem eher als zum Küssen war.

Der Eustach ließ es geschehen. Nur verwirrter schien er noch und geschüttelt vom Drang etwas zu tun, was wider seinen Willen ging, und die Margit weiter in Ehren zu halten, den Obstegern zum Trotz und in dem Gefühl, daß sie etwas sei, was man sich erst verdienen müsse.

Nun streifte Margit den Ring an.

Das billige Gold hatte keinen großen Glanz; aber der Stein, der darin saß, glich einem dunklen Blutstropfen, und zu dem sagte jetzt der Eustach: „Vielleicht denkst du dir dabei, ich hätte dir ein Tröpflein von dem Saft gegeben, ohne den einer nicht leben kann.“

Es war keine geschickte Rede, doch Margit verstand ihn und gehörte abermals ihm und zu ihm über alles hinaus, was ihr sonst wichtig gewesen. Als sie sich erinnerte, daß sie nichts besaß, was sie ihm als Gegengabe bieten könnte, quälte es sie, und sie suchte nach Worten.

Aber schon wandte er sich wieder ab. Sie merkte ja längst, daß er immer wieder davonlief, weil er seiner selbst nicht sicher war.

Noch unter der Tür mahnte er: „Vergiß nicht die Messe. Wir gehen zusammen hin.“

Als er dann in den Flur trat, wollte der Zufall, daß im gleichen Augenblick die Rennerin treppauf kam.

Auf Margits Tisch brannte noch das Tännlein. Sein spärlicher Glanz war hell genug, die

Frau im dunkeln Treppenhaus zu blenden. Da stand sie nun, in ihrer Unform einem Holzblock ähnlicher als einem Menschen. Nichts in ihrem Gesicht verriet, was in ihr vorging; und doch faßte die Margit eine Ahnung, daß sie wieder von ihr denke, sie könne dem Eustach dankbar sein für alles, was er ihr zuliebe tue. Und in einer plötzlichen Aufwallung vergaß sie alle Scheu und streckte ihr den Finger hin, an dem der Blutstropfenring saß.

Einen Schritt tat Blandine in die Kammer herein.

Der Eustach entfernte sich; vielleicht schien es ihm der richtige Augenblick.

Die Blandine nahm die erhobene Hand der Margit und besah den Ring. Noch ehe sie in ihrer ungerührten Art sich wieder abwandte, kam der Margit das auf die Lippen, was ihr noch das Herz beschwerte: „Ich aber habe ihm nichts geschenkt."

Aus den Augen der alten Frau schien keine Liebe. Hinter ihrer Stirn aber polterten lärmlos die Gedanken. Dann murrte sie: „Traurig genug, wenn du nicht weißt, was du ihm schenken kannst."

Margit stand betroffen. Das Gewalttätige der Frau hatte aus ihrer Stimme getönt und blickte aus jeder Falte des Gesichtes.

Und schon vollendete sie: „Der Renner und ich haben auch nicht gewartet, bis es nach dem Buchstaben des Gesetzes ging. Man kann nie wissen, wann es zu spät ist!"

Wie ein großer Block, der davonkollert, stapfte sie von dannen.

Die Margit lauschte und grübelte ihr nach. Es stieß sie etwas ab. Und doch kam sie selbst sich klein vor. Tat die andere nicht im Leben, was ihr beliebte und ließ keinen über sich sein? Und langsam kroch in ihr selber etwas hoch, was lange da war und nur der Eustach niedergehalten mit seiner Zurückhaltung und Sparsamkeit. ‚Schenken?' dachte sie. ‚Weißt du, Frau, daß er mich nicht zu bitten brauchte?'

Es ging gegen Mitternacht.

Als die Rennerschen aus dem Hause traten, um in die Messe zu gehen, hing der Himmel in einer fast gespenstisch blauschwarzen Farbe über dem Dorf, und Sterne waren wie verschüttete Goldkörner darübergestreut. Wind wehte. Der kam wie aus der heißen Wüste, nahm einem die Kraft aus den Gliedern, und manchmal schien es, als tönten Schritte eines Schleichers um die Hütten.

Den ganzen Tag schon waren in den Bergen die Lawinen niedergegangen. Es war etwas Außergewöhnliches, daß mitten im Winter ein solcher Wärmeanstieg wie ein Fetzen Sommer einfiel. Tagelang hatte es vorher ununterbrochen geschneit. In Lasten ohnegleichen auf die Höhen wie in die Tiefen, in die Schluchten wie auf die Kämme, an die Halden wie in die Dorfgassen geschüttet, lag dieser Schnee angeklebt, gehäuft, eingegossen. In den Mulden konnte ein Mann versinken. Über den Wäldern, deren Äste flockenverbrämt und gleich kraftlosen Armen zu Boden hingen, lauerten die Lawinen. Wie ein Raunen ging es im Tal, wie ein warnendes geheimnisvolles „Pst!", das einem den Herzschlag zum Stocken brachte.

Aus dem Rennerhaus trat ein schwarzes Menschenhäuflein in die Nacht hinaus. Der Eustach und die Margit schritten voraus, dicht hinter ihnen die Blandine und der Tobias, den Schluß machten der Knecht und die kleine alte Trine, die Magd.

Die Margit und der Eustach gingen mit gesenkten Köpfen und in sich selber versunken. Sie dachten an Dinge, die wie Feuer in ihnen glühten: Daran, daß sie wieder einmal auf dem Wege vor die Augen der Lugecker waren, daran, daß ihr endgültiges Zusammenkommen immer noch verbaut blieb, und an das, was eines vom andern ahnte, daß ihnen das Warten zu lange wurde. Sie achteten nicht der seltsamen Nacht.

Die Blandine hob die scharfe Nase, schnupperte, zog den Körper hoch, als wäre ihr der schwarze Rock lästig, und äugte mißtrauisch herum. Ihr war das Windsäuseln verdächtig; aber sie sprach nicht davon, keinem sagte sie je, was ihr zu schaffen machte.

Der Tobias allein hatte wie immer eine gelöste Zunge. Er schimpfte im Gehen: „Verfluchter Föhn! Man erzählt, die große Hornlaui habe gestern zwei Ställe weggenommen, und die Wildstallaui liegt bis an die letzten Häuser von Obsteg."

Ihm antwortete der Knecht Jost: „Ich möchte jetzt nicht bei den Arnolds im Kühberg wohnen."

Das war nicht ein zusammenhängendes Gespräch, sondern in Pausen und hinter zwanzig stummen Schritten in die Dunkelheit hinausgebröckelt.

Wer zu dieser Stunde aus irgendeiner Höhe auf Lugeck geschaut hätte, der hätte jetzt viele solcher Menschenhäuflein wie das Rennersche zählen können. Sie strebten durch die Dorfgasse und von den Heimen an den Halden herab der Kirche auf ihrem Hügel zu. Da und dort stießen Gruppen zusammen und schwollen zu einem Zuge an.

Die Rennerschen blieben allein. Sie grüßten und wurden gegrüßt. Aber man ließ sie vorbei. Um ihnen nachzugaffen und zu lästern.

Es gab aber Kirchgänger, die weit, weither aus den verstreuten Gehöften kamen, wie etwa die Arnolds vom Kühberg, die mit Kind und Kegel den steilen Hang gegen Lugeck herabkletterten. Ihr Haus stand oben auf dem Brisenboden, dicht unterm stotzigen Flühstock.

Jetzt hoben die Glocken zu läuten an.

Heiligabend!

Die Lugecker hatten keine weichen Gemüter; aber es schluckte doch mancher in einer jähen Ergriffenheit, während in die Dunkelheit und über den winselnden Wind hinaus das erzene Lied vom Kindlein in der Wiege klang. Es war kein mächtiges Geläute, aber die Stimmen hallten lange wider im Rund der Berge, die eine lieblich, die andere klagend, die Feuerglocke tief und ein wenig heiser und wie von Zorn oder Kummer schwer. Die Töne waren für eine Weile Meister in der Talweite und unter den flimmernden Sternen und nicht berührt von dem drohenden Etwas, das irgendwoher wehte oder starrte oder einen unsichtbaren Finger hob.

Je lauter die Glocken waren, um so stiller lag das Dorf. Menschenrede drang nicht durch oder verlor sich.

Die Margit suchte nach Eustachs Hand. Auch ihr ging das Läuten ans Herz.

Allmählich mündeten alle die kleinen Menschenbäche an und in der Kirche. Die Bänke füllten sich mit Betern, deren Augen Zeit gewannen, sich an den Glanz im Kirchenschiff zu gewöhnen. Ein Stück hinter der Kanzel und vor dem Altar stand ein Christbaum, in dessen dunkeln Ästen es flimmerte wie vorher am Himmel von Sternen. Die Kerzen der Wandleuchter streuten nur ein gedämpftes rotes Licht in den

Raum, als scheuten sie die festlichen Brüder am Baum.

Die Messe begann. Die Orgel klang, und hübsche Singstimmen einten sich zum Kyrie und zum Halleluja. Der Pfarrer im Festgewand und die Meßbuben pflegten ihres Amtes. Manche Andächtige wandten Ohr und Seele Gott zu. Andere Lugecker hatten das Bangen, das ihnen die sonderbare Nacht geweckt, mit sich hereingetragen und lauschten nun wider Willen hinaus, als müsse dort irgendein Unheil geschehen.

Der Margit war zwiespältig zumut. Das Festliche der Messe blieb nicht ohne Eindruck auf sie. Und sie wußte den Eustach nah und fühlte, wie eines zum andern gehörte. Dennoch aber träufelte in dieses befreiende Bewußtsein das Gift der Scheu vor den Leuten und des leisen, zehrenden Heimwehs nach den Ihrigen. Sie war froh, als die Messe zu Ende ging und die Glokken abermals zu läuten begannen. Aus der Bank tretend, drängte sie sich näher zu Eustach, und er legte den Arm um ihre Hüfte.

Während dann draußen das Rennerhäuflein sich zur Heimkehr sammelte, standen da und dort andere Gruppen der Lugecker noch schwatzend beisammen. Einzelne strebten heimzu, andere nahmen den Weg zum Wirtshaus.

Die Glocken sangen ihnen nach. Aber ein neues Geräusch mischte sich mit ihren Klängen. Das wurde lauter, als diese im Turm und an den Bergen erstarben.

„Hörst die Lauenen?“ fragte die Trine, die Magd, den Jost.

Der machte ein bedenkliches Gesicht und schaute an die Kühberghalde hinüber. Dann sagte er: „Die Arnolds können auch Gott danken, wenn sie gesund heimkommen.“

„Meinst, ist Gefahr?“ fragte die Margit den Eustach.

Er atmete kurz, als verschlucke er einen Seufzer. „Eine merkwürdige Christnacht!“ murmelte er. „Als würde es Frühling! Ein solches Wesen war noch nie.“

Die Rennerin allein kümmerte sich nicht um Wind und Wärme. Mit ihren langen Schritten ging sie ihres Weges.

Langsam folgten ihr auch die andern. Nur der Eustach schaute immer wieder zurück und schien unschlüssig, wohin er gehöre. Dem Tobias fiel das auf. „Was hast auch?“ fragte er.

Wieder verhielt der Eustach den Schritt. „Man hätte die Arnolds warnen sollen“, meinte er.

Das Rieseln und Raunen an den Bergen dauerte an.

Nun war Frau Blandine doch die erste, die stillstand. Sie hatte schon die Höhe ihres Hauses erreicht. Die Aussicht war hier freier. Die Kühberghalde lag unterm Zitterglanz der Sterne vor ihren Blicken, nicht hell, mehr wie ein fahles, regenverwaschenes Leichentuch. Jetzt aber donnerte es in der Höhe. Mit einem Krachen, als wäre eine Eiswand geborsten, begann es. In den nächsten Sekunden schoß es wie Wolken über die Lehne herab. Tiefer und tiefer wirbelten sie, eine über die andere. Tosen und Brausen waren in der Nacht.

„Laui!“ sagte die Blandine.

Der Eustach stürmte wegzurück. Als blase die Lawine ihn fort, riß es ihn von Margits Seite. Das war der Bergmensch, der alles Wetter kennt und zeitlebens im Krieg mit der Natur sich hat stellen müssen, Kopf oben und wild und alles andere vergessend.

„Eustach!“ rief die Margit angstvoll ihm nach. Es zuckte in sie hinein, daß er ins Unglück stürme. Aber er hörte sie nicht.

Der Tobias, bedächtiger, gleichgültiger, folgte ihm. Der Knecht und die Magd starrten in den Wolkenrausch über der Halde.

„Die Kühberglaui,“ sagte der Jost. Die Margit hörte es mit wildpochendem Herzen.

In diesem Augenblick steckte die Mutter Renner der Magd ihr Gebetbuch zu. „Nimm! Rasch!“ Ein Hieb mit der Hand hätte nicht barscher und rascher sein können. Und schon stapfte sie an Margit vorbei, den Söhnen nach.

Knecht und Magd schlichen ins Haus. Die Margit sah sich plötzlich allein. Sie hatte ein Gefühl der Verlassenheit, fast des Verstoßenseins. Dann kam die Angst von vorhin um den Eustach plötzlicher, stechender zu ihr zurück. Einen Augenblick noch wußte sie nicht, was beginnen. Sie brachte nur den Atem nicht frei. Dann, unsicher des Weges, nur immer eiliger folgte sie den Brüdern und der Blandine.

Das Dorf war in Aufruhr. Wer sich noch auf der Straße befunden, stand still, gesellte sich andern. Aus allen Häusern strömten sie, Weiber und Kinder und alte Männer.

„Jesses!“ gellte es da und dort.

Irgendwo schwatzte es zuerst: „Die Arnolds sind noch unterwegs gewesen.“

Viele Männer stürmten schon mit Laternen und Schaufeln dem Kühberg zu.

Die Margit schlich sich an allen vorbei, wollte nicht fragen, nicht angeredet sein, suchte nur immer den einen und lief, lief zuletzt, bis die Röcke flogen.

Die Nacht war wie von Funken durchtanzt, als sie aus dem Dorf gelangte und der Kühberglehne zustieg. Laternentragende Menschen überall!

Dann hörte sie eine Frau kreischen: „Alle hat es geputzt! Die ganze Familie!“

Und die Funken blitzten, die roten der kletternden Laternen und die goldenen der unzähligen Sterne.

Der Wolkenrauch der Lawine war verweht. Aber die Halde hing da wie der ungeheure vollgefressene Bauch eines Riesen. Nichts mehr von der Krankenfarbe der Schneeschmelze! Was da haushoch geschichtet lag, das waren Pulver und Knollen und Ballen, weiß wie an der Sonne gebleichte Leinwand.

Neben der Margit redete wieder eine alte Frau: „Mein Gott! Wie soll man die finden! Da ist keines mehr am Leben!“

„Vor dem Frühling ist nichts zu wollen“, urteilte der Müller Sebastian, der Hinkemann, dem sein Körpergebrechen nicht erlaubte, am Rettungswerk teilzunehmen.

Die Margit hörte nicht auf das Gerede. Sie hastete einen kleinen Hügel hinan, von dem sich ihr eine bessere Aussicht auf das bot, was an der Halde geschah. Von hier aus erblickte sie auch zuerst den Tobias und seine Mutter. Beide trugen Schaufeln in den Händen und schienen unschlüssig, wo sie graben sollten.

Gerade da gellte von einem Saum der Lawine her ein Schrei: „Sie haben einen!“ Männer eilten der Stelle zu.

Bald darauf löste sich dort aus der Ansammlung der Leute die Gestalt eines einzelnen. Ein Starker, Weitschrittiger, stieg er, einen jungen Körper über der Schulter, haldan. Fackeln beleuchteten den Eustach. Schwarz stand der Schneeschuhkönig vor dem Blutrot der Lichter. Man erkannte auch den Knaben, dessen vielleicht leblosen Körper der Retter trug.

Der Eustach!

Die Margit hastete der Stelle zu, strauchelte, stampfte, stieg, gejagt nur von dem einen Gedanken, wieder bei ihm, dem Eustach, zu sein.

Sie kam gerade recht, um zu sehen, wie er den vierzehnjährigen Arnoldbub von den Schultern in die Arme hob und einer Frau zurief: „Hierher, Vroni!" Schon arbeitete sich auch die Imhof Veronika, die Dorfhebamme, die er gerufen, der Stelle zu, wo die Halde noch aper war.

Hier legte der Eustach den Knaben zu Boden. Die Veronika und andre Hilfsbereite begannen mit Wiederbelebungsversuchen.

Die Margit zielte nach dem Eustach.

Aber er achtete nicht auf sie. Er richtete sich auf; der Knabe gab jetzt wieder Lebenszeichen, und Eustach blickte auf ihn nieder und sagte: „Den haben wir jetzt wieder."

Die Margit sah ihn stehen, die breite Brust der Schneeluft dargeboten, gleichsam neue Kraft einsaugend, das wirre und wilde Haar noch mehr zerzaust als sonst. Der Schein der Fackeln fiel voll auf ihn, wie er so gleich einem Krieger stand. Etwas Kühnes, nach neuer Tat Ausspähendes war an ihm. Mit Kennerblicken suchte er schon jetzt wieder die Lawine ab, die noch weitere Opfer barg.

So hatte er das Herz der Margit mitgenommen und so behielt sie ihn im Gedächtnis.

Er nahm jetzt die Schaufel, die ihm ein anderer nachgetragen, aufs neue zur Hand. Dieser andre, ein alter Mann, mahnte: „Laß es! Hörst nicht, wie es im Berg noch immer rumort?"

In der Höhe ging noch immer das Rieseln und Säuseln, von dem man nicht unterschied, ob es Wind oder Schneesturz war. Und wieder senkte sich Nebel tiefer und tiefer über die Halden.

„Die unterm Schnee können nicht warten", fuhr der Lugecker barsch den Alten an und schickte sich zum Gehen an.

Da vertrat ihm die Margit den Weg und bat: „Um Gottes Willen, bleib hier!"

Es zuckte in seinem Sturmgesicht. Er packte ihre Hand und hielt sie wie in einer Zange. Er sprach nicht, aber durch diese Hand floß ihr etwas zu, schoß ihr ins Innerste wie ein heißes, gutes Wort. Dann ging er.

Von irgendwoher kam ein heiserer Schrei: „Eustach!" Die Margit meinte, die Stimme der Rennerin zu erkennen. Aber der Eustach hörte auch sie nicht.

Zögernd nur und vorsichtig spähend folgten ihm die Männer mit den Fackeln.

Die Margit preßte die Hände vor die von Angst erfüllte Brust. Die Augen schmerzten, während sie den Blick in den Nebel bohrte, in dem Männer und Lichter verschwanden. Als sie den letzten Feuerschein verlor, schaute sie sich hilflos nach dem Tobias und der Mutter Blandine um.

Plötzlich und aus anderer Richtung gellte ein neuer Ruf: „Achtung! Achtung! Die Laue!"

Zum zweiten Male sauste es über die Halde. Lichter erloschen. Neue Fackeln glühten auf. Ein jäher Druck warf die Margit zu Boden. Wie hingemäht stürzten andere von den Füßen.

Die Vroni Imhof zog den geretteten Knaben mühsam hinter einen Felsblock. —

Als die Margit wieder zu sich kam, waren ihr Gesicht und Hände klamm und feucht, von Schneestaub überpulvert Haar und Kleid.

Die Wellenhügel der Halde hatten den Nachsturz der Lawine seitab gelenkt. Nur der Luftdruck hatte die Menschen erfaßt, die hier gestanden.

Abermals jedoch, wie ein fernes Nebelhorn, ertönte von irgendwoher der heisere Ruf nach dem Eustach. Er weckte die Margit völlig aus ihrer Betäubung.

Aus dem Nebel tauchten Gestalten, Schaufler, Fackelträger, unter ihnen der Alte, der den Eustach gemahnt hatte. Der gab den ersten Bericht: „Jetzt ist endgültig Schluß. Haushoch liegt der Schnee auf ihnen. Vor dem Frühjahr gräbt keiner die aus."

Die Veronika fragte: „Wo ist der Renner Eustach?"

Da kam eben auch der Tobias angetaumelt. Er sah aus wie aus dem Mehl gezogen.

Der Alte berichtete weiter: „Er hat ja nicht hören wollen. Wie ein Verrückter ist er der Stelle wieder zugestiegen, wo er den Buben gefunden hat. Ich habe ihn angebrüllt: ‚Sei kein Narr und komm!' Da hat er schon wieder mit Graben begonnen."

„Ich habe ihn auch gerufen", sagte keuchend der Tobias.

„Vor meinen Augen hat es ihn weggefegt", erzählte der Alte.

Und abermals ergänzte der Tobias: „In die Mulde hat es ihn geworfen. Er hat sich gewehrt. Um sich geschlagen hat er, die Fackel in der einen, die Schaufel in der andern Hand. Es war, als ob zwei Ungetüme miteinander balgten, der Eustach und die Laue."

Die Margit warf sich zwischen die Männer. „Was redet ihr noch und versäumt Zeit? Jesus Maria! So sucht ihn doch!"

Der Tobias ließ den Kopf hängen. „Das hilft nichts mehr. Das ist vorbei," sagte er.

„Tobias!" schrie die Margit auf.

Er schaute sie einen Augenblick an, halb fremd, halb mitleidig. Dann nickte er ihr still zu. „Jetzt mußt halt wieder heim, Kreuzwirtmaitli! Der Eustach kommt nicht zurück."

Er zeigte nicht, was er selber fühlte. Die Leute da oben wohnen unterm Tod. Wenn er kommt, machen sie kein Wesen.

Die Beine trugen die Margit nicht mehr. Wie erschlagen duckte sie sich in den Schnee.

Das Reden und Raten der andern dauerte an. Zwei trugen den Arnoldbuben dem Dorfe zu. Die Vroni ging ihnen voran. Andere folgten nach.

Einmal noch und noch einmal, während die Margit sich mühte, Geschehenes und Kommendes zu verstehen, war ihr, irgendwo, fern und erstickt töne der Ruf der Blandine.

Der Tobias mahnte sie jetzt: „Steh auf! Komm heim!"

Sie fragte ihn: „Wo ist die Mutter?"

„Die?" antwortete er. „Auf die kannst nicht warten."

Es war nun ganz dunkel. Nur des Tobias Laterne gab noch ein wenig Licht. Und der Föhn säuselte. Sein Hauch war so sanft, daß einem sein konnte, als küßte einem ein Kind die Wange. Hohn zu allem Unheil!

„So komm doch!" mahnte der Tobias die Margit zum andern Mal.

„Ich bleibe", erwiderte sie. „Ich will suchen."

„Unsinn! In der Finsternis."

„Die Mutter sucht auch. Und einmal wird es wieder Tag."

Der Tobias besann sich. Dann wandte er sich zum Gehen. Aber die Margit nahm ihm die Laterne aus der Hand, die er wegtragen wollte.

Er wehrte ihr nicht, sah noch, wie sie bergan stieg. Er aber setzte den Heimweg fort. ‚Eine Wackere war sie, die Margit,' dachte er. ‚Der Eustach hatte gewußt, was sie wert war!'

Er selber wollte andern Morgens mit neuen Helfern wiederkehren.

Der Morgen kam spät. Aber er schimmerte rot wie sonst nie um diese Zeit. Es war, als schämten sich die erglühenden Berge des Unrechts, das sie den paar Leuten angetan, den im Schnee begrabenen und den andern, die umsonst nach ihnen suchten und gruben, oder der Margit, die, zusammengekauert und in ihren Mantel gehüllt, der Dämmerung entgegengewartet hatte.

Vor Erschöpfung war Margit manchmal eingeschlafen; aber die Föhnnacht hatte sie nicht gefährdet. Jetzt jedoch schüttelte sie der Frost. Sie hatte Mühe, ihre Gedanken zu sammeln. Die Angst um den Eustach hatte einer Stumpfheit Platz gemacht, einer Art Verzweiflung.

Plötzlich erblickte die Kauernde Leute, die sich vom Dorfe genähert hatten und die sie als neue Sucher und Helfer erkannte. Da fuhr der Trieb, auch ihrerseits sich am Rettungswerk zu beteiligen, neu in sie hinein und peitschte sie auf. Sie griff nach einer Schaufel, die in der Nähe liegen geblieben war. Um Übersicht zu gewinnen, stieg sie haldan. Der Schnee war körniger, härter als in der Nacht. Der rote Schimmer an den Bergen floß tiefer hinab. Irgendwo am schon blauenden Himmel stand fein, wie ein blinkender Zierat, die Mondsichel. Sie verlor allmählich ihren Glanz, war zuletzt nur noch Flaum.

Die Margit stand über der Lawine und suchte sich ein Bild zu machen, was zu tun sei. Häuserhoch lag es da übereinander gehäuft, Schübe und Schichten, Buckel und Ballen. Außer den nahenden Neuankömmlingen aber waren keine Menschen zu sehen. Doch halt! War das nicht die Mutter Blandine? Nicht zu verkennen, breitschultrig, vierschrötig stand sie, auf ihre Schaufel gelehnt, am Saum der Laue und starrte vor sich nieder. Wußte der Herrgott wie lange sie schon dort geweilt, dort gegraben hatte. Und auf eine Fundstelle staunte. Jetzt warf sie die Schaufel fort. Jetzt kniete sie in den Schnee nieder. Jetzt grub sie mit den Händen. Die Lawine kratzte sie auf gleich einem Tier, einer großen schwarzen Katze, die nach einer Feldmaus gräbt. Unweit von ihr rauchte noch die Fackel, die ihr während der Nacht geleuchtet hatte.

Die Augen der Margit wurden groß und heiß. Was geschah da unten? Es zog sie hinab und doch schrak sie zurück, weil sie in Gedanken die Blandine zornig fragen hörte: ‚Kommst endlich?‘ oder verächtlich schelten: ‚Mach' fort! Das verstehst du nicht!‘ Und sie blieb an die Stelle gebannt.

Indessen zog die Blandine da unten etwas aus dem Schnee. Eine Mannsgestalt ward sichtbar.

Aber wieder versagten der Margit Gedanken und Füße.

Unten lud die Frau einen Menschen sich auf die Achsel. Niemand half ihr. Vielleicht hätte sie auch keinen herangelassen. Hatte sie nicht selber Muskeln, jedem Mann zum Trutz! Wie man einen Sack aufnimmt, schob sie die Schulter unter den Körper des Ausgegrabenen. Nach vorn hingen die Beine, aber lang über ihren Rücken die Arme und ein struppiger Kopf. Der Eustach!

Als die Margit ihn erkannte, kollerte sie mehr als sie lief hangab.

Die Rennerin achtete nicht auf sie. Sie kümmerte sich auch um die Lugecker Männer nicht, die jetzt auf sie zusprangen.

„Der Eustach! Wo hast ihn gefunden? Laß! Wir holen eine Bahre,“ tönte es durcheinander.

Die Blandine hörte und antwortete noch immer nicht.

Hinter ihr her ging die Margit. Sie hob einmal die Hände, meinte, den Kopf, der da am Rücken baumelte, stützen, halten zu sollen. Aber die Rennerin stand nicht still.

Hilflos lief die Margit hinter der Trägerin her. Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Tränen liefen ihr über die Backen und in den Mund. Ihre Welt war in Stücke gegangen!

Wie weit der Weg war, wußte der Herrgott. Die zwei Frauen hatten dafür kein Maß. Die Margit stolperte, weil ihr die Augen tränenblind wurden. Die Blandine biß die Lippen zusammen und trug einen Riß in der Stirn: ‚Gott und Menschen, hole euch der Böse!‘

Nach und nach erreichten sie das Dorf.

Da begegnete ihnen der Tobias, der wieder ausziehen wollte. Auch lief es aus allen Häusern zusammen und schrie durcheinander: „Der Eustach! Wo hast ihn gefunden? Ist er tot?“

Die Blandine schritt wie durch einen Wald. Bäume reden nicht wie die Lugecker, aber achtloser hätte sie nicht an stummen Bäumen vorbeigehen können, wie sie es an der schwatzenden Menge tat.

Der Tobias sagte: „Laßt mich, Mutter! Ihr habt lange genug getragen.“

Was kümmerte das die Frau? „Fort!“ herrschte sie. Und nicht einen Augenblick verzögerte sie den schweren, eigensinnigen Schritt.

Sie kamen ans Haus. Der Jost und die Trine tauchten auf. Auch an ihnen schritt die Rennerin vorbei.

Der Tobias stand ihnen im Vorbeigehen Rede. Die Blandine stieg schon nach der Kammer des Eustach hinauf.

Wie ihr Schatten, wie gefesselt an die Leiche, die sie trug, folgte ihr noch immer die Margit. Der Tobias kam nachgestiegen.

Doch in der Tür der Kammer geschah es seltsam:

Die Margit blieb auf der Schwelle stehen. Sie starrte in die kahle Kammer hinein, als falle ihr zum ersten Male die Unwohnlichkeit der Rennerschen Räume auf. Aber was sie hemmte, war ein Gefühl, gerade hier sei ihr der Eintritt verboten. War es, weil ihr einfiel, der Eustach habe ihr, der noch Gebundenen, hier einzutreten immer verwehrt? Sie war nur froh, daß ein Pfosten an der Tür war, an den sie sich lehnen konnte. Sie war todmüde.

Der Tobias trat an ihr vorbei und half der Blandine den Eustach entkleiden und betten.

Die Margit wollte schreien: ‚Nein doch, ihr dort, das ist mein Platz, meine Arbeit!‘ Aber das Wort blieb ihr im Munde stecken.

Dann erhaschte sie an den beiden vorbei einen Blick auf des Toten Gesicht. Es war wächsern und das wirre, krause Haar wie Wildgras, das aus Felsspalten wächst. So lag es im groben Leinen des Kissens und in ihm eingebettet das fahle Gesicht. In dem aber stand etwas, was die Margit nicht mehr vergaß, ein Ausdruck, als wäre der Lugecker etwas anderes gewesen als nur ein tüchtiger Schwinger und Skiläufer und Bergführer, vielmehr ein König, der weiß, er habe mehr Pflicht als alle andern, und er habe sie getan. Aber das war wohl nicht Wirklichkeit, nur der Margit andächtiger Glaube.

Diese Margit weinte noch immer. Die Tränen brachen von ihr wie Wasser, das man nicht verbauen kann. Und doch stockten sie manchmal, gerade wie jetzt, wo die Spannung sie alles vergessen ließ und die Rennerin die Decke über den Toten breitete, als solle er warm liegen.

Nur das elfenbeinerne Gesicht blieb frei. Die Mutter aber drehte sich ab und dem Tobias zu, als erinnere sie sich seiner erst jetzt. Mit einem unbeschreiblichen Blick schaute sie ihn an und sann nach und sagte: „Jetzt bist nur noch allein."

Aus den Worten war nicht viel zu entnehmen. Die Zerbrochenheit des Tons allein war fremd und befremdlich an der Frau, der nichts etwas anzuhaben schien. Sie faßte sich auch sogleich, und was sie dann sprach, war in ihrer altgewohnten knurrigen Kürze geredet: „Der Pfarrer muß kommen. Auch aufs Zivilamt mußt gehen."

Damit wandte sie sich zum Gehen.

Eine Sekunde lang zögerte sie, ehe sie an der Margit vorbeischritt. Zu ihr sprach sie nicht, als hätte die Tür wohl die Pfosten, aber keinen Menschen in ihrem Rahmen.

Das Herz tat der Kreuztochter weh. Hing sie nicht wie ein Spinnweb an dieser Tür? Keinem gültig!

Der Tobias machte gut. Der stand noch immer am Bett und schien jünger und zutunlicher als je; in seinen braunen Augen war ein warmes Licht, das man am Leibe spürte. „Komm nur, wenn du ihn noch sehen willst" sprach er ihr zu.

Und sie trat ein. Neben dem Toten schlug sie in die Knie. Mit den Armen und dem Kopf auf der Decke lag sie und wußte nicht was. Da war der Tod und die Liebe, der Hunger nach dem Eustach, der nicht gestillte, und die Verlassenheit; das alles brannte sie wie Feuer.

Nach einer Weile aber hörte sie den Tobias wiederholen, was er mit ähnlichen Worten schon einmal gesagt hatte: „Jetzt mußt halt wieder heim gehen!"

Das Christfest im Kreuzgasthof war eine stille Angelegenheit.

Es war jetzt überhaupt still im Hause. Die Gastzimmer standen leer. Auch die Zahl der Angestellten war viel kleiner als im Sommer, der Hochbetriebszeit. Die Fremdensäle blieben geschlossen. Nur die Wirtsstube, wo die Obsteger verkehrten, tranken, politisierten und Karten spielten, hatte ihren gewohnten Besuch. Im großen Wäscheraum saßen werktags Frau Maria mit einer Näherin und der alten Beschließerin und besserten altes Leinenzeug aus oder nähten neues. Manchmal half da auch die Biene. Seit geraumer Zeit aber fehlte sie. Unruhe trieb sie umher. Halb krank vor Kummer um die Margit lief sie dahin und dorthin, immer in der Hoffnung, der Schwester irgendwo zu begegnen, und doch nicht wagend, des Vaters Gebot zu übertreten und sich auf Lugecker Gebiet zu verlieren.

Am Heiligen Abend schloß Kaspar Lorez frühzeitig die Wirtsstube. In dem Raume, wo sich die Familie immer traf, putzte die Biene einen Weihnachtsbaum. Die Mutter half ihr dabei.

Der Baum wurde von glänzenden Kugeln und bunten Kerzen immer fröhlicher, die Gemüter der beiden, die ihn schmückten, verdüsterten sich ebenso rasch.

„Was macht sie wohl jetzt?"

Die Frage galt der Margit, und die Biene tat sie.

Die Mutter seufzte leise: „Ach Gott!"

„Immer meine ich, sie sei im Unglück", fuhr die Biene fort.

Die Lorezin trat ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Dann antwortete sie: „Wenn eines den großen Trieb im Herzen hat, sieht es die Dinge aus andern Augen als andere Leute."

„Könnten wir nicht mal hinauf zu ihr?" drängte die Biene. „Wenigstens morgen am Christfest?"

„Damit sie uns heimjagen!" lehnte die Lorezin ab.

„Die Margit wüßte doch, daß wir uns gekümmert hätten", beharrte die Biene.

Aber ruhig und fest beschied sie die Mutter: „Der Vater sagt nein. Und was er sagt, gilt!"

Die Biene steckte die letzten Kerzen auf die Äste.

Auf einen Tisch an der Wand legte die Lorezin allerlei Pakete, die Geschenke des Abends. Eines, das mit einem roten Seidenband zugebunden war, betrachtete sie neugierig und schob es lächelnd zwischen die übrigen. Eine kleine Freude huschte über ihr schweres Herz.

Gleich darauf trat Kaspar Lorez bei den Frauen ein. Er ging um den Baum herum und prüfte da und dort eine Kerze ob sie auch fest saß. Er warf auch einen Blick auf den Gabentisch. Dann begann er die Kerzen anzuzünden.

Frau Maria drehte die Deckenlampe aus.

Der wachsende Glanz der Lichter blitzte über den schönen Bart des Vaters und hob sein strenges, verständiges Gesicht aus dem Dämmer der Stube.

Der Bart hatte mehr weiße Fäden als früher, dachte die Biene. Aber das Gesicht war noch nicht alt und trug jenen Ausdruck der Selbstsicherheit, der die, die zu ihm gehörten, oder jene, die mit ihm als Amtmann zu tun bekamen, mit Getrostheit erfüllte.

Plötzlich klang wie aus dem Festbaum selbst heraus seine tiefe, bewegte Mannsstimme. „Wie ich die Lugecker kenne, machen sie keinen Christbaum."

Da hatten seine Frauen die Bestätigung, daß auch seine Gedanken denselben Weg wie die ihrigen gegangen.

Es vollzog sich aber, was von jeher Sitte gewesen. Der Lorez ergriff eine Schelle, die neben den Gabenpaketen stand. Er öffnete die Tür und läutete, zur Bescherung ladend, in den Flur hinaus.

Keine Kinder kamen gelaufen, wohl aber rückten die Dienstboten an, die alte Winterköchin und das Stubenmädchen, die Aufwärterinnen aus der Wirtsstube und der Hausknecht Peter. Auch aus den Ställen die Knechte fehlten nicht.

Als sie sich im Halbkreis aufgestellt hatten, nahm der Wirt eine Bibel zur Hand und las laut das Evangelium von der Geburt Christi und den Heiligen Drei Königen. Und wieder klang die tiefe Stimme mit schöner Feierlichkeit in die Stube.

Der Peter, der schon lange im Hause war, meinte nachher zu einem der Mädchen: „Die Margit wird auch herdenken. Ein Christfest wie daheim wird sie nie mehr haben."

Der Vorlesung folgte die Bescherung. Die Lorezin verteilte jedem, was ihm an Gaben zustand.

Ein Danken, Bewundern, Plaudern hob an.

Der Peter fragte den Wirt: „Habt ihr gehört, wie in den Bergen die Lauenen gehen?"

Die alte Köchin stellte fest, so warme Weihnachten habe sie nie erlebt.

Und Lorez wurde bedenklich und sagte, hoffentlich finde heute nacht jeder sicher nach Hause, wohnten doch gar viele weitab von ihrem Eigen.

Als die Dienstleute ihre Geschenke empfangen und sich wieder entfernt hatten, tauschten auch die Lorezen ihre Gaben.

Die Biene klagte: „Vor einem Jahr ist sie noch dagewesen." Ihre hellgrauen Augen glitzerten.

Damit sie leichteren Sinnes werde, schob ihr die Mutter das Päckchen mit dem Seidenband zu.

Der Biene schlug das Blut über das schmale Gesicht. Sie kannte die Schrift auf dem weißen

Papier. So wie gestochen schrieb nur der Gemeindeschreiber Epp.

Die Lorezin schaute lächelnd auf das Päckchen nieder. „Die Schrift ist wie er, fleißig und sauber.“

Der Lorez sah die Tochter an, wie sie hochbeinig und zart und mit hellem Haar vor der dunkeln Tanne stand. Dann bestätigte er das Gute, was von Urban gesagt war: „Er ist wie der kühle Abendwind, während andere mit dem Föhn um die Wette stürmen.“

Auch jetzt wußten die Frauen, wen er mit den andern meinte.

Aber die Biene hatte das Seidenband gelöst. Sie entnahm dem Papier ein kleines Gebetbuch. Sie zeigte es Vater und Mutter und sagte nicht viel dazu. Sie ließ es nur nicht mehr aus den Händen.

Sie trug es zur Kirche, als sie Stunden später zur Messe gingen, zur selben Zeit, da die Lugecker nach ihrem Gotteshaus unterwegs waren.

Die Sterne sprühten. Um die Hausecken schlich der Nachtdieb, der warme Wind. Manchen blies er an, daß ihm bang wurde und schwül.

Und die Lawinen grollten in den Bergen.

Als die Obsteger nach der Mitternachtsmesse aus ihrer Kirche traten, kam ein Bub des Fluhbauern gestoben, dessen braune Hütte hoch oben über dem Dorf und dicht an der Lugecker Grenze stand. Dieser Bauer war der einzige, der den Lugeckern sozusagen in die Suppe lugen konnte. Sein Bub suchte jetzt die Seinen in der Kirche. Viele hörten, was er aufgeregt berichtete. Gedonnert habe es drüben in Lugeck, als sei der Jüngste Tag gekommen. Aus dem Schlaf aufgeschreckt, sei er ans Fenster geeilt. Da habe über der Kühberglehne eine weiße Staubwolke gelegen. Lichter und Feuerbrände seien darin aufgezuckt. Die Laue sei gekommen! Hoch wie ein weißes Riesentier laste sie auf der Halde. Schlimmes müsse sich ereignet haben; denn — und der Bub zitterte vor Erregung — da oben sei das ganze Dorf auf den Beinen.

Einige der Zuhörer setzten ihren Weg nach Hause fort. Was kümmerten sie die Lugecker! Recht geschah denen, wenn der Teufel über sie kam!

Andere, menschenfreundlicher, blieben stehen und lauschten in die Föhnnacht hinaus.

Einer murmelte: „Der Tod geht um heute nacht.“

Der Urban Epp schlug vor, es möchten ein paar Junge mit ihm hinaufsteigen. Man könne nicht wissen, ob es nicht etwas zu helfen gebe.

„Bah, wegen derer da oben!“ antwortete ihm der Klaus Umstad, der einmal ein gutmütiger Mann gewesen, jetzt aber ein Aufbegehrer und Haßprotz war.

Des Lorez Stimme läutete dazwischen: „Die da oben sind Menschen wie wir.“

Am Ende taten der Urban und ein paar Kameraden sich zusammen und machten sich mit Laternen auf den Weg.

Schon oben am See begegnete ihnen der erste Lugecker, der ihnen erzählte, wie die Arnolds auf dem Heimweg unter die Lawine gekommen, und daß Renner Eustach einen von ihnen mit eigener Lebensgefahr gerettet habe.

Noch während dieser Unterredung krachte es abermals hoch über der Kühberghalde.

„Der Teufel! Der Teufel!“ meinte einer der Obsteger. „Da kann einer geradewegs in sein Verderben laufen.“

Der Urban achtete nicht auf ihn. Er setzte den Weg fort, umging das Dorf und zielte der Kühberglehne zu. Die andern folgten ihm. Aber es gab dort nichts mehr zu tun. Über dem Berg aus Erde und Stein lag ein neuer Berg Schnee. Vor ihm waren selbst die Lugecker zurückgewichen. Wo sie der Obsteger Hilfstruppe begegneten, die den Rückweg durch ihr Dorf nahm, gaffte einer den andern an. Aber die Natur hatte die Gewalt. Und wie sie die Menschen begrub, so erstickte sie im Schrecken die Widerhaarigkeit. Man kam da und dort in ein ungewohntes Fragen und Erzählen. Die Obsteger erfuhren, wie viele der Arnolds noch unter dem Schnee lägen, und daß neben ihnen auch der Retter und Ruhm von Lugeck, der Eustach begraben sei. Da hatten sie genug der Neuigkeiten und wendeten sich langsam wieder heimzu.

Der Morgen dämmerte schon.

Der Urban Epp war der letzte, der das Lugecker Gebiet verließ. Er hatte in der Dorfgasse nach der Margit ausgespäht. Seine Gedanken waren bei ihr. Wenn der Renner tot war, was hielt sie noch da oben? Saß sie noch am Totenbett des Lugeckers? Oder war sie schon heimgeflüchtet ins Kreuzwirtshaus? Oder zog nichts mehr die Sonderbare, die etwas angestellt hatte, was noch keinem Mädchen gefallen, nach Obsteg zurück?

Erregt und unsicher, was zu tun sei, stieg endlich auch er heimzu. Je mehr er sich Obsteg wieder näherte, um so richtiger schien es ihm, sich zunächst zu den Lorezen zu begeben, Auskunft zu bringen und zu holen. Vielleicht war dort auch die Biene um den Weg, die er in neuer und wachsender Not um die Schwester wußte und der zuzusprechen ihm am meisten anlag.

Der heimkehrende Urban Epp konnte nicht wissen, daß, während er bergnieder stieg, aus einem Kammerfenster im Rennerhause die verweinten Augen der Margit denselben Weg suchten. —

Der anfänglich blasse Himmel färbte sich blauer und blauer.

Bald mußte die Sonne über der weißen Wüste der Lawinenhalde leuchten, dachte die Margit, dann zündete jene auch am rissigen Fensterrahmen ihrer Kammer das Goldfeuerlein an, das wie eine Blume blühen konnte!

Das bittere Leid stieg der Margit aus der verklemmten Brust aufs neue hoch. Sie wandte sich vom Fenster ab und starrte die vier Kammerwände an. Der Eustach hatte sie hier eingeführt und sie da wohnen und warten geheißen! Wie ein Garten neben einem Holzplatz, wie Blumen neben Spänen nahm sich die Kammer neben den übrigen Räumen des Hauses aus. Der Eustach! Ein Wilder war er gewesen in Rede und Sitte. Aber etwas hatte er in sich gehabt von der Güte eines Seelsorgers oder der Vornehmheit eines alten, weisen Mannes! Man hatte an ihm herumraten können, an dem sonderbaren Eustach! Sie aber war ihm nachgelaufen! Und sie würde ihm jetzt nachlaufen müssen, lebenslang, über die Berge der Jahre ins Blaue hinaus, bis sie umfiel vor Müdigkeit. Aber hier in dieser Kammer, diesem Hause, was wollte sie noch, da er, der Eustach, nicht mehr da war und nie mehr kam? Gehörte sie da noch hin? Vorhin hatte sie die Mutter Blandine gehört! Laut hatte die Stimme geklungen: „Bring die Bläß zum Stier, Jost!“ Als ob kein Toter im Hause läge! Und auf den Pfarrer wartete und auf die Gräbt! Schon war wieder Alltag in diesem Hause, als sei nicht das Furchtbare über alle gekommen! Und in diesem Alltag hatte sie, Margit, nichts mehr zu bestellen!

Die Margit neigte grübelnd den Kopf noch tiefer. Zu des Eustach Lebzeiten hatte auch sie zu diesem Alltag gehört! Wohl oder übel hatten sie sie geduldet, der Tobias und die Mutter Blandine und die Dienstboten! Jetzt aber galt sie ihnen wohl nur noch wie der Koffer, den ein Weggegangener hat stehenlassen! Auf was wartete sie noch?

Immer deutlicher, immer schärfer drängte es sich ihr auf, daß sie mit dem Hause, in dem der Eustach fehlte, nichts mehr gemeinsam hatte. Wohl war der Tobias ihr gut gesinnt und hatte halb und halb begriffen, was den Eustach zu ihr und sie zum Eustach getrieben; aber hatte er ihr nicht schon gesagt: ‚Nun mußt halt wieder heim?' Und wartete darauf nicht auch die Mutter Blandine, die Mannsfrau? Erst recht aber die Lugecker im allgemeinen! Sah sie nicht schon, wie sie die Hälse reckten und spürten und sperberten: Was tut jetzt das Lorez-Maitli?

Tiefer und tiefer sank der Grübelnden der Kopf. Plötzlich aber und von Hast erfaßt, schrak sie auf. Sie zog ein paar Schubladen auf, kramte ein paar Dinge zusammen. Die band sie in ein großes, buntes Taschentuch, das der Eustach ihr als Abstaublappen gegeben. Es war das einzige, was sie von ihm neben dem billigen Ring, den sie am Finger trug, mitnehmen konnte! Dem Ring! Nun hob sie ihre Hand und betrachtete auch diesen. Und wieder schrie in ihr das Elend.

Unten im Flur gingen Schritte! Eine Schaufel klirrte. Die Margit erkannte die Art der Frau Blandine. Die ging wohl Schnee schaufeln vor dem Hause! Die rief vielleicht bald nach ihr, die Frau, der man kein Leid anmerkte!

Sie raffte ihr Bündel auf und trat in den Flur.

Da war es im Augenblick so still, daß sie ihr Herz klopfen hörte. Und dann fiel ihr Blick auf Eustachs Kammertür. Dabei wurde ihr, als bände ein Seil sie fest, dessen eines Ende ihre Füße fesselte und dessen anderes der Tote drüben in starren Händen hielt.

Sie schlich hinüber. Sie lehnte ihr Ohr an Eustachs Tür. Da drinnen war es so still wie hier draußen! Aber sie fühlte den Toten, der drinnen lag, fühlte ihn, den sie nicht sah. Dann pochte sie sacht an die Tür. Kein Wort sagte sie, keines auch erwartete sie. Nur der Finger klopfte es: ‚Ade, Eustach!'

Abermals wollte ein Schluchzen ihr in die Kehle steigen. Sie unterdrückte es. Niemand sollte von ihr wissen! Und lautlos schlich sie treppab.

Im Hausflur besann sie sich eine Sekunde. Die Mutter Blandine! Wenn sie sie sah!

Aber sogleich wußte sie auch, daß kein Anruf sie zurückhalten würde! Und stürmte hinaus.

Frau Blandine arbeitete am Weg, der zum Dorf hinabführte. Groß und schwer wie ein Mann, den breiten Rücken dem Hause zugewandt, stand sie und warf Schaufel um Schaufel voll Schnee zur Seite.

Die Margit kletterte über einen weißen Haufen zur Linken und bog ums Haus. So kam sie der Rennerin aus der Sicht, auch wenn sie sich umgewandt hätte.

Hier war keine Bahn. Die Margit sank ein bis an die Hüften, und kalt und feucht umwogte es ihre Beine. Sie arbeitete sich weiter, torkelte, glitt. Aber sie erreichte den Fußweg, der nach Obsteg hinunterführte. Eine fremde Fußspur gab ihr Wegleitung. Und niemand war in der Nähe. Niemand auch erspähte sie vom Dorfe aus!

Da schöpfte sie Atem. Da fühlte sie auch, daß Lugeck hinter ihr lag. Und mit ihm eine Zeit, ein halbes Leben! Aber da sprang auch die Frage sie an: Was nun?

So ganz war ihr Innerstes vom Tode des Eustach, von ihm und dem Kummer um ihn erfüllt gewesen, daß erst jetzt das wieder Raum gewann, nach dem doch eine Zeit lang ihr Heimweh gegangen war. Und nun stieg es wie Nacht vor ihr auf, Nacht, durch die man nicht Weg fand. Weit hinter diesem Dunkel stand Obsteg und die Heimat. Wer würde dort noch von ihr wissen wollen, wer sie verstehen? ‚Da hast es nun, Närrin!' würden sie sagen. Was also sollte sie dort?

Mit versagenden Füßen, die Arme schlaff, die Hände mechanisch das Bündel noch haltend, setzte sie sich in den Schnee.

Wie lange sie da saß, wußte sie nicht. Es mochte aber viel Zeit vergangen sein, als plötzlich wieder ein Gesicht, eine Gestalt vor ihrem innern Auge stand. Die Biene! Das war wie eine Erleuchtung: Die! Nein, die ließ sie nicht im Stich! Und Frau Maria trat neben sie! Wartete sie nicht, daß sie, Margit, kam und sie anrief: Hilf mir, Mutter! — Und da stand auch der Vater, der strenge, gerade! Aber fort wies er sie nicht!

Von diesem Augenblick an wußte die Margit Lorez wieder, wohin sie mußte und wollte.

Und sie machte sich neu auf den Weg, einsinkend im Schnee, taumelnd manchmal und müde, als reichten die Kräfte nicht mehr bis ans Ziel.

Die Kirchenglocken von Obsteg begannen zu läuten. Einem Toten zum Gedächtnis, der zur Nacht in seinem Bette gestorben war! —

Die Glocken von Obsteg waren verklungen. Das war so zwischen den hohen Bergen, wenn der Winterschnee noch das Brausen der Bergbäche verhehlte und der Wind auch den Atem anhielt, dann blieb nach dem Glockenläuten ein eigentümliches Summen in der Luft, als raunten Geister die Töne der Glocken nach. Die Feiertagsstille bekam dadurch etwas Geheimnisvolles.

Ein ähnliches, wie von heimlichen Raunen erfülltes Schweigen herrschte auch in den Fluren und Stuben im „Kreuz".

Die Angestellten waren alle in den Gottesdienst gegangen. Die Lorezen selber blieben zu Hause.

„Einmal recht beten ist genug", sagte der freisinnige Kaspar Lorez. Aber er wunderte sich gleichzeitig, warum seine beiden Frauen der Kirche fern blieben.

Frau Maria sah ihm die Verwunderung an und erklärte: „Ich habe noch zu tun, bin froh, wenn ich einmal allein bin und nicht gestört werde." Dann aber fügte sie hinzu: „Zudem — ich weiß nicht warum — ich mag nicht fort, muß immer an die Margit denken."

Die Biene brauchte nicht erst zu sagen, daß auch sie mit all ihren Gedanken bei der Schwester war; man sah ihr das schon an. Auch sie blieb zu Hause.

Die Not um die Margit ging im Hause um, neu aufgewühlt durch das, was der Urban Epp und andere von den Ereignissen in Lugeck, dem Unglück der Arnolds und dem Tode des Eustach gestern zugetragen hatten. Selbst der aufrechte Lorez konnte sich nicht frei davon machen. Er nahm eine Zeitung zur Hand, setzte sich an den Tisch der Hinterstube und tat, als lese er, doch auch ihn quälte dieses Schicksal der Tochter, das in seiner Besonderheit das Gerede des Landes bildete und ihm Rätsel über Rätsel aufgab.

„Was meinst auch, Vater, das jetzt da oben werden wird?“ wandte sich Frau Maria nach einer Weile zu ihm, als sie ihn so grübelnd fand.

Die Biene war gleichzeitig mit der Mutter eingetreten und wartete gleich dieser auf des Vaters Antwort.

Lorez aber, als habe er nur halb hingehört, murmelte: „Das werden wir halt erleben müssen.“

Der Bescheid genügte den Frauen nicht. Frau Maria fuhr fort: „Nach allem, was man wieder hört, ist der Lugecker doch so etwas wie ein Held gewesen.“

„Feig war er nie“, gab der wortkarge Mann zurück.

Da mischte sich leise die Biene ein: „Man kann sie doch nicht so allein lassen, die Margit.“

„So geht meinetwegen morgen einmal nach ihr sehen“, erlaubte Lorez.

„Ich!“ sprang es der Biene wie ein kleiner Schrei der Befreiung von den Lippen.

Dann stockte das Gespräch. Darum hörten die drei unten die Haustüre gehen.

„Es kommt jemand“, sagte Lorez.

Aber sie kümmerten sich nicht weiter. Es konnte wohl irgendeine der Angestellten zurückgekommen sein.

Erst als der Stube selbst sich zögernde Schritte näherten, schaute die Biene in den Flur hinaus.

„Jesses“, fuhr sie zurück.

Draußen stand die Margit.

Sie trug die Spuren des Weges an sich. Weiß klebte es noch an Kleid und Schuhen. Am Boden schmolz ein Schneerest. Ihr dunkles Haar war wild und zerwühlt, ihr Gesicht bleich.

Die Biene starrte sie an. Sie hatte nicht mehr gewußt, daß die Schwester Wangen und Hände weiß und fein wie eine Tote hatte, und der unstete Blick, mit dem die Margit sie ansah und in dem Angst und Jammer klagten, erschreckte sie. „Komm doch herein“, mahnte sie sie endlich.

Kaspar Lorez legte die Zeitung weg.

Frau Maria hatte einen Zug um den knappen Mund, der wie eine lächelnde, gütige Bestätigung dessen war, was die Biene gesagt hatte: Natürlich! Komm doch nur!

Weil aber der Vater nicht aufstand und von ihm kein Zeichen des Willkommens kam, blieb die Heimgekehrte auf der Schwelle stehen.

„Ich habe nicht gewußt wohin“, gestand sie leise.

Die Lorezin schob einen Stuhl vor. Es schien ihr, die Margit habe Mühe, sich aufrecht zu halten.

Die Biene leitete die Heimgekehrte hin. Sie strich ihr das Haar aus der Stirn.

Da endlich sagte der Vater: „Der Herrgott hat wieder einmal das gültige Wort gesprochen.“

Die Margit verstand, daß ihr Schicksal eine Strafe Gottes sei und hörte einen Tadel für den Eustach heraus. Da bäumte sich etwas auf in ihr. Sie nannte den Namen des Eustach nicht. Aber sie stand plötzlich mit blitzenden Augen da und sagte: „Ihr könnt weit gehen, bis ihr einen findet wie ihn.“

Niemand entgegnete ihr. Aber sie zürnte und hastete weiter: „Nicht an sich hat er gedacht. In die Laue ist er gegangen, obzwar er gewußt hat, daß es ums Leben geht.“

Noch immer hörten die andern zu. Dann wandte sie sich völlig dem Vater zu und bog den Kopf in den Nacken und sagte: „Und ich komme zurück, Vater, wie ich gegangen bin. Er hat mich in Ehren gehalten. Tags meines Lebens will ich ihn nie mehr vergessen!“ Ihre Erregung hatte etwas von einem Feuer, das auffaucht. Es waren ihr ganzer Wille und ihr ganzer Drang und ihre ganze Überzeugung darin, aber auch ein Stolz und eine Reife, als seien die vergangenen Wochen Jahre gewesen. Es zitterte auch etwas in ihrer Stimme nach, als wollte sie noch hinzufügen: ‚Schickt mich nur wieder weg! Aber von ihm, dem Eustach, soll keiner schlecht reden.‘

Jetzt war Kaspar Lorez aufgestanden. Wie es seine Art war, wenn er nachdachte, ging er einmal in der Stube auf und ab. Dann sagte er: „Das Bett steht noch an der alten Stelle. Geh mit der Biene hinauf.“

Steil stand die Margit noch immer und als sei sie nicht zum Umfallen müde gewesen. Aber „Dank, Vater!“ sagte sie.

Derweil trat Frau Maria zu ihr und strich ihr über den Rücken. „Es ist noch alles, wie es war“, tröstete sie. Vielleicht meinte sie nur die Schlafstube, von der der Vater geredet, vielleicht das, was zwischen ihr und der Tochter immer gegolten.

Dann gingen die beiden jungen Frauen Hand in Hand hinaus und stiegen in die alte gemeinsame Schlafstube hinauf.

Mann und Frau blieben allein. Sie suchten beide nach Worten.

Die Lorezin atmete zuerst auf: „Gottlob!“ Dann kam ihr das über die Lippen, was sich ihr ins Herz gegraben hatte. „Hast du gehört, wie sie ihn gerühmt hat, den Lugecker?“

Der Lorez stand mit geneigter Stirn. „Man lernt nie aus“, murmelte er und weiter, suchend, ernsthaft: „Man könnte es eine Räubergeschichte heißen, wie man sie in einem Abenteuerbuch lesen kann. Und dann ist es doch nur ein Stück Leben oder etwas, was das Schicksal mit seinen Kasperlifiguren aufführt, oder meinetwegen der Herrgott will und befiehlt.“

Frau Maria dachte an den Alltag. „Und noch immer werden sie über uns lästern,“ befürchtete sie wieder einmal.

„Aber am Ende wird die Lehre für alle stehen“, entgegnete Lorez.

Frau Maria fragte: „Was meinst du?“

Der Lorez fuhr fort: „Da haben wir jetzt Feindschaft gepredigt, wir Obsteger und die andern, jahrzehntelang, und einander zuleid gelebt und es bitterlich ernst gemeint. Und derweilen ist ein Spiel gegangen, in dem mehr Ernst war als in all unserm Gezänk, das — von der Liebe.“

Frau Maria hatte recht gehabt: Das wurde wieder ein Getratsche im Dorf und im Land. Sie redeten neu von der alten Feindschaft zwischen den beiden Dorfschaften, von den Prozessen, dem verlorenen um den Großacher und dem angehobenen um die Scheidung der Margit Umstad, vom Lawinensturz am Kühberg und dem Tod der Arnolds, einer ganzen Familie, dem nur der jüngste Sproß entgangen. Und sie redeten eifriger von Eustach, dem Retter. Freunde und Feinde ließen es gelten, der Eustach sei ein Ausbund gewesen mit seinem Ehrgeiz und seiner Kraft, überall seinen Mann zu stellen, seiner Todesverachtung und seinem endlichen Heldentum. Von ihm aber kamen sie auf die Kreuzwirtstochter. Lachend rechneten manche jetzt dem Eustach auch den Brautraub als ein Heldenstück an. Nur ein paar ganz Fromme empörten sich weiter über das Nieerlebte. Die allgemeine Neugier umschlich das Kreuzwirtshaus. Was mochten sie dort gesagt haben, als die durchgebrannte Tochter auf einmal wieder dagestanden? Man lief ins Wirtshaus, man be-

fragte die Angestellten, man suchte in den Mienen der Nächstbeteiligten zu lesen. Die Margit selbst bekam man nicht zu Gesicht. Die Mutter verbarg sie in der Wäschekammer bei stiller Arbeit. Und sie selbst wich allen Blicken aus. Aber eine und die andere Magd wußte wohl zu erzählen, die Heimgekehrte habe ein blasses Gesicht und einen leidschmalen Mund. Sie gehe umher wie eine, die Böses zu verbergen habe oder die Menschen nicht mehr ansehen möge. Und irgendeine behauptete, die Margit werde ins Kloster gehen.

Dann erlebten die Schwätzer und die Schweiger, daß Kaspar Lorez, der Wirt und Amtsmann, der Gräbt des Eustach und zweier nachträglich noch ausgegrabener Lawinenopfer beiwohnte. Seiner verschlossenen Miene aber war auch dafür keine Erklärung zu entnehmen.

Gleich danach jedoch leistete sich der Klaus Umstad einen Streich. Der hatte ja nie das Pulver erfunden gehabt oder sich durch besonderes Feingefühl ausgezeichnet. Als er nun die Margit wieder zu Hause wußte, tat sein Herz einen Schlag und er einen Gang. Er stellte sich vor, seine ehemalige Frau müsse reuig, überzeugt, daß sie eine Dummheit begangen, und gottfroh, daß er noch da sei, heimgekehrt sein. So begab er sich geradewegs und voll kühner Erwartungen ins „Kreuz“, wo er so lange heimisch gewesen. Der Zufall wollte, daß ihm hier keine der drei Frauen in den Weg lief. Aber eine Aufwärterin wies ihn ins Kontor, wo Kaspar Lorez selbst an seinem Schreibpult saß. Der war keiner, der leicht aus der Fassung geriet; aber als er beim Aufgehen der Tür den Gast erkannte, verschlug es ihm einen Augenblick die Rede.

„Sie ist also wieder da“, führte der Klaus sich in vergnügtem Tone ein, als gelte es nur, seine Frau Margit wieder abzuholen.

„Wenn du die Margit meinst, ja“, erwiderte Lorez.

Der Klaus wollte wissen, wo er sie finde.

Da erhob sich der Lorez. Er war in diesem Augenblick nicht besonders stolz darauf, daß er eine Weile den hablichen Umstad als Schwiegersohn willkommen geheißen hatte. „Die Tochter ist wohl nicht zu sprechen“, lehnte er den Klaus ab.

Der blieb immer gleich arglos und bemüht, aus der Tragödie einen Schwank zu machen. „Ich nehme ihr nichts mehr übel“, versicherte er.

Lorez zögerte.

„Der Eustach ist ja tot“, fuhr der Klaus lächelnd fort.

Dem Lorez gingen die Dinge durch den Kopf, die sich vor kurzem ereignet. Da hatte ihm seine jüngere Tochter von so manchem erzählt, was ihr die Margit gebeichtet, von Dingen, die schwer zu berichten waren, von Empfindungen mehr als von Taten, von Wesen mehr als von Worten. Und sie hatten ihm, dem Lorez, eines aufs neue klar erwiesen, daß der Eustach einer gewesen, dem man Respekt schuldete, und daß die Margit ihn noch und wohl für immer im Herzen trug. Nun entgegnete er dem Klaus: „Ob auch tot, er ist dir doch immer im Wege, der Eustach.“

„Wieso?“ fragte der Klaus und sperrte die hübschen blauen Augen auf.

„Bah, das sind so Sachen!“

Und als der Klaus noch immer nicht begriff, erklärte er ihm still: „Sie hat euch aneinander gemessen, euch zwei. Und der andere hat obenauf geschwungen!“

Langsam dämmerte es dem Klaus, woran er war und daß er es auch bei dem Lorez verspielt. Noch stand er da, als habe ihm einer ein schwarzes Tuch über den Kopf geworfen. Noch drehte er den Hut, den er in der Hand hielt, ein paarmal um und um.

Der Lorez setzte sich wieder ans Pult.

Da erst sagte der Klaus ein verlorenes: „So? — Ja, ade!“ Und ging.

Als ihm ein paar Tage später einer, dem die Zunge locker saß, sagte, jetzt könne er ja die Margit Lorez doch noch nehmen, protzte er auf: „Meinst auch, ich möchte!“

Es war ein paar Tage später.

Unterm Fenster der Wäschekammer im „Kreuz“ pfiff der Gemeindeschreiber Urban Epp der Biene.

Das war eine Verabredung zwischen zwei Kameraden und noch kein Liebesstelldichein. Der Urban hatte einmal vorgeschlagen: „Wir haben schon ein paarmal vernünftig miteinander geredet. Wir könnten das von Zeit zu Zeit tun. Anlaß ist genug.“

Die Biene hatte zugestimmt.

„Wenn ich pfeife, kommst“, hatte der Urban angeregt. „Dann gehen wir selbander spazieren.“

Ein solcher Gang war wieder fällig.

Es war noch immer Winter; aber der Gutwetterwind hatte den Föhn wieder aus dem Tal verjagt. Ein wenig Neuschnee war gefallen und lag wie Streuzucker über den dunkeln Tannen und auf dem hartgefrorenen Weg gegen die St. Josephskapelle. Es war auch schon dunkel. Das Dorf schaute mit stillen, roten Fensteraugen den beiden Wandergefährten nach. Aber im blauschwarzen Himmel schwamm eine mächtigere und feierlichere Leuchte, der Mond. Der machte aus dem Tal und dem Weg eine Kirche. In heiliger Schweigsamkeit umragten sie die Berge. Die Bäume taten es ihnen nach und standen mit reglosen Ästen. Und der Weg war leer. Nur wie Andacht wehte es über ihn hin.

Der Urban hatte die Biene, die sein Pfiff herbeigeholt, begrüßt. Jetzt aber war ihnen das Reden vergangen, obgleich beide den Drang hatten, zu gestehen, es sei schön, einander so zu treffen, so selbander zu gehen und eines vom andern zu wissen, daß es ihm ein Glück bedeute.

Manchmal braucht es auch der Worte nicht.

Als sie das Dorf hinter sich hatten, legte der Urban seinen Arm um die Schulter der Biene, fragte nicht, ob er dürfe, tat es halt, als ob es selbstverständlich sei.

Sie waren ein schönes Paar. Das konnte der Mond feststellen, wenn sonst eben keiner sie sah. Der Gemeindeschreiber war nicht umsonst ein Turner und Schwinger gewesen; er hätte einen kerzengeraden Soldaten abgegeben. Die Biene hatte sich in der letzten Zeit noch gestreckt. Ihr blondes Haar leuchtete im Mondlicht, aber fast mehr noch fiel das Licht ihrer hellen, grauen Augen auf. Wenn der Urban ihrem hellen Blick begegnete, wurde ihm sonderbar zumut. Eben noch war sie ein Schulkind gewesen, und jetzt lagen ein Ernst und eine Reife in ihren Augen, als hätten diese ein langes Leben und eine weite Welt geschaut.

Die Biene sträubte sich nicht gegen den Männerarm. Einmal waren sie dazu schon zu gute Freunde, und dann war da in ihr eine Art heimlicher Freude, die sie im Gegenteil sich selbstvergessen in diesen Arm schmiegen ließ.

Der Arm verengte sich. Nicht lang, so bog der Epp den Kopf näher zu dem der Biene. Dann war der Weg nicht weit von Mund zu Mund.

„Hast mich gern?“ fragte der Urban. Das Mädchen nickte.

Danach blieb es lange still, so lange, daß der Urban endlich fragte: „Was denkst?“

Da kam ihm die seltsame Antwort: „Ich muß an die Margit denken und daß es nicht recht ist.“

„Was?“ fragte der Urban.

„Daß ich so . . . so froh bin.“

Wie lange die Wanderung dauerte, wußten die beiden nicht. Man mißt nicht die Zeit, wenn sie fliegt wie der Wind. Der Urban wälzte im Kopf Gedanken: Daß es eine Freude sei, zu gewahren, wie die Biene an der Schwester hing, und wie sie ihm das doch nicht zeigen wollte, und — und — vieles mehr! Dann sagte er: „Ich komme mit dir heim.“

Einen Augenblick zögerte die Biene. Wiederum, weil sie nicht ein Glück vor die Margit tragen wollte, die im Unglück war. Dann aber wuchs in ihr ein Drang auf, der das Bedenken überwand. Warum sollten die Ihrigen nicht wissen, wie es um sie und den Urban stand? So legte sie den Arm in den, den der Urban ihr bot, und schlug mit ihm den Heimweg ein.

In der Hinterstube im „Kreuz“ saßen zu dieser Stunde die Margit Lorez und ihre Mutter beisammen. Zwischen ihnen war laut, was noch lange nicht zu Ende geredet war, die Sache mit Eustach.

Durch die Haustür traten die beiden Nachtwanderer, der Epp und die Biene. Sie betraten den Flur. Die Biene tat hier, als ginge der Urban sie nicht weiter an. Allenfallsiger Gaffer wegen! Aber als sie vor der Familienstube ankamen, hämmerte ihr das Herz. Und als sie die Tür auftat und in die Gesichter von Mutter und Schwester schaute, ahnend, wovon sie miteinander handelten, hätte sie ihren Begleiter beinahe wieder aus dem Zimmer gedrängt, weil ihr für Glück kein Raum schien, wo der Kummer redete. In diesem Augenblick aber stand die Margit auf. Die Zeit des Weinens war für sie vorbei. In Tagen und Nächten hatte sie das Leid um den Eustach in sich hinabgegraben und darüber das Gefühl der Stille, des Wiederdaheimseins geschichtet. Wohl tat ihr das Herz weh, als sie jetzt die Augen der Biene glänzen sah und erriet, was ihr war; aber fast größer war das Erstaunen, das sie ankam, darüber, daß es so etwas gab, so ein alltägliches oder einfaches oder wohltätiges Glück, wie man es der Biene und dem Urban dort anspürte.

Während sie jedoch noch auf das wartete, was die Schwester sagen werde, kam aus den Wirtschaftsräumen herüber auch der Vater, der Lorez, gegangen.

Zu ihm wendete sich der Urban. „Wir sind eben noch spazieren gegangen“, berichtete er nicht eben aufschlußreich.

„Das sieht man euch an“, scherzte Lorez.

Die Biene schlich sich zur Margit. „Ich habe ihn gern“, beichtete sie.

Die Mutter trat heran und stand zwischen den Töchtern, hager, still, größer als die beiden, noch immer wie seit deren Kindheit eine Art Schutz und Schatten, wie die Tiermutter sie den Jungen bedeutet.

Aber laut und klar antwortete die Margit der Biene: „Recht so!“

Ein paar Sekunden lang hatten nur Gedanken Raum, nicht Worte. Die der Biene kehrten zu dem zurück, was ihr Erlebnis von dem der Schwester unterschied.

Das aber erspürte die Margit; denn, die Kummer haben, sind hellhörig. Und sie fügte dem Wort von vorhin hinzu: „Ich werde ihn auch nie vergessen!“

Fast trotzig und wie eine, die entschlossen ist, etwas bis zum Tod zu verteidigen, sagte sie das.

Kaspar Lorez, freier, gelassener Mann, der er war, überblickte Leute und Dinge. Er gab dem Urban die Hand: „Du sollst mir recht sein.“ Und die Lorezin hieß er: „Bring ein gutes Glas Wein, Mutter.“

Frau Maria trug auf, Gläser und Wein. Man stieß an zusammen. Man redete davon, wie es im Leben gehe, dem einen komme das Glück im Sturm, dem andern im Stillen.

Auch die Margit hob ihr Glas.

Wer mit ihr anstieß, tat es leiser, ein wenig scheu.

Der Lorez blickte in den roten Wein, wie er in seinem Glase funkelte, hob dieses und sprach, erinnernd an etwas, was er schon einmal gesprochen: „Auf das Spiel der Liebe!“ Und im Ton, wie er das sagte, war es gültig für den Sturm und die Stille und die andere Zeit, wo das Ende nicht das Glück war, nur das lange Gedächtnis.

Der Justizmord an Lesurques

Eine Geschichte aus dem Pitaval

Von Edmund Finke

Der Pitaval, eine Sammlung der bedeutendsten Kriminalfälle aller Zeiten und Völker, führt seinen Namen vom Herausgeber des ersten derartigen Werkes, dem Franzosen Gayot de Pitaval (1673-1743). Nach ihm bearbeitete und ergänzte in Frankreich Ch. Richer das Werk. In Deutschland erschien die erste Ausgabe des Pitaval 1792 mit einem Vorwort Schillers. 1842 begann die sechzigbändige deutsche Ausgabe bei F. A. Brockhaus unter der Leitung des Kriminaldirektors Dr. J. E. Hitzig, eines Freundes von E. T. A. Hoffmann, und des Schriftstellers Willibald Alexis. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab P. J. A. v. Feuerbach seine „Aktenmäßige Darstellung“ merkwürdiger Verbrechen heraus. Der Dichter Paul Ernst begann 1915 mit einer Neubearbeitung des alten Pitaval, die jedoch über drei Bände nicht hinauswuchs.
Der Verlag K. H. Bischoff in Wien hat sich nun zu einer Neuausgabe entschlossen. Herausgeber ist der Verfasser dieses Beitrags.

Joseph Lesurques, dreißig Jahre alt, von angenehmem Äußern, ein angesehener und wohlhabender Bürger aus Douai, kam im April 1796 nach Paris. Die Revolution hatte ihren Höhepunkt überschritten, langsam kehrte im Volk das Gefühl der Sicherheit zurück.

Am 23. April 1796 saß Joseph Lesurques im Hause Rue des Boucheries 27 bei einem Frühstück, das sein Landsmann Guesno, Gutsbesitzer aus Douai, ihm zu Ehren veranstaltete. Guesno hatte sich, noch in Douai, 2 000 Francs von Lesurques geliehen, die er ihm in Paris zurückzahlte, und diese Gelegenheit zu einer kleinen Feier benützt, bei der auch zwei Leute anwesend waren, die Lesurques an diesem Tage zum ersten Male sah. Es waren dies Richard, der Besitzer des Hauses, in dem Guesno während seines Pariser Aufenthaltes wohnte, und ein Herr Couriol. Die „Gazette des Tribunaux“ berichtete später, daß sie stutzerhaft gekleidet waren, Zöpfe, Stiefel mit gelben Umschlagklappen, Lorgnons, lange Uhrketten mit vielen Anhängseln, buntfarbige Kleider, Zweispitze auf dem Kopfe und keulenförmige Spazierstöcke, mithin die verrückte Tracht der Incroyabels (der Unglaublichen) trugen. Das Volk hatte die Einheitskleider der jakobi-

nischen Periode satt, die Mode schlug nach der andern Seite aus.

Couriol nahm an dem Frühstück nur durch einen Zufall teil, weil er als Gast des Hauseigentümers Richard, bei dem Guesno wohnte, nicht gut übergangen werden konnte. Er war etwa 25 Jahre alt, groß, gut gewachsen, ein hübscher Bursche mit schwarzen Augen, breiten Brauen und dunklen Wimpern, die dem Gesicht einen Ausdruck von Düsternis verliehen. Auf eine Erörterung seiner Zukunftshoffnungen, die Lesurques zum besten gab, äußerte Couriol, daß dies alles recht schön und gut sei, aber kein Mensch wisse, was ihm morgen bevorstehe.

Vier Tage später, am 27. April 1796, ritten am Wachposten bei der Barrière von Charanton vier junge Leute auf guten Mietgäulen vorbei, aus Paris gegen Melun, das südöstlich von der Hauptstadt an der Straße nach Dijon liegt. Der letzte der Reiter war Couriol mit einem womöglich noch finsterern Gesichte als sonst. Wer seine Freunde oder seine Bekannten waren, blieb längere Zeit zweifelhaft.

Zwischen 12 und 3 Uhr nachmittags hielten sich die Reiter in Mongeron auf, wo sie im Hotel zur Post beim Gastwirt Evrard speisten, sich hernach Kaffee und Tabakpfeifen geben und sich's überhaupt wohl sein ließen. Kurz nach 3 Uhr ritten sie auf der schönen, von Ulmen beschatteten Straße nach Lieursaint im Wald von Senart. In Lieursaint hielten die Reiter mehrere Stunden; das Pferd des einen hatte ein Hufeisen verloren. Der Wirt des Gasthofs Champeaux führte es zum Dorfschmied. Einem Reiter war die Kette gerissen, die den rechten Sporn am Stiefel festhielt; er stieg schon beim Einreiten ins Dorf vor dem Hause der Frau Chatelain vom Pferd, ließ sich eine Tasse Kaffee geben und bat um ein Stück starken Bindfadens, um den losen Sporn wieder zu befestigen. Die Magd Grossetête half ihm bei dieser Arbeit. Sie hieß nicht umsonst Grossetête; ihr Dickkopf brachte Lesurques aufs Schafott.

Die andern tranken unterdessen bei Champeaux Wein, kamen dann zur Frau Chatelain, spielten Billard, kehrten ins Gasthaus zurück, tranken weiter und ritten erst nach Einbruch der Dämmerung gemeinsam — das heißt zu viert — in der Richtung auf Melun ab. Bei Champeaux blieb ein Säbel zurück. Dem Wirt war es nicht entgangen, daß die Herren unter ihren langen Überröcken Säbel um den Leib geschnallt trugen. Nun, die Gegend um Paris war damals noch lange nicht sicher, und es gab wohl keinen Reisenden, der nicht irgendeine Verteidigungswaffe bei sich geführt hätte. Der Mann, der den Säbel vergessen hatte, kam gegen halb neun Uhr in größter Eile auf abgehetztem Pferde ins Wirtshaus zurück, nahm die Waffe an sich, trank ein Glas Schnaps und sprengte im Galopp den Gefährten nach. Er sah gerade noch, wie die Mailpost, die über Nacht von Paris nach Lyon fuhr, vor dem Wirtshaus hielt, um hier zum erstenmal Pferde zu wechseln. Von Lieursaint führt die Straße südostwärts durch den langausgedehnten Wald von Senart. In dem leichten Fuhrwerk, das eigentlich ausschließlich der Beförderung der Briefpost diente, saßen auf dem Kutschbock der Postillon und im Fond des Wagens der diensthabende Kurier und ein Fahrgast, der sich auf der Poststation im Louvre als Seidenhändler Laborde aus Lyon hatte einschreiben lassen.

Eine Stunde später, gegen 9.30 Uhr nachts, fuhr der Wagen durch eine mit dichtem Buschwerk bewachsene Talsenke. Die Straße führte auf der andern Seite steil bergauf, und der Kurier mahnte den Postillon, die Pferde zu schonen. Sie erreichten die Höhe nicht. Vier mit Säbeln bewaffnete Mordgesellen brachen aus dem Gebüsch, fielen den Pferden in die Zügel und schlugen den Postillon tot, während der Seidenhändler aus Lyon, ein Genosse der Banditen, den Kurier mit einem Dolchstoß durchbohrte und dem ohnmächtigen den Kopf vom Rumpfe trennte. Die Beute der Mörder betrug 75 000 Francs, die der Kurier in Gold, Silber und Banknoten bei sich trug. Der Mann, der den Postillon getötet hatte, gab sein Pferd an Laborde ab, der richtig Durochat hieß, und bestieg eines der Pferde, die vor den Postwagen gespannt gewesen waren.

Vier Leute hatten am Morgen den Schlagbaum bei Charanton passiert, fünf Reiter kehrten über Rambouillet nach Paris zurück.

Der Mord erregte das größte Aufsehen. Die Spuren wurden verfolgt, solange sie noch warm waren; sämtliche Personenbeschreibungen wurden an den Orten, wo sich die Leute aufgehalten hatten, sichergestellt, und einer der Männer, Bernard, wurde verhaftet, da der Vermieter der Reitpferde wußte, wer er war und wo er wohnte. Couriol, den der Stallbesitzer gleichfalls kannte, gelang es, rechtzeitig zu entkommen. Das Signalment des als Seidenhändler Laborde in die Listen der Mailpost eingetragenen Verbrechers Durochat führte erst drei Jahre später zu seiner Verhaftung.

Die Spur Couriols führte nach Chateau-Thierry ins Haus des Bürgers Bruer, bei dem er sich am 28. April 1796 einmietete. Die Polizei besetzte das Haus, verhaftete Couriol und fand bei ihm einen Betrag, der genau einem Fünftel der geraubten 75 000 Francs entsprach. Nun aber ergab sich folgendes: Herr Guesno, der Landsmann Lesurques, befand sich gleichfalls im Hause Bruers, da er am selben Tage in Chateau-Thierry geschäftehalber zu tun hatte. Die Polizei verhaftete auch Guesno und Bruer, ließ sie aber nach beigebrachtem Alibi wieder frei, und zwar bewies Guesno sein Alibi vor dem Friedensrichter Daubenton in Paris. Dieser entließ ihn und lud ihn für den nächsten Morgen ein, sich seine zur Überprüfung zurückgehaltenen Papiere bei ihm abzuholen. Und siehe da, das Unwahrscheinliche geschieht: Guesno begegnet am Morgen des 29. April auf dem Wege zum Polizeibüro seinem Landsmann Lesurques, fordert diesen auf, ihn zu begleiten, es handle sich nur um ein paar Minuten Aufenthalt beim Friedensrichter, er würde sich freuen, nachher mit ihm zu frühstücken. Lesurques ist zwar nicht begeistert, läßt sich aber doch bewegen, Guesno ins Polizeibüro zu begleiten und da der Friedensrichter Daubenton noch nicht anwesend ist, setzen sie sich zusammen ins Wartezimmer, wo schon verschiedene Zeugen in der Angelegenheit der überfallenen Mailpost anwesend sind oder nach und nach eintreffen. Daubenton kommt unterdessen in sein Büro, betritt es aber durch eine Hintertür, so daß Guesno und Lesurques vorn umsonst warten. Der Friedensrichter sieht seine Akten durch, bevor er die geplanten Verhöre beginnt, als der Beamte Heudon eintritt, um ihm eine wichtige Meldung zu erstatten. Zwei Frauen, die im Wartezimmer sitzen, versicherten ihm hoch und teuer, daß zwei Männer von der verfolgten Räuberbande im Vorzimmer säßen, es müsse, so erlaubt sich Heudon zu bemerken, etwas daran sein, denn eine der Frauen sei in Mongeron, die andere in Lieursaint zu Hause, und sie hätten sich bis zum heutigen Tage im Leben nie gesehen und auch nicht miteinander gesprochen, bevor sie die Mörder erkannten.

Der Friedensrichter nahm sich die beiden Frauen nacheinander vor. Die eine hieß Santon und war Magd beim Gastwirt Evrard in Mongeron. Sie versicherte, die beiden Männer, die draußen im Vorzimmer saßen — Guesno und Lesurques —, ‚aufs bestimmteste wiederzuerkennen', es gäbe keinen Zweifel, sie gehörten zu den vier Reitern, die am 27. April bei ihnen zu Mittag gegessen hätten.

Die andere war die Magd Grossetête, die bei der Frau Chatelain bedienstet war; sie rief in beschwörendem Tone aus, daß der blonde Herr — Lesurques — es gewesen sei, dem sie geholfen hatte, den rechten Sporn am Stiefel zu befestigen und der dann bei ihnen Kaffee getrunken und Billard gespielt hatte.

Der Friedensrichter nahm sich die beiden Männer einzeln vor, er zweifelte — auch später — niemals an ihrer Unschuld, allein er mußte seiner Pflicht genügen, Protokolle aufnehmen und Haftbefehle ausstellen. Lesurques, der durch einen lächerlichen Zufall das Büro Daubentons betreten hatte, blieb in Haft und wurde hingerichtet. Ein öder, elender Zufall war ihm zum Verhängnis geworden.

Guesno und Lesurques wurden allen Zeugen aus Mongeron und Lieursaint gegenübergestellt und, wie es im älteren Pitaval heißt, „von fast allen erkannt".

Lesurques, Guesno, Couriol, Bernard, Richard und Bruer kamen vor die Geschworenen, und zwar die drei ersten als unmittelbare Täter, Bernard als Mitschuldiger, weil er den Hauptbeteiligten die Pferde verschafft hatte; Richard, weil er Couriol und dessen Geliebter, Madeleine Brebon, Unterschlupf gewährt hatte und weil in seinem Hause der größte Teil des Raubes sichergestellt wurde, und schließlich Bruer, weil er Guesno und Couriol in Chateau-Thierry beherbergt hatte.

Von den fünf Angeklagten hatte nur Couriol an dem Verbrechen teilgenommen. Bernard und Richard wurden als Mitschuldige verurteilt; sie waren nach allem zu schließen, keineswegs unschuldig.

Guesno und Bruer gelang es nochmals, einwandfreie Alibis zu erbringen. Beinahe hätte sich auch Lesurques dem Verdachte entwunden. Aber der Zufall ließ nicht locker. Der Juwelier Legrand, ein Landsmann Lesurques, sagte aus, daß dieser einen Teil der Vormittagsstunden des 27. April bei ihm verbracht hatte, was von dem Juwelier

Aldenof bestätigt wurde. Er konnte demnach nicht zur selben Zeit nach Mongeron geritten sein. Die Herren Hilaire, Ledru und Chausfer stellten fest, daß sie am selben Tage mit Lesurques bei einem seiner Verwandten gleichen Namens, wohnhaft in der Rue Montorgueil, zum Mittagessen eingeladen gewesen waren. Der Maler Baudert war am Abend des 27. April Lesurques Gast gewesen. Die Handwerker, die an der Instandsetzung der neugemieteten Wohnung Lesurques in der Rue Monmartre arbeiteten, bezeugten übereinstimmend, daß sie ihn am 27. und 28. April dort bei allen möglichen Gelegenheiten gesehen und gesprochen hatten. Wer hätte jetzt also eigentlich noch nachweisen können, daß der unschuldige Angeklagte vom Morgen des 27. bis zum Morgen des 28. April abwesend gewesen war?

Da erbot sich der Juwelier Legrand in seinem Eifer, dem Landsmann doch ja unbedingt zu helfen, zu einem weiteren Beweis. Er hatte, so sagte er, am 27. April vormittags ein Geschäft mit dem Juwelier Aldenof abgeschlossen; daß dies der Fall gewesen sei, müsse in seinen Büchern vermerkt und auf diese Weise der Tag, an dem ihn auch Lesurques zur selben Stunde aufgesucht hatte, unwiderleglich festgehalten worden sein. Die Bücher wurden vorgelegt; der Gerichtshof konnte jedoch auf den ersten Blick feststellen, daß die Datumziffer von 28. auf 27. April (vom 9. auf den 8 Floréal) verbessert worden war. Auf Vorhalt und Haftandrohung gestand Legrand, daß er die Rasur und Korrektur vorgenommen hatte, um seinem Landsmann, von dessen Unschuld er felsenfest überzeugt sei, zu helfen. Zu diesem Zwecke bewog er offenbar auch noch seinen Geschäftsfreund Aldenof zu einer falschen Zeugenaussage. Es läßt sich denken, daß der Gerichtshof und die Geschworenen die Entlastungszeugen für den unglücklichen Lesurques nicht mehr beachteten.

Noch ein Entlastungszeuge meldete sich, und zwar ein solcher, der nicht vorgeladen worden war. Als die Geschworenen bereits begonnen hatten, über die Schuld oder Unschuld der Angeklagten zu beraten, drängte sich eine junge Frau vor, die den Präsidenten zu sprechen wünschte. Ein Gerichtsdiener führte sie zu ihm. Madeleine Brebon, die Geliebte Couriols, beschwor ihn, ihr zu glauben, daß Lesurques unschuldig sei; dieser sei einem Manne namens Dubosq ähnlich, der an dem Raubmord beteiligt gewesen, aber sogleich geflohen sei.

Daß diese Aussage das Verfahren nicht wenigstens solange unterbrach, bis das Gericht den genannten Dubosq gefaßt hatte, ist schwer zu verstehen, denn indem die Brebon zugab, Dubosq zu kennen, belastete sie sich und ihren Freund Couriol aufs schwerste. Aber der Präsident legte der Aussage der Madeleine Brebon, wohl unter dem Eindruck der versuchten Schwindelei Legrands, kein Gewicht bei. Die Geschworenen betraten den Gerichtssaal und verkündeten ihren Wahrspruch, auf Grund dessen Couriol, Lesurques und Bernard zum Tode verurteilt, Guesno und Bruer freigesprochen und über Richard eine Galeerenstrafe von 24 Jahren verhängt wurde.

Couriol war tatsächlich an der Tat beteiligt gewesen und Richard Mitschuldiger, indem er die Beute in seinem Hause aufbewahrte, Bernard büßte auf dem Schafott dafür, daß er den Verbrechern die Reitpferde beschafft und sie nach der Rückkehr der Täter aus dem Walde von Senart von Couriol wieder übernommen hatte, wofür er einen Anteil aus den geraubten Geldern erhielt. An dem Verbrechen selbst hatte er nicht teilgenommen.

Lesurques erhob sich, nachdem er den Urteilsspruch vernommen, und wandte sich ruhig und würdig an seine Richter: „Ich bin unschuldig an dem Verbrechen, das man mir aufbürdet. Bürger! Wenn es furchtbar ist, einen Raubmord auf der Landstraße zu begehen, so ist es doch nicht weniger furchtbar, einen ganz unschuldigen Mann zum Tode zu verurteilen.“

Couriol erhob sich gleichfalls und fügte den Worten Lesurques folgendes hinzu: „Ja, ich bin schuldig. Ich bekenne mein Verbrechen. Aber Lesurques ist unschuldig, und Bernard hat an der Tat nicht teilgenommen.“ Couriol wiederholte diese Beteuerung noch einige Male und schrieb kurz vor der Hinrichtung an die Richter, daß er seine Tat bereue, Lesurques habe er weiter gar nicht gekannt — wir erinnern uns, daß er bei Guesno nur zufällig an dem Frühstück teilnahm, — er, Couriol, nenne jetzt ausdrücklich die Namen seiner wirklichen Mitschuldigen, die mit ihm das Verbrechen verübten. Sie hießen: Vidal, Rossi, Durochat (fälschlich Laborde) und Dubosq, dessen auffallende Ähnlichkeit mit Lesurques die Zeugen aus den Dörfern Mongeron und Lieursaint getäuscht hatte.

Die Gesamtlage des Falls bewog den Gerichtshof nun doch, sich an das Direktorium zu wenden, das die Frage nach der Entscheidung an die gesetzgebende Versammlung weitergab. Die Entscheidung lautete: „Die Versammlung ging zur Tagesordnung über. In Anbetracht dessen, daß alles, was die Gesetze vorschreiben, beobachtet worden ist, ferner, daß ein einzelner Fall nicht den Bruch der genau festgesetzten Formen rechtfertigen könne, und daß auf eine gesetzmäßige Weise, die durch ein Gericht ausgesprochene Verurteilung auf solche Indizien hin umzustoßen, soviel hieße, als alle Begriffe von Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze über den Haufen zu werfen.“

Es ist ersichtlich, daß in den Köpfen der Versammlung oder des Ausschusses noch die Phrasen der in einem Blutbad erstickten Revolution ihr Unwesen trieben. Da es kein Recht auf Begnadigung gab, war Lesurques verloren.

Am Gründonnerstag, dem 10. März 1797, wurde er hingerichtet. Er schritt in einem weißen Sommeranzug zur Guillotine; er wollte dadurch auf seine Unschuld hinweisen. Richtiger wäre es, meinte er, wenn man die Hinrichtung um einen Tag später, am Karfreitag, vornähme. Auch Christus habe fremde Schuld auf sich genommen.

Couriol wurde mit ihm auf den Grèveplatz gebracht. Er wendete sich ans Volk und schrie mehrere Male: „Ich bin schuldig, aber Lesurques ist unschuldig!“

Zuerst fiel Bernards Kopf. Dann folgte Lesurques; schließlich Couriol.

Lesurques letzte Worte waren: „Ich vergebe meinen Richtern. Ich vergebe den Zeugen, deren Irrtum mich verdarb. Auch Legrand vergebe ich, der nicht wenig dazu beigetragen hat, mich auf dem Wege des Gesetzes zu morden. Ich sterbe, indem ich noch einmal heilig meine Unschuld beteure.“

Die Zufälle, die sich, das Verderben Lesurques herbeiführend, hartnäckig aneinanderreihten, bestehen in folgenden Einzelheiten:

1. Lesurques borgt Guesno 2 000 Francs.
2. Guesno wohnt in Paris im Hause eines Verbrechers (Richard).
3. Lesurques nimmt auf Guesnos Einladung an einem Frühstück in Richards Hause teil.
4. Bei diesem Frühstück ist zufällig, als Besucher Richards, auch Couriol anwesend.
5. Couriol verübt vier Tage nach diesem Frühstück mit vier Spießgesellen ein schweres Verbrechen.
6. Guesno und Couriol treffen einander am Tage nach dem Verbrechen zufällig im Hause Bruers in Chateau-Thierry.
7. Guesno trifft einen Tag später Lesurques auf dem Wege zum Polizeiamt, wo er sich seine Personaldokumente abholen will.
8. Lesurques läßt sich bereden, Guesno aufs Polizeiamt zu begleiten.
9. Lesurques sieht einem der (noch unbekannten) Verbrecher ähnlich.
10. Zur Stunde, in der Lesurques mit Guesno das Polizeiamt betritt, sind dort Zeugen anwesend, die zur Einvernahme vorgeladen sind, um über das unter Punkt 5 erwähnte Verbrechen auszusagen.
11. Die Zeugen wollen in Guesno und Lesurques zwei der Verbrecher erkennen.
12. Das Alibi Lesurques bricht infolge einer falschen Aussage seines Hauptentlastungszeugen Legrand zusammen.
13. Das Gericht legt daher den schwerwiegenden Entlastungszeugen, die geradezu unanzweifelbare Aussagen für Lesurques vorbrachten, keine Bedeutung bei.
14. Die gesetzgebende Versammlung lehnte es ab, sich mit der Richtigstellung des Falles zu befassen.

Ein Mann war von der Unschuld Lesurques fest überzeugt: der Friedensrichter (in unserem Sinne etwa Polizeidirektor) Daubenton, der ihn auf die Aussagen der Mägde Santon und Grossetête hatte festnehmen müssen, nicht weil er von seiner Schuld überzeugt gewesen wäre, sondern nur, um seine beschworene Pflicht nicht zu verletzen. Sein menschliches Pflichtgefühl aber stellte ihn vor die Aufgabe, dem Gerichtshof zu beweisen, daß Lesurques unschuldig gewesen war. Dies konnte nicht anders geschehen als durch die Verhaftung der wirklichen Mörder. Couriol hatte sie genannt. Sie hießen Vidal, Rossi, Durochat und Dubosq. Daubenton hatte sich von Couriol vor dessen Hinrichtung die Personalbeschreibung der vier Verbrecher

geben lassen, aber es dauerte zwei Jahre, bis es ihm gelang, einen der Männer zu verhaften.

Im Jahre 1799 entnahm er dem Verzeichnis der in Paris Verhafteten, daß Durochat, der 1796 im Walde von Senart den Kurier der von Paris nach Lyon fahrenden Mailpost erdolcht hatte, im Gefängnis von St. Pelagie eines Diebstahls wegen festsaß. Der Mann war soeben zu einer sechzehnjährigen Galeerenstrafe verurteilt worden, als Daubenton mit seinen Zeugen, den Postbeamten, die ihn unter dem falschen Namen Laborde in die Passagierliste eingetragen und in den Postwagen einsteigen gesehen hatten, in St. Pelagie eintrafen, wo diese Zeugen sogleich Durochat identifizierten.

Er wurde dem Friedensrichter Daubenton übergeben und unter Bedeckung eines Huissiers mit vier Gendarmen von Daubenton selbst nach Versailles gebracht. Auf dem Wege dahin bat der Gefangene im Dorfe Grosbois, frühstücken zu dürfen, da er seit vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung geblieben sei. Der Transport hielt in der nächsten Schenke, und Durochat äußerte den Wunsch, mit Daubenton allein bleiben zu dürfen. Ob er sich anschickte, zu gestehen oder ob er den Friedensrichter überrumpeln und flüchten wollte, ist fraglich. Jedenfalls frühstückte Daubenton allein mit Durochat, obgleich der Huissier Einspruch dagegen erhob. Auf Weisung des Beamten brachte die Magd nur ein Messer auf den Tisch, und als Daubenton es an sich nahm, um ein Ei zu köpfen, machte Durochat eine spöttische Bemerkung, daß sich sein Begleiter offenbar vor ihm fürchte, da er sich mit einem Messer bewaffne. Daubenton reichte ihm sogleich das Messer und forderte ihn auf, für sich und ihn je eine Schnitte Brot von dem aufliegenden Laib zu schneiden. „Und dann erzählt mir endlich, wie sich die Geschichte im Walde von Senart zugetragen hat."

Durochat war von dem unvermuteten Vertrauen, das ihm der Friedensrichter entgegenbrachte, so gerührt, daß er ein umfangreiches Geständnis ablegte, das mit Couriols Aussagen lückenlos übereinstimmte. Vidal war der Anführer der Bande gewesen; an dem Verbrechen hatten nebst Vidal und Durochat auch Couriol, Dubosq und Rossi (auch Biroldy genannt) teilgenommen. Bernard hatte die Pferde verschafft, an dem Verbrechen selbst nicht teilgenommen, aber davon gewußt und war mit einem gewissen Teil der Beute bedacht worden. Lesurques Name war Durochat erst zu Ohren gekommen, als die Zeitungen von seiner Verhaftung berichteten. Er war unschuldig. Durochat selbst floh nach der Tat aus Paris, als er von Couriols Verhaftung hörte.

Vor dem Tribunal bekannte Durochat noch einige Einzelheiten, die ihm, der ja nicht unter den Reitern gewesen war, von seinen Spießgesellen mitgeteilt worden waren. Der Mann, dem die Spornschnalle riß, war Dubosq gewesen, der damals übrigens eine blonde Perücke über dem kurzgeschnittenen Haar getragen hatte. Der lockere Sporn, der von der Magd Grossetête mit einem Bindfaden am Stiefel Dubosqs befestigt wurde, blieb am Tatort zurück, und Dubosq warf im Morgengrauen des 28. April 1796, als er den Verlust bemerkte, den zweiten Sporn in eine Latrine.

Ein paar Tage nach der Sicherstellung Durochats im Gefängnis von St. Pelagie wurde auch Vidal, der Anführer der Bande, verhaftet. Er leugnete alles. Ein Zeuge aus Lieursaint bedauerte, Guesno mit ihm verwechselt zu haben, womit Guesno endgültig von jedem Verdacht befreit ist. — Durochat wurde 1799 hingerichtet.

Im Jahre 1800 fiel endlich auch Dubosq in die Arme der Gerechtigkeit. Er war der typische Berufs- und Gewohnheitsverbrecher seiner Zeit, der es nur der Revolution zu verdanken hatte, daß er sich noch am Leben und bisher in Freiheit befand. In der jahrelang herrschenden Unordnung war es ihm immer wieder gelungen, sich der Verhaftung und Bestrafung zu entziehen, obgleich er schon in seiner frühesten Jugend zu einer längeren Galeerenstrafe verurteilt worden war. Vidal und Dubosq saßen nun zusammen im Versailler Gefängnis. Der eine leugnete ebenso hartnäckig wie der andere. Es gelang ihnen, die starken Gefängnismauern zu durchbrechen und die Flucht zu ergreifen. Dubosq brach sich bei einem Sprung aus acht Meter Höhe das Bein und wurde sogleich wieder festgenommen, Vidal entkam. Als er nach einigen Schwierigkeiten wieder eingebracht wurde, floh der inzwischen genesene Dubosq, und erst im Dezember 1801 befanden sich die beiden Schwerverbrecher wieder hinter Schloß und Riegel. Zwischen Lesurques Verhaftung und seiner Hinrichtung lagen bloß elf Monate, bei Vidal und Dubosq brauchten die Behörden beinahe drei Jahre.

Als Dubosq während der Verhandlung vor dem Tribunal den Zeugen aus Mongeron und Lieursaint mit einer blonden Perücke auf dem rasierten Schädel vorgeführt wurde, erkannten ihn nicht nur fast alle, sondern alle ausnahmslos als den Reiter, mit dem sie den unglücklichen Lesurques verwechselt hatten. Jetzt erst erwähnen die Akten einen Bürger Parrault, Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft, der am 27. April 1796 im Hotel zur Post in Mongeron mit den Mördern das Mittagsmahl einnahm und gleichfalls Zeugenschaft gegen Lesurques ablegte, jetzt aber zugeben mußte, daß er sich — leider — getäuscht hatte. Vidals Kopf fiel im Jahre 1801, der Dubosqs im März 1802 unter dem Messer der Guillotine.

Schließlich wurde auch noch Rossi-Béroldy, „der große Italiener", wie er in der Verbrecherwelt hieß, in Madrid verhaftet und an den Versailler Gerichtshof ausgeliefert. Auch er wurde hingerichtet und bezeugte kurz vor seinem Tode in einem Brief an den Gefängnisgeistlichen, daß Lesurques unschuldig gewesen war.

Mithin hatte die gesamte Mörderbande auf dem Schafott gebüßt. Drei — Couriol, Durochat und Rossi — bezeugten direkt, Dubosq mit seiner Perücke indirekt Lesurques' Unschuld. Was wäre natürlicher gewesen, als daß dem Opfer eines Justizmords seine bürgerliche Ehre hätte zurückgegeben werden müssen, um die Kinder zu rehabilitieren und der Witwe wenigstens diesen bescheidenen Trost zuteil werden zu lassen?

Da erwiesenermaßen, laut Aussage aller Zeugen, nur fünf Mörder im Walde von Senart anwesend gewesen waren, konnten es nicht sechs gewesen sein, und mit Lesurques hatten sechs Männer als unmittelbar an der Tat beteiligt für sie gebüßt. Hier bestand ein Widerspruch, über den sich kein vernünftiger Mensch hinwegsetzen konnte, und auf diesem Widerspruch fußend, versuchten die Familie Lesurques und ihre Rechtsbeistände eine Nichtigkeitserklärung durch die oberste Gerichtsbehörde durchzusetzen

Der Friedensrichter Daubenton, dem die Ergreifung der wirklich Schuldigen zu verdanken war, setzte sich selbst, seine Zeit und sein Vermögen für diese Nichtigkeitserklärung ein. Aber was Voltaire unter Ludwig XV. für Jean Calas gelungen war, gelang weder der Familie Lesurques noch dem Friedensrichter Daubenton unter dem Direktorium, dem Konsulat, dem Kaiserreich und der Restauration. Berühmte Schriftsteller und Juristen nahmen sich des Falles an. Doch es ist mit allen Mitteln der Vernunft und des Herzens nicht möglich gewesen, das Recht von seinem Unrecht zu überzeugen. Der Gesetzgeber zur Zeit der französischen Revolution hatte ein für allemal festgelegt, daß das Urteil der Geschworenen unumstößlich sei und an dieser Formel scheiterten die heißesten Bemühungen mehrerer Zeitalter um das, was wir „menschliche" Gerechtigkeit" nennen. Weder Napoleon noch die Bourbonen noch die Republik noch das zweite Kaiserreich haben es für notwendig gehalten, ein letztes, erlösendes Wort zu dem Justizmord an Lesurques zu sprechen. Ob dies, vielleicht, in jüngster Zeit geschah, ist dem Herausgeber unbekannt und zur Zeit auch nicht festzustellen.

Wir Deutschen aber werden es stets, wie unser Gesetz zeigt, für eine Unmöglichkeit halten, wenn einer starren Formel zuliebe die Würde und Ehre des Menschengeschlechts geopfert wird. Irrtümer sind möglich. Es muß demnach auch ihre Richtigstellung möglich sein.

Bayreuth — Unvergängliche Heimat

Es sind die alten Straßen und Gassen, durch die Wagner einst geschritten ist; die Bäume sind es, jung damals und schlank, reichbelaubt und schattenspendend heute, die sich über seinem Haupt ausbreiteten und über Tausenden von Schaffenden rauschen, wenn sie hinaufpilgern zum Festspielhaus. Was haben sie alles gesehen, diese schönen alten Bäume! Sie sahen den Beginn, den Widerstand engstirniger Spießbürger und die leidenschaftliche Hingabe der Jugend; sie erlebten das Werden einer Tradition, die schließlich Weltgeltung besaß; und sahen nun, im fünften Jahr dieses großen Krieges, wiederum Scharen von Soldaten und Rüstungsarbeitern herbeiströmen, die allen Schwierigkeiten zum Trotz an der Stätte seiner tiefsten Wirksamkeit Richard Wagners „Meistersinger" er-

leben sollten. Zwei Tage lang schweigen für sie die Stimmen der Fronten und der Fabriken, Sirenengeheul und Kanonendonner; zwei Tage lang tritt die harte Wirklichkeit des Krieges für alle diese Menschen zurück und eine andere steigt herauf: die unvergängliche Wirklichkeit der Kunst. Und unwillkürlich formen sich angesichts dieses Geschehens Worte, die Friedrich Nietzsche vor über siebzig Jahren fand, als die ersten Festspielgäste den „grünen Hügel" erstiegen: Worte aus seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen", von denen uns dünkt, sie könnten heute geschrieben und für unsere Generation bestimmt sein, so zeitgemäß sind sie inzwischen geworden! „In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswert", heißt es da, und weiter: „Die Kunst ist nicht für den Kampf selber da, sondern für die Ruhepausen vorher und inmitten desselben, für jene Minuten, da man zurückblickend und vorahnend das Symbolische versteht . . . damit der Bogen nicht breche, dafür ist die Kunst da!"

Ergriffen lassen wir diese Worte in unseren Herzen aufklingen. Wo anders könnten wir sie besser verstehen als hier? Wenn die Fanfaren des „Meistersinger"-Vorspiels hell und schmetternd über den grünen Hügel klingen, wenn die Teilnehmer der Aufführung in das schlichte alte Haus strömen, wenn das Spiel beginnt, die holde Geschichte von den Liebenden, von Hans Sachsens schwermütigem Verzicht und den Späßen um Beckmesser — dann erst wird uns ganz bewußt, daß wohl kaum ein Werk geeigneter und würdiger wäre, vor dieser Hörerschaft dargestellt zu werden als gerade die „Meistersinger". Jene „goldhelle, durchgegorene Mischung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit", wie Nietzsche sie nannte. So herrscht denn auch in dem bis auf den letzten Platz besetzten Festspielhaus bei jeder Aufführung eine feierliche, ja atemlose Stille; in viele der jungen Gesichter hat der Krieg sein unerbittliches Zeichen gegraben, viele der Hörer tragen das Verwundetenabzeichen oder weisen sich schon durch die Sichtbarkeit ihrer Verletzung als Kriegsteilnehmer aus; dennoch wird man selten so herzlich lachen hören wie hier, wenn etwa Beckmesser sein unvergleichliches Ständchen singt, Prügel bekommt oder auf der Festwiese seine beschämende Niederlage erlebt; und selten wird die Verzauberung der innigen und bedeutungsvollen Stellen so überwältigend ein ganzes Auditorium erfassen wie hier in Bayreuth, wenn das zauberisch schöne Quintett des 3. Aktes erklingt oder die ernste Mahnung Sachsens, die deutschen Meister zu ehren.

Die Aufführung wurde in zwei Besetzungen dargeboten, von denen eine der musikalischen Gesamtleitung Wilhelm Furtwänglers, die andere Generalmusikdirektor Abendroth unterstand; für die Inszenierung zeichnete beide Male Generalintendant Heinz Tietjen, dessen Kunst der Ensemblegestaltung hier wahre Triumphe feierte; die stimmungsvollen Bühnenbilder schuf ein Enkel Richard Wagners, Wieland Wagner. Ich erlebte eine von Wilhelm Furtwängler geleitete Aufführung, dessen glühende Besessenheit sich jedem einzelnen der vielen Mitwirkenden mitteilte, so daß eine Darstellung zustande kam, in der alles und alle — Orchester, Sänger und Chor — zu einer lebendigen Einheit verschmolzen schienen. Im Mittelpunkt der Aufführung stand der kraftvolle Hans Sachs von Jaro Prohaska; Maria Müller war ein schalkhaft inniges Evchen, Max Lorenz ein wahrhaft ritterlicher Stolzing; ihre schönen Stimmen vereinigten sich im Quintett aufs wohllautvollste mit denjenigen der ausgezeichneten Camilla Kallab als Magdalene und des lustigen David von Zimmermann. Aber auch der Beckmesser von Fuchs, die kleineren Rollen der verschiedenen Meister, die Chöre — alles fügte sich dem Ganzen harmonisch ein, lebte in ihm und war Zeugnis jener „verzehrenden Hingabe an die Sache", die Richard Wagner einstmals als „das eigentliche Deutsche" bezeichnet hat.

Es mag mancher sich auf dem Wege nach Bayreuth gewundert haben, daß trotz des 5. Kriegsjahres mit all seinen Verschärfungen diese Einladung des Führers an seine Soldaten und Rüstungsarbeiter möglich wurde: hier in Bayreuth wundert er sich nicht mehr. Mit tiefer Dankbarkeit empfängt er den Reichtum, der in dieser wundervollen Stadt zusammengetragen ist, und zu dem neben dem eigentlichen Kunsterlebnis auch die Schönheit der Landschaft, die edle Kultur der alten Markgrafenstadt, die Gastlichkeit der Hotels und Speisestätten und nicht zuletzt die hervorragende Organisation der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" im Verein mit Gau und Stadt Bayreuth gehört, die für einen reibungslosen Ablauf der Spieltage sorgte. Und das ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß wochenlang täglich etwa 2000 Menschen aus verschiedenen Gauen ankommen oder abreisen, daß alle diese Menschen untergebracht, verpflegt und befördert werden und, darüber hinaus, einen freundlichen und bleibenden Eindruck von Bayreuth empfangen sollen! Alle Helfer an der guten Sache arbeiteten fieberhaft, um jedem der Teilnehmer zu seinem Recht zu verhelfen, und so sah man auf den Straßen und Plätzen, in den vielen sauberen Gaststätten und oben, auf dem Festspielhügel, nur heitre, entspannte und zufriedene Mienen. Strahlendes Sommerwetter begünstigte die weihevollen Tage, die weißen Wolken des Fichtelgebirges zogen heiter über reifende Felder, blühende Anlagen und die rauschenden Bäume der alten Alleen. Und es flüsterte in all diesen Wipfeln, unaufhörlich flüsterte es und unvergeßlich für den, der es erlebte, vom Mythos eines großen Meisters, der deutsch war bis ins Mark. Diejenigen aber, die hierherkommen und seines Werkes teilhaftig werden durften, nahmen die Erinnerung an Bayreuth mit sich in den Alltag wie die Erinnerung an eine unvergängliche Heimat.

Karla Höcker

Abschied im Herbst

Nun gehn wir Arm in Arm den Weg,
den schönen Weg zum letztenmal,
Die Sonnenstrahlen fallen schräg,
die Koppeln sind schon fahl.

Die Blätter fliegen braun wie Rost
und rot wie Blut durch die Allee.
Es peitscht den See der steife Ost,
die Luft riecht sehr nach Schnee.

Wir sehn, wie schon vom Vogelzug
ein dunkler Keil am Himmel treibt.
Nur zu! Nur zu! Es bleibt genug,
da uns die Liebe bleibt.

Heinz Friedrich Kamecke

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Dr. Paul Weiglin, Stellvertreter: Dr. Walther Neubach, Künstlerischer Leiter: Jul. W. Krafft, alle drei in Berlin. Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Anfragen und Einsendungen (mit Rückporto) an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften. Berlin-Grunewald, Herbertstraße 24, Fernruf 97 29 09

UNSER LESEKABINETT

Die Kunst der Anekdote

Das Wort Anekdote ist durch Mißbrauch ziemlich heruntergekommen. Der Anekdotenjäger ist eine wenig erfreuliche Erscheinung auch in literarischer Hinsicht geworden, denn allzuviele haben in alten Witzblättern und anderen verschollenen Zeitschriftenbänden gestöbert, um herauszusuchen, worüber unsere Großeltern gelacht haben. Was sie fanden, haben sie mit mehr oder weniger Talent neu erzählt oder gar aktuell gemacht, und was sie so angerichtet auf den Markt brachten, waren im Grunde immer dieselben Scherze, nur daß sie heute von Friedrich dem Großen und morgen von Napoleon erzählt wurden. Gegen diese Verschandelung der echten Anekdote macht sich neuerdings ein wohltuender Widerspruch geltend. Man bemüht sich, sie wieder zu Ehren zu bringen, und so haben wir hier vor kurzem ein Büchlein von Stemplinger angezeigt, das eine Reihe ausgezeichneter und knapp gefaßter Anekdoten aus den ursprünglichen Quellen geschöpft hat. In einem weiteren Sinn erweist jetzt Karl Lerbs der „Deutschen Anekdote" (Knauer Nachf., Berlin) einen ähnlichen Dienst. Er zieht nicht nur das alte und klassisch gewordene Gut knapp gefaßter Geschichten heran, wie sie uns, um nur ein paar der bedeutendsten Namen zu nennen, Schiller, Kleist, Arndt und vor allen Dingen Peter Hebel hinterlassen haben, sondern hat auch die Dichter von heute aufgeboten. Fast alle, an die er sich wandte, sind seinem Ruf gefolgt und haben ihm für den starken Band das geschickt, was ihnen selber in der Kunstform der Anekdote am besten geglückt zu sein schien. Es ist überraschend, wie viele ausgezeichnete Geschichten zusammengeflossen sind, obwohl der moderne Meister der Anekdote Wilhelm Schäfer dem Herausgeber seine Mitarbeit versagt hat. Viele Namen sind den Lesern der Monatshefte von ihrer Mitarbeit an unserer Zeitschrift besonders gut bekannt und auch in diesem Band vortrefflich vertreten. So, um nur wenige in bunter Folge zu nennen: Molo, Anthes, Luhmann, Hohlbaum, Busse, Winckler, Findeisen, Hänsel, Wilhelm v. Scholz. Auch Lerbs selber hat einige ausgezeichnete Geschichten aus dem heimatlichen Bremen vorgetragen. Mit wehmütiger Freude begrüßen wir unter anderen, die uns in neuerer Zeit der Tod geraubt hat, den unvergeßlichen Erzähler Carl Bulcke. Wir danken es Lerbs besonders, daß er uns von ihm neben anderen die wundervolle Würzburger Geschichte von der Backpfeife neu geschenkt hat. In ihr vermißt sich ein Pech und Schwefel speiender Sozialdemokrat am Schluß seiner Hetzrede, daß der liebe Gott, falls es ihn gebe, einen Engel schicken möge, um ihn zu strafen. „Da kam ein großer schwerer Mann daher, langsamen Schrittes, ging auf ihn zu, und haute ihm eine gewaltige Backpfeife, haute ihm eine rechts und haute ihm eine links und sagte dazu: ‚Schönen Gruß vom lieben Gott und ich bin der Engel'."

Bücher der Ährenlese

Alte und neue Kostbarkeiten unseres Schrifttums sammeln die kleinen Bücher des Berliner Verlags „Die Ährenlese", als deren Herausgeber Hans Deetjen und Hans Bodenstett zeichnen. Uns liegen zwei von ihnen vor. Das eine bringt unter dem Titel „Bauernerbe" Erzählungen und Geschichten von Alfred Huggenberg, dem berühmten schweizerischen Dichter, der auch häufig in den Monatsheften zu Gaste gewesen ist. Wir erleben hier mit ihm das Dorf und sein Jahr, und wer ihn bisher noch nicht als Erzähler kennen sollte, der kann sich auch an seiner novellistischen Meisterschaft erfreuen. Der andere Band stammt von Klara Teschner und bringt uns die Dichtung Annette von Drostes auf eine ebenso merkwürdige wie reizvolle Weise nahe. In einen novellistischen Rahmen fügt die Herausgeberin eine Reihe der schönsten Gedichte Annettes ein und läßt sie durch Zeichnungen von Philipp Otto Runge, dem großen Romantiker, noch lebhafter zu uns sprechen.

Die japanische Landschaft

So berühmt die Ostasiatische Kunst auch im Abendland geworden ist, so schwierig ist sie für jeden zu beurteilen, der sich nicht an einem allgemeinen Wohlgefallen an dieser oder jener Einzelschönheit oder Kuriosität genügen läßt. Der kleinen Schar von wirklichen Kennern steht eine ungeheure Anzahl von oberflächlichen Liebhabern gegenüber, die zu einem großen Teil nicht einmal den eigenen Augen, sondern der Mode gehorchen. Man wird immer ernste Mühe aufbringen müssen, um den Zugang zu den geheimen und offenbaren Schönheiten dieser fernen Kunst zu gewinnen. Ein ausgezeichneter Führer zu ihr ist Ernst Diez, der in einer prachtvollen Veröffentlichung des Wiener Verlages Wilhelm Andermann die chinesische Landschaftsmalerei behandelt. Er nennt sein Werk „Shan Shui", was Berge und Wasser, die Grundelemente der chinesischen Landschaftsmalerei, bedeutet. Wer die Bilder des Bandes betrachtet, namentlich auch die farbigen Wiedergaben, wird ohne Zweifel auch unvorbereitet einen Genuß ernten. Reich beschenkt wird jedoch der, der den gründlichen Ausführungen des Verfassers folgt. Man lernt in einer neuen Weise sehen und ahnt zum mindesten, welche Ziele sich die chinesische Landschaftsmalerei gesetzt hat und auf welchen Wegen sie zu diesen Zielen kommt. Diez geht mit Recht auf die Maltechnik ein, die sich wesentlich von der unseren unterscheidet und in engster Verwandtschaft zur Schreibkunst steht, und lehrt uns erkennen, wie eng die Beziehungen des Malers zum Dichter und Philosophen sind. Er führt uns dann, von den Abbildungen unterstützt, durch die tausendjährige Geschichte der chinesischen Landschaftsmalerei, die sicherlich auf bisher noch nicht ganz klargestellten Wegen auch unsere abendländische Kunst befruchtet hat. Was die großen chinesischen Landschafter mit ihren Werken wollten, hat ein Chinese im 11. Jahrhundert sehr schön und für uns verständlich auseinandergesetzt. In seiner von Diez in einem umfangreichen Auszug abgedruckten Abhandlung beantwortet er die Frage, warum ein edler Mensch Freude an Landschaften findet: „Weil er in ländlicher Zurückgezogenheit innerlich wachsen kann; weil er am sorgenlosen Spiel der Flüsse und Berge Gefallen finden kann; weil er auf dem Lande stets Gelegenheit hat, Fischer, Holzfäller und Einsiedler zu treffen, den Flug der Kraniche zu beobachten und das Schreien der Affen zu hören. Das Getöse der staubigen Welt und die Eingeschlossenheit der menschlichen Behausungen widerstreben der menschlichen Natur, während sie im Gegensatz dazu Dunst und Nebel und den Geisterspuk der Berge sucht und selten finden kann."

Das Haupt der Welt

Durch Jahrtausende wurde der Stadt Rom mit diesem Namen gehuldigt, und wenn sich heute die Herren in Neuyork, in London oder in Moskau einbilden, in ihren Händen liege das Schicksal der Welt, und was Europa mit der Arbeit vieler Geschlechter aufgebaut habe, sei gerade gut genug, um Terrorfliegern bequeme Ziele zu bieten, so wissen wir es besser und nicht nur in Deutschland. Europa sehnt sich trotz dem Krieg und seiner Schrecken nach einer Gemeinschaft wie sie in jenen fernen Zeiten bestand, da die Legionen Roms den Frieden des Erdkreises schirmten und unter den großen Kaisern des weiten Reichs ein neues goldenes Zeitalter gekommen schien. Seit jenen glücklichen Jahrzehnten, deren Erinnerung in den dankbaren Völkern nie ganz erloschen ist, klingt dem abendländischen Menschen Rom wie ein Zauberwort und namentlich uns Deutsche hat es immer von neuem aus den verschiedensten Gründen angezogen. Wir haben es erobert, indem wir uns von ihm erobern ließen.

Zu den vielen Deutschen, die in der ewigen Stadt durch den Aufenthalt von Jahrzehnten heimisch geworden sind

gehört Philipp Hiltebrandt. In einem Bande der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erzählt er in lose gefügten Kapiteln die Geschichte Roms, ein unterhaltsamer Historiker, dem die Geschichten, die er nebenbei und mittendrin berichtet, nicht minder wichtig sind als der eherne Schritt des Weltgeschicks, den man nirgend deutlicher vernimmt als am Tiberstrom. Man kann dem Verfasser kein höheres Lob spenden als das: auch wer nie in Rom gewesen ist, fühlt sich unter seiner lebhaften Führung bald wie in einer vertrauten Umwelt. Hiltebrandt geht von der Idee Roms aus, schildert die Ursprünge und die Entwicklung der ersten Weltstadt, gibt mancherlei Neues zur Kenntnis des mittelalterlichen, des päpstlichen Roms und läßt uns dann an dem neuen Aufstieg im Barock sowie an den Schicksalen der Stadt im 19. Jahrhundert teilnehmen. Nach diesem großen Überblick geht er ins einzelne. Nach einem Kapitel über Lage und Umgebung Roms berichten andere über Romfahrten, charakterisieren die Stadtteile, schildern die Märkte und Hügel, die Sitten und Villen und gehen am Ende auch auf die Erschließungen der Ödlandschaften, der pontinischen Sümpfe ein. Ein Anhang enthält eine kleine Sammlung von Sprichwörtern in italienischer Mundart. Die zahlreich beigefügten Abbildungen wären für den Betrachter noch aufschlußreicher, wenn sie über die Künstler, die sie geschaffen, genaue Auskunft geben.

Die japanische Philosophie

Obwohl wir uns seit Jahrzehnten um das Verständnis des japanischen Volkes und namentlich seiner Kultur und Kunst bemühen und seit Jahren und erst recht in diesem Kriege uns ihm aufs engste verbunden fühlen, ist den meisten die seelische Verfassung unseres großen Freundes im Osten noch immer ein Rätsel geblieben. Dieses Rätsel läßt sich nicht leicht lösen. Es gehört dazu eine angestrengte Vertiefung in die religiösen und philosophischen Vorstellungen des Japaners. Wir müssen uns von dem Irrglauben frei machen, als wenn man dieses Volk und seinen Geist nach abendländischen Maßstäben begreifen könnte. Der Anfang der Erkenntnis ist auch hier der, daß man gar nichts weiß. Diesem Übelstand versucht nun ein bei J. C. B. Mohr in Tübingen von Paul Lüth über die „Japanische Philosophie“ abzuhelfen. Er versucht dem Leser ein bisher dunkles Reich zu erleuchten. Der Verfasser befleißigt sich, klar und anziehend zu schreiben, aber er ist in seinem Streben nach einer allgemein verständlichen Darstellung der Versuchung nicht erlegen, Schwierigkeiten zu umgehen oder zu vertuschen. Schon in der Einleitung weißt er darauf hin, wie wesentlich verschieden der Orient vom Abendlande ist. Der Orient horcht, was wir nur sehr selten vermögen, „auf die lautlosen Stimmen, die der nach innen gewendete Mensch vernimmt, wenn er sich in seinem Herzen von Geschäftigkeit und Betrieb und den lauten Dingen des Tages stets distanziert hält und nicht den Blick verliert für das Wesentliche, welches hinter den bunten Bil[illegible]n und Erscheinungen schattenhaft sichtbar wird.“ Diese [illegible]ssung des japanischen Geistes ist auch durch die Über[illegible] der westlichen Zivilisation nicht gewandelt worden. [illegible] Verfasser entwirft ein knappes, aber für den un[illegible]digen Leser erstaunlich reiches Bild von der Entwicklung der japanischen Philosophie, die sich häufig und dankbar auch der deutschen verpflichtet gefühlt hat. Neben Hegel, Schelling, Schopenhauer, Nietzsche ist hier vor anderen der Name Kants zu nennen mit dessen Philosophie nach einem Wort eines lebenden japanischen Philosophen jeder getauft werden muß, mag man nun mit ihr übereinstimmen oder nicht. Wir fühlen uns heute dem Japaner in seiner Auffassung von Treue, Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe nahe. Mögen die philosophischen Strömungen, wie sie Lüth so vortrefflich schildert, uns ergreifen oder befremden: über allen Verschiedenheiten steht doch hüben wie drüben die große goethische Ehrfurcht vor dem was über uns ist, und das japanische Dichterwort trifft zu: „Ein und derselbe Mond spiegelt sich in allen Wassern.“

Ein Stück [illegible]gen Deutsch[illegible]nds

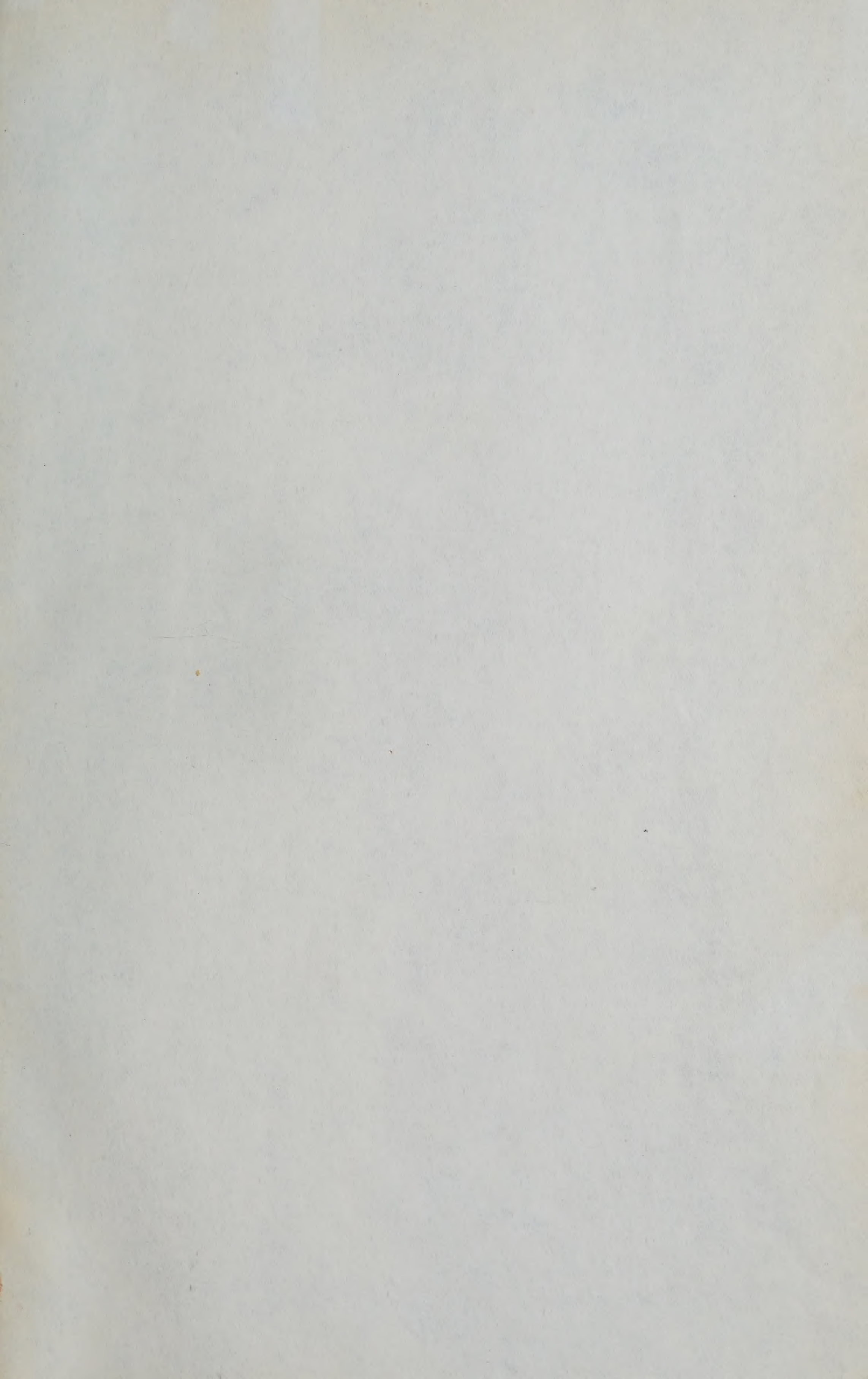
Seit v[illegible]en [illegible]hrzehnten [illegible]mmt der Verlag von Velhagen & Klasi[illegible] auf [illegible]em Gebiet des Kinderbuches einen ehrenvollen [illegible] Er ist nie unter die Fabrikanten gegangen, sondern auch hier bemüht gewesen, Werke von dauerhaftem Wert herauszubringen. Mit welchem Erfolg beweisen, um nur einen Namen zu nennen, Robert Reinicks „Lieder, Märchen und Geschichten“, ein klassisches Kinderbuch, das durch Generationen junge Herzen beglückt hat. Ein brüderlich verwandtes Werk hat jetzt der beste Kenner unseres Jugendschrifttums, Karl Hobrecker, herausgegeben: „Lieder und Bilder für Kinder.“ Es bietet sozusagen den ewigen Bestand von Dichtungen, die zu allen Zeiten deutsche Mütter ihren Kindern singen und sagen werden und die sich in die Herzen und Köpfe der Kleinen einprägen als erste Ahnungen von dem Reichtum und der Innigkeit unserer Poesie. Der Band ist, wie Hobrecker in seinem Geleitwort sagt, einer ganz anderen Zeit entkeimt, als die heutige ist, doch sein Inhalt bleibt genau so frisch und lebendig wie vor einem Jahrhundert. Das gilt auch von den mit viel Kenntnis und Liebe gewählten Bildern nach Zeichnungen von Richter und Schwind, von Neureuther und Bürkner, von Kaulbach, Pletsch und vielen anderen. Wie jedes gute Jugendbuch ist auch dieses nicht nur für den kleinen, sondern auch den großen Hans von Reiz und Wert. Nicht nur, daß es Erinnerungen an die eigene Jugend weckt; es bietet einen umfassenden Einblick in die Blütezeit deutscher Illustrationskunst.

Ein Edelmann

Wir sehen einen aufrechten Mann vor uns, ein offenes ostfriesisches Gesicht, gescheit und gütig, ernsthaft gewiß, aber in den Falten, die die Augen umgeben, hält sich Humor heimlich verborgen. Nicht nur die Generalsuniform mit den vielen hohen Orden verrät, daß wir es mit einem Herrn zu tun haben. Es ist Graf Carl von Wedel, in schicksalschwerer Zeit Generaladjutant Kaiser Wilhelms II. Aufzeichnungen aus den Jahren 1890 bis 1894 erblicken jetzt das Licht der Öffentlichkeit; Graf Erhard von Wedel hat sie bei Köhler & Amelang in Leipzig herausgegeben und sie kenntnisreich und taktvoll eingeleitet und erläutert. Das Buch heißt „Zwischen Kaiser und Kanzler“, bezeichnend in jenem tiefen Sinn, den ein geistvolles Wort der Ebner-Eschenbach meint, wonach der Sitz der Gerechtigkeit zwischen zwei Stühlen ist. Wedel war ein treuer Anhänger des von ihm bewunderten Fürsten Bismarck und gleichzeitig ein ergebener Diener seines Monarchen. Er hat nach Kräften und ohne Erfolg versöhnlich zu wirken sich bemüht und sein Tagebuch läßt uns tief in den für unser Vaterland so verderblichen Konflikt des großen Kanzlers mit dem von seiner Sendung allzu stark überzeugten Herrscher blicken. Wedel verteilt Licht und Schatten mit unbestechlicher Wahrheitsliebe. Er ist bedeutend genug, um Bismarcks Genie zu fassen, und verschweigt nicht, wo sich der leidenschaftliche Hasser ins Unrecht gesetzt hat. Er blickt mit Sorge auf die Charakterschwäche, auf die Oberflächlichkeit der Majestät und billigt auch dem Kaiser mildernde Umstände zu. Wedel war der einzige aus der unmittelbaren Umgebung Wilhelms II., der die Entlassung Bismarcks aus nächster Nähe erlebt hat. Und da er ein vortrefflicher und nüchterner Beobachter war, sind seine Aufzeichnungen eine ausgezeichnet zuverlässige Geschichtsquelle. Frei von jeder auch stilistischen Eitelkeit schreibt er seine Erlebnisse und Erkenntnisse nieder, ein guter Charakteristiker nicht nur der Hauptpersonen, sondern auch der Nebenrollen des Dramas wie Holsteins, Böttichers, Eulenburgs, Caprivis. Man freut sich der Bekanntschaft mit einem Edel- und Ehrenmann der auch an allerhöchster Stelle der Wahrheit die Ehre gab und vom Kaiser als ein Gewissensmahner empfunden wurde, Grund genug, daß er unbequem und verabschiedet wurde.

Dr. Paul Weiglin

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109544731